

Rita Bake

Verschiedene Welten II

109 historische und aktuelle Stationen
in Hamburgs Neustadt

Landeszentrale
für politische Bildung
Hamburg



Hamburg

Verschiedene Welten II

109 historische und aktuelle
Stationen rund um den
Infoladen der Landeszentrale
für politische Bildung und
des Jugendinformationszen-
trums in Hamburgs Neustadt
am Dammtorwall 1

Rita Bake

Verschiedene Welten II

109 historische und aktuelle Stationen
rund um den Infoladen der Landeszentrale
für politische Bildung und des Jugendinfor-
mationszentrums in **Hamburgs Neustadt**
am Dammtorwall 1

Landeszentrale für politische Bildung, Hamburg

Impressum

Die Landeszentrale für politische Bildung ist Teil der Behörde für Schule und Berufsbildung der Freien und Hansestadt Hamburg. Ein pluralistisch zusammengesetzter Beirat sichert die Überparteilichkeit der Arbeit.

Zu den Aufgaben der Landeszentrale gehören:

- Herausgabe eigener Schriften
- Erwerb und Ausgabe von themengebundenen Publikationen
- Koordination und Förderung der politischen Bildungsarbeit
- Beratung in Fragen politischer Bildung
- Zusammenarbeit mit Organisationen und Vereinen
- Finanzielle Förderung von Veranstaltungen politischer Bildung
- Veranstaltung von Rathausseminaren für Zielgruppen
- Öffentliche Veranstaltungen

Unser Angebot richtet sich an alle Hamburgerinnen und Hamburger. Die Informationen und Veröffentlichungen können Sie während der Öffnungszeiten des Informationsladens abholen. Gegen eine Bereitstellungsgebühr von 15 € pro Kalenderjahr erhalten Sie bis zu 5 Bücher aus einem zusätzlichen Publikationsangebot.

Die Landeszentrale Hamburg arbeitet mit den Landeszentralen der anderen Bundesländer und der Bundeszentrale für politische Bildung zusammen. Unter der gemeinsamen Internet-Adresse www.hamburg.de/politische-bildung werden alle Angebote erfasst.

Die Büroräume befinden sich in der Dammtorstraße 14, 20354 Hamburg; Ladeneingang Dammtorwall 1.

Öffnungszeiten des Informationsladens:

Montag bis Donnerstag: 13.30–18.00 Uhr,

Freitag: 13.30–16.30 Uhr

In den Hamburger Sommerschulferien:

Montag bis Freitag: 12.00–15.00 Uhr

Erreichbarkeit:

Telefon: (040) 428 23-48 02

Telefax: (040) 428 23-48 13

E-Mail: PolitischeBildung@bsb.hamburg.de

Internet: www.hamburg.de/politische-bildung

Die Verfasserin dieser Broschüre hat die Bildrechte eingeholt. Sollte dies nicht in allen Fällen möglich gewesen sein, bitten wir die Rechteinhaber, sich an die Landeszentrale zu wenden.

© Landeszentrale für politische Bildung; August Hamburg 2010
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die der Übersetzung, der Sendung in Rundfunk und Fernsehen und der Bereitstellung im Internet.

Lektorat: Elsbeth Müller

Gestaltung:
Andrea Orth, Hamburg

Abbildungen auf dem Umschlag: Grundkarte 1:500, 2010 (Freie und Hansestadt Hamburg, Landesbetrieb Geoinformation und Vermessung); Infoladen der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg und das Jugendinformationszentrum (Andrea Orth); Restaurant „Patzenhofer“ Dammtorstraße 14 (Postkarte 1920er Jahre); Dammtorwall im 19. Jahrhundert (Staatsarchiv Hamburg); Renaissance-Garten des Bürgermeisters Lützens 1716 (Staatsarchiv Hamburg); Kinoeingang in den 1909 eröffnete „Waterloo-Theater“, Dammtorstraße 14 (Staatsarchiv Hamburg); „Hotel Esplanade“ am Stephansplatz (Marina Bruse); „Jenisch-Haus“ am Neuen Jungfernstieg 19 (Marina Bruse); Lessing-Denkmal auf dem Gänsemarkt (Marina Bruse)

Druck:
Alsterdruck, Hamburg

ISBN: 978-3-929728-52-1

Inhalt

Einleitung **II**

1. Station: **Dammtorstraße** – Gartenlust (17.–18. Jh.); Schahdemonstration (1967) **18**
2. Station: **Dammtorstraße 14** – Renaissancegarten des Bürgermeisters Peter Lütkens jr. (17. Jh.); „Waterloo-Hotel“ (1850–1905); „Waterloo-Theater“ (1909–1974); Stolperstein für Dr. Max Fraenkel; „Öffentliche Rechtsauskunft (ÖRA)“; „Landeszentrale für politische Bildung“; „Kulturring der Jugend“; „Jugendinformationszentrum“; Referat „Bildungsurlaub“; Referat „Allgemeine Weiterbildung“ (21. Jh.) **23**
3. Station: **Dammtorstraße 13** – Café L’Arronge (1932–1972) **56**
4. Station: **Welckerstraße 6** – Kriegsgefangenen- und Zwangsarbeiterlager (1943–1945) **57**
5. Station: **Welckerstraße 8** – Logenhaus der „Vereinigten fünf hamburgischen Logen“ (1891–1937 und seit 1971) **58**
6. Station: **Dammtorstraße 12/Ecke Welckerstraße** – Gläsernes Studio der „Aktuellen Schau-bude“ (1957–1967) **59**
7. Station: **Dammtorstraße 1/Ecke Drehbahn** – Palast des Grafen Felix von Potocky (1793–1867) **61**
8. Station: **Drehbahn 3–5** – „Französisches Theater“/„Apollo Theater“ (1795–1814); „Apollo Saal“ (1804–1875) **62**
9. Station: **Drehbahn 7** – „Colosseum“ (um 1840–ca. 1862); „Sagebiel’s Etablissement“ (1862–Zweiter Weltkrieg) **67**
10. Station: **Drehbahn 11** – Stolperstein für Charles Julius Först **70**
11. Station: **Drehbahn 36–39** – „Wüppermannsche Hof“; „Hummel“ (19. Jh.) **71**
12. Station: **Drehbahn 36/Caffamacherei/Dammtorwall** – Justizbehörde; Versteigerungshal-len des Gerichtsvollzieheramtes (NS-Zeit); Öffentlicher Dienst und Nationalsozialismus **72**
13. Station: **Dammtorstraße 1/Ecke Valentinskamp** – „Deutschlandhaus“; „Ufa-Palast Ham-burg“ (1929–1942) **78**
14. Station: **Dammtorstraße 40/Ecke Gänsemarkt** – Atelier des Malers Karl Prahl (1930–1940) **81**
15. Station: **Dammtorstraße 36** – Filiale des „Korsetthauses Gazelle“ (NS-Zeit) **81**
16. Station: **Dammtorstraße 35** – Stolperstein für Jonny Steffens **83**
17. Station: **Dammtorstraße 30** – Filmkunsttheater „Metropolis“ (1952–2008) **83**
18. Station: **Ecke Kleine Theaterstraße/Kalkhof** – „Opera Stabile“ **86**
19. Station: **Dammtorstraße 28** – Kalkhof (1616–1829); „Stadt-Theater“/„Hamburgische Staatsoper“ (seit 1827); „Hamburgische Staatsoper“ in der NS-Zeit; Stolpersteine (NS-Zeit); Elsa Bern-stein, Librettistin (NS-Zeit); „Hamburgische Staatsoper“ nach dem Zweiten Weltkrieg; Geschlechterrollen auf der Opernbühne **86**
20. Station: **Dammtorstraße 27** – „Schwan-Apotheke“ (seit 1842) **102**

21. Station: **Dammtorstraße 25** – Oberschulbehörde (1913–1970); Aspekte der Schulpolitik (1914–1970); Erna Halbe, Arbeiter- und Soldatenrat (1918/19) **104**
22. Station: **Dammtorstraße 20** – Stolperstein für Hans Westermann **110**
23. Station: **Dammtorstraße/Riemanns Platz** – Taubstummenanstalt (1827–1829) **111**
24. Station: **Stephansplatz** – Erste Ampel Deutschlands (1922); Öffentliche Toilette: Die Hamburger Spiegelaffäre (1973) **113**
25. Station: **Stephansplatz/Dammtordamm** – 3. Dammtor (1632–1817) **115**
26. Station: **Stephansplatz 1** – Ehemal. Oberpostdirektion, Telegraphenamnt (seit 1887) **117**
27. Station: **Dammtorwall 1** – Infoladen der „Landeszentrale für politische Bildung“ und des „Jugendinformationszentrums“ (21. Jh.) **121**
28. Station: **Dammtorwall 7** – Freimaurerkrankenhaus (1795–1885) **123**
29. Station: **Dammtorwall 9–13/Caffamacherreihe** – Verwaltungsgebäude der Justizbehörde (seit 1913) **125**
30. Station: **Dammtorwall 11** – „Arbeitsstelle Vielfalt“ (21. Jh.) **126**
31. Station: **Dammtorwall 41** – „Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen“ (1945–1954); „Beratungsstelle für Wiedergutmachung“ (1945–1946) **127**
32. Station: **Ulricusstraße** – Prostitution (19.–20. Jh.); Obdachlosenheim für Frauen (1927–1934); „Evangelisch-Sozialer Hilfsverein“ (20–30er Jahre); Bertha Keyser, der Engel von St. Pauli (19./20. Jh.); Christiane Nissen, Mutter von Johannes Brahms, 19. Jh. **129**
33. Station: **Fürstenplatz** – (1799–50er Jahre des 20. Jh.) **134**
34. Station: **Dammtorwall 15** – „Unilever-Haus“/„Emporio“ (seit 1961); „Liliencron-Filmtheater (1968–1972) **135**
35. Station: **Dammtorwall vor Hausnummer 46** – Brahms-Monument (seit 1981); Dragoner-stall (1709/11–Mitte 19. Jh.) **140**
36. Station: **Johannes-Brahms-Platz** – „Laeiszhalle“ (seit 1908); „Musikhalle“ während der NS-Zeit; Stolperstein für Jacob Sakom; Armeesender BFN (1945–1953); das „Klingende Museum“ (seit 1989) **141**
37. Station: **Johannes-Brahms-Platz** – Brahms-Denkmal (seit 1981) **145**
38. Station: **Johannes-Brahms-Platz** – Verbandshaus des „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbands“/Brahms-Kontor (seit 1904); Annie Kienast, Gewerkschaftsaktivistin (20. Jh.); „Weibliche Schutzpolizei“ (Nachkriegszeit); „Kellertheater“ (seit 1966) **146**
39. Station: **Dragonerstall 14** – Geselligkeitsverein „Erholung“ (1815–1957); Das so genannte Gängeviertel: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft **151**
40. Station: **Dragonerstall 13** – „Stiftung Denkmalpflege Hamburg“ (seit 2. Hälfte 20. Jh.) **159**
41. Station: **Dragonerstall 11** – Frauencafé „endlich“; Frauenhotel „Die Hanseatin“ (seit 1995) **160**
42. Station: **Bäckerbreitergang 49–58** – Budenbebauung (18./19. Jh.) **161**
43. Station: **Valentinskamp 47** – Stolperstein für John Schickler ; „Madhouse“ (1969–21. Jh.) **163**
44. Station: **Valentinskamp 40–42 und 43** – „Hotel de Rom“ (1800–1814); Witwe Handje (19. Jh.); „Tütge's Etablissement (1866–1920); „Hamburger Volkszeitung“ (1923–1933); KPD-Bezirksleitung „Wasserkante“ (1923–1933); HJ-Bann 424 (NS-Zeit); Stolperstein für Bruno Andrejat; „Engelsaal“ (seit 2005); „Otto Steins Verkehrslokal der Arbeiter“ (20. Jh.) **164**
45. Station: **Valentinskamp 38 und 34** – historische Gebäude (17./19. Jh.) **169**

46. Station: **Caffamacherreihe** – Gastwirtschaften/Arbeiterkneipen (20. Jh.); Mädchenhandel (50er Jahre 20. Jh.) **170**
47. Station: **Valentinskamp/Ecke Caffamacherreihe** – „Concertsaal Auf dem Kamp“ (1761–1804) **174**
48. Station: **Valentinskamp 57 beim Gänsemarkt** – Bar „Bohème“ (20. Jh.–1964/65); Tanzverbot (1961) **176**
49. Station: **Valentinskamp 274** – Lithographische Anstalt Speckter (18. Jh.) **177**
50. Station: **St. Anscharplatz 1 und 2** – Deutsch-reformierte Kirche (18. Jh.–1857); St. Anschar-Kapelle (1860–60er Jahre 20. Jh.); Atelierhaus-Projekt (1932–Zweiter Weltkrieg) **178**
51. Station: **Valentinskamp 1 und 2/Ecke Dammthorstraße** – Schlegel’s Weltrestaurant (1901–1928); Das Gänsemarktviertel **182**
52. Station: **Gänsemarkt** – Bürgermilitär (1814–1866); Hamburger Dom (1804–1892); Europamarkt; Kundgebungsort bei Demonstrationen (20. u. 21. Jh.) **183**
53. Station: **Gänsemarkt** – Lessing Denkmal (seit 1881); Nationaltheater (1767–1769); Gotthold E. Lessing und Eva König (18. Jh.) **185**
54. Station: **Gänsemarkt 36** – Privatgarten (17. Jh.); preußisches Oberpostamt (1841–1888); Finanzbehörde (seit 1918); Leo Lippmann, Staatsrat (NS-Zeit); Leo-Lippmann-Saal; Berthold Walter, Opfer des Nationalsozialismus; Die Rolle der Finanzbehörden in der Judenverfolgung **188**
55. Station: **Gänsemarkt 35** – „Lessinghaus“ Gewerkschaftsbewegung (19./20. Jh.) **194**
56. Station: **Gänsemarkt 21/23** – Girardet-Haus (seit 1896); „General-Anzeiger“; „Hamburger Anzeiger“; „Neue Hamburger Zeitung“; Hans W. Fischer, Feuilletonchef; Der „Hamburger Anzeiger“ in der NS-Zeit; Erich Lüth; Hugo Sieker; Wolf Schramm (Journalisten); Vilma Mönckeberg-Kollmar (Märchenerzählerin); Harry Reuß-Löwenstein (Kunstkritiker) (20. Jh.); Zeitungswesen im Girardet-Haus in der Nachkriegszeit **195**
57. Station: **ABC-Straße 55** – Kellerkneipe „Palette“ (50er Jahre 20. Jh.) **202**
58. Station: **Gänsemarkt 44** – Stadtbäckerei (seit 17. Jh.) **204**
59. Station: **Kalkhof** – Bordellbezirk (20. Jh.) **205**
60. Station: **Gänsemarkt 45** – „Lessing-Theater“ (1923–1955): der neue Ufa-Palast“ (1958–2006); Skandal im „Lessing-Theater“ (1919) **205**
61. Station: **Gänsemarkt/Büschstraße** – Zahlenlotto (1770–1774) **209**
62. Station: **Büschstraße 210**
63. Station: **Gänsemarkt 66–69** – „Gänsemarktoper“ (1677–1751); Die Oper als Wirtschafts-, Standort- und PR-Faktor (17.–18. Jh.); Inneneinrichtung, Operntechnik und das Publikum (17.–18. Jh.); Der Niedergang der Gänsemarktoper (18. Jh.); Opernchefin mit Ausstrahlung: Margaretha Susanna Kayser (18. Jh.); „Comödienhaus“ (1765–1827) **211**
64. Station: **Gänsemarkt 71–75/Colonnaden 17/19** – „Englischer Reitstall“ (1724–1885) **219**
65. Station: **Gänsemarkt 53/55** – Hauptgeschäftsstelle des „Hamburger Abendblattes“ (1949–1977); Nikolauspantoffeln/Nikolauspakete: Hilfe für Arme und Zeichen der Verbundenheit mit Berliner Familien (1959ff.) **220**
66. Station: **Jungfernstieg 50** – Buchhandlung „Agentur des Rauhen Hauses“/„Buchhandlung am Jungfernstieg Anneliese Tuchel“ (1926–1998); Widerstandskreis „Hamburger Zweig der Weißen Rose“ (NS-Zeit): Traute Lafrenz, Felix Jud, Hannelore Willbrandt, Marie-Luise Jahn, Reinhold Meyer, Elisabeth Lange, Dr. rer. nat. Katharina Leipelt, Hans Leipelt, Marie Leipelt, Margarethe Mrosek, Heinz Kucharski, Margaretha Rothe, Erna Stahl, Prof. Rudolf Degwitz,

Albert Suhr, Frederik Geussenhainer, Dr. Kurt Lediem (NS-Zeit); Kunstausstellungen in der Buchhandlung „Agentur des Rauhen Hauses“ (NS-Zeit); Johannes P. Meyer (20. Jh.); Anneliese Tuchel (20. Jh.); Klaus Tuchel: Kirche und Homosexualität (20. Jh.) **221**

67. Station: **Ecke Jungfernstieg/Neuer Jungfernstieg** – Befestigungsturm: „Isern Hinnerk (16. Jh.–1728) **227**

68. Station: **Neuer Jungfernstieg 1** – Böckmann'scher Garten (18.–19. Jh.); „Alsterhalle“/Konditorei A. Giovanoly (1831–1866); Hep-Hep-Krawalle (1835); „Neuer Union-Club“ (19. Jh.) **228**

69. Station: **Colonnaden 5** – Senator Schemmann, Bauherr (19. Jh.); Heinz Liepmann, Schriftsteller (20. Jh.); erste schwule Buchhandlung Hamburgs, Redaktion der Homosexuellen Zeitschrift „Der Weg“ (1953–1957) **233**

70. Station: **Colonnaden 11** – Jazzclub „Barett“ (1953–1966) **234**

71. Station: **Colonnaden 40a** – Stolperstein für Edgard und Flora Francke **235**

72. Station: **Colonnaden 25/27/Ecke Büschstraße** – Antiquitätengeschäft Hecht (19. Jh.-NS-Zeit); Felix Hecht (NS-Zeit); Ausstellungen der Künstlergruppe „Hamburger Gruppe“ (20. Jh.) **236**

73. Station: **Colonnaden 47** – Stolpersteine für Alfred Jacobsohn und Günther Ehrich **237**

74. Station: **Colonnaden 104** – „Hamburger Bücherstube Felix Jud & Co.“ (1923–1943); Felix Jud (20. Jh.); Treffpunkt verschiedener Widerstandskreise (NS-Zeit) **239**

75. Station: **Neuer Jungfernstieg 11** – Stadthaus der Familie Weber: die Weberabende (19. Jh.); Hotel „Vier Jahreszeiten“ (seit 1904) **240**

76. Station: **Binnenalster** – Lustschützen (17.–20. Jh.); Die Binnenalster: ein Ort für politische Großereignisse auf künstlichen Inseln (19. Jh.); Rund um die Binnenalster: politische Veranstaltungen, Demonstrationen und Lichterketten (20.–21. Jh.) **242**

77. Station: **Große Theaterstraße 44/45** – SPD-Parteizentrale (1887–1933; 1945–1957); Luise Zietz (19./20. Jh.); Die SPD in der NS-Zeit **245**

78. Station: **Große Theaterstraße 41** – Homosexuellenlokal „Theaterklausen“ (1934–50er Jahre 20. Jh.) **247**

79. Station: **Große Theaterstraße 10** – „Frauenclub Hamburg 1909 für erwerbstätige, gebildete Frauen“ (1909–1911) **249**

80. Station: **Große Theaterstraße 22** – Stolpersteine für Ursula und Otto Westphal **249**

81. Station: **Große Theaterstraße 23** – „Neuer Frauenklub Hamburg“ (1910 ff.); Hedwig Weidemann, bürgerl. Frauenbewegung (19. Jh.); Rednerinnenschule (1910 ff.) **251**

82. Station: **Große Theaterstraße 32** – Homosexuelle Literatur in der „Buchhandlung an der Staatsoper“ (60er Jahre 20. Jh.); Martin Reinecke (20. Jh.) **252**

83. Station: **Große Theaterstraße 33** – Antonie Petersen, Kunstförderin und Wohltäterin (19. Jh.) **254**

84. Station: **Große Theaterstraße 34/35** – Alma del Banco, Malerin (20. Jh.) **254**

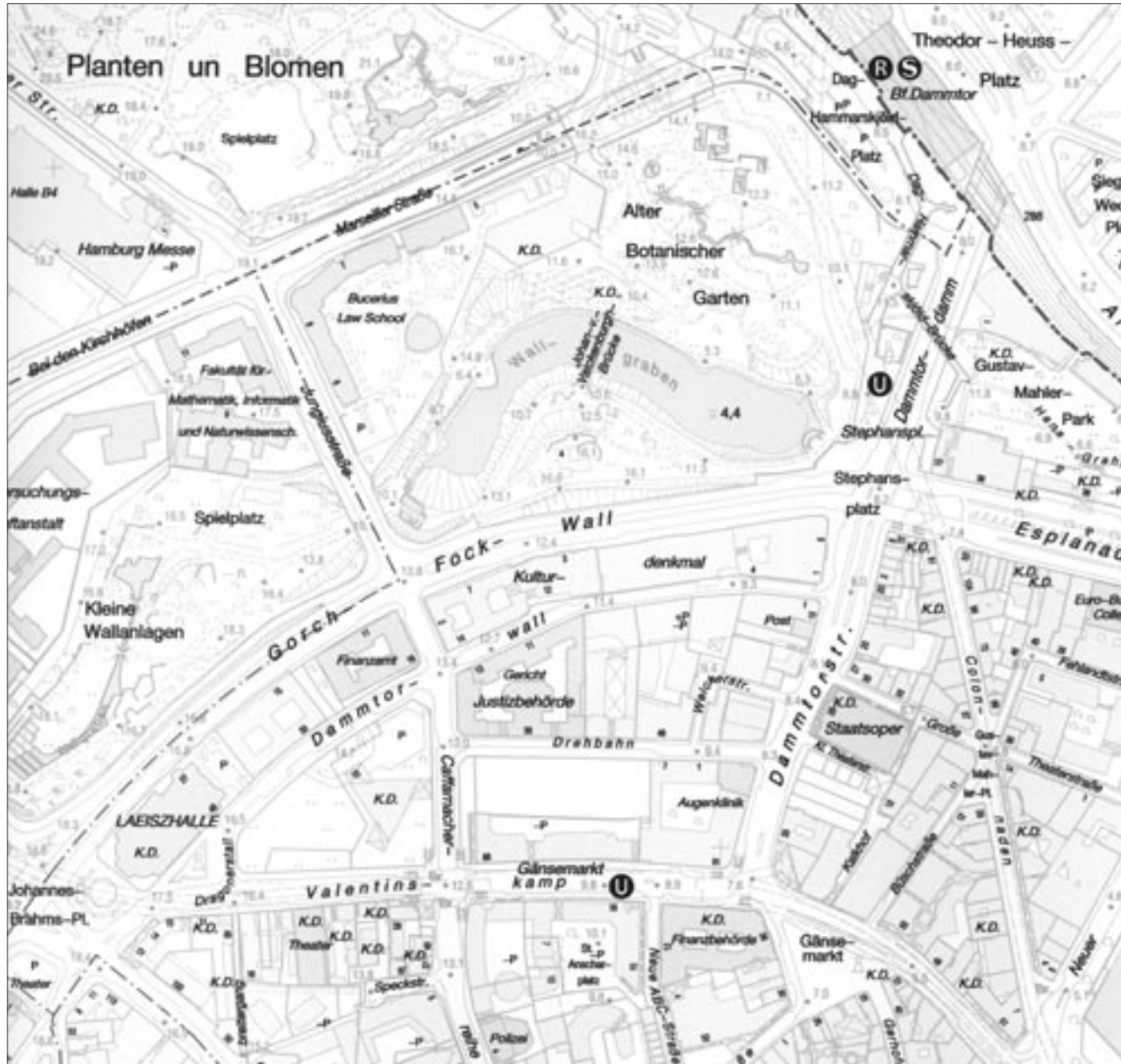
85. Station: **Fehlandtstraße 40** – „Urania“-Kino (1927–1980) **255**

86. Station: **Fehlandtstraße 26–30** – Christliches Kellnerheim (1906–1920) **257**

87. Station: **Fehlandtstraße 11–19** – Gebäude der „Auer-Druckerei“; Redaktionsräume des „Hamburger Echo“ (1900–1933); Louise Wegbrod, Redakteurin (19. Jh.); Letzte Sitzung der SPD-Parteifunktionäre vor dem Verbot der SPD (1933); Buchhandlung Auer & Co. (1900–1933) **259**

88. Station: **Neuer Jungfernstieg 19** – „Jenisch-Haus“ (1833–1900); Emilie Jenisch, Wohltäterin (19. Jh.); „Amsinck-Haus“ (1900–1925); „Frauenklub Hamburg“ (1910ff.); „Übersee-Club“ (seit 1970) **262**
89. Station: **Neuer Jungfernstieg 20** – Photoatelier Emilie Bieber (1872–1938); Leonhard Bieber (19. Jh.); Emil Bieber (20. Jh.) **266**
90. Station: **Neuer Jungfernstieg 21** – „Hamburgisches Welt-Wirtschafts-Archiv“ (1971–2006); „Deutsche Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften“ (seit 2007) **267**
91. Station: **Esplanade 3** – „Toni Milberg Kursusschule“ (1888ff.) **270**
92. Station: **Esplanade 6** – Teestube im „Bauzentrum“ (50er/60er Jahre 20. Jh.); Begegnungsstätte „Die Brücke“ (1946–50er Jahre 20. Jh.) **271**
93. Station: **Esplanade 11** – „Christliches Hospiz Baseler Hof“ (seit 1906) **273**
94. Station: **Esplanade 14, 15 und 16** – Bischofskanzlei im Sprengel Hamburg und Lübeck (seit 2001); Maria Jebsen, Bischöfin (21. Jh.); „Evangelische Akademie (20. Jh.); „Christliche Akademie des Vereins Christlicher Hoteliers“ (seit 2004) **274**
95. Station: **Esplanade 23** – Redaktionsräume des R. Putziger Verlages, Herausgeber der Homosexuellenzeitschrift „Die Insel“ (1951–1952) **277**
96. Station: **Stephansplatz 10/Ecke Esplanade** – „Hotel Esplanade“ (1908–1939); „Staatskommissar für die Ausschaltung von Nationalsozialisten (Nachkriegszeit); „Esplanade-Theater“ (1948–1982); „Spielbank Hamburg“ (seit 2006) **278**
97. Station: **Esplanade 37** – Emma Lazarus, Saloniere (19. Jh.) **283**
98. Station: **Esplanade 39** – Charlotte Embden, Schwester und Unterstützerin Heinrich Heines (19. Jh.) **284**
99. Station: **Hans-Grahl-Weg** – Hans Grahl, Heldentenor (NS-Zeit) **285**
100. Station: **Gustav-Mahler-Park** – Denkmal für Friedrich Schiller (seit 1958) **287**
101. Station: **Dammtordamm** – Alter Dammtorbahnhof (1866–1903); „CinemaxX-Kino“ (seit 1996) **289**
102. Station: **Edmund-Siemers-Allee** – Neuer Dammtorbahnhof (seit 1903) **290**
103. Station: **Dag-Hammarskjöld-Platz** – Dag Hammarskjöld, UNO-Generalsekretär (20. Jh.) **291**
104. Station: **Dammtordamm 2** – Polizeigebäude (seit 1879) **292**
105. Station: **Dammtordamm** – so genanntes 76er Denkmal (seit 1936); Gegendenkmal (seit 1985) **292**
106. Station: **Gorch-Fock-Wall 11** – Ehemal. Generalzolldirektion (seit 1893) **294**
107. Station: **Gorch-Fock-Wall 15–17** – Ehemaliges Dienstgebäude der „Behörde für Versicherungswesen“ (seit 1885); „Hygienisches Institut“ (1930–1986) **295**
108. Station: **Wallanlagen** (seit 17. Jh.) **296**
109. Station: **Wallanlagen** – „Alter Botanischer Garten“ (seit 1821) **298**
- Adressregister – Straßenregister – Sachregister – Namen **300**
- An diesem Buch wirkten mit **314**

Verschiedene Welten **II**



Die Grundkarte (Maßstab 1:500) in ihrer jüngsten Ausgabe 2010 zeigt nach wie vor große Baudichte, auch gibt es noch alte Straßenverläufe und Straßennamen aus sehr lang zurückliegenden Zeiten.

FREIE UND HANSESTADT HAMBURG, LANDESBETRIEB GEODINFORMATION UND VERMESSUNG

109 historische und aktuelle Stationen rund um den Infoladen der Landeszentrale für politische Bildung und des Jugendinformationszentrums in Hamburgs Neustadt am Dammtorwall 1

Jedes Stück Bauland in Hamburgs Innenstadt hat seine wechselvolle Geschichte – so auch die Gegend, in der Anfang 2010 die Landeszentrale für politische Bildung und das Jugendinformationszentrum ihren Informationsladen und ihre Büros bezogen haben. Von 2004 bis Ende 2009 noch in Hamburgs Altstadt ansässig, befinden sich die beiden Institutionen auch hier in der Neustadt auf historischem Boden, der von verschiedenen Welten erzählen kann. Und so präsentieren wir Ihnen nun den zweiten Teil der Publikation „Verschiedene Welten“.¹⁾

Im ersten Teil ging es um die wechselvolle Geschichte rund um den Infoladen der Landeszentrale und des Jugendinformationszentrums im Hamburger Kontorhausviertel. In dem Ihnen nun vorliegenden Buch bieten wir Ihnen einen Rundgang durch Hamburgs Neustadt an. Ein spannendes Stück Zeitgeschichte, das uns hier begegnet.

Der Spaziergang umfasst folgende Straßen, Parks und Plätze: Dammtorstraße, Drehbahn, Kleine Theaterstraße, Stephansplatz, Dammtorwall, einen Teil der Caffamacherreihe, Ulricusstraße und Fürstenplatz (die beiden letztgenannten Straßen sind heute nicht mehr vorhanden), Dragonerstell, einen Teil des Bäckerbreiterganges, Valentinskamp, Gänsemarkt, Kalkhof, Büschstraße, einen Teil des Jungfernstiegs, Neuer Jungfernstieg, Colonnaden, Große Theaterstraße, Fehlandtstraße, Esplanade, Hans-Grahl-Weg, Gustav-Mahler-Park, Dag-Hammarskjöld-Platz, Dammtordamm, Gorch-Fock-Wall, einen Teil der Wallanlagen und den alten Botanischen Garten.

In der Gegend des Valentinskamps, der Caffamacherreihe und des Bäckerbreiterganges erstreckte sich lange Zeit ein Teil des Gängeviertels der Hamburger Neustadt: eine mit Fachwerkhäusern dicht bebaute



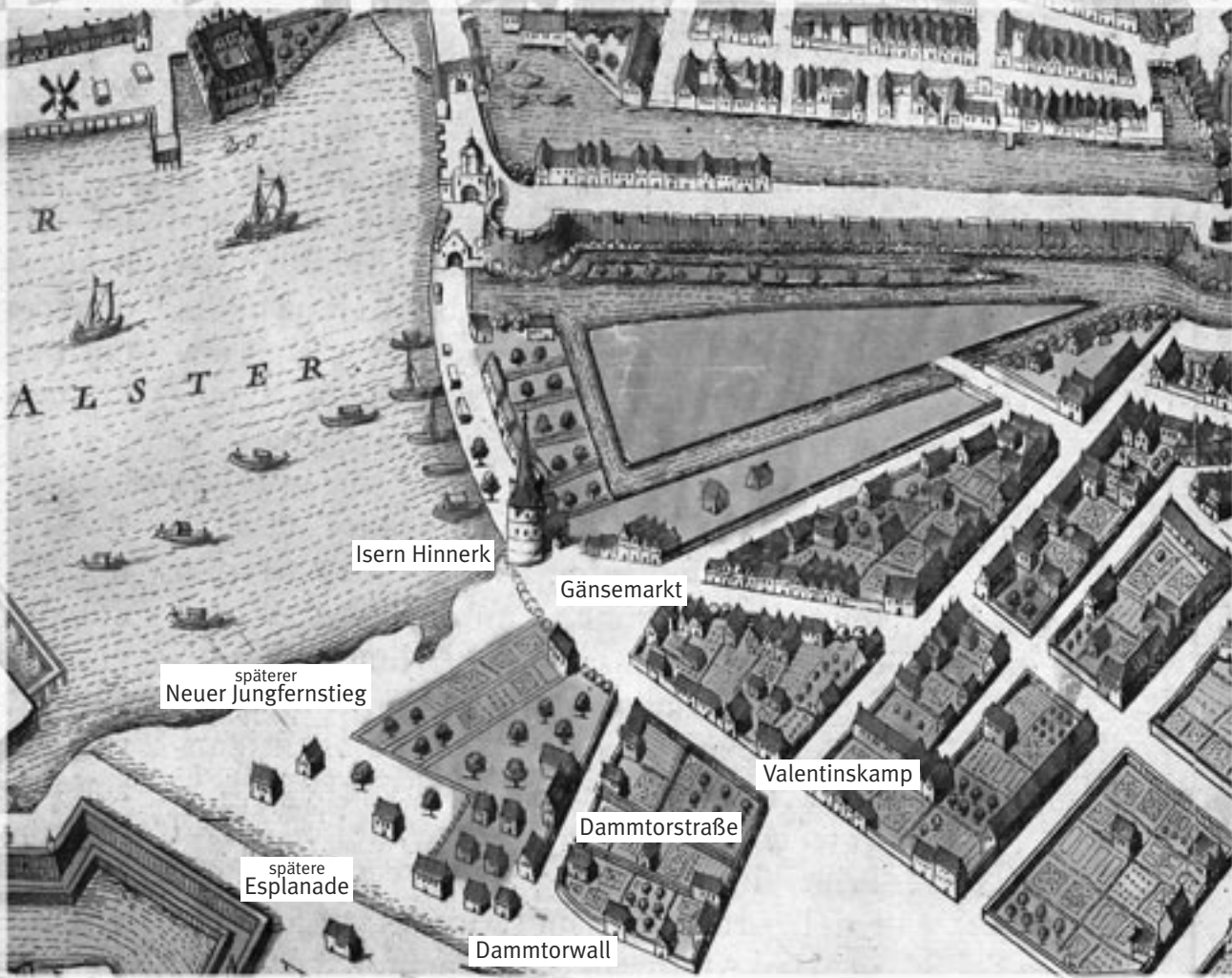
1 Die erste Publikation „Verschiedene Welten“ beschäftigte sich mit der Gegend rund um den damaligen Sitz des Infoladens der Landeszentrale für politische Bildung und des Jugendinformationszentrums in der Altstadtäckerstraße und Stein-

straße. Siehe: Rita Bake: Verschiedene Welten. 45 historische Stationen rund um den Infoladen der Landeszentrale für politische Bildung und des Jugendinformationszentrums. Hamburg 2005, aktualisiert 2009.

Gegend, geprägt durch Hinterhöfe, schmale Gänge und Twieten. Hier wohnten viele Arbeiterinnen und Arbeiter, hier hatte die KPD eine ihrer Hochburgen, aber auch die SPD führte dort Versammlungen durch, und in der Nähe des Gängeviertels, in der Großen Theaterstraße, lag lange Jahre ihre Parteizentrale. Daneben gab es im Gängeviertel eine Vielzahl von Arbeiterkneipen und Veranstaltungssälen, in denen politisch agitiert wurde. Noch heute wird die Gegend um den Informationsladen der Landeszentrale für politische Bildung und des Jugendinformationszentrums für politische Aktionen genutzt, so die Dammtorstraße, der Gänse-

Die folgenden fünf historischen Karten zeigen das in diesem Buch behandelte Gebiet der Hamburger Neustadt im Wandel der Zeit.

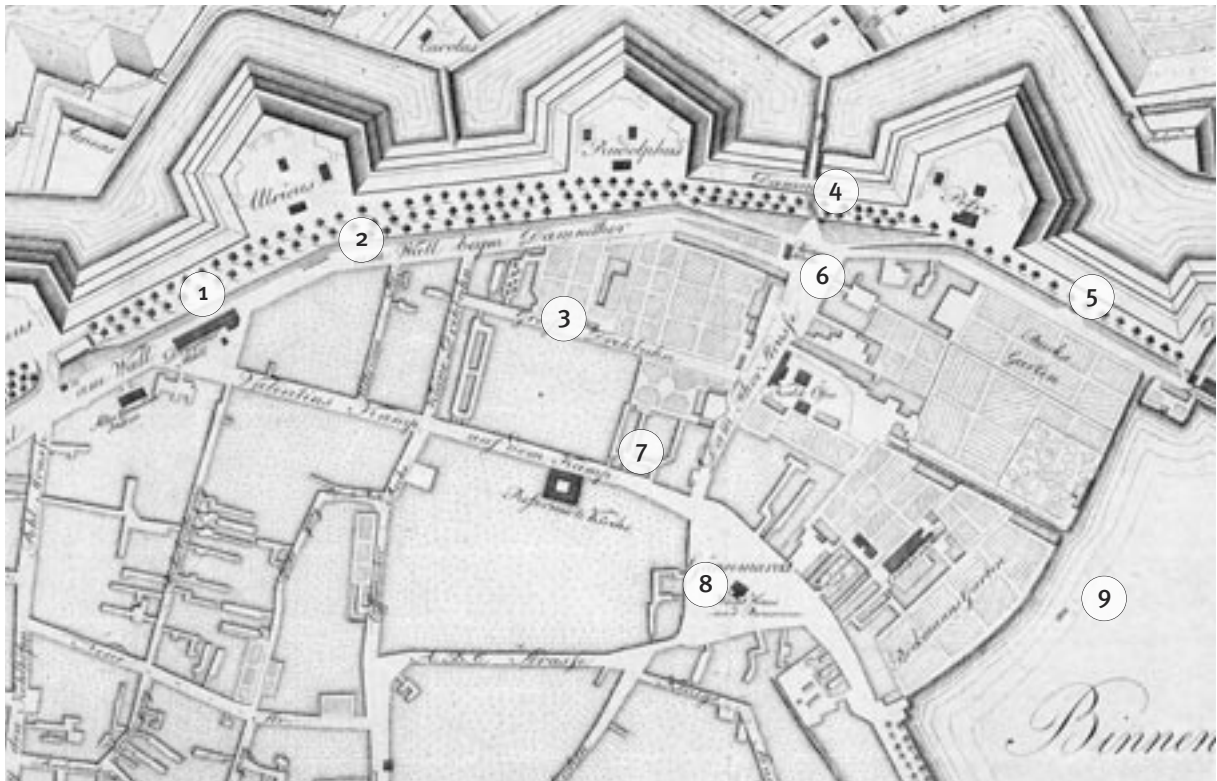
1657 Kartenausschnitt aus: *HamburgumHambvrgvm.* [Amsterdam] [1657]. Blickrichtung von Westen. STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG Kt H27



markt und die Binnenalster für Demonstrationen, Lichterketten und politische Kundgebungen und das so genannte 76er-Kriegerdenkmal und dessen Gedenkmal am Dammtordamm z. B. für Auftaktveranstaltungen zum jährlichen Antikriegstag am 1. September.

Der Informationsladen liegt aber auch in einem ehemaligen Zentrum der Kultur: der Musik, der Filmkunst, der Oper, des Tanzes, der Literatur und der bildenden Kunst. Hier gab es Tanzsäle, Künstlerateliers und Treffpunkte der Boheme sowie in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts Kneipen, in denen „Beatniks“, „Gammler“ und „Exis“ verkehrten.

In den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts existierte in diesem Umkreis „eine blühende homosexuelle Subkultur. Anfang der 50er Jahre befand sich immer noch jedes dritte Homosexuellenlokal in der Neustadt. [Und] die meisten deutschsprachigen Homosexuellen Zeitschriften wurden hier hergestellt.“²⁾



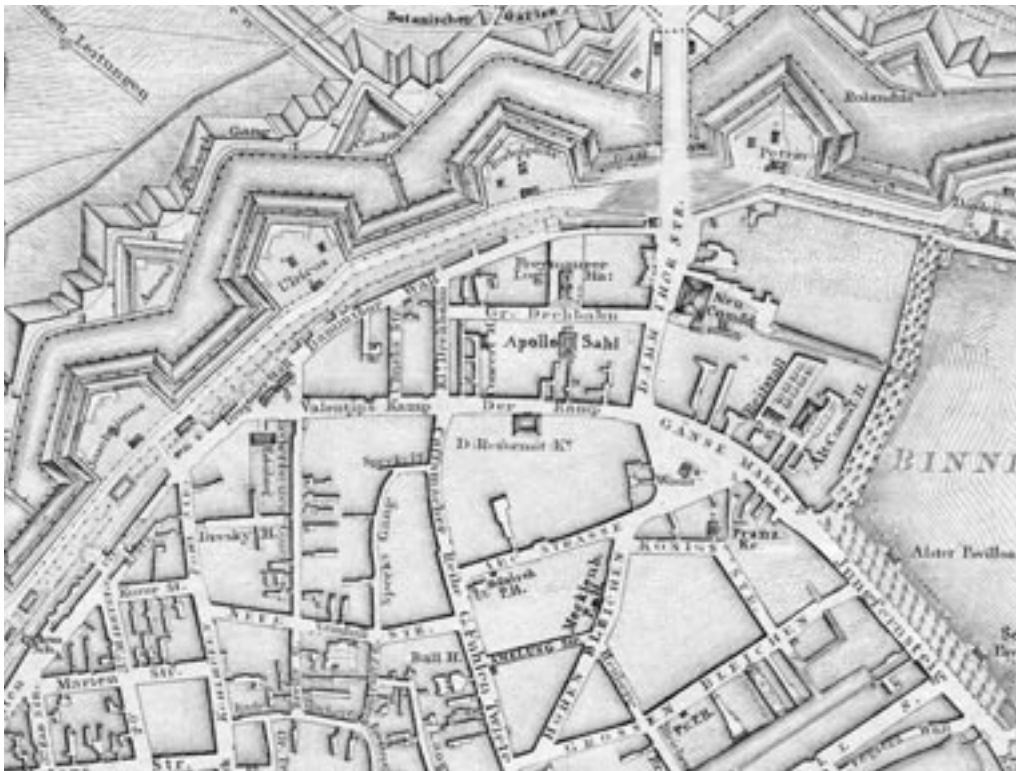
1794 Kartenausschnitt aus: Grundriss der kaiserl. Freien Reichs-Stadt Hamburg im Jahre 1794, gestochen von T. A. Pingeling. [Hamburg] 1794. Dragonerstab (1), Dammtorwall (2), Große Drehbahn (3), Dammtor (4), spätere Esplanade (5), Dammtorstraße (6), Valentinskamp (7), Gänsemarkt (8) und Binnenalster (9). Blickrichtung von Süden.

STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG Kt H144

2 Bernhard Rosenkranz, Ulf Bollmann, Gottfried Lorenz: Homosexuellen-Verfolgung in Hamburg 1919–1969. Hamburg 2009, S. 19.

In der Esplanade etablierte sich ein Zentrum der evangelischen Kirche. Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts war hier ein christliches Kellnerheim eröffnet worden, aus dem das christlich geführte Hotel „Baseler Hof“ hervorging. Auch hatte die „Evangelische Akademie“ und haben heute die Bischofskanzlei im Sprengel Hamburg und Lübeck sowie die „Christliche Akademie des Vereins Christlicher Hoteliere“ in der Esplanade ihren Sitz.

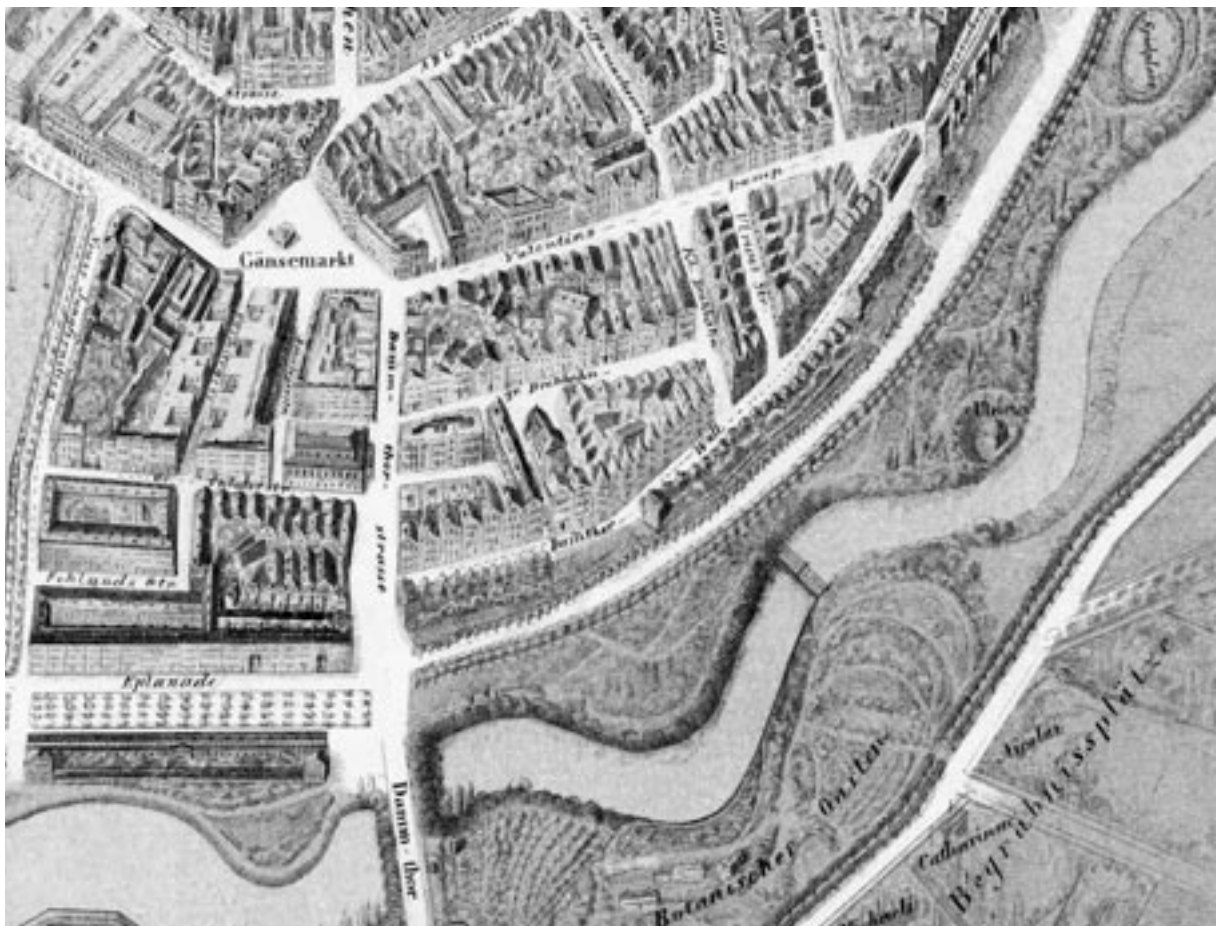
Während der NS-Zeit gab es rund um den Gänsemarkt heimliche Stätten des Widerstands, so in der „Bücherstube von Felix Jud“ in den Colonnaden, in der „Buchhandlung Conrad Kloss“ im Deutschlandhaus an der Dammtorstraße, in der „Buchhandlung der Agentur des Rauhen Hauses“ am Jungfernstieg 50 und auch im Feuilleton des „Hamburger Anzeigers“ am Gänsemarkt. Daneben wurden viele Menschen, die in dieser Gegend wohnten oder arbeiteten, aus politischen, „rassischen“ und Glaubensgründen verfolgt und getötet und deren Firmen und Geschäfte „arisiert“. An Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden verlegte „Stolpersteine“ erinnern daran. Gleichzeitig vollzogen in unmittelbarer Nähe – so z. B. in der Justiz-, Finanz- und Schulbehörde an der Drehbahn, am Gänsemarkt und in der Dammtorstraße – Angestellte und Be-



1827
Kartenauschnitt aus:
Hamburg 1827
von C. L. B.
Mirbeck, B.
Baker Sculps.
Hamburg 1827.
Blickrichtung
von Süden.
STAATS- UND UNI-
VERSITÄTSBIBLIO-
THEK HAMBURG
KT H35B

amate des öffentlichen Dienstes die Anweisungen des NS-Staates, handelten Behörden- und behördliche Abteilungsleitungen ganz im Sinne des nationalsozialistischen Gedankengutes. Auch wurde in den Versteigerungshallen des Gerichtsvollzieheramtes im Hof der Justizbehörde an der Drehbahn Besitz von deportierten und ausgewanderten Juden und Jüdinnen und Sinti und Roma versteigert.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit hatten im Dammtorwall dann die „Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen“ und die „Beratungsstelle für Wiedergutmachung“ ihre Büros, und am Stephansplatz 10 begann der „Staatskommissar für die Ausschaltung von Nationalsozialisten“ seine Arbeit. Gleichzeitig wurde 1946 im „Waterloo-Kino“ – dort, wo sich heute der Infoladen der Landeszentrale für politische Bildung und des Jugendinformationszentrums befindet – der



1854 Kartenausschnitt aus: *Illustrierter Plan von Hamburg: [Vogelschau]*. Hamburg 1854. Blickrichtung von Norden. STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG KT H43

Um 1880 Kartenausschnitt aus: Plan von Hamburg. Hamburg [ca. 1880].

STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG KT H42



Film „Die Todesmühlen“ gezeigt: ein Dokumentarfilm, den amerikanische Kameraleute kurz nach der Befreiung der Häftlinge in den Konzentrationslagern gedreht hatten. Und in der von der britischen Militärregierung eingerichteten Begegnungsstätte „Die Brücke“ in der Esplanade 6 wurden Lehrfilme des britischen Erziehungsministeriums und Werke, die der so genannten „Re-education“, der Umerziehung der Deutschen zur Demokratie, dienen sollten, aufgeführt.

Es gäbe an dieser Stelle noch viel mehr aufzuzeigen, denn der Rundgang führt an einer Vielzahl und Vielfalt von unterschiedlichen Institutionen, Gebäuden, Vereinen, Gewerben etc. vorbei. Dabei wird kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben. Das Gleiche gilt bezüglich der Ermittlung der Geburts- und Sterbedaten für die in diesem Buch aufgeführten Personen.

Die 109 Stationen sind so angelegt, dass Sie sich einzelne Routen zusammenstellen oder aber auch auf einem längeren Spaziergang der gesamten Strecke folgen können. Da sich in einigen Fällen die Straßenfolge und sehr oft die Bebauung stark verändert haben, sind die alten Hausnummerierungen nicht mehr in allen Fällen identisch mit den aktuellen Hausnummern. Wenn nicht anders vermerkt, wurden die aktuellen Hausnummern angegeben.

Wegen der straßenbaulichen Veränderungen können manche Standorte von Gebäuden und auch Wohnadressen nicht mehr exakt ausgemacht werden.

Soweit nicht anders vermerkt, sind die Texte von Rita Bake.

1. STATION

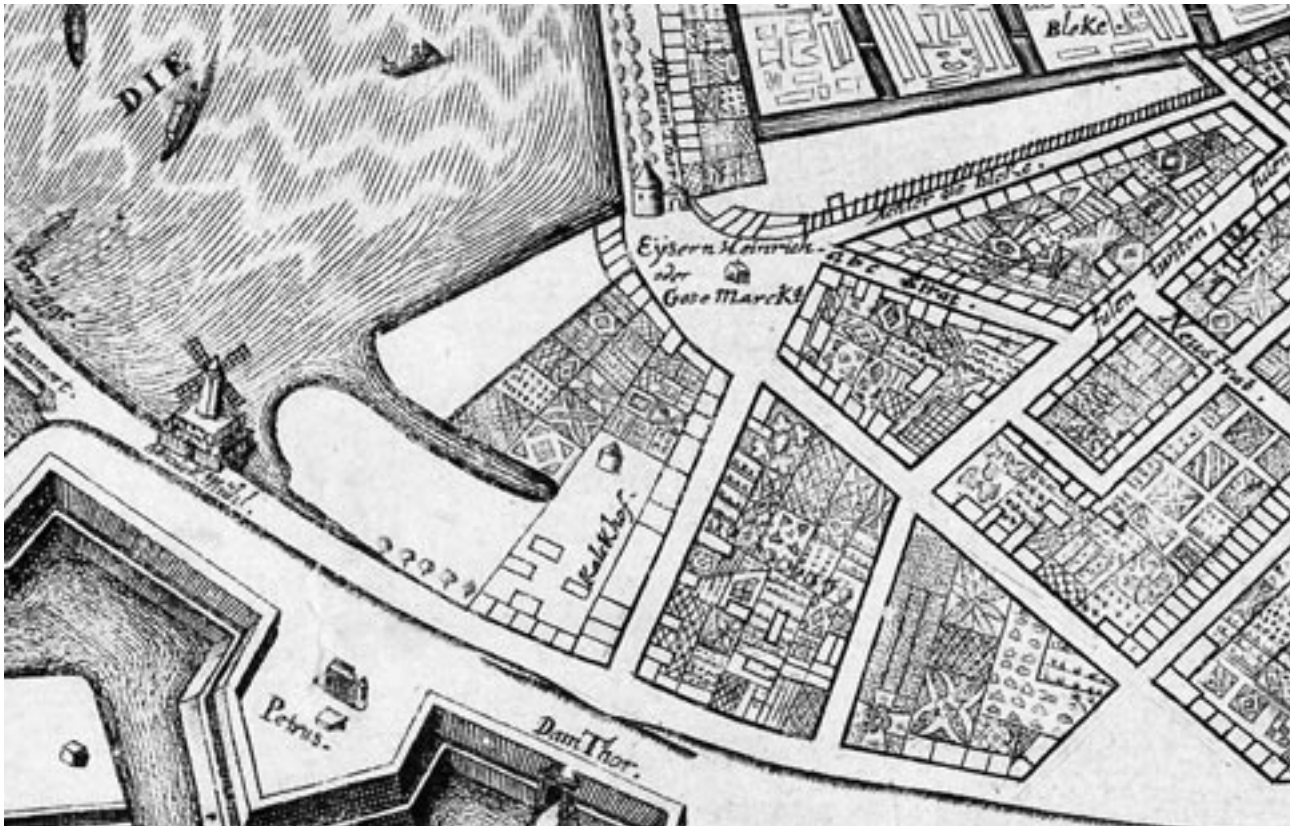
Dammtorstraße

Die Straße wurde „zu Beginn des 17. Jahrhunderts als Bestandteil der Wallanlagen bebaut. Noch im Jahre 1620 wurde dort eine Wiese vermietet.“¹⁾

**Gartenlust (17.–18. Jh.);
Schahdemonstration (1967)**

**Ländliche Idylle, wo heute
Straßenlärm und Auspuffgase
Ohren und Nasen strapazieren**

Als im 17. Jahrhundert die Umwallung der Hamburger Neustadt angelegt wurde, wurden nicht alle nun durch die Umwallung geschützten Stadtgebiete städtisch bebaut. Besonders die Gegend zwischen der damals angelegten Dammtorstraße und der Alster besaß noch lange Zeit Gärten von bedeutender Ausdehnung. Die Dammtorstraße führte damals vom Gänsemarkt (siehe S. 182) entlang an Gärten, Feldern und Wiesen zum Dammtor (siehe S. 115), das damals ungefähr am heutigen Stephansplatz (siehe S. 115) stand, und dann weiter nach Harvestehude.



Im 17. und 18. Jh. war die Gegend an der Dammtorstraße eine Gartenlandschaft. Wo damals der Kalkhof stand, wurde später das Stadt-Theater/Hamburgische Staatsoper erbaut. Kartenausschnitt aus: *Hamburg/Urbi/Inclytæ Felicia Quæque Precator Civis Qui Editit Samuel König. [Hamburg] [ca. 1675].*

STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG Ks 189/960: 2.3,321

¹ Reinhold Pabel: *Alte Hamburger Straßennamen*. Bremen 2001, S. 72.



Die Dammtorstraße im 19. Jh. vom Dammtor aus gesehen, das mittlere Gebäude links, das die anderen Häuser überragt, ist das Stadt-Theater. *STAATSARCHIV HAMBURG*



Die Dammtorstraße Anfang des 20. Jh. vom Gänsemarkt in die Straße gesehen, das Gebäude links, dessen Ecktürme Kuppeldächer tragen, ist die Oberpostdirektion. *STAATSARCHIV HAMBURG*

Schahdemonstration

Seit dem 20. Jahrhundert ist die Dammtorstraße immer wieder Schauplatz von Demonstrationen. Sie gehört bis heute zur Route von Protestmärschen, die z. B. von der Moorweide zum Gänsemarkt, Rathaus oder Gewerkschaftshaus führen.

Als 1967 anlässlich des Staatsbesuches des Schahs von Persien (1919–1980) in vielen deutschen Städten Demonstrationen von Regimegegnerinnen und -gegnern stattfanden, war die Dammtorstraße Austragungsort einer Protestversammlung, in der es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Polizei und Demonstrierenden kam.

Am 2. Juni 1967 war in Berlin bei einer Schahdemonstration der Student Benno Ohnesorg (1940–1967) durch eine Polizeikugel getötet worden. Als einen Tag später der Schah die Hamburgische Staatsoper in der Dammtorstraße besuchen wollte, kam es dort zu Protestaktionen. Im „Hamburger Abendblatt“ konnte man am nächsten Tag über die Demonstration lesen:

„19.00 Uhr: Die Dammtorstraße ist zwischen Gänsemarkt und Dammtorwall abgesperrt. Am Dammtorwall stehen hinter der Absperrung auf beiden Straßenseiten einige hundert Jugendliche mit schwarzen und HSV-Fahnen und schreien im Chor: ‚HSV‘ und ‚Nieder mit dem Schah‘.

19.05 Uhr: Die Reiterstaffel postiert sich mit zehn Pferden vor der stärkeren Gruppe auf der Seite der Schulbehörde [Dammtorstraße 25]. Gekreische, als aus dem Polizeilautsprecher zum Weitergehen mit der Begründung ‚Es hat keinen Zweck‘ aufgefordert wird. Neue Rufe: ‚Mörder, Mörder, Mörder.‘

19.07 Uhr: Der Schah kommt. Wieder im Chor: ‚Mörder‘ und Pfiffe. Das Kaiserpaar geht mit unbewegten Gesichtern in die Oper. Ein Ei zerspritzt an der Seitenscheibe des Kaiser-Mercedes.

19.11 Uhr: ‚Pferde marsch!‘ Unter Riesengeschrei laufen die Demonstranten zurück. Der erste Feuerwerkskörper explodiert.

19.14 Uhr: Sitzstreik auf der Dammtorstraße. Wilde Flucht vor den Pferden. Einige Polizisten haben den Gummistab gezogen und benutzen ihn auch.

19.20 Uhr: Dammtorstraße frei.

19.25 Uhr: Die erste Straßenbahn fährt wieder, für den Autoverkehr wird die Straße aber erst nach Schluss des Opernbesuchs freigegeben.

19.30 Uhr: Sitzstreik vor dem Botanischen Garten, Rufe im Chor: ‚Mörderpack, Mörderpack!‘ Wieder Schläge mit dem Gummistab, wieder Feuerwerkskörper.

Der Polizei-Einsatz scheint jetzt ohne Konzept zu sein. Reiterstaffel und Demonstranten spielen Katz und Maus. Wenn die Pferde in Richtung Botanischer Garten preschen, flitzen die Jugendlichen davon, werden die Pferde zurückgezogen, dringen die Jugendlichen wieder zum Stephansplatz vor. Allmählich setzen die ersten Jugendlichen sich in Richtung Rathausmarkt in Bewegung.“²⁾

Die Bilanz des Einsatzes war: 28 Festnahmen, drei leicht verletzte Polizisten, ein schwer verletzter Bildreporter, ein verletzter Demonstrant, zwei verletzte Perser, die von Demonstranten geschlagen worden waren.

In dem vom ASTA der Universität Hamburg veröffentlichten Augenzeugenbericht des damaligen Studenten und späteren Staatsrats der Senatskanzlei und der Kulturbehörde Gert Hinnerk Behlmer (geb. 1943) wurde der Vorgang wie folgt beschrieben: „Gegen 18.30 Uhr traf ich aus Richtung Dammtorwall kommend in der Dammtorstraße ein und drängte mich durch die schon wartenden Personen bis vor das quer über die Dammtorstraße gezogene Gitter vor. (...)“

Hinter einer zweiten Gitterreihe stand eine Polizeikette. Dahinter Mannschaftswagen der Polizei, ein Lautsprecherwagen, auf der Opernstraßenseite 10 berittene Polizisten. Direkt gegenüber der Oper stand die schon vom Rathaus bekannte Gruppe der für den Schah demonstrierenden Perser. Mehrere hundert Studenten vor dem Gitter riefen die bekannten Sprechchöre (...) [‚Nieder mit dem Schahregime‘, ‚Demokratie – ja, Diktatur, nein‘, ‚Mörder‘], piffen auf Trillerpfeifen und schwenkten Fahnen. Da ich direkt am Gitter stand, kann ich bezeugen, dass in der Zeit von 18.30–19.10 Uhr an dieser Stelle kein einziges Wurfgeschoss flog. (Das vielzitierte eine Ei, das die Seitenscheibe laut Pressefotos eines Mercedes traf,

²⁾ Zit. aus: Erik Verg: Vierzig Jahre Hamburger Abendblatt. Hamburg 1988, S. 182.

wurde geworfen, als die Kolonne vom Gänsemarkt in die Dammtorstraße einbog.) Im Übrigen betrug die Entfernung zum Operneingang über 50 Meter. Auch die gemeldeten Schreckschüsse fielen nicht, solange die Pferde noch hinter der Gitterlinie standen.

Etwa 5 Minuten, nachdem der Schah aus Richtung Gänsemarkt kommend gegen 19.10 Uhr die Oper betreten hatte und die ersten Demonstranten abwanderten, rückte die Reiterstaffel ohne Ankündigung vor. Polizisten zu Fuß schoben Absperrgitter auseinander, zogen den Gummistab und gingen ebenfalls vor. Die Mehrzahl der Demonstranten lief schreiend in Richtung Stephansplatz, auf dem reger Autoverkehr aus Richtung Gorch-Fock-Wall, Colonnaden und Esplanade herrschte. Einige wenige folgten für Augenblicke den Rufen ‚hinsetzen‘. Erst jetzt ertönte, auffallend leise, der Lautsprecherwagen: ‚Folgen Sie den Anordnungen der Polizei!‘.

Die Pferdestaffel ritt in die Sitzenden hinein, Polizeibeamte zu Fuß traten und schlugen Sitzende und solche, die hinter der Menge zurückwichen, so schnell sie konnten. Ein Feuerwerkskörper explodierte – ein Pferd stieg. In wenigen Minuten war die ohnehin gesperrte Dammtorstraße frei, dafür entstand ein Verkehrschaos auf dem Stephansplatz.

Zwischen eingekeilten Autos flüchteten Menschen – ein Mädchen stieg über die Haube eines Volkswagens – hinter ihr wurde geschlagen.

Ich sah keinen einzigen, der Widerstand leistete. Um 19.30 Uhr war der Stephansplatz wieder befahrbar – die Menge hatte sich auf die Straßenecken verteilt, eine geschlossene Demonstrationsgruppe befand sich an der Ecke des Botanischen Gartens und rief in Sprechchören: ‚Mörder!‘ Geworfen wurde nichts! Ich stand 30 m entfernt auf der Verkehrsinsel in der Mitte der Dammtorstraße. Ohne Ankündigung ritt genau um 19.30 Uhr eine Staffel von 6 Polizisten plötzlich über den Fußgängerüberweg des Gorch-Fock-Walls, etwa 10 Polizisten mit Gummistäben in den Händen folgten. Zum ersten Mal hatte ich den Eindruck, dass brutal geschlagen wurde. Einzelne

Demonstranten wurden bis zum Kriegerdenkmal von mehreren Polizeibeamten verfolgt und geschlagen. Nach wenigen Minuten zogen sich die Reiter und die Beamten zu Fuß wieder auf die Verkehrsinsel des Gorch-Fock-Walls zurück. Die Demonstranten rückten wieder nach, riefen ‚Mörder‘, machten jedoch genauso wenig wie zuvor den Versuch, über die Straße vorzugehen. Das Ganze wiederholte sich bis 20 Uhr noch zwei Mal.“³⁾



Polizeieinsatz in der Dammtorstraße/Stephansplatz während der Schahdemonstration am 3.6.1967. PHOTO AUS: ERNST CHRISTIAN SCHÜTT UNTER MITARBEIT VON NORBERT FISCHER UND HANNA VOLLMER-HEITMANN SOWIE ERIK VERG: CHRONIK HAMBURG. 2. AKTUALISIERTE AUFL. GÜTERSLOH 1997, S. 549.

Gerd Hinnerk Behlmer kommt in seinem Augenzeugenbericht zu dem Schluss: „Ich erkläre mir den beschämenden Einsatz auch der Hamburger Polizei anlässlich des Schahbesuchs aus der Fehleinschätzung der überwiegenden Mehrzahl der Demonstrierenden, aus deren Unverständnis, auf das ihr berechtigter und mit angemessenen Mitteln zum Ausdruck gebrachter Protest gegen die politischen Verhältnisse im Iran, gegen diesen Staatsbesuch und gegen die Berliner Polizeiaktionen stieß. Die Schuld tragen diejenigen politisch Verantwortlichen und der Teil der Presse, die wider besseres Wissen von den Demonstrierenden das Bild von: ‚unreifen Jugendlichen‘, ‚Störenfriedern‘, ‚stupiden Schmährufern‘, ‚Rabauken‘, ‚Wirkköpfen‘, ‚Radaubrüdern‘, ‚rüpelhaften, dümmlichen Halbstarcken‘ usw. usw. gezeichnet haben.

³ Augenzeugenbericht vom Schah-Besuch in Hamburg vom 3.–4. Juni 1967. Versuch einer Beurteilung des Verhaltens von Demonstranten und Polizei unter rechtlichen und polizeitaktischen

Gesichtspunkten. Verfasst von Gert-Hinnerk Behlmer, 21.6.1967. Hrsg. vom AstA der Universität Hamburg. In: AstA-Dokumente. Berichte und Informationen des Allgemeinen Studenten-

ausschusses der Universität Hamburg, 1/67, S. 4–5 und Anmerkung 12 auf S. 7, in dem hier zitierten Text in Klammern eingefügt.

Die viel geforderte ‚Selbstreinigung‘ der Studentenschaft scheint mir zur Vermeidung ähnlicher Konflikte jedenfalls nicht das vordringliche Problem zu sein! gez. Gert Hinnerk Behlmer⁴⁾

Der damalige Erste Bürgermeister Herbert Weichmann (SPD, 1896–1983) stand den Demonstrierenden äußerst ablehnend gegenüber. In einem am Tag nach der Schahdemonstration veröffentlichten Artikel des „Hamburger Abendblattes“ zu den Protestaktionen wurde er wie folgt zitiert: „Dieser Tag war in meiner Bürgermeistereigenschaft ein schwarzer Tag – und ein schwarzer Tag auch in der Geschichte Hamburgs. (...) Gestern ist in dieser Stadt, die sich rühmt, ein Tor zu allen Ländern der Welt, ein Tor der Freundschaft zu sein, das Gesetz der Gastfreundschaft aufs Äußerste verletzt worden gegenüber dem Oberhaupt eines Landes, das in freundschaftlicher Absicht zu uns gekommen ist. (...) Es ist in der Geschichte dieser Stadt noch nicht dagewesen, dass der Gastgeber in einer solchen Weise gehindert worden ist, dem Freund die freundliche Gesinnung unserer Stadt zum Ausdruck zu bringen. Mit der Verletzung der Gastfreundschaft verband sich zugleich eine Verletzung des Rufes unserer Stadt. (...) Freiheit hat ihre Grenze in der Würde, mit der der Freiheitsstaat sich darzustellen hat. Diese Würde wurde gründlich verletzt. An die Stelle der erlaubten Diskussion trat die Absicht der Ordnungsstörung. Der eigenen nationalen Würde wurde ins Gesicht geschlagen. Der Schah fragte mich, warum gerade er feindlichen Gefühlen in diesem Lande ausgesetzt sei, und beschämt wusste ich darauf nichts mehr zu erwidern.“⁵⁾

Der „Hamburger Abendblatt“-Journalist schrieb in diesem Artikel weiter: „Weichmann ging auch auf die Studenten ein, die einen erheblichen Teil der Demonstranten ausmachten und betonte, dass Hamburg erhebliche Steuergelder für die Universität ausgeben: ‚Aber nicht, um dem Rabaukentum eine Stätte der Betätigung zu bieten. Wir wünschen nicht ‚Pfeifkonzerte‘, Trillersymphonien und Krawalle aus staatlichen Mitteln Hamburger Steuerzahler zu subventionieren‘, so Weichmann. ‚Wir haben in Zukunft nicht die Absicht, die Gesetze der Toleranz dazu

missbrauchen zu lassen, dass Nichttoleranz das Bild der Straße bestimmt. Das wäre der Anfang vom Ende der Würde des Menschen.“⁶⁾

So wie Herbert Weichmann verurteilten viele Bürgerinnen und Bürger die Demonstrationen der jungen Menschen. Aber es gab auch andere, die Verständnis zeigten. Unter Letzteren befand sich der damalige evangelische Landesbischof Hans-Otto Wölber (1913–1989). Als dieser nach den Demonstrationen 1967 im Hamburger Rathaus vor der Synode zum Thema „Kirche und Jugend“ sprach, ging er auch auf die protestierende junge Generation ein. Das „Hamburger Abendblatt“ druckte hierzu einen Artikel von Ferdinand Gatermann ab und zitierte aus der Rede. So erklärte Bischof Wölber: „Hinter dem Ringen der Jugend steht die Forderung nach einer neuen Ordnung der menschlichen Gesellschaft.“ (...) Der Bischof erhob harte Vorwürfe gegen die Universitäten, die er als ‚unsere schwächsten Stellen der Demokratie‘ bezeichnete. (...) Im Massenbetrieb der Universität mit ihrer hierarchischen Verfassung komme es kaum zum Dialog zwischen Lehrenden und Lernenden. Der Bischof: ‚Man möchte fast sagen, wenn es hier nicht zu einer Rebellion kommt, wäre es traurig um die deutsche Jugend bestellt.‘ (...) Die Unruhe der Jugend (...) habe viele Faktoren. (...) ‚Hier haben nicht einfach böse Leute etwas angezettelt; wenn der Dampfkessel platzt, ist irgendwo der Druck zu groß.‘ (...) Man müsse die große Unruhe angesichts des ‚fürchterlichen‘ Vietnamkrieges als notwendigen Ausdruck ‚radikaler Ethik‘ in unseren Zeitläuften verstehen. Wölber: ‚Für die Jugend hat es nicht zu Unrecht den Anschein, als würde ohne geistige und sittliche Kraft von der selbstzufriedenen Gesellschaft einfach weitergemacht und als behaupte sie um jeden Preis ihre überholten Positionen um des relativen Behagens willen, das wir noch haben.‘

Der Bischof wies darauf hin, dass die Jugend die bitteren Erfahrungen der älteren Generation nicht gemacht habe und daher empfänglicher für Radikalismus und Terror sei. Er fragte: ‚Ist das Spiel unserer Demokratie tatsächlich schon aus? Wenn die Revolution mit Feuereifer proklamiert wird, ist die wich-

4 Gert Hinnerk Behlmer, Augenzeugenbericht, a. a. O., S. 8.

5, 6 Zit. aus: Erik Verg, a. a. O., S. 182.

tigste Frage doch wohl, was wir eigentlich zu erwarten haben in einer Welt, die nicht nur böswillig, sondern schwierig und undurchsichtig ist. Ich hoffe, dass unsere jungen Leute ganz allgemein merken, dass gerade in unseren Tagen Revolution keine Gaudi ist, sondern eine Katastrophe, nicht weniger schlimm als Kriege. Deshalb muss man auf dem Gebiet der Evolution nichts unversucht lassen.“⁷⁾

In der SPD wurden Bürgermeister Weichmanns Ansichten über die Schahdemonstranten nicht von allen Genossinnen und Genossen geteilt. So „gab es auch bei einflussreichen Parteimitgliedern viel Sympathie für die Motive der Studenten. Zugleich stieß die harte Gangart der Polizei weithin auf scharfe Kritik. Erschwerend kam hinzu, dass ebenso wie in Berlin auch in Hamburg Mitglieder der iranischen Geheimpolizei mit Latten und Knüppeln gegen Schah-Gegner vorgegangen waren“,⁸⁾ schreiben Uwe Bahnsen und

Kerstin von Stürmer in ihrem Buch „Stürmische Zeiten. Hamburg in den 60er Jahren“.

Die Ereignisse anlässlich des Schahbesuches waren der Anfang der „Studentenunruhen“ Ende der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts. „Nach Beginn des Herbstsemesters 1967/68 bestimmen die Ereignisse an der Universität die Entwicklung der Außerparlamentarischen Opposition (APO) in Hamburg. Am 9. November wird die traditionelle Rektoratsübergabe von Studenten durch Pfiffe, Sprechchöre und Zwischenrufe gestört. Die Studenten zeigen ein Transparent mit dem Motto: ‚Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren!‘. [Transparentträger waren die damaligen AStA-Vorsitzenden Gert Hinnerk Behlmer und Detlev Albers (1943–2008)]. Der Ordinarius Bertold Spuler [1911–1990], der den Demonstranten ‚Ihr gehört ins KZ!‘ zuruft, wird später von seinen Dienstgeschäften suspendiert.“⁹⁾

2. STATION

Dammtorstraße 14

„Dammtor-Haus“: Jugendstilgebäude mit Buntsandsteinfassade, erbaut 1908/12 von den Architekten Leon Freitag (1862–1927) und Erich Elingius (1879–1948). Das alte verflieste Treppenhaus ist noch vorhanden.

Renaissancegarten des Bürgermeisters Peter Lütkens jr. (17. Jh.); „Waterloo-Hotel“ (Standort: 1850–1905); „Waterloo-Theater“/Kino (Standort: 1909–1974); Stolperstein für Dr. Max Fraenkel (NS-Zeit); „ÖRA“ (Standort: seit 2008); „Landeszentrale für politische Bildung“ (Standort: seit 2010); „Kulturring der Jugend“ (Standort: seit 2010); „Jugendinformationszentrum“ (Standort: seit 2010); Referat „Bildungsurlaub“ (Standort: seit 2010); Referat „Allgemeine Weiterbildung“ (Standort: seit 2010)

Bürgermeister Peter Lütkens' jr. Renaissancegarten

Zwischen Welckerstraße (siehe S. 57) und Dammtorwall (siehe S. 121) erstreckte sich im 17. Jahrhundert der Renaissancegarten von Bürgermeister Peter Lütkens jr. (2.7.1636–28. 8.1717). Ganz in der Nähe der damaligen Gänsemarktoper (siehe S. 211) hatte der Opernliebhaber, der 1677 gemeinsam mit

dem Ratsherrn Gerhard Schott (1641–1702) und dem Musiker Johann Adam Reinken (verschiedene Angaben zum Geburtsjahr: 1623/1637, getauft 1643–1722) die Gänsemarktoper gegründet hatte, seinen Sommersitz errichtet. Der Schriftsteller Hans Leip (1893–1983) schrieb in seinem Buch „Die unaufhörliche Gartenlust“ über Lütkens' Garten: „Hart an der Straße wird das ausgedehnte Gelände von zwei steinernen Wohngebäuden flankiert. Eine Mauer ver-

7 Zit. aus: Erik Verg, a. a. O., S. 182.

8 Uwe Bahnsen, Kerstin von Stürmer: Stürmische Zeiten. Hamburg in den 60er Jahren. Hamburg 2006, S. 94.

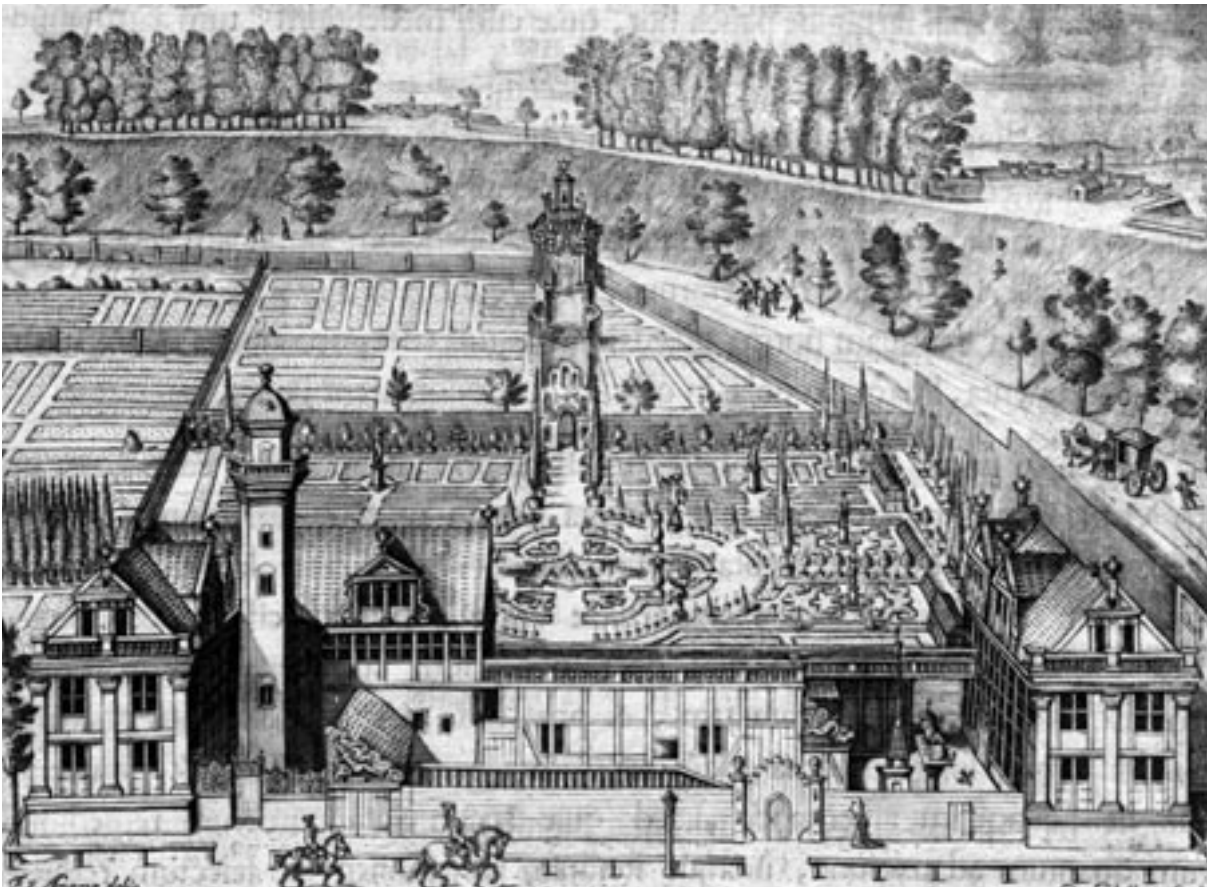
9 Ernst Christian Schütt: Chronik

Hamburg. 2. aktualisierte Aufl. Gütersloh/München 1997, S. 549.

bindet die Fronten und enthält ein breites Tor zur Einfahrt und zwei Pforten. Dahinter sieht man einen Hofplatz mit Taubenschlag, Sonnensäule, Stallungen, Wirtschaftsgebäuden und einem dünnen sechseckigen von Galerie und Kuppel gekrönten Turm, der zu genussreicher Aussicht auf die architektonisch gezirkelte Anlage des Gartens einlädt (...). Gegen die scharfen Ostwinde sind hohe Rankwände errichtet. Und vor dem Hintergrund des Walles mit den Bastionen Ulricus und Rudolphus erkennt man die an den Ziergarten sich reihenden Nutzbeete, die anmuten wie von einem Feldweibel gedrielt.“¹⁰⁾

Auch die Gartenhistorikerin Ingrid Schubert widmete sich dem Garten von Peter Lütkens und brachte seine Gestaltung in Verbindung mit dessen Liebe zur Oper: „Dass Peter Lütkens eine gewisse Neigung

zu Bühneneffekten eigen war, lässt auch die Gestaltung seines Sommersitzes ahnen. Elegante Flügelbauten und ein hoher hexagonaler Turm erweckten Assoziationen an ein Herrenhaus, während gleichzeitig in dem nun deutlicher vom Barock geprägten Lustgarten ein großes sternförmiges Fontänenbassin die Szene dominierte. Es wurde umgeben von Broderien und im Vierpass angelegten Rasenkanten, die mit vielen Topfblumen und spitz geschnittenen Eiben besetzt waren. Skulpturen und Vasen thronten auf hohen Sockeln und betonten diagonale Achsen. An der Trennwand zum Nutzgarten und seitlich vor dem hohen Plankenzaun zeigten Dutzende von Kübelpflanzen, dass auch Lütkens ein Liebhaber und Sammler dieser empfindlichen Gewächse war. Auffällig sind dabei zu schlan-



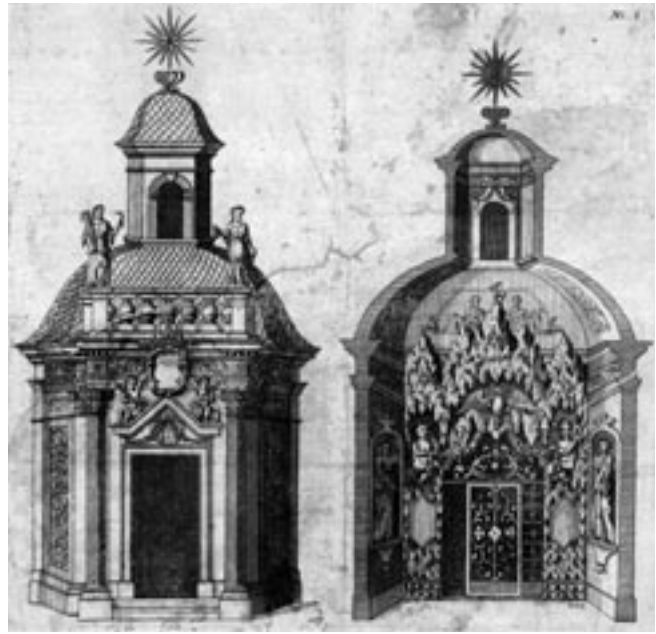
Renaissance-Garten des Bürgermeisters Lütkens 1716 an der Dammtorstraße. Im Hintergrund der Dammtorwall.
STAATSARCHIV HAMBURG

10 Hans Leip: Die unaufhörliche Gartenlust. Ein Brevier der Hamburger Gartenkultur und Gartenkünste seit Karl dem Großen, zuerst erschienen 1953. Hamburg 2004, S. 46f.

ken Obeliskens geschnittene Koniferen – wahrscheinlich Lebensbäume, die damals noch als selten und kostbar galten. Als Orangerie diente offenbar ein Flügelbau an der nördlichen Grenze des Hofes mit völlig verglaste Südseite. Ein breiter Weg führte, effektiv begleitet von Pflanzen-Obeliskens, auf ein hohes, reich ornamentiertes Tor zu.“¹¹⁾

Die bürgerliche Oberschicht, zu der Lütkens gehörte, prägte im 17. Jahrhundert das geistige und kulturelle Leben in Hamburg. Dabei orientierte sie „sich (...) an dem Adel und Hochadel der niedersächsischen und schleswig-holsteinischen wie mecklenburgischen Höfe, deren aristokratischen Lebensstil sie – in bescheidenerem Maßstabe zwar, aber doch mit erheblicher Präention – nachahmte. (...) Eine besondere Vorliebe entwickelten die begüterten Hamburger für die Gartenkultur, und die Lusthäuser und Gartenanlagen spiegelten wiederum den aristokratischen Stil der großen Schloss- und Parkarchitekturen wider. Die Prachtentfaltung war durchaus als Nachahmung des Adels beabsichtigt (...)“¹²⁾ schreibt die ehemalige Direktorin des Museums für Hamburgische Geschichte, Prof. Dr. Gisela Jaacks. Und so stand in Lütkens' Garten auch ein kleiner runder Pavillon – Lustgrotte genannt. Lustgrotten galten „in Fürstengärten (...) als geheimnisumwitterte Orte, die in der Regel mit kostbaren Werken der Kunst und der Natur ausgestattet wurden. In die Wände eingelassene Muscheln und Seegetier erzeugten zusammen mit im sparsamen Licht der Laterne aufblinkenden Edelsteinen und dem Murmeln einer Quelle eine mystische, von Transzendenz der Elemente aufgeladene Stimmung. In Lütkens' Grotte wurde man im Vorraum zunächst von zwei in Wandnischen aufgestellten Schönen (...) empfangen, doch änderte sich abrupt der Charakter: Zwei lüsterne Faune bewachten das Tor in der rauen Tuffsteinwand, die das eigentliche Zentrum verbarg. Nicht jeder durfte es betreten. Leider auch der Zeichner nicht“¹³⁾ so Ingrid Schubert.

Was Bürgermeister Lütkens in der Lustgrotte tat und mit wem, das werden wir nicht mehr erfahren. Vielleicht nutzte er, der 37 Jahre dem Hamburger Rat angehörte, die besondere Atmosphäre solch eines Etablissements, um dort Krisensitzungen des Rates



Lustgrotte in Bürgermeister Lütkens' Garten 1708 an der Dammtorstraße. STAATSARCHIV HAMBURG

abzuhalten. Und politische Krisen gab es in der damaligen Zeit reichlich in Hamburg. Mitte des 17. Jahrhunderts herrschten schwere Auseinandersetzungen zwischen Rat und Bürgerschaft. Der Rat setzte sich damals aus wohlhabenden Grundeigentümern und Kaufleuten zusammen. „Die Bürgerschaft bestand in Hamburg aus den männlichen Einwohnern, die das Bürgerrecht, für das lutherischer Glaube Voraussetzung war, erworben hatten und Grundbesitz in der Stadt besaßen. Nur sie durften politisch mitbestimmen und bildeten die so genannte Erbgessene Bürgerschaft. Diese war eine Art Urwählergemeinschaft, kein Repräsentativorgan. Das Bürgerrecht besaß nur eine Minderheit der Einwohnerschaft. Im 17. Jahrhundert betrug der Anteil etwa 15–20%. Hiervon war nur ein Teil ‚erbgessenen‘, das heißt Eigentümer eines bebauten Grundstücks, eines Erbes. Der Kreis der Einwohner mit Berechtigung zu politischer Mitsprache war mithin sehr begrenzt“¹⁴⁾ schreibt der ehemalige Direktor des Staatsarchivs Hamburg, Prof. Dr. Hans-Dieter Loose. Der Streit zwischen Bürgerschaft und Senat, der zeitweilig bürgerkriegsähnliche Zustände annahm, be-

11 Ingrid A. Schubert: „Was pflanzt diese Stadt für wunderschöne Gärten!“. Von früher Hamburger Lustgartenkultur. In: Claudia Horbas (Hrsg.): Gartenlust und Blumenliebe. Ham-

burgs Gartenkultur vom Barock bis ins 20. Jahrhundert. Ostfildern-Riut 2006, S. 55.

12 Gisela Jaacks: Hamburg zu Lust und Nutz. Bürgerliches Musikverständ-

nis zwischen Barock und Aufklärung (1660–1760). Hamburg 1997, S.15f.

13 Ingrid A. Schubert, a. a. O., S. 56.

14 Hans-Dieter Loose: Kaufleute, Mäzene und Diplomaten. Finanzierung

gann 1663 „durch den Verdacht der Vetternwirtschaft bei den Ratswahlen und Missstände in der Rechtsprechung und Gesetzgebung. Dahinter stand die grundsätzliche Frage, ob der Rat gegenüber der Bürgerschaft entsprechend dem absolutistischen Prinzip die Macht der Obrigkeit gegenüber den Untertanen besaß oder ob zwischen Rat und Bürgerschaft ein Verhältnis von Mandatsträgern zum tatsächlichen Herrschaftsinhaber bestand“,¹⁵⁾ so Gisela Jaacks. Und Hans-Dieter Loose erläutert: „Rat und Bürgerschaft beanspruchten gleichermaßen die höchste Macht und das höchste Recht im (Stadt-) Staat.“¹⁶⁾

„Da die politischen Gremien in ihrer Zusammensetzung aus der Einteilung der Stadt in Kirchspiele erwachsen waren, kam es zu einer Verquickung mit den theologischen Auseinandersetzungen, die die Hamburger Geistlichkeit und mit ihr die Gemeinden spalteten, nachdem seit 1678 mit der Wahl Anton Reisers [1628–1686] zum Hauptpastor an St. Jakobi und den in den achtziger Jahren erfolgten Ämterbesetzungen durch Johann Winckler [1642–1705] an St. Michaelis, Johann Heinrich Horb [1645–1695] an St. Nikolai und Abraham Hinckelmann [1652–1695] an St. Katharinen Pastoren in das bis dahin starr orthodox lutherische Hamburg berufen wurden, die dem Pietismus nahestanden. Beide Gruppen benutzten eifrig das ihnen zustehende ‚geistliche Strafamt‘ (‚elenchus‘) und kommentierten in ihren Predigten sowohl die politischen Ereignisse wie die ihrer Meinung nach ketzerischen Lehren der jeweiligen Gegenpartei. Der Streit eskalierte schließlich in den Jahren 1705–1708 und machte durch einen ‚Terror der Straße‘ die Stadt praktisch funktionsunfähig. Erst das Eingreifen des Kaisers durch Truppenaufmarsch und Entsendung einer Kommission, die in vierjähriger Arbeit die strittigen Fragen zu klären suchte, brachte der Stadt 1712 die innere Befriedung in dem Hauptrezess, der dann für nahezu 150 Jahre die Verfassungsgrundlage bildete und festlegte, dass das ‚Kyrion oder das höchste Recht und Gewalt bei E. E. Rat und der Erbgesessenen Bürgerschaft inseparabili nexu conjunctim [in unauflöslicher Einheit verbunden] und zusammen, nicht aber bei einem oder andern Teil privative bestehe“,¹⁷⁾ erklärt Gisela Jaacks weiter.

Dieser Streit fand während der Regierungszeit von Peter Lütkens statt. 1678 war er in den Rat berufen worden und amtierte vom 3. November 1687 bis kurz vor seinem Tod im August 1717 als Bürgermeister. Damals bestand der Senat aus vier Bürgermeistern und zwanzig Senatoren. Angesichts der politischen Tumulte während Lütkens' Amtszeit darf die Frage erlaubt sein, ob Lütkens seine Lustgrotte eher als Zufluchtsort vor handfesten Streitigkeiten, denn als Ort für lustvolle Gedanken nutzte.

Am Tag, als Lütkens zu Grabe getragen wurde, „erhob sich ein schrecklicher Orkan“, erzählt Hans Leip, „so dass mit anderen Gärten auch der seine schwer beschädigt wurde und Turm und Dächer nicht ungeschoren blieben. Die neuen Häuser aber in der ABC-Straße und am Stubbenhuk, deren Bau er mitbewilligt, wurden völlig umgeweht und ebenso der Galgen mit einem wegen Münzvergehens gehängten jüdischen Händlers, dessen Urteil Lütkens noch mit unterschrieben.

Gerade in letzterem Vorfall wollten manche trotz aller fortschreitenden humanistischen Aufgeklärtheit einen höheren Fingerzeig eräugen. Und es kam ein Gerede auf, der verblichene Bürgermeister habe sein unbeschriebenes, allen Verwicklungen, Kriegsläufen, Parteilichkeiten, Spekulationen und Pestilenzen stets so glücklich begegnetes Dasein insgeheim womöglich durch einige scheußliche Teufelpakte gesichert gehabt.“¹⁸⁾

„Waterloo-Hotel“

1850 wurde auf dem Areal Dammtorstraße 14, wo einst ein Teil des Lütken'schen Gartens lag, das „Waterloo-Hotel“ errichtet. Es galt als modernes Hotel mit prachtvoller Einrichtung. Doch da es fern von dem damals einzigen Fernverkehrsbahnhof Hamburgs, dem Berliner Bahnhof, lag, hatte es nur wenige Hotelgäste, und so wurde das Hotel schließlich zu Privatwohnungen umgebaut. Als sich später die Verkehrsverhältnisse änderten und neben dem Berliner Bahnhof auch der Dammtorbahnhof (siehe S. 289) für den Fernverkehr eröffnet wurde, erlebte das „Waterloo-Hotel“ in der zweiten Hälfte des

und Organisationstruktur der alten Hamburger Oper am Gänsemarkt. In: Siegfried Schmalzriedt (Hrsg.): Aspekte der Musik des Barock. Aufführungspraxis und Stil. Bericht über die Sympo-

sien der internationalen Handel-Akademie Karlsruhe 2001 bis 2004. Karlsruhe 2006, S. 323.

¹⁵ Gisela Jaacks, a. a. O., S. 14.

¹⁶ Hans-Dieter Loose, a. a. O., S. 323.

¹⁷ Gisela Jaacks, a. a. O., S. 15.

¹⁸ Hans Leip, a. a. O., S. 47.

19. Jahrhunderts eine Renaissance. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts war das Hotel dann eine beliebte Adresse für Fremde, aber auch für Gesellschaften, Hochzeitfeiern und andere Festivitäten.

1905 wurde das Haus abgerissen, und das erste größere vornehme Kino Hamburgs zog in das neue Gebäude ein.

Das hohe Gebäude links zeigt das 1850 erbaute „Waterloo-Hotel“ an der heutigen Dammtorstraße 14. STAATSARCHIV HAMBURG



„Waterloo-Theater“

Am 30. Oktober 1909 kündigte eine Zeitungsanzeige die Eröffnung der „Licht- und Tonbild-Bühne ‚Waterloo-Theater‘“ an. Lange Spielfilme gab es damals noch nicht, gezeigt wurde ein Kurzfilmprogramm. Eine bunte Mischung, zur Eröffnung gab es u. a. die Streifen „Die Rollschuhbahn“, „Agra, die berühmte Affenstadt in Bengalen“ und „Nero oder Der Brand von Rom“.

Das neue Haus war nach Ansicht des Fachblatts „Der Kinematograph“ geeignet, „bald zu einem Lieblingsaufenthalt der vornehmen Gesellschaft Hamburgs zu werden. Der Innenraum des Theaters ist in Rokoko gehalten, für das Auge angenehm abgetönt, die Stühle sind gleich denen eines Theaters gebaut.“ Das „Waterloo-Theater“ gehörte, wie schon das „Belle-Alliance-Theater“ in Altona, James Henschel (1863–1939), Hamburgs erstem Kinokönig. Er rühmte sich, „zwei ganz vornehme, zwei mittlere Theater und zwei für das aller kleinste Publikum“ zu besitzen; das „Waterloo“ war zweifellos eins der beiden „ganz vornehmen“ Häuser. Bespielt wurden die Theater nach dem so genannten „Pendel-Prinzip“: Die Henschel-Kinos, so sehr sie sich in Größe und Ausstattung auch unterschieden, zeigten dasselbe Filmprogramm (lediglich die Reihenfolge änderte sich, doch die Filme wurden stets überall ausgenutzt). So wurde im „Waterloo-Theater“ Ende September 1911, wie zuvor schon in zwielichtigen Kneipen-Kinos, der Film „Sündige Liebe“ gezeigt,

hier annonciert als „modernes Sitten-Gemälde aus der Gesellschaft“.

Manfred Hirschel (1892–1967) übernahm das Kino 1921 und führte es zunächst zusammen mit Hermann Ulrich-Sass und Hugo Streit (1885–?). Hirschel, nahezu 25 Jahre mit wechselndem Erfolg im Kinogeschäft, hatte 1911 als Lehrling im „American Kino“ auf der Reeperbahn begonnen. Die Norddeutsche



Kinoeingang ins 1909 eröffnete „Waterloo-Theater“, Dammtorstraße 14. STAATSARCHIV HAMBURG



Vor Beginn einer Kinoaufführung im „Waterloo-Theater“.
STAATSARCHIV HAMBURG

Film-Theater-Kommandit-Gesellschaft Hirschel & Co. war ebenfalls eine Kinokette, die neben dem „Waterloo“ das „Neue Reichstheater“ (Neuer Steinweg), das „Apollo-Theater“ (Süderstraße) und das Altonaer „Helios Theater“ betrieb. Manfred Hirschel war mit Grete Streit (1895–?) verheiratet, einer Schwester von Hugo Streit.

Der rasche Aufschwung des Kinos, die rasante technische Entwicklung, aber auch die wachsende Konkurrenz zwangen Hirschel dazu, sein Filmtheater den neuen Standards anzupassen. 1927 erfolgte durch den Architekten Max Bach (1865–1935) ein Umbau, der einem Neubau gleichkam: Ein im Hinterhof liegendes Kontorhaus wurde abgerissen, um einen neuen Saal zu errichten (während aus dem ehemaligen Saal ein pompöses Foyer wurde). Das neue „Waterloo“ (mit nun mehr als doppelt so vielen Plätzen) wurde am 11. Dezember 1927 mit dem Film „Der Meister von Nürnberg“ eingeweiht. Die drei Jahre später notwendige Umrüstung auf den Tonfilm bedeutete erneute Investitionen: Die Klang-

film-Apparate kosteten nicht nur viel Geld, auch die Leihmieten stiegen um 35–45 Prozent. Mit der Tonfilm-Revolution wurde ein ganzer Berufsstand – die großen Kinos leisteten sich richtige Orchester, in den Nachspiel-Theatern begnügte man sich mit einem Pianisten – über Nacht arbeitslos. Am 8. Januar 1930 wurde im „Waterloo“ der erste amerikanische Tonfilm in Hamburg aufgeführt: „The Singing Fool“ mit Al Jolson (1886–1950).

1930 gab es in ganz Hamburg bereits 70 Kinos mit knapp 50000 Plätzen; gut die Hälfte davon entfiel auf Filmtheater der Konzerne. Die kleineren und älteren Kinos konnten nur mithalten, wenn sie ihre Theater kostspielig modernisierten. Über das notwendige Kapital jedoch verfügten sie meist nicht. Mit dem aufwändigen Umbau des „Waterloo“ hatte Manfred Hirschel sich hoch verschuldet. Er musste eine KG gründen, die zur Hälfte dem Ehepaar Esslen gehörte, den Besitzern des Grundstücks und zugleich seine Hauptgläubiger. Die Mietschulden summierten sich trotzdem weiter, also verpfändete er seine Hälfte an Klara Esslen (1887–1959) – er blieb Geschäftsführer des „Waterloo“, war faktisch aber nur noch Angestellter.

Mit der nationalsozialistischen Machtübernahme wurde es für Hirschel, der jüdischer Herkunft war, unmöglich, das „Waterloo“ weiterzuführen: Um ein Kino zu betreiben, musste man Mitglied in der „Reichsfilmkammer“ sein. Wann Hirschel genau sein Amt als Geschäftsführer niederlegen musste, lässt sich nicht mehr eruieren; am 23. Februar 1934 bat die „Waterloo-Theater“ GmbH in einem Schreiben an die Gewerbebehörde darum, „anstelle des Herrn Hirschel unseren Herrn Heinz B. Heisig (1899–1984) vorzumerken“. Hirschel, der in seinem ehemaligen Kino inzwischen Hausverbot hatte, erhielt von der „Waterloo-Theater“ GmbH 21000 Reichsmark als Abfindung (und durfte davon nur die Hälfte ausführen, als er 1936 nach Argentinien emigrierte). Nach einem sechsjährigen Rechtsstreit, der als Vergleich endete, wurden ihm 1952 50000 DM als Wiedergutmachung zugesprochen.

Die Ufa hatte seit Langem ein Auge auf das vornehme Haus in bester Lage geworfen; in einem in-

ternen Vermerk des großen Konkurrenten vom Juni 1935 wird ein „Gerücht“ festgehalten, „wonach die bisherige Inhaberin aus finanziellen und politischen Gründen das Theater möglicherweise aufgeben müsse“. Undercover inspizierte ein Spion des Berliner Filmkonzerns das Objekt und empfahl es nach Besichtigung für eine Übernahme: das „Waterloo“ sei zwar nicht im besten Zustand, die Wandspannung stark abgenutzt und die Bestuhlung billiges Hochpolster, doch insgesamt mache das Kino „den Eindruck eines gut geführten Hauses“. Den

Begehrlichkeiten der übermächtigen Konkurrenz ausgesetzt, verschärfte sich in dieser prekären Situation auch noch der politische Druck: Heinz B. Heisig war, wie Klara Esslen, kein Parteigenosse und gehörte, von der Zwangsmitgliedschaft in der Reichsfilmkammer abgesehen, keiner NS-Organisation an. Am 2. November 1935 wurde er von der Gestapo verhaftet und ins KZ Fuhlsbüttel gebracht, wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ angeklagt, aus Mangel an Beweisen aber freigesprochen. Die Bedrohung konnte jedoch abgewendet werden.



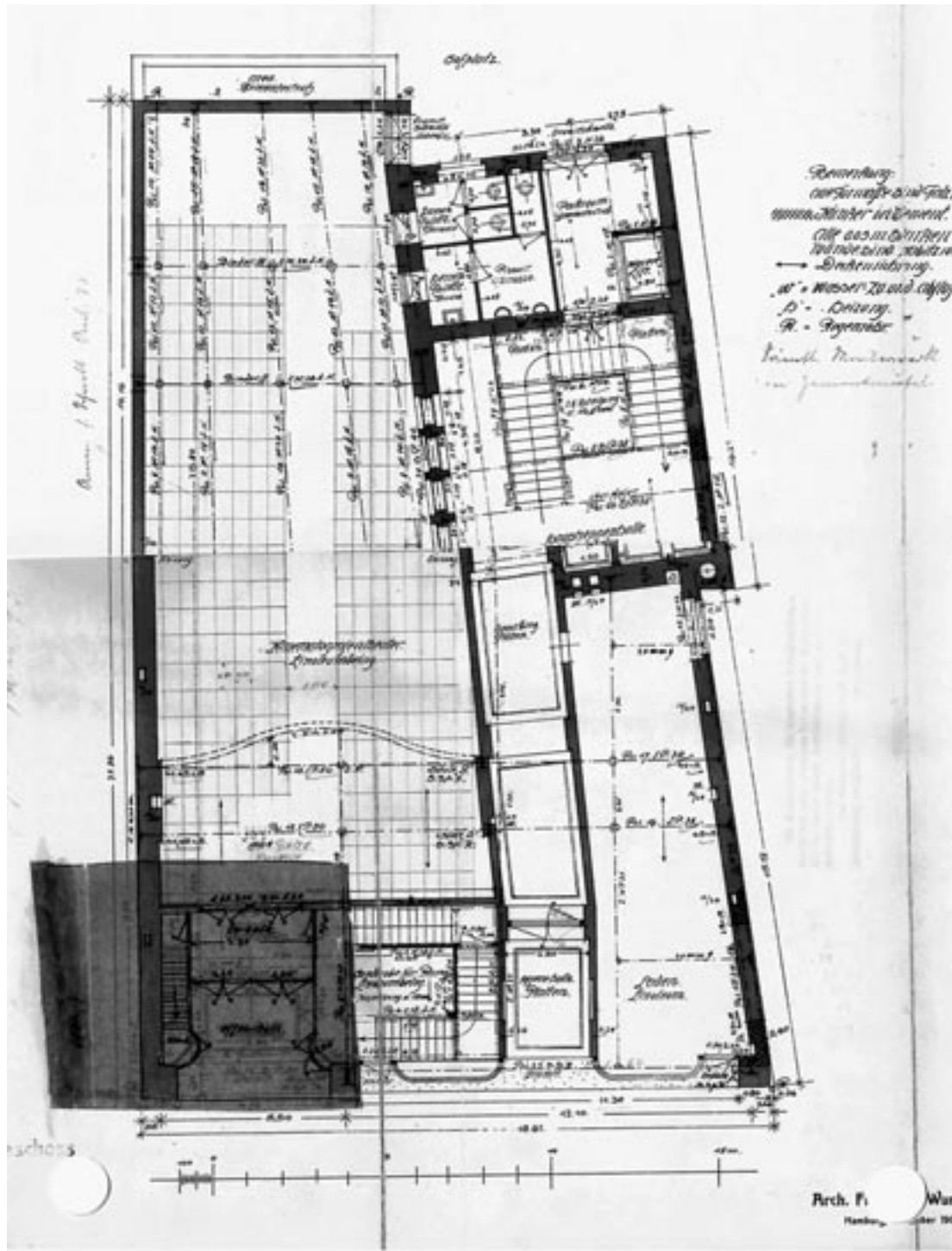
1927: Umbauzeichnung für das „Waterloo-Theater“. BILDQUELLE: PRIVAT

Werdegang Heinz B. Heisigs (31.8.1899–7.12.1984)

Eigentlich Heinrich Bernhard Heisig. 1918 Lehrling bei der „Recklinghäuser Zeitung“, danach Geschäftsführer: 1921–1922 des Lichtspielhauses „Tilsit“ in der Stadt Hof; 1923 der „Flora- und Reform-Lichtspiele“ Franz Czygan in Insterburg (Ostpreußen), 1924 der „vereinigten Lichtspielhäuser Zentral- & Kammer-Lichtspiele“, „Walhalla Theater“ in Liegnitz; von Dezember 1924 bis September 1928 der „Schauburgen“ in Worms und Essen sowie des „Ufa-Palastes“

Düsseldorf. Ab 1934 Geschäftsführer des „Waterloo-Theaters“ in der Dammtorstraße. Mitte der 1930er Jahre wurde er von den Nationalsozialisten für kurze Zeit in „Schutzhaft“ genommen. Nach 1945 führte er das „Waterloo“ weiter und war einer der Begründer des Fachorgans „Film-Echo“, zudem von 1945 bis 1949 Vorsitzender des „Wirtschaftsverbandes der Filmtheater in Hamburg und Schleswig-Holstein e. V.“ Kinos: „Waterloo“ (1934), „Esplanade“ (1948), „Residenz Düsseldorf“ (1949).

In einem Schreiben an das „Komitee ehemaliger politischer Gefangener“ vom 15. April 1946, dem ein



Grundriss des Dammtorhauses Nr. 14 mit Kinosaal. BILDQUELLE: PRIVAT

ausgefüllter Fragebogen beilag, erläuterte Heisig in einigen Punkten seinen Werdegang: „Die äußeren Daten meines Lebensweges finden Sie in den Antworten des Fragebogens. Was sie nicht aussagen, möchte ich in dem anschließenden Lebenslauf niederlegen:

Ich entstammte kleinbürgerlichen Kreisen, besuchte sieben Jahre lang die Volksschule meiner kleinen westfälischen Heimatstadt und trat mit dreizehneinhalb Jahren als Lehrling in das kaufmännische Büro unseres heimischen Amtsblattes ein. Schule und Lehrstätte lenkten mein Denken in nationale Bahnen, so dass ich, nachdem ich als Neunzehnjähriger an den letzten Schlachten der Westfront teilgenommen hatte, zum Grenzschutz ‚Ost‘ übertrat, dem ich bis zum Juli 1919 angehörte. Diese Flucht vor der drohenden Arbeitslosigkeit war aber für mich in vielerlei Hinsicht heilsam, denn ich machte als Soldat des Grenzschutzes allzu nahe Bekanntschaft mit dem Militarismus. Nicht zuletzt war es der lebendige Anschauungsunterricht über die menschenunwürdige Behandlung der Deputatarbeiter auf den adligen Großgrundbesitzen, der mich von jeder Art Nationalismus kurierte.

Während der anschließenden Lehr- und Wanderjahre in allen Teilen Deutschlands vertiefte sich meine Einsicht noch, da ich im Laufe meiner Tätigkeit in verschiedenen Berufen in enge Berührung mit dem Leben des werktätigen Volkes kam und seinen Kampf um seine Sehnsüchte aus eigener Anschauung kennenlernte. Was Wunder, dass ich mich zum Sozialismus bekannte und die großen internationalen Dichter und Polemiker mir den Weg zu einer klaren und eindeutigen Weltanschauung wiesen. (...)

Als ich (...) im Jahre 1930 nach Hamburg ans Waterloo-Theater kam, brachte ich ein gutes Rüstzeug mit. Ich betrachtete es als meine Mission, dem werktätigen Volk beim Kampf um die Besserung seiner sozialen Lage mit meinen Einflussmöglichkeiten zu helfen und beizustehen. Die Spielplangestaltung des Waterloo-Theaters weist das eindeutig auf, und ich darf für mich in Anspruch nehmen, dass viele amerikanische, englische, russische und französische Filme ohne meine Initiative nie in Hamburg gezeigt

worden wären. In den aufreibenden Jahren der Nazi-Herrschaft konnte ich meinem Ziel und meinen Absichten nur treu bleiben, weil ich, wie es gar nicht anders denkbar und möglich war, manches in Kauf nehmen musste, denn dass eine so polemisch festgelegte Spielplangestaltung allen nur denkbaren Anfeindungen und Angriffen ausgesetzt war, versteht sich von selbst. Trotz der wütenden Angriffe der Nazipresse zeigte ich, wie ich heute noch mit Genugtuung feststellen kann, bis zum November 1940 amerikanische Filme.

Aus dem Fragebogen ersehen Sie, welche Verfolgungen mir meine Haltung und Einstellung eingetragen hat. Was der Fragebogen nicht ausweist, sind die Fülle der kleinen Tücken und Schikanen, und hierzu möchte ich nur folgende kleine Aufstellung hinzufügen: Eine Anzeige wegen öffentlicher Zerreißung eines Hitlerbildes, Anzeige wegen Verweigerung des Hitler-Grußes, Verfahren zur Aberkennung der Betriebsführer-Eigenschaft, Verlust meiner Wohnung wegen meines Aufenthaltes im KZ, Anzeige wegen nationaler Würdelosigkeit, Anschuldigung des damaligen Kultursenators Dr. [Helmuth] Becker [1902–1962], ich führe einen ‚Juden- und Kommunisten-Kintopp‘ usw. usw.“¹⁹⁾



Kinosaal des „Waterloo-Theaters“.

Aus: MICHAEL TÖTEBERG, FILMSTADT HAMBURG. HAMBURG 1990.

¹⁹ Staatsarchiv Hamburg, 622-1. Familie Heisig, 2.4.

Das „Waterloo“ behauptete in der gleichgeschalteten Kinolandschaft der NZ-Zeit eine Sonderstellung. Es war das einzige konzernunabhängige Uraufführungstheater in der Innenstadt, weshalb es keinen der Erfolgsfilme aus der deutschen Produktion bekam. Doch Heinz B. Heisig machte aus der Not eine Tugend: Hier liefen nun vorrangig MGM- und Paramount-Filme, „Meuterei auf der Bounty“ mit Charles Laughton (1899–1962) und Clark Gable (1901–1960), „Die Kameliendame“ mit Greta Garbo (1905–1990) oder der neueste Fall des „Dünnen Mannes“, hier gab es regelmäßig „Fox‘ tönende Wochenschau“, die einen anderen Blick auf das Weltgeschehen hatte als das Propagandaministerium. Die Hollywood-Produktionen wurden in englischer Originalfassung, teilweise sogar ohne Untertitel, gezeigt. Gelegentlich standen auch französische oder britische Filme auf dem Programm, deutsch war jedoch lediglich der obligatorische Kulturfilm zu Beginn (da gab es wie überall „Die deutsche Frauenkolonialschule ‚Rendsburg‘“ oder „Altfränkisches um Würzburg“), ansonsten wurde hier der American Way of Life gefeiert.

Die Presse hatte strikte Anweisung, nicht mehr positiv über amerikanische Filme zu berichten, doch das Kinopublikum strömte trotzdem ins „Waterloo“. Revue- und Musikfilme wie „Mississippi-Melodie“ (Originaltitel: „A Banyo on My Knee“) oder „Broadway-Melodie“ (1938) waren besonders beliebt. Im „Dritten Reich“, wo „entartete Neger-Musik“ verpönt war, bargen solche Filme politische Sprengkraft. Uwe Storjohann (geb. 1925), damals aktiv in der (verbotenen) Hamburger Swing-Szene, erinnerte sich an das „Waterloo“ als „Cosmopolitician-Enklave“, in dem die „Kultfilme der Stenzer, Lotter-Joes und Kreppsohlen-Dandys“ liefen: „Das Gejohle war bis nach nebenan in die Konditorei L'Arronge (siehe S. 56) zu hören, wenn Bigband-untermalt, zum Scatgesang und Steptanz auf der Leinwand, die Swings im gedunkelten Parkett ihre Schmähe gegen die HJ anstimmten.“

Damit war es im November 1940 endgültig vorbei. Hatte das „Waterloo-Theater“ im „Hamburger Bühnen-Almanach 1938/39“ noch herausgestellt, die

ausländischen Produktionen würden dem deutschen Kinobesucher die Möglichkeit geben, „seinen Gesichtskreis zu weiten“, hieß es in der Ausgabe für 1939/40: „Im Spielplan des laufenden Abendprogramms hat nun auch der deutsche Film seinen Einzug gehalten.“ Zwar sah man es als seine Aufgabe an, „auf filmkünstlerischem Gebiet das Tor zur Welt offen zu halten“, doch dies war unmöglich: Alle ausländischen Filme, sofern sie nicht von den Verbündeten stammten, waren verboten, Hollywood-Produktionen durften nicht mehr vorgeführt werden.

Swing Kids im „Waterloo-Theater“

Diese oppositionelle Gruppe vierzehn- bis einundzwanzigjähriger Jugendlicher lehnte das Hitler-Regime ab, zeigte dies durch ihre Vorliebe für Swingmusik und anglophile Kleidung. Zum Beispiel trugen die jungen Männer Ruderklub- oder Seglerklubjacken, lange Jacketts mit großen Karomustern, Schuhe mit Kreppsohlen und weiße Seidenschals. Die jungen Frauen zeigten sich betont modebewusst, trugen feminine Kleidung, kurze Röcke, Seidenstrümpfe, malten sich die Lippen rot und lackierten sich die Fingernägel. Eine politische Widerstandsgruppe waren die Swing Kids nicht. Der ehemalige Swing Boy Uwe Storjohann sagte dazu: „Wir waren ja unpolitisch, wir hatten von Politik keine Ahnung. Keiner hatte Marx oder Lenin gelesen, keiner kannte Hegel, wir hatten ja überhaupt keinen politischen Hintergrund, aber wir erlebten die politische Wirklichkeit und schufen uns eine Gegenwelt, und diese Gegenwelt war der Swing.“²⁰⁾

Während des Zweiten Weltkriegs arbeitete der spätere Zeitungsverleger Axel Cäsar Springer (1912–1985) für kurze Zeit als Lehrling im „Waterloo-Theater“; so bediente er z. B. den Filmprojektor. Axel Springer „hatte großes Glück gehabt, dass er aus Gesundheitsgründen nicht eingezogen worden war, nun genoss er in Hamburg als ungebundener Senior-Swing das Leben, so gut es ging. Im Gegensatz zu uns jüngeren, tollkühnen Swings bevorzugte er weniger provokante Aktivitäten, unsere, so hatte er erkannt, provozierten Ärger.“²¹⁾

20 Der ehemalige Swing Kid Uwe Storjohann, zit. nach: Jörg Ueberall: Swing Kids. Berlin 2004, S. 9.

21 Harry Stephens, zit. nach: Jörg Ueberall, a. a. O., S. 47f.



An der Kinokasse des „Waterloo-Theaters“.
STAATSARCHIV HAMBURG

Bei Fliegeralarm wurden die Zuschauerinnen und Zuschauer in den Kinos durch ein Dia aufgefordert, den Saal zu verlassen und sich in den Luftschutzkeller zu begeben; das Verlassen des Gebäudes war verboten. „Ruhe bewahren und zum Notausgang rechts gehen“, so die Anweisungen im „Waterloo“: „Das Personal geleitet Sie sicher in den Luftschutzkeller, folgen Sie deshalb bitte den Anweisungen. Der Gebrauch Ihrer eigenen Taschenlampe beim Gang durch die offene Toreinfahrt ist Ihnen strengstens untersagt.“

Im Krieg erreichte der Kinobesuch neue Rekordhöhen. 1942 wurden 35,2 Millionen Karten verkauft, umgerechnet ging jeder Hamburger und jede Hamburgerin mehr als zwanzigmal im Jahr ins Kino. Am 22. Juli 1943 inserierten im „Hamburger Anzeiger“ 100 Kinos; als am 19. August, erstmals nach den verheerenden Bombennächten Ende Juli, wieder Kinoanzeigen erschienen, waren es nur noch 21. Auch das „Waterloo“ wurde von einer Bombe getroffen und brannte aus. In nur wenigen Monaten konnte das Kino wieder hergerichtet, der Spielbe-

trieb wieder aufgenommen werden. Dabei halfen Zwangsarbeiter (siehe zum Thema Zwangsarbeiter auch Seite 57), wie einem Vermerk im Tagebuch des Bürgermeisters Carl Vincent Krogmann (1889–1978) zu entnehmen ist: „24.2.44: Herr Steinkamp wegen Zurverfügungstellung von Gefangenen, um das Waterloo-Theater wieder aufzubauen“. Daran bestand von politischer Seite großes Interesse, denn das Regime wusste um die Bedeutung des Massenmediums Kino. „Unser Volk bei guter Laune zu halten, das ist auch kriegswichtig“, notierte Propagandaminister Joseph Goebbels (1897–1945).

Nach dem Zweiten Weltkrieg gehörte 1945 das gerade erst wieder hergerichtete, zunächst von der britischen Besatzungstruppe beschlagnahmte „Waterloo“ zu den ersten Kinos, die wieder für das deutsche Publikum öffnen durften. Zur feierlichen Wiedereröffnung des „Waterloo-Theaters“ am 20. September 1945 zeigte man Alexander Kordas (1893–1956) „Rembrandt“ mit Charles Laughton. Der Film stammte zwar aus dem Jahr 1937, aber für Hamburg war er doch neu: Nach fünf Jahren konnte man erstmals wieder eine englische Produktion sehen. Das Filmereignis des Kinojahres 1945 aber war „Große Freiheit Nr. 7“, der ultimative Hamburg-Film, am 19. Oktober im „Waterloo“: streng genommen keine Uraufführung (der Film war von den Nationalsozialisten für Deutschland verboten worden und wurde deshalb Ende 1944 in Prag uraufgeführt), nicht einmal eine Erstaufführung (die hatte einen Monat zuvor in Berlin stattgefunden, aber Ilse Werner (1921–2005), Gustav Knuth (1901–1987) und Hans Söhnker (1903–1981) waren zur Hamburger Premiere gekommen), auch kam nur eine von der englischen Zensur gekürzte Version zur Aufführung (die Originalfassung sah man, ebenfalls im „Waterloo“, erst am 1. August 1950).

Das Kino diente auch als Ort der Aufklärung, der Aufklärung über die NS-Verbrechen und den Holocaust. Im März 1946 zeigte man „Die Todesmühlen“, einen Dokumentarfilm, den amerikanische Kameraleute kurz nach der Befreiung der Häftlinge in Konzentrationslagern gedreht hatten. In den Zeitungen konnte man lesen: „Die Todesmühlen‘ werden im

Waterloo-Theater gezeigt – schon fast zwei Wochen lang, und immer noch kommen die Hamburger, um sich durch echte Dokumente von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was über Buchenwald und Belzen, Mauthausen und Neuengamme zu lesen war, und allmählich auch jene zu belehren, die sich bisher störrisch weigerten, an den von Heinrich Himmler [1900–1945] inszenierten Massenmord zu glauben.“ (Hamburger Freie Presse, 3. April 1946). Die Kinobesucher, so ist vielfach bezeugt, verließen das „Waterloo“ in stummer Erschütterung.

Das „Waterloo“ hatte schnell eine Sonderstellung: Es fungierte als das offizielle Erstaufführungstheater für die gesamte Britische Zone. Damit konnte Heinz B. Heisig an eine gute alte, durch den Krieg unterbrochene Tradition des Hauses anknüpfen. In der Dammtorstraße kamen englische und, weit seltener, amerikanische Filme in der Originalfassung mit deutschen Untertiteln heraus: Ab 3. Mai 1946 lief „Zum halben Wege“ („The Halfway House“), ab 17. Mai „Cornwall-Rhapsodie“ („Love Story“), ab 7. Juni

„Traum ohne Ende“ („Dead of Night“), ab 28. Juni Musikpiraten („I’ll be your Sweetheart“) usw. Am 30. August 1946 eine Premiere der besonderen Art: der erste englische Film in deutscher Synchronisation – David Leans (1908–1991) „Brief Encounter“ („Begegnung“), mit Celia Johnson (1908–1982) und Trevor Howard (1913–1988) –, in der zweiten Woche zeigte das „Waterloo“ den Film „OmU“, doch fortan sollten Synchronfassungen fremdsprachiger Produktionen in allen anderen Hamburger Filmtheatern zur Regel werden. Trotz der Restriktionen des Interzonenverkehrs schaffte es Heisig, das „Waterloo“ wieder zu einem Fenster in die Welt zu machen: Im September 1946 stand erstmals ein russischer, im November 1946 ein französischer, im April 1947 ein Schweizer Film auf dem Spielplan.

Die Uraufführung des ersten deutschen Films, der nach Kriegsende in Hamburg und Umgebung gedreht wurde, fand am 14. Juni 1947 im „Waterloo-Theater“ statt. Im Foyer stand auf einem hohen, blumengeschmückten Podest ein alter PKW, darun-



Kinofilmplakat für den Film „Morituri“. STAATSARCHIV HAMBURG

1948 fand im „Waterloo-Theater“ die Erstaufführung des Films „Morituri“, einem der wenigen westdeutschen Filme, die sich mit dem Thema Konzentrationslager in der NS-Zeit auseinandersetzten, statt. Produktion Artur Brauner (geb. 1918), Drehbuch Gustav Kampendonk (1909–1966), Regie Eugen York (1912–1991). Die Idee zu diesem Film hatte Artur Brauner, der, 1918 als Sohn eines jüdischen Holzgroßhändlers in Lodz geboren, während der NS-Zeit aus einem KZ ausgebrochen war und sich in Ostdeutschland durchgeschlagen hatte. Der Film basiert auf den von Brauner erlebten Geschehnissen. Brauner berichtet von seinem Schicksal im KZ und bei den Partisanen. Im Film handelt es sich um eine Gruppe von KZ-Häftlingen, die mit Hilfe eines polnischen Arztes fliehen kann. In einem Waldversteck trifft sie auf weitere Verfolgte unterschiedlicher Nationalität, die dort aus Angst vor dem Entdecktwerden ausharren. Als die Front immer näher rückt und die Lebensmittel knapp werden, bringen polnische Flüchtlinge neue Vorräte. Nachdem der polnische Arzt eine Brücke in die Luft gesprengt hat, durchkämmt die SS den Wald. Auf der Flucht vor ihnen wird der Arzt erschossen. Doch unmittelbar vor dem Entdecktwerden durch die SS kommt die Nachricht, die deutschen Truppen sind auf dem Rückzug – die Verfolgten sind nun endlich frei. Die Resonanz des Kinopublikums war sehr ablehnend. Die meisten Kinobesuchenden wollten sich weder erinnern noch sich mit der Vergangenheit auseinandersetzen. Man wollte lieber „Gras über die Sache“ wachsen lassen.

ter ein Schild: „Der Hauptdarsteller“. Helmut Käutners (1908–1980) „In jenen Tagen“ war ein Episodenfilm, erzählt wurde die „Geschichte eines Autos“ zwischen 1933 und 1945. Die Premiere wurde im „Film-Echo“ als künstlerisches und gesellschaftliches Ereignis gefeiert: „Menschenmassen und Absperungen vor dem Theater. Ankunft von Spitzen der Besatzungsmacht, der Stadt und der Kulturschaffenden unter dem Objektiv der Wochenschau“.

„Arche Nora“, die erste Produktion der von Walter Koppel (1906–1982) und Gyula Trebitsch (1914–2005) neugegründeten Real-Film, erlebte am 6. Februar 1948 ebenfalls im „Waterloo“ ihre Uraufführung. In seiner Begrüßungsrede richtete sich Heisig an die anwesenden Journalisten: „Helfen Sie uns bitte in Ihren Presseveröffentlichungen, dass wir mit unseren Anträgen um eine echte und tiefe Verwurzelung der Filmwirtschaft in Hamburg nicht vor einer verständnislosen Verwaltung stehen. Wir brauchen Ihren Appell an den Senat, damit das gesteckte Ziel erreicht wird: Die Filmstadt H A M B U R G!“²² Als Kompensationsgeschäft lief „Arche Nora“ in den Kinos der sowjetischen Zone, dafür konnte Heisig in seinem Theater zwei Monate später als Erstaufführung für die britische Zone am 17. April 1948 die erste Produktion der ostzonalen DEFA, Kurt Maetzig's (geb. 1911) „Ehe im Schatten“, zeigen. Der Film zeichnete das Schicksal des Schauspielers Joachim Gottschalk (1904–1941) nach, der sich weigerte, seine jüdische Frau Meta zu verlassen; das Ehepaar ging 1941 gemeinsam in den Tod, um der Deportation zuvorzukommen. In seiner Begrüßungsrede appellierte Heisig an das „Gefühl der Achtung vor den Mitmenschen, die Menschlichkeit schlechthin“, dies sei, über die trennenden Zonengrenzen hinweg, die moralische Aussage des Films. Heisig: „Die hinter uns liegenden Jahre waren nicht danach angetan, dem persönlichen Freimut den Weg zu bereiten. Lassen Sie uns von diesem nunmehr wiedergewonnenen Recht besonders da, wo es um unsere besondere Aufgabe geht, wieder Gebrauch machen.“²³

Er konnte dies gleich in die Tat umsetzen, denn am Rande der Premiere kam es zum Eklat: Unter den



50er Jahre des 20. Jh.: MGM-Filmwoche im „Waterloo-Theater“. STAATSARCHIV HAMBURG

Gästen befanden sich neben Regisseur und Hauptdarstellern auch zahlreiche Verfolgte des Nazi-Regimes – und nicht eingeladen Veit Harlan, (1899–1964) Regisseur des antisemitischen Hetzfilms „Jud Süß“. Heisig, Hausherr im „Waterloo“, ließ ihn und die Schauspielerin und Hauptdarstellerin im Film „Jud Süß“, Kristina Söderbaum (1912–2001), nach Beginn der Wochenschau heraufrufen und setzte beide kurzerhand vor die Tür.



MGM Waterloo zeigt 1957 das US-amerikanische Film-musical „Seidenstrümpfe“, Regie: Rouben Mamoulian (1897–1987), in den Hauptrollen Fred Astaire (1899–1987) und Cyd Charisse (1921–2008). STAATSARCHIV HAMBURG

22 Staatsarchiv Hamburg 622-1 Familie Heisig, 2.18.

23 Staatsarchiv Hamburg 622-1 Familie Heisig 221.

Heisig engagierte sich in der Filmpolitik, und so hatten in den Etagen über dem Kino bald eine Anzahl von Verbänden der Filmwirtschaft ihren Sitz: der „Wirtschaftsverband der Filmtheater e.V.“, das „Film-Echo“, das „Branchenorgan für die Filmwirtschaft der britischen Zone“ sowie Verleih- und Produktionsfirmen.

Die Oase für Liebhaber der Filmkunst wurde 1956 von dem US-Kinogiganten Metro-Goldwyn-Mayer von dem in wirtschaftlichen Schwierigkeiten stekenden Heisig übernommen. Der neue Betreiber nannte das Kino fortan „MGM-Waterloo“ und ließ es nochmals umbauen; das Kino erhielt die erste Neonfassade Hamburgs, und die Presse war sehr angetan von der speziellen Lichtspielarchitektur mit einer frei stehenden Empore und indirekter Beleuchtung. Das Foyer beherbergte eine mächtige Treppeanlage (auch das Parkett lag oberhalb der Eingangsebene). Der Saal wurde von einer flachen, gewölbten Decke abgeschlossen.

Nachdem MGM den Kinobetrieb 1973 aufgab, übernahm kurzzeitig die Cinerama-Filmgesellschaft das

Kino, doch das Ende eines der ältesten und angesehensten Filmtheater Hamburgs war nicht mehr abzuwenden: Am 31. März 1974 wurde nach der Abendvorstellung um 20.45 Uhr, gezeigt wurde noch einmal der Walt-Disney-Klassiker „Bambi“, der Kinobetrieb endgültig eingestellt.

Das Schicksal des Traditionshauses in der Damm-torstraße war symptomatisch. Das Kinosterben hatte in den 1960er Jahren in den Randbezirken begonnen; in den Stadtteilen schloss ein Filmtheater nach dem anderen, bis ganze Bezirke ohne Kino waren. Nun hatte die Krise die Innenstadt erreicht. Nach einem Totalumbau zogen in den oberen Etagen Büros und im Erdgeschoss Ladengeschäfte ein. Auch das Engagement des Hamburger Denkmalschutzrats konnte einen Rückbau des Kinosaals nicht verhindern. Immerhin blieb die klassizistische Vorderfront des Gebäudes, welches seitdem nur noch schlicht „Damm-tor-Haus“ heißt, erhalten.

Text: Michael Töteberg und Volker Reißmann



Im Haus Damm-torstraße 14 gab es viele Jahre das Restaurant „Patzenhofer“. *POSTKARTE AUS DEN 20ER JAHREN DES 20. JH.*



Innenansicht des Restaurants „Patzenhofer“, Damm-torstraße 14. *POSTKARTE*

Stolperstein für Max Fraenkel

Zu Zeiten des „Waterloo-Theaters“ gab es in der Dammtorstraße 14 auch Praxen und Kontore. Eine Arztpraxis gehörte dem Nervenarzt Dr. Max Fraenkel (7.1.1882, Freitod am 21.3.1938). Seit 2005 erinnert ein Stolperstein vor dem Hauseingang an ihn. Ein weiterer Stolperstein wurde für ihn, der auch als Theaterarzt arbeitete, 2006 vor der Staatsoper verlegt. „Max Fraenkel wurde als ältestes von drei Kindern in Hamburg geboren. Die Eltern Marie, geb. Deutsch, und Eugen kamen in jungen Jahren aus Schlesien nach Hamburg. Den jüdischen Glauben ihrer Vorfahren hatten sie abgelegt und ihre Kinder Max, Margarete und Hans evangelisch taufen lassen.

Die Familie wohnte am Alsterglaciis. Professor Eugen Fraenkel lehrte und forschte am Krankenhaus Eppendorf. Durch Experimente am eigenen Leibe war ihm die Entdeckung des ‚Welch-Fraenkelschen Bazillus‘, des Gasbranderregers, gelungen. Max Fraenkel studierte Medizin mit Schwerpunkt Neurologie. 1906 erhielt er die Approbation und eröffnete eine Praxis als Facharzt für Nervenkrankheiten in der Dammtorstraße 14. 1914 heiratete er die Hamburgerin Charlotte Sperber, die mütterlicherseits mit der Bürgermeisterfamilie Petersen verwandt war. Als Oberstabsarzt nahm Fraenkel am Ersten Weltkrieg teil. Mit dem ‚Eisernen Kreuz 1. Klasse‘ dekoriert, kehrte er 1918 nach Hamburg zurück. Wie seine Tochter erzählt, bewies er seine patriotische Gesinnung in einer Prügelei mit jungen Leuten auf der Straße, als diese versuchten, ihm die Schulterblätter seiner Uniform abzureißen.

Das erste Kind Ursula wurde 1917 geboren, 1920 kam Ilse auf die Welt. Die Söhne Claus Eugen (Jg. 1921) und Claus Eugen Renatus (Jg. 1924) starben als Kleinkinder.

In den 1920er Jahren baute die Familie eine Villa am Mellenbergweg am Volksdorfer Wald. Dort lud man nicht nur zu Konzerten ein, sondern stellte im Haus außerdem einen Musiklehrer und ein Zimmer zur Verfügung, damit auch andere Kinder aus Volksdorf in den Genuss musikalischen Unterrichts kamen. An die warmherzige Atmosphäre im Haus erinnert sich

die ehemalige Hausangestellte Erna Klingmann: ‚Jeden Sommer gab es in der Familie Fraenkel nacheinander drei Geburtstage zu feiern. Erst der von Frau Dr. am 23.7., der mit einer großen Abendgesellschaft begangen wurde. Dann Ullas am 26.7. als Kindergeburtstag. Und im August dann mein Geburtstag. Da konnte ich mir Gäste in die Villa einladen und feiern. Herr und Frau Dr. verließen an diesem Tag morgens das Haus und kehrten erst spät zurück. Am Tag zuvor durfte ich mir alles, was ich für meine Feier brauchte, in den Volksdorfer Geschäften holen.‘

Nach Praxisschluss wurde Max Fraenkel oft in das Kinderheim ‚Im Erlenbusch‘ in der Schemmannstraße gerufen. Hier hatte die Sozialpädagogin Hilde Wulff [1898–1972. Ihr Grabstein steht im „Garten der Frauen“ auf dem Ohlsdorfer Friedhof] 1935 ein privates Heim für Kinder mit Behinderungen eröffnet. Da Hilde Wulff zeitweilig heimlich auch jüdische Kinder aufnahm, half Erna Klingmann, diese mit Lebensmitteln zu versorgen, die sie durch den Wald von der Arztvilla zum Kinderheim trug. Ausnahmsweise quartierte sie sogar einige privat in ihrer kleinen Wohnung ein: ‚Bei neugierigen Fragen meiner Nachbarin habe ich nur gesagt: Das sind Kinder vom Lande, vom Nachbarhof meiner Eltern.‘ Nach einer anonymen Verwarnung stellte Erna Klingmann diese Hilfsleistungen ein.

Obwohl Familie Fraenkel der evangelischen Kirche angehörte, wurde ihr während der NS-Zeit eine andere Identität zugewiesen. Die Eltern führten nach NS-Terminologie eine ‚privilegierte Mischehe‘, der Ehemann galt als ‚jüdisch‘, die Töchter galten als ‚Halbjüdinnen‘ bzw. ‚Mischlinge ersten Grades‘. Ulla hätte 1935 das Abitur machen wollen, musste aber die Walddörferschule vorher verlassen. Ilse legte 1938 das Abitur ab. Obwohl sie eine der besten Sportlerinnen der Schule war, durfte sie auf dem Sportfest nicht geehrt werden. Schulleiter Hayungs milderte diese Kränkung allerdings dadurch ab, dass er vor der versammelten Schulgemeinschaft sagte: ‚Und wie wir alle wissen, gibt es unter uns ausgezeichnete Sportler, die aber heute nicht geehrt werden.‘

1933 waren in Hamburg 325 Ärzte als ‚jüdisch‘ registriert. Allen wurde bereits im April des Jahres

die Kassenzulassung entzogen. Eine Fülle von Verordnungen bis zum totalen Berufsverbot und auch zum Verbot, privat-wissenschaftlich zu arbeiten (Dezember 1938), betraf damit jeden fünften Hamburger Arzt. Viele wanderten aus. Besonders Jüngere versuchten, im Ausland eine neue Existenz aufzubauen. Aber Max Fraenkel war schon Mitte 50. Zuerst behandelte er seine Patienten noch unentgeltlich. Das wurde aber beobachtet und ‚gemeldet‘. Die Patienten wurden bestraft. Auch die Tätigkeit als Theaterarzt der Staatsoper musste er einstellen. Zunehmend empfand Max Fraenkel sich als Last für seine ‚arische‘ Frau und seine Töchter. Im Familienkreis sprach er darüber, sich das Leben zu nehmen, in der Hoffnung, dass seine Familie dann durch das Eintreten der Ärzteversicherung besser versorgt sei. Im März 1938 unternahm Ilse mit ihrer Klasse eine Abiturreise nach Berlin, Ursula war schon des Längeren in Süddeutschland zur Ausbildung. Als so beide Töchter abwesend waren, erschoss sich Max Fraenkel am Morgen des 21. März 1938 in seinem Schlafzimmer.

Max Fraenkels Mutter Marie Fraenkel, geb. Deutsch, wurde am 24. März 1943 mit 82 Jahren nach Theresienstadt deportiert und dort umgebracht. Seine Schwester Margarete Kuttner, geb. Fraenkel (Jg. 1884), wurde im November 1944 in Auschwitz-Birkenau mit Gas ermordet. Sein Bruder Hans (Jg. 1888) wanderte aus.

Die Stadt Hamburg benannte 1945 Eugen Fraenkel zu Ehren den Schaudinnsweg in Barmbek in Fraenkelstraße um. Die Universität Hamburg würdigte seine Verdienste mit der Aufstellung einer Büste.²⁴⁾

Text: Ursula Pietsch

Text mit freundlicher Genehmigung der Autorinnen entnommen aus: Astrid Louven, Ursula Pietsch: Stolpersteine in Hamburg-Wandsbek mit den Walddörfern. Biographische Spurensuche. Hamburg 2008, S. 162 ff.

„Öffentliche Rechtsauskunft“ (ÖRA)

Seit September 2008 befindet sich im Gebäude Dammtorstraße 14 die „Öffentliche Rechtsauskunft“ (ÖRA). Beraten werden Menschen, die in Hamburg leben oder arbeiten und nur über ein geringes Einkommen verfügen.

Die Gründungsphase der ÖRA geht zurück bis zum Ende des 19. Jahrhunderts und Beginn des 20. Jahrhunderts. Zeitgleich mit der Einführung des BGB im Jahre 1900 und im zeitlichen Zusammenhang mit der Abfassung der ZPO [Zivilprozessordnung] (1877), die auch damals schon Regelungen zum Armenrecht beinhaltete, wurde in weiten Kreisen der Justizöffentlichkeit die Thematik der außergerichtlichen gütlichen Einigung und Schlichtung diskutiert. Neben einer Vielzahl von anderen Einrichtungen, die auf lokaler Ebene tätig wurden, konstituierte sich im Jahre 1922 die Öffentliche Rechtsauskunft und Gütestelle (Ragü) in Hamburg.

Hauptinitiatoren waren neben den staatstragenden, aber demokratisch gesinnten Teilen der Hamburger Justiz bedeutende Vertreter und Vertreterinnen der hamburgischen Arbeiterschaft und der Frauenbewegung.

Das „Arbeitersekretariat Altona/Ottensen“ eröffnete seine Tätigkeit am 1. Juli 1900, das „Arbeitersekretariat Hamburg“ am 1. September 1900, das „Arbeitersekretariat Harburg“ am 1. April 1902, weitere Arbeitersekretariate folgten.

Der „Zentralverband der Hausangestellten Deutschlands“, in dem in Hamburg im Jahre 1909 allein 8000 Dienstmädchen organisiert waren, eröffnete seine Beratungsstelle am 1. April 1908.

Der „Allgemeine Deutsche Frauenverein, Ortgruppe Hamburg“ verfügte seit dem 27. Juni 1896 über eine „Abteilung Rechtsschutz“ und beriet Frauen in ihren rechtlichen Angelegenheiten und förderte das Rechtsbewusstsein von Frauen durch Vorträge, Diskussionen und Bildungsveranstaltungen. Der „Verein Frauenwohl“, der der radikalen Frauenbewegung zuzurechnen war, eröffnete seine Beratungsstelle am 19. Januar 1900. Die Rechtsberatungen fanden zum damaligen Zeitpunkt beispielsweise in den Häusern

24 Quellen/Literatur: Staatsarchiv Hamburg, 331-5, Polizeibehörde-Unnatürliche Todesfälle. Amt für Wiedergutmachung Hamburg Akte Charlotte Sperber 220791,

1938/463. Anna v. Villiez: Die Vertreibung der jüdischen Ärzte Hamburgs aus dem Berufsleben 1933–45. In: Hamburger Ärzteblatt. Nr. 3, 2004, S. 1–110.

Alf Schreyer: Kinderheim „Im Erlensbusch“, seit 50 Jahren in Volksdorf. In: Unsere Heimat die Walddörfer. Nr. 5, 1985. Petra Fuchs: Hilde Wulf (1898–1972),

des „Volksheim e. V.“ sowie im „Curio-Haus“, Rothenbaumchaussee 15, Hinterhaus, oder im „Heim für junge Mädchen“, Große Bleichen 64, statt.

Interessanterweise fand sich der damalige Ansatzpunkt – außergerichtliche Streitbeilegung – nicht unter dem ausschließlichen Primat der Kostenersparnis, unter dem er heute zuvorderst diskutiert wird, sondern er war stets verbunden mit dem Gedanken der Gleichheit vor dem Gesetz und des gleichen Zugangs zum Recht. Schon die damalige Erkenntnis war, „dass nicht nur die Volkswohlfahrt, sondern auch die Rechtspflege bei der Entfaltung einer Rechtsfürsorge an Wert gewinnen und die Rechtspflege durch sie erst ihren Schmelz erhalten würde“.

Der heute noch aktive und eng mit der Arbeit der ÖRA verbundene „Verband der gemeinnützigen und unparteiischen Rechtsauskunftsstellen e. V.“ wurde von Dr. Hermann Link [1879–1964] 1906 gegründet. Der größte Träger der Rechtsberatung in Hamburg – das „Volksheim e. V.“ – richtete 1909 an den Senat das Gesuch, für den dargelegten Zweck eine einmalige Beihilfe in Höhe von 2500 Mark und ferner einen laufenden Zuschuss von 7500 Mark jährlich zu gewähren. Diesem Gesuch wurde zunächst nicht stattgegeben. Am 4. November 1920 fasste die Hamburgische Bürgerschaft den einstimmigen Beschluss, der Senat möge „sich die Förderung einer Stelle zu gemeinnütziger und unparteiischer Rechtsauskunftserteilung angelegen sein lassen“, jedoch erst 1912 auf erneuten Vorstoß des Bürgerschaftsabgeordneten Dr. Walter Matthaei [1874–1953, seinerzeit Richter, nachmals Senator] unter Einbeziehung positiver Stellungnahmen der Deputation Handel, Schifffahrt und Gewerbe sowie der mittlerweile positiven Auffassung der Hanseatischen Anwaltskammer wurde ein staatlicher Zuschuss von 10 000 Mark jährlich auf die Dauer von fünf Jahren bewilligt.

Träger war der am 11. November 1913 gegründete „Hamburgische Verein der gemeinnützigen und unparteiischen Rechtsauskunftsstelle“. Die Räume der Öffentlichen Bücherhalle an den Kohlhöfen wurden zur Verfügung gestellt.

Bedingt durch den baldigen Ausbruch des Krieges verlief die Arbeit zunächst bescheiden, und erst

1919, als der damalige Gerichtsassessor Hannes Kaufmann [1887–?] mit der Geschäftsführung beauftragt wurde, setzte dieser sofort kräftige Impulse. Andere berufliche Wege führten Kaufmann zunächst jedoch wieder weg von der Verbandsarbeit. Die finanziell begrenzte Unterstützung war ausgelaufen und wurde nicht verlängert.

Erst mit der Eröffnung des Hamburgischen Wohlfahrtsamtes (Vorläufer der heutigen Sozialbehörde) 1920, das von Anbeginn an die „geordnete Rechtsfürsorge für Unbemittelte für die gesamte Wohlfahrtspflege von Bedeutung“ ansah und deshalb die Öffentliche Rechtsauskunft als die ureigenste Aufgabe verstand, wurde die Grundlage für die heutige Arbeit der ÖRA gelegt.

Die Interessen des Wohlfahrtsamtes waren damals so eindeutig formuliert wie heute noch gültig. 1920 heißt es in der vom Wohlfahrtsamt verfassten Denkschrift: „Das Wohlfahrtsamt würde in einer gut geleiteten Rechtsauskunftsstelle einen Schatz von Erfahrungen über die Rechtsnöte unseres Volkes sammeln und durch ihn Anregungen erhalten, um Lücken in der Volkswohlfahrtspflege ausfüllen und neu auftretende Bedürfnisse zu befriedigen und in dieser Richtung Einfluss auf die Gesetzgebung gewinnen.“ Der „Hamburgische Verein der Rechtsauskunftsstellen“ begrüßte die Übernahme durch die Wohlfahrtspflege, vermerkte jedoch schon damals ausdrücklich: „Die Aufgabe der Rechtsauskunftsstellen erschöpft sich nicht etwa darin, Rechtsrat zu erteilen, sondern erstreckt sich auch darauf, nach Anhörung beider Parteien Rechtsstreite zu schlichten.“ Hier sei aber eine klaffende Lücke in der Rechtsordnung festzustellen.

Das Jahr 1921 ist angefüllt mit regelmäßigen Sitzungen des Wohlfahrtsamtes, an denen Vertreterinnen der Frauenvereine, der Arbeitersekretariate, des Volksheimes, des Arbeitsamtes und natürlich des hamburgischen Vereins teilnahmen. Stellenpläne wurden erörtert, und schließlich wurde am 4. Oktober 1922 die Rechtsauskunftsstelle als Teil des Wohlfahrtsamtes eröffnet. Mit der Novellierung der ZPO und der Einfügung des damaligen § 495 a Abs. 1 Ziff. 1 am 1. Juni 1924 wurden Gütestellen gesetzlich

verankert, und schon am 13. September 1924 erklärte die Justizverwaltung die Öffentliche Rechtsauskunft zur Gütestelle im Sinne des § 495 a Abs. 1 Ziff. 1 ZPO. Die Rechtsauskunft und Gütestelle, die nunmehr unter der Abkürzung Ragü firmierte, erhielt eine Geschäftsordnung und hatte ihre Diensträume in der ABC-Straße 46/47. Acht Bezirksstellen gehörten mit zur Hauptstelle. In den Jahren bis 1933 erblühte die Ragü. Sie war Vorbild für vergleichbare Bestrebungen in Deutschland und arbeitete nach wie vor im Verband der Rechtsauskunftsstellen mit. Der Verband gab eine eigene Zeitschrift heraus. Nebentätigkeiten, wie die Übernahme der Aufgaben des Mieteinigungsamtes (1924) und die Entgegennahme von Kirchenaustrittserklärungen (1929), wurden damals, ebenso wie später die Erteilung von Armenrechtszeugnissen, von der Öffentlichen Rechtsauskunft- und Vergleichsstelle geleistet. Die gesicherte Einbindung der hamburgischen Ragü in das Wohlfahrtsamt bewirkte auch, dass die anderenorts schon im Juli 1933 abgeschlossene Einverleibung der Öffentlichen Rechtsauskunftstellen in die NS-Rechtsbetreuung in Hamburg seine Zeit dauerte. Forschungen in den Unterlagen des Staatsarchivs haben deutlich gemacht, dass zwischen dem 20. Januar 1934, an dem die Landesjustizverwaltung an die Ragü das Verlangen des BNSDJ („Bund nationalsozialistischer deutscher Juristen“) auf Übernahme übermittelt hatte, und der mit dem 1. Februar 1936 erfolgten Übernahme der Ragü durch die NS-Rechtsbetreuung ein zähes Ringen hinter den Kulissen stattfand. Dabei wurde selbstverständlich nicht mit offenen Worten protestiert, jedoch wurden Verwaltungsabläufe verzögert, Stellungnahmen abgegeben und von Seiten der Wohlfahrtspflege immer wieder betont, dass der strukturelle Zusammenhang von Rechtsauskunft und Gütestelle nicht gefährdet werden dürfe. Zudem wurde lang und breit diskutiert, wer welche Kosten zu übernehmen habe. Anlässlich der Überleitung der Ragü auf die NS-Rechtsbetreuung gibt der Präsident der Wohlfahrtsbehörde [Oskar] Martini [1884–1980] durch Rundschreiben sämtlichen Mitarbeitern bekannt: „Mit der Überleitung ist eine Einrichtung aus dem staatlichen Für-

sorgewesen ausgeschieden, die ich stets als einen wertvollen Teil vorbeugender Fürsorge erkannt und nachdrücklich gefördert habe. Demgemäß wurde mit der NS-Rechtsbetreuung enge Zusammenarbeit vereinbart. Unsere hamburgische Einrichtung war tief in der Bevölkerung verwurzelt; sie genoss im ganzen Reich hohes Ansehen und gilt mit Recht als vorbildlich. Diesen Ruf verdankt sie nicht zuletzt dem unermüdlichen ehrenamtlichen Wirken ihrer erfahrenen Berater, die sich für den regelmäßigen Dienst in den Abendstunden zur Verfügung gestellt haben.“ Aus den verschiedenen Aktenvermerken ist ebenfalls ersichtlich, dass die Zahl der Beratungen und Gütesachen in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur drastisch gesunken ist. Mit dem 1. September 1943 wurde in Hamburg die NS-Rechtsbetreuung auf Anordnung Hitlers (1889–1945 Suizid) direkt von der Gauleitung übernommen und war damit auch offiziell eine reine Parteiangelegenheit. Welcher Art die behandelten Rechtsfälle waren, wie sich die Formulierung von Vergleichen verändert hat, ob sich noch Personen jüdischer Abstammung unter den Ratsuchenden befanden, wissen wir nicht. Auch gibt es derzeit keine fundierten Informationen darüber, ob und wie sich die Gruppe der ÖRA-Berater zwischen 1933 und 1945 zusammengesetzt hat. Angesichts der Blitzhaftigkeit jedoch, in der sich die Einverleibung der Juristenschaft im allgemeinen vollzog, hat sich das zutiefst rassistische Menschenbild und die demokratiefeindliche Gesellschaftsauffassung des Nationalsozialismus sicher auch auf die Arbeit der Ragü und der sie aufsuchenden Menschen ausgewirkt. Mit der Einführung des § 1 i. V. m. § 3 Ziff. 2 Rechtsberatungsgesetz am 13. Dezember 1935, der die Rechtsberatung im Wesentlichen der Anwaltschaft vorbehielt, wurden beispielsweise die zwar schon aus der Anwaltschaft ausgeschlossenen, aber noch als so genannte Rechtsbesorger tätigen jüdischen Juristen ihrer letzten legalen Erwerbsmöglichkeiten beraubt. Sie mussten ihre Existenz z. T. halb legal in den Hinterzimmern „arischer“ Kanzleien führen oder emigrieren, wenn sie dem beruflichen Ruin oder später der physischen Vernichtung entgehen wollten. Die demokratischen Kräfte konn-

ten sich kaum mehr legal äußern – jedenfalls nicht in offiziellen Ragü-Hauptakten. Freiheitlich gesinnte Publikationen – wie etwa „Die Rechtsauskunft“ – wurden eingestellt.

Offensichtlich haben jedoch noch vereinzelte und manchmal vereinte Kräfte unter der Oberfläche geschlummert; denn schon am 4. Februar 1946, noch unter britischer Oberhoheit und noch vor der Verabschiedung des Grundgesetzes am 23. Mai 1949, wurde die Ragü jetzt als ÖRA wiedereröffnet. Neben den Aufgaben der Rechtsauskunft und Gütestelle kam als drittes Element die ÖRA als Vergleichsbehörde im Sinne des § 380 StPO hinzu.

Untergebracht war die ÖRA zunächst in den Räumen des Ziviljustizgebäudes, gemeinsam mit der „Vertrauensstelle für Verlobte und Eheleute“, mit der „Deutschen Zentralstelle zur Bekämpfung der Schwindelfirmen e. V.“ sowie mit „Pro Honore, Verein für Treu und Glauben im Geschäftsleben e. V.“. Mit all diesen Einrichtungen arbeitet die ÖRA auch noch heute eng zusammen, sei es über die Mitgliedschaft im Verband der Rechtsauskunftstellen, sei es über die thematische Kooperation im Zusammenhang mit der außergerichtlichen Regelung von Trennung und Scheidung (Mediation). Zunächst jedoch musste sich die ÖRA räumlich und organisatorisch neu konstituieren. Ihre Geschäftsräume bezog sie im Dammtorwall 13. Hannes Kaufmann wurde 1952 von Carl-Peter Hennings [1885–1967] abgelöst. In dessen Amtszeit fällt insbesondere die lang anhaltende rechtspolitische Auseinandersetzung über die Einführung des Beratungshilfegesetzes. Im Vergleich zu dem, was die ÖRA schon seit 1922 leistete – nämlich Rechtsberatung auf allen Rechtsgebieten für Bürgerinnen und Bürger mit geringem Einkommen –, waren die verbrieften Rechte, die das Beratungshilfegesetz für breite Schichten der Bevölkerung eröffnen sollte, auf wesentlich niedrigerem Standard. Dementsprechend wurde landesweit politisch kontrovers Position bezogen: Die eine Fraktion favorisierte ein flächendeckendes System öffentlicher Rechtsberatungseinrichtungen nach dem Vorbild der ÖRA Hamburg, die andere Fraktion wollte die außergerichtliche Rechtsberatung bei der



Noch heute ist das Jugendstiltreppenhaus im Haus Dammtorstraße 14 vorhanden. Im 2. Stock befindet sich die ÖRA. PHOTO: PETER MÜHLENHARDT

Anwaltschaft angesiedelt wissen, wobei die Anwältinnen und Anwälte ihre Beratungshilfeshonorare bis auf 20 DM mit den Landeshauptkassen abzurechnen hätten. Der Gesetzgeber hat sich mit der Verabschiedung des Rechtsberatungshilfegesetzes vom 18. Juni 1980 grundsätzlich für die Angliederung an die Anwaltschaft entschieden, wobei für die Länder Berlin, Bremen und Hamburg Ausnahmeregelungen abgesichert wurden. Die Vorteile eines sehr breiten, qualifizierten, bürgernahen und streitschlichtenden sowie zudem kostengünstigen Verfahrens hat sich damit für Hamburg durchsetzen können. Von 1985 bis 1994 wurde die ÖRA von Werner Schlenther geleitet. Unter seiner Regie vollzog sich der Umzug in das ÖRA-Haus am Holstenwall 6. Im September 2008 erfolgte der Umzug in die Dammtorstraße 14. Inhaltlich und organisatorisch ist die ÖRA bis heute in ihren guten Traditionen verwurzelt, und es gehört nach wie vor zum guten Ton unter der hamburgischen Juristenschaft, im Rahmen der ÖRA ehrenamtlich tätig zu werden. Mit ausgesuchter fachlicher und persönlicher Qualifikation widmen sich ehrenamtliche Juristinnen und Juristen, Verwaltungs- und Schreibkräfte der ratsuchenden Bevölkerung sowie den Parteien im Güte- und Sühneverfahren. Dabei profitieren alle Beraterinnen und Berater von der interdisziplinären Zusammenarbeit.

Die Freie und Hansestadt Hamburg konnte schon von 1946 bis 1980 auf ein gut funktionierendes System der Rechtsberatung und außergerichtlichen Streitschlichtung verweisen. Sie war damit 34 Jahre der bundesweiten Regelung voraus. Und auch nach 1980 war das Hamburger Angebot im Gegensatz zum restlichen Bundesgebiet weiterhin auf Angelegenheiten des Arbeits-, Sozialversicherungs- und des Steuerrechtes ausgelegt. Dies war ein Privileg, das sich die Bürgerinnen und Bürger des Bundes erst durch eine erfolgreiche Verfassungsklage 1993 mit anschließender Novellierung des Beratungshilfegesetzes vom 14. September 1994 erstreiten mussten.

Text: Monika Hartges

Abteilung „Allgemeine Weiterbildung“ des „Amtes für Weiterbildung“ der Behörde für Schule und Berufsbildung

Seit Januar 2010 befinden sich im 5. Stock der Dammstorstraße 14 die Büroräume der „Abteilung Allgemeine Weiterbildung“ des „Amtes für Weiterbildung“ der Behörde für Schule und Berufsbildung, zu der die „Landeszentrale für politische Bildung“, das „Jugendinformationszentrum“, der „Kulturring der Jugend“, das Referat „Bildungsurlaub“ und das Referat „Allgemeine Weiterbildung“ gehören.

Geschichte und Entwicklung der „Landeszentrale für politische Bildung“

Nachdem 1952 die „Bundeszentrale für Heimatdienst“ eröffnet worden war, die an die „Reichszentrale für den Heimatdienst“ der Weimarer Republik anknüpfte und zu deren Aufgabe es gehörte, das demokratische und europäische Gedankengut im deutschen Volk zu festigen und zu verbreiten, stellte zwei Jahre später, am 5./6. Februar 1954, die Ministerpräsidentenkonferenz in München fest, dass in den einzelnen Bundesländern Einrichtungen zur Pflege der staatsbürgerlichen Bildung erforderlich seien. Deshalb wurde beschlossen, entsprechende Einrichtungen in den einzelnen Ländern zu grün-

den. So fand weitere zwei Jahre später, am 11. Dezember 1956, die erste Sitzung des neu gegründeten „Hamburger Kuratoriums für staatsbürgerliche Bildung“ statt. Der Senat beschloss, die Geschäfte des „Kuratoriums“ nebenamtlich von einem Beamten im Auftrag des „Kuratoriums“ führen zu lassen, der vom Senat im Einvernehmen mit dem „Kuratorium“ auf drei Jahre bestellt werden sollte. Das „Kuratorium“ bestand aus den ständigen Mitgliedern: dem Ersten und dem Zweiten Bürgermeister, dem Schulsenator und einem ehemaligen Senator, dem Führer der Opposition, einem Mitglied der Bürgerschaft, dem Rektor der Universität, dem Direktor der Volkshochschule, dem Präses der Handelskammer, dem Vorsitzenden des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) und zehn weiteren Mitgliedern, die der Erste Bürgermeister auf Vorschlag der ständigen Mitglieder auf fünf Jahre berief.

Das „Kuratorium“, dessen Geschäftsstelle sich in einem Raum des Hamburger Rathauses befand, erhielt 1957 einen Jahresetat von 200 000 DM. Die finanziellen Mittel sollten im Wesentlichen für staatsbürgerliche Kurse ausgegeben werden, die u. a. von der „Gesellschaft für Wirtschaft und Sozialpolitik e. V.“ (Haus Rissen) und der „Neuen Gesellschaft“ abgehalten wurden. Das „Kuratorium“ verteilte die staatlichen Mittel auf die Gesellschaften und kontrollierte deren Verwendung. Daneben setzte es sich folgende Arbeitsschwerpunkte: Koordination der „Jungbürgeraktion“ und Durchführung von Lehrerinnen- und Lehrerseminaren, die in Bonn und in Berlin stattfanden.

1958 zog die Geschäftsstelle des „Kuratoriums“ in zwei Räume der Schulbehörde in der ABC-Straße 40 B. Nun hatten die Verwaltungsarbeiten bereits einen solchen Umfang angenommen, dass eine Sekretärin, die anfangs halbtags tätig war, ganztägig eingestellt werden musste. Außerdem wurde ein Beamter der Senatskanzlei nebenamtlich mit der Bearbeitung der Anträge, Abrechnungen und sonstigen haushaltsrechtlichen Angelegenheiten beschäftigt.

Im selben Jahr entwickelte das „Kuratorium“ ein Schaubild, das in anschaulicher und allgemeinverständlicher Form die Gliederung der Hamburger Verwaltung zeigte und in allen Behörden, in denen Pu-

blikumsverkehr war, ausgehängt wurde, um den Bürgerinnen und Bürgern die Struktur ihres Staates und den Aufbau der Verwaltung nahezubringen. Ebenfalls 1958 begannen die „Jungbürgerabende“. Das „Kuratorium für staatsbürgerliche Bildung“, das „Amt für Bezirksverwaltung“ und die Bezirksämter luden bei Fruchtsaft, Bier und Zigaretten zu diesen Abenden in die Verwaltungsgebäude der jeweiligen Bezirksämter ein. Verteilt wurden Schriften wie „Mein Leben als Bürger“ oder das Büchlein des damaligen Leiters der staatlichen Pressestelle Hamburg Erich Lüth (1902–1989) „Stadtstaat Hamburg“.

Im Laufe der Zeit nahm die Anzahl der Anträge von Gesellschaften und Vereinen auf finanzielle Förderung von Veranstaltungen und Projekten der politischen Bildung immer mehr zu. Deshalb beschloss das „Kuratorium“ 1960 eine Begrenzung der Zuwendungsempfänger, denn es befürchtete eine Zersplitterung der finanziellen Mittel. Gefördert wurden von nun an nur vier Gesellschaften: die „Neue Gesellschaft“, „Haus Rissen“, die „Freie Gesellschaft“ und ab 1963 die „Staatspolitische Gesellschaft“.

Mit der Aufnahme der Förderung der „Staatspolitischen Gesellschaft“ begannen die Auseinandersetzungen zwischen dem „Kuratorium“ und den politischen Gesellschaften um die Vergabe der finanziellen Mittel. Insbesondere drehte sich der Streit um die Frage: Sollen sich die eher konservativ ausgerichteten bzw. CDU-nahen Gesellschaften „Haus Rissen“ und „Staatspolitische Gesellschaft“ den finanziellen Parteienanteil teilen, oder wäre „Haus Rissen“ als parteipolitisch unabhängig zu betrachten und müsste als solche gesondert gefördert werden?

Die Diskussion um die finanzielle Mittelvergabe wurde noch erschwert durch die Tatsache, dass die Verwaltungskosten der Gesellschaften enorm gestiegen waren, so dass staatliche Zuschüsse ohnehin erforderlich waren. Dies führte zu ersten Überlegungen, eine „Landeszentrale für politische Bildung“ ins Leben zu rufen, die effizienter arbeiten und damit die Verwaltungskosten durch Konzentration der Arbeit senken würde. Doch die Gesellschaften wehrten sich gegen solch ein Ansinnen, da eine institutionalisierte „Landeszentrale“ als Konkurrenz gesehen wurde.

1966 fällte das Bundesverfassungsgericht sein Urteil über die bisherige Förderungspraxis des „Kuratoriums“. Danach war die staatliche Förderung parteinaher Gesellschaften nicht mehr zulässig, und zwar besonders dann nicht, wenn die politische Bildungsarbeit der Werbung für eine politische Partei diene. Nach diesem Urteilspruch änderten die „Neue Gesellschaft“ und die „Staatspolitische Gesellschaft“ ihre Satzungen, um damit ihre Parteienunabhängigkeit zu unterstreichen.

1972 kam es in der politischen Bildung zu einer heftigen Krise: Das bisherige Förderungsmodell des „Kuratoriums“ hatte sich in den letzten Jahren immer mehr als schwierig erwiesen. Die Beschränkung auf wenige Zuwendungsempfänger konnte kaum noch aufrechterhalten werden, da immer neue Antragsteller Ansprüche anmeldeten, so dass die Streitigkeiten um die Mittelvergabe nicht mehr geschlichtet werden konnten. Hinzu kam, dass immer weniger Geld für die eigentliche Bildungsarbeit der Bildungsgesellschaften (Seminare, Vorträge) ausgegeben wurde, dafür immer mehr für Verwaltungsarbeiten. Der Hamburger Senat finanzierte somit zunehmend die Verwaltung der privaten Bildungsgesellschaften, die alle mehr oder weniger das Gleiche taten. Darüber hinaus stagnierten die finanziellen Mittel für die politische Bildung, und das „Kuratorium“ arbeitete schwerfällig und unrationell, da seine Mitglieder mit anderen Aufgaben mehr als genug zu tun hatten.

Um die Krise in der politischen Bildung abzuwenden, wurde erneut die Gründung einer „Landeszentrale für politische Bildung“ erwogen. Die politischen Gesellschaften wehrten sich nach wie vor gegen solch ein Vorhaben. Nun spielten nicht mehr Bedenken der finanziellen Art die Rolle, sondern die Gesellschaften vertraten die Auffassung, eine staatliche Bildungseinrichtung würde auf Akzeptanzprobleme stoßen.

Doch trotz solcher Bedenken zeichnete sich 1973 nun auch in Hamburg die Gründung einer „Landeszentrale für politische Bildung“ ab, die das „Kuratorium“ ersetzen und zugleich dessen Arbeit fortsetzen sollte. Ausgelöst wurde dieses Vorhaben durch ein

bürgerschaftliches Ersuchen an den Senat. Bei der Vorbereitung der Senatsantwort auf das Ersuchen kam es zu einem regen Briefwechsel zwischen dem Senat, den beteiligten Behörden und den politischen Gesellschaften. Schließlich wurde in der Antwort des Senats die Gründung einer „Landeszentrale“ vorgesehen. Diese sollte die bisherigen Aufgaben des „Kuratoriums“ übernehmen; zu ihren weiteren Tätigkeiten sollten gehören: Dozentinnen- und Dozentenfortbildung, die Durchführung von Modellseminaren, in denen didaktische Konzepte ausprobiert werden sollten, Konzeption und Durchführung von Veranstaltungen zu Grundproblemen der politischen Bildung und zu besonderen politischen Ereignissen und Anlässen. Außerdem sollte die „Landeszentrale für politische Bildung“ geeignete Referentinnen und Referenten vermitteln und Publikationen erstellen und ankaufen, die über die freiheitlich-demokratische Grundordnung und die parlamentarische Demokratie unterrichteten. Die privaten politischen Gesellschaften sollten weiterhin gefördert werden. Ein Jahr später, 1974, war es dann so weit. Nun hatte auch der Stadtstaat Hamburg eine „Landeszentrale für politische Bildung“. Sie wurde der Senatskanzlei zugeordnet und erhielt einen Beirat, der das „Kuratorium“ ersetzen sollte. Zu dessen Aufgaben gehörten: die Überwachung der Überparteilichkeit der „Landeszentrale“, Beratung bei Schwerpunktsetzungen und Beschlussfassung über die Grundsätze der Vergabe von Zuwendungen. Die Leitung der „Landeszentrale“ übernahm der bisherige hauptamt-

lich tätige Leiter des „Kuratoriums“. Hinzu kamen zwei Referentenstellen für die politische Bildung, eine Oberamtsratstelle für die Verwaltungsaufgaben und zwei Sachbearbeitungsstellen.

In den folgenden Jahren bis 1980 legte die „Landeszentrale“ ihre Schwerpunkte auf „Seminare für Spätaussiedler“ und Modellseminare zu den Themen „Rationalisierung und Humanisierung des Arbeitsplatzes“, „Situation der berufstätigen Frau“ und „Europäische Direktwahl“. Die „Landeszentrale“ gab Publikationen heraus u. a. zu den Themen „Organisierter Kommunismus in der Bundesrepublik Deutschland“ (1974), „Investitionslenkung und soziale Marktwirtschaft“ (1975), „Alternative Instrumente zur Reduzierung der Arbeitslosigkeit“ (1976), „Rechtsextremismus“ (1978).

1981 musste die „Landeszentrale“ ihre Eigenaktivitäten reduzieren. Zwar war der Haushaltsansatz für 1981 um 61000 DM auf 1 323 000 DM erhöht worden, doch unterlag der neue Gesamtbetrag infolge der Bewirtschaftungsmaßnahmen des Senats einer Kürzung von 6 %, so dass die Mittel insgesamt leicht zurückgegangen waren.

Da die politischen Gesellschaften wegen ihrer angespannten Finanzlage nicht von den Kürzungen betroffen werden sollten, musste eine Reduzierung der Eigenaktivitäten der „Landeszentrale“ vorgenommen werden. Das bedeutete: Es wurden weniger Eigenpublikationen erstellt und weniger Bücher angekauft. Dennoch ließ sich das Programm der „Landeszentrale“ sehen. So kamen in den 80er Jahren neue The-



1998 führte die Landeszentrale für politische Bildung im kommunalen Kino „Metropolis“, Dammtorstraße 30, die Veranstaltung „Es begann 1952 ... die Anfänge des Dokumentarismus im Fernsehen“ durch. Im Bild von links die Fernsehleute der Ersten Stunde: Max H. Rehbein (geb. 1918), Jürgen Roland (1925–2007), Rüdiger Proske (geb. 1916), Carsten Diercks (1921–2009) und ganz rechts außen Peter von Zahn (1913–2001).

PHOTO: GERDA ALDERMANN

menschwerpunkte hinzu, wie z. B. Bundeswehrseminare und das Sonderprogramm zum 50. Jahrestag des 30. Januars 1933. An neuen Eigenpublikationen wurden z. B. die Buchtitel erstellt: „Rundfunkpolitik“ (1980), „Neuengamme“ (1981), „Die Bürgerschaft“ (1982), „Standort Hamburg. Beiträge zur Entwicklung und Bedeutung der Bundeswehreinrichtungen in Hamburg“ (1985), „1. Mai 1946 – Die ersten freien Maifeiern in Hamburg seit dem Ende der Weimarer Republik“ (1986), „Der Hamburger Hafentarbeiterstreik 1896/97“ (1987), „Marseille – eine kritische Liebeserklärung“ (1988), „Die Türkei steht in der Dritten Republik“ (1988), „Shanghai – Chinas Tor zur Welt“ (1988), „Historische Lieder aus acht Jahrhunderten“ (1989), „Leinen los – Frauenarbeit im Hamburger Hafen“ (1989), „Hamburg und die Französische Revolution“ (1989).

1986 zog die „Landeszentrale für politische Bildung“ aus der Poststraße 11 (Alte Post), in der sie jahrelang ihren Sitz gehabt hatte, in den 3. Stock der Großen Bleichen 23.

Ab 1996 wurde dann die Mehrzahl der von der „Landeszentrale“ geförderten Bildungsgesellschaften vom Amt für Berufs- und Weiterbildung der Schulbehörde gefördert. Es verblieben bei der „Landeszentrale“ nur noch drei zu fördernde Gesellschaften. Gleichzeitig wurde ein neuer Zuwendungstitel „Sonstige Antragsteller“ geschaffen. Damit erhielten nun nicht mehr nur die großen Bildungsgesellschaften Förderung, sondern auch kleine gemeinnützige Vereine für Projekte und Veranstaltungen der politischen Bildung. Die Bearbeitung und Vergabe dieses Titels liegt in Händen der „Landeszentrale“.

In den 90er Jahren wirkte sich die Öffnung der Grenzen stark auf die Arbeit der „Landeszentrale“ aus. Es herrschte eine große Nachfrage aus den Neuen Bundesländern. Vor allem forderten die Bürgerinnen und Bürger das „erweiterte“ Grundgesetz mit Abdruck des Wahlrechtes, des Parteiengesetzes und der Erklärung der Menschenrechte ab.

An Eigenpublikationen erschienen in den 90er Jahren z. B. folgende Publikationen: „Gleiche Rechte – Gleiche Pflichten. Zur Geschichte des Frauenalltags in Hamburg (1990)“; „Asyl in Deutschland: Die Zigeu-

ner“ (1990); „Der Traum von der Einheit (1990)“; „Kleine Geschichte Hamburgs“ (1991); „Prag – schönste Schwester Hamburgs“ (1991); „Als Fremde zuhause in Hamburg?“ (1991); „Jugendlichen Raum lassen“ (1992); „Trotz Fleiß keinen Preis – historischer Stadtrundgang zu den Frauen der Unterschicht“ (1992); „Zeitbombe Müll“ (1992); „Aber wir müssen zusammenbleiben – Mütter und Kinder im Bombenkrieg“ (1993); „Hamburg gewinnt mit Europa“ (1994); „Demokratie braucht Bildung – Bildung braucht Demokratie“ (1994); „Finanznot als Motor von Reformen – Haushaltskonsolidierung und eine effiziente bürgerfreundliche Verwaltung – Parallele oder zuwiderlaufende Ziele?“ (1994); „Der schwere Weg zur Demokratie. Politischer Neuaufbau in Hamburg 1945/46“ (1995); „Jonglieren mit drei Bällen. Frauen in der Hamburgischen Bürgerschaft“ (1995); „Hamburg zur Zeit der Weimarer Republik“ (1996); „Europäische Unionsbürgerschaft – eine neue Perspektive für die deutsche Ausländerpolitik“ (1996); „Unter uns – ein Jugendcomic zum Thema Rechtsradikalismus“ (1996); „Wer steckt dahinter? Hamburgs Straßen, die nach Frauen benannt sind“ (1996); „Staat und Parteien im Stadtstaat Hamburg oder die Unregierbarkeit der Städte“ (1996); „Der Kurdenkonflikt – Ursachen und Lösungswege“ (1996); „Rathausbau, Handwerk und Arbeiterschaft“ (1997); „Auf den Zweiten Blick. Streifzüge durch das Hamburger Rathaus“ (1997); „Einblicke Hamburgs Verfassung und politischer Alltag leicht gemacht“ (1998); „Hamburg im 3. Reich“ (1998); „Die Flüchtlinge kommen. Aufnahme und Integration der Flüchtlinge in Hamburg 1945–1947“ (1998); „Hamburger Stadtplan zu den jüdischen Stätten in Hamburg“ (1998).

An Veranstaltungsthemen wurden in den 90er Jahren z. B. präsentiert: „Psychogramm der DDR“ (1991); „Hamburgs erster Mütterkongress“ (1993); „Was tun? Zum Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum § 218“ (1993); „Goody Goody – Lebensgefühl der Hamburger Swingjugend in den 30er und 40er Jahren“ (1998); szenische Aufführung im Hamburger Rathaus zu den Frauen und Männern im Rathaus (1998).

Ebenfalls in den 90er Jahren begann die „Landeszentrale für politische Bildung“ in Kooperation mit



Einladungskarte zur 1998 von der „Landeszentrale für politische Bildung“ mit der „Hamburg Welle 90,3“ des NDR Rundfunks im Alsterpavillon durchgeführten Veranstaltung „Goody, Goody, Lebensgefühl der Hamburger Swingjugend in den 30er und 40er Jahren“.

der Bürgerschaftskanzlei mit eintägigen und dreitägigen Rathausseminaren für Schulklassen der Oberstufe.

Die zunehmenden Gewalttaten von Rechtsextremisten in den 90er Jahren bewog 1994 die Bürgerschaft zur Verabschiedung eines Sonderprogramms gegen Rechtsextremismus und Gewalt. Auch die „Landeszentrale“ bekam für Veranstaltungen, Projekte und Publikationen, die sie zu dem Thema durchführte bzw. förderte, Gelder zugewiesen.²⁵⁾



Im Foyer des 4. Ranges der Hamburgischen Staatsoper präsentierte die „Landeszentrale für politische Bildung“ 1998 die Veranstaltung „Geschlechterrollen auf der Opernbühne“. PHOTO: GERDA ALDERMANN

Nach der Bürgerschaftswahl 2001 wurde die „Landeszentrale für politische Bildung“, die seit 1974 ein

Amt der Senatskanzlei und direkt dem Ersten Bürgermeister und seinem Staatsrat unterstellt war, in die Schulbehörde integriert.

Durch die im Jahr 2003 erfolgte umfangreiche Reorganisation der Schulbehörde erfuhr auch die „Landeszentrale für politische Bildung“ grundsätzliche Veränderungen in ihrer Struktur und Zuständigkeit. So erhielt sie die Gesamtzuständigkeit für den Bereich „Zuwendungen“, das heißt, die bis dahin im bisherigen „Amt für Berufliche Bildung und Weiterbildung“ der Schulbehörde geförderten Bildungsträger wurden nun der „Landeszentrale“ zugewiesen. Seitdem liegt die fachliche Steuerung und inhaltliche Beurteilung der Anträge allein bei der „Landeszentrale für politische Bildung“. Eine personelle Aufstockung hierfür fand allerdings nicht statt.

Die Zusammenführung der Förderung der politischen Bildung in einen Verwaltungsbereich machte es erforderlich, dass anstelle des bisher bestehenden Beirates der „Landeszentrale für politische Bildung“ und des Fachbeirats für politische Weiterbildung beim ehemaligen „Amt für Berufliche Bildung und Weiterbildung“ ein neuer Beirat für die politische Bildung gebildet werden musste. Dieser Beirat besteht nun aus neunzehn Mitgliedern: neun Abgeordneten der Hamburgischen Bürgerschaft; vier Vertreterinnen/Vertretern der Bildungseinrichtungen, die als anerkannte Bildungsträger gefördert werden; zwei Vertreterinnen/Vertretern der Hochschulen; zwei Vertreterinnen/Vertretern der Handels-/Handwerkskammer und der Arbeitgeberverbände; zwei Vertreterinnen/Vertretern der Gewerkschaften.

Außerdem zog die „Landeszentrale für politische Bildung“ Ende 2003 in die Steinstraße um, wo sie gemeinsam mit dem „Jugendinformationszentrum“ einen Infoladen einrichtete, in dem die Publikationen der „Landeszentrale“ und das Infomaterial des „Jugendinformationszentrums“ bereitgehalten wurden. Damit hatte die „Landeszentrale“ erstmals in ihrer Geschichte einen Laden, in dem sie ihre Publikationen und Broschüren präsentieren konnte; in den Jahren zuvor war das Publikationsangebot der „Landeszentrale“ lediglich in einem Büroraum der Bevölkerung zur Verfügung gestellt worden. 2003/2004

²⁵ Vgl.: Rita Bake, Helga Kutz-Bauer, Dirk Jörke: Halb so alt wie das Grundgesetz. 25 Jahre Landeszentrale für politische Bildung – eine Chronik. Hamburg 1999.

wurde die „Landeszentrale“ eine Abteilung des „Amtes für Bildung“ der Behörde für Bildung und Sport. Seit 2009 ist sie Teil der Abteilung „Allgemeine Weiterbildung des „Amtes für Weiterbildung“ der Behörde für Schule und Berufsbildung. Die Leitung der „Landeszentrale für politische Bildung“ ist zugleich Leitung der Abteilung „Allgemeine Weiterbildung“. Im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts gab die „Landeszentrale“ z. B. folgende Eigenpublikationen heraus: „Von machtvollen Frauen und weiblichen Körpern – ein Rundgang durch das Hamburger Rathaus“ (2000); „Grenzen des grundrechtlichen Schutzes für rechtsextremistische Demonstrationen“ (2000); „Ich bin jetzt deutsch – eine Handreichung für Lehrerinnen und Lehrer zum neuen Staatsangehörigkeitsrecht“ (2001); „Länderfinanzausgleich“ (2001); „Recht gegen Rechts“ (2001); „Fünf Jahre direkte Bürgerbeteiligung in Hamburg“ (2001); „Gehen oder Bleiben. Neuanfang der Jüdischen Gemeinde Hamburg nach 1945“ (2002); „Die Verfolgung der Roma und Sinti in der Zeit des Nationalsozialismus“ (2002); „Gedenkstätten in Hamburg – ein Wegweiser zu Stätten der Erinnerung an die Jahre 1933–1945“ (2003); „So lebten sie! Spazieren auf den Wegen von Frauen in Hamburgs Alt- und Neustadt“ (2003); DVD: „Shalom Hamburg. Synagogen in Hamburg und Visualisierung der Bornplatzsynagoge“ (2003); „Zerstörte Geschichte. 400 Jahre jüdisches Leben in Hamburg“ (2005); „Das neue Wahlrecht. So wählen wir in Hamburg“ (2005); „6 Stimmen für Hamburg. Das neue Wahlrecht zur Hamburgischen Bürgerschaft“ (2007); CD-Box: „Hier spricht Hamburg – Hamburg in der Nachkriegszeit, Rundfunkreportagen, Nachrichtensendungen, Hörspiele und Meldungen des Nordwestdeutschen Rundfunks (NWDR) der Jahre 1945–1949“ (2007); CD-Rom: „Zwangsarbeit in der Hamburger Kriegswirtschaft 1939–1945“ (2007). Seit 2007 gibt die „Landeszentrale für politische Bildung“ gemeinsam mit dem „Institut für die Geschichte der deutschen Juden“ die Publikationsreihe „Stolpersteine in Hamburg – biographische Spurensuche“ heraus. Bis zum Jahr 2013 werden zu den meisten Stadtteilen Hamburgs Bücher erscheinen, in denen die Autorinnen und Autoren den biographi-

schen Spuren der verfolgten und ermordeten Menschen nachgehen, für die in Hamburg Stolpersteine verlegt wurden bzw. eine Verlegung geplant ist. Für diese Publikationsreihe bekam das Projekt 2010 die höchste Auszeichnung des Vereins für Hamburgische Geschichte verliehen: die Lappenbergsmédaille.

Das Thema „Obdachlosigkeit“ für Kinder dazustellen, um ihnen damit die möglichen Ursachen für Obdachlosigkeit zu erklären und Empathie für obdachlose Menschen sowie Verständnis für ein soziales Miteinander zu wecken, war in 2008 der Ansatz der „Landeszentrale für politische Bildung“ bei ihrer Förderung des bundesweit ersten Kinderbuches zum Thema Obdachlosigkeit: „Ein mittelschönes Leben“ für Kinder ab der 3. Schulklasse.

Im Veranstaltungsbereich führte die „Landeszentrale für politische Bildung“ im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts z. B. folgende Veranstaltungen durch: Im Jahr 2000 fand in der Aula der Heinrich-Hertz-Schule eine Veranstaltung zum Thema „Hamburger Zweig der Widerstandsgruppe ‚Weiße Rose‘“ statt. Als Rednerin trat Traute Lafrenz (verh. Page), ein damaliges Mitglied dieser Gruppe, auf.

Eine der Veranstaltungen, mit denen die „Landeszentrale“ bewusst auch die Grenzen zwischen Kultur und politischer Information überschritt, war die Darbietung „Der Duft, der Politik begleitet“ (2000). In einer Multimedia-Show führte der Aachener Parfümeur Albert Thomas (geb. 1946) durch die Geschichte des Parfüms und der großen politischen Ereignisse. In einem Einführungsreferat machte Rita Bake von der „Landeszentrale für politische Bildung“ den Zusammenhang zwischen der Kreation eines Parfüms und den jeweils aktuellen politischen Ereignissen deutlich, denn viele Parfümkreationen spiegeln in ihrer Duftkombination den politischen Zeitgeist einer Epoche wieder. Die Veranstaltung wurde in Kooperation mit der Hamburger-Hof-Parfümerie durchgeführt, und es konnte eine neue Klientel für die politische Bildung gewonnen werden.

2001 führte die „Landeszentrale für politische Bildung“ zusammen mit der „Bundeszentrale für politische Bildung“ das 5. Festival „politik im freien thea-



2001 lud die Landeszentrale für politische Bildung in den Spiegelsaal des Museums für Kunst und Gewerbe ein zu der Veranstaltung „Hier lebten keine Schmetterlinge – über Komponisten im KZ Theresienstadt“.

PHOTO: GERDA ALDERMANN

ter“ durch. Mit diesem Festival soll freies Theater gefördert werden, das zu politischen Problemen Stellung bezieht. Ebenfalls 2001 gab es im Spiegelsaal des Museums für Kunst und Gewerbe eine Veranstaltung mit dem Thema „Hier lebten keine Schmetterlinge – über Komponisten im KZ Theresienstadt“. Und auch im Jahre 2001 begann Rita Bake mit den von ihr konzipierten und geschriebenen szenischen historischen Stadtrundgängen, von Schauspielerinnen und Schauspielern z. B. des Ohnsorgtheaters gespielt. Bis zum Jahre 2010 wurden sieben thematisch unterschiedliche Stadtrundgänge durchgeführt. 2003 gab es eine Veranstaltungsreihe zu der von Karin Guth ausgerichteten Ausstellung „Die den Winkel tragen mussten. Sinti und Roma, Oppositionelle, Homosexuelle, ‚Asoziale‘, Zeugen Jehovas“. Ebenfalls 2003 veranstaltete die „Landeszentrale“ mit „Rock-Links“ an Hamburger Schulen das Projekt „Afrodeutsch – fremd im eigenen Land“ mit den afrodeutschen Musikerinnen der Musikband „sister keepers“. 2003 war das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderungen. Gemeinsam mit der Beratungsstelle „Autonom Leben e. V.“ führte die „Landeszentrale“ eine Vortrags- und Diskussionsveranstaltung sowie eine Filmreihe mit dem Kommunalen Kino „Metropolis“ zum Thema „Zucht und Ord-

nung – Genetik in der Zeitmaschine“ durch. 2004 präsentierte die „Landeszentrale“ Veranstaltungen zu den Themen „Hamburgs Nachbarn. Die EU-Osterweiterung am 1. Mai 2004“ und „DDR“, ebenso ein Seminar zum Thema „Neue Rechte für Unionsbürgerinnen und -bürger aus den Beitrittsländern als Arbeitnehmer, Studenten, Selbstständige, die schon in Hamburg leben“. Auch gab es nach der Bürgerschaftswahl 2004 wieder eine Veranstaltungsreihe für neu gewählte Bezirksparlamentarier zum Thema: „Einführung der Bezirksabgeordneten der 18. Wahlperiode in ihre Aufgaben“. 2005 wurden z. B. die Veranstaltungen „Die Kindertransporte nach Großbritannien 1938/39. Exilerfahrungen von Kindern und Jugendlichen aus Hamburg“, „Die Geschwister Gady und Peggy Parnass erzählen aus ihrem Leben“, „Ich, Emilie Schindler. Erinnerungen einer Ungehorsamen“, „Die Frau an seiner Seite – eine szenische Lesung zur Rolle der Frauen von SS-Männern“ und „Das Stasi-Gefängnis Bautzen II“ durchgeführt sowie mit der über drei Jahre laufenden Veranstaltungsreihe „Gärten und Politik“ begonnen. Im Jahre 2008 gab es z. B. die Veranstaltungsreihe „Die Klimakatastrophe – eine Chance für den Umbau der Welt“. Anlässlich des Tags der deutschen Einheit am 3. Oktober 2008 in Hamburg hatten die „Landeszentrale für politische Bildung“ und das „MiniaturWunderland“



Die Landeszentrale für politische Bildung führte 2006 im Plenarsaal der Hamburgischen Bürgerschaft die szenische Aufführung „Von machtvollen Frauen – Frauen im Hamburger Rathaus“ auf. PHOTO: FRIEDRICH ROPERTZ

gemeinsam eine Dioramen-Ausstellung im Miniatur-Wunderland zur deutschen Teilung und zur Wiedervereinigung erarbeitet und ausgestellt. Sie wurde von ca. 200 000 Menschen besucht und bildete 2009 den Grundstock für eine gemeinsame Ausstellung zur deutschen Einheit mit der Hamburgischen Bürgerschaft und der Deutschen Presseagentur (dpa) im Rathaus. Zur Bürgerschaftswahl 2008 führte die „Landeszentrale“ 32 Schulungen zum neuen Wahlrecht durch. 2009 veranstaltete sie anlässlich des 60-jährigen Geburtstags des Grundgesetzes im Plenarsaal der Hamburgischen Bürgerschaft eine mehrfach wiederholte szenische Darbietung der tatsächlich stattgefundenen lebhaften Bürgerschaftssitzung vom 18. Mai 1949 zur Abstimmung über das Grundgesetz.

Seit dem Wahljahr 2004 initiiert die „Landeszentrale“ zu Bürgerschafts- und Bundestagswahlen einen „Wahl-O-Mat“, eine Online-Wahlplattform, auf der den Userinnen und Usern ca. 30 Thesen zu wichtigen politischen Themen vorgestellt werden. Nachdem man den Thesen entweder zugestimmt oder sie abgelehnt hat, errechnet der Wahl-O-Mat aus den Zustimmung und Ablehnungen die höchste Übereinstimmung mit den jeweiligen Stellungnahmen der Parteien, so dass man am Ende weiß, zu welcher Partei man tendiert.

Im Jahre 2008 ging die gemeinsam mit der Stolperstein-Initiative von Peter Hess erarbeitete und eingerichtete Stolpersteindatenbank www.stolpersteine-hamburg.de online. In ihr werden alle in Hamburg verlegten und geplanten Stolpersteine aufgeführt. Seit 2010 kann man die Stolpersteindatenbank auf jedem internetfähigen Mobiltelefon via Browser öffnen und die Standorte der Stolpersteine Hamburg aufrufen.

Seit 2007 zeigt die „Landeszentrale“ während der Freiluftkinotage auf dem Rathausmarkt vor den Hauptfilmen jeweils einen politischen Kurzfilm, der eingeleitet wird mit einem Trailer über die „Landeszentrale für politische Bildung“. Hinter all diesen hier aufgelisteten Angeboten der „Landeszentrale“, wobei es sich nur um eine Auswahl handelt, stehen 5 ½ Arbeitsstellen, über die die „Landeszentrale“ verfügt.

Mit ihrem Publikationsangebot ist die „Landeszentrale“ die einzige Institution der politischen Bildung in Hamburg, die der Hamburger Bevölkerung durch den Ankauf von Publikationen sowie durch die Herausgabe von Eigenpublikationen politische Themen vermittelt. Darüber hinaus fördert die „Landeszentrale“ ständig Veranstaltungen und Projekte von vierzehn „anerkannten“ Bildungsgesellschaften und eine Vielzahl so genannter nichtanerkannter Bildungsträger. Damit ist die „Landeszentrale“ die zentrale Dienstleistungs- und Service-Einrichtung für die politische Bildung in Hamburg.

„Kulturring der Jugend“

Der „Kulturring der Jugend“ wurde 1945 von der Schulbehörde auf Initiative der britischen Militärregierung gegründet. Neben dem Ansinnen, durch Kultur die Demokratie zu fördern, war der Gründungsgedanke: „Die nachwachsenden jungen Generationen sollen an das kulturelle Leben in Hamburg herangeführt werden, denn sie sind das Publikum von morgen.“

Noch immer arbeitet der „Kulturring“, wenn auch leider in stark eingeschränkter Form, nach diesem Motto. Die erste Theaterveranstaltung im Dezember 1945 war Johann Wolfgang Goethes (1749–1832) „Iphigenie auf Tauris“. Spielstätte war die Oberschule Hamburg-Niendorf, und die Hauptdarsteller waren die Schauspielstars Maria Wimmer (1911–1996) und Will Quadflieg (1914–2003). Einen besseren Einstand konnte eine Besucherorganisation für Jugendliche gar nicht haben, und so entwickelte sich der „Kulturring“ zu einer wichtigen Größe im Hamburger Kulturleben.

Der „Kulturring“ veränderte über die Jahre immer wieder seine Strukturen und erweiterte seine Angebote, um den Bedürfnissen der Jugendlichen und der Kulturanbieter in Hamburg Rechnung zu tragen. Ohne Schwellenangst sollte den nachwachsenden Generationen der Zugang zu allen kulturellen Veranstaltungen in Hamburg ermöglicht werden. Die Kolleginnen und Kollegen des „Kulturrings“ informieren und beraten ihre Kunden umfassend über wichtige

Kulturereignisse. Dank der Veranstalter, die günstige Eintrittspreise gewährten, und der Bezuschussung durch die Freie und Hansestadt Hamburg konnten Schülerinnen und Schüler und Studierende aufgrund der für sie erschwinglichen Eintrittspreise regelmäßig am kulturellen Leben in Hamburg teilnehmen. In der Blütezeit in den siebziger Jahren wurden über 130 000 Karten pro Jahr verkauft. Theater von Peter Zadek (1926–2009), Ballette von Pina Bausch (1940–2009) bis John Neumeier (geb. 1942), Musik – von der großen Oper und klassischen Konzerten bis hin zu Rock und Pop und Musical –, alles war im Angebot, was in Hamburg Gesprächsthema war.

Leider wurde der „Kulturring“ im Jahr 2004 zusammengespart. Es gab viele Proteste von Schülerinnen und Schülern, Lehrkräften, Studentinnen und Studenten, den Theatern und Konzertveranstaltern gegen diese Einsparungen, doch Erfolg hatten sie nicht. Aus dem vollen Programm wurde ein kleines Programm: Nur noch Schulklassen und Jugendgruppen können vom „Kulturring“ beraten und mit Karten für Theater und Oper versorgt werden. Ein Zuschuss für besonders günstige Karten kann auch nicht mehr gewährt werden. Nur Dank der großzügigen Unterstützung der Theater und der Oper kann der „Kulturring“ weiterhin Karten zu günstigen Konditionen für die oben aufgeführten Gruppen anbieten.

Text: Michael Conrad

Das Referat „Bildungsurlaub“

Schon in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde die Forderung nach der Einführung eines bezahlten Bildungsurlaubs für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer laut. Intendiert war mit dieser Forderung, Weiterbildungsmöglichkeiten auch für jene Arbeitnehmenden zu schaffen, die ohne eine Befreiung von der Arbeit kaum Zugang zu Weiterbildung hatten. Weiter sollte der Bildungsurlaub die grundsätzliche Weiterbildungsbereitschaft erhöhen und Arbeitnehmende motivieren, sich in ihrem Arbeitsleben immer wieder weiterzuentwickeln. Über ein besseres Verständnis politischer Zusammen-

hänge sollten darüber hinaus Arbeitnehmende an gesellschaftspolitischen Entwicklungen teilhaben und die Gesellschaft mitgestalten lernen.

Im Übereinkommen Nr. 140 der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) über den bezahlten Bildungsurlaub vom 24.6.1974 verpflichtete sich die Bundesrepublik Deutschland zur Einführung bezahlten Bildungsurlaubs zum Zwecke der Berufsbildung, der allgemeinen und politischen Bildung sowie der gewerkschaftlichen Bildung.

Die Bundesregierung ergriff zur Umsetzung dieser Verpflichtung keine Initiative, dafür wurde aber die Mehrzahl der Bundesländer tätig und erließ seit 1974 Landesgesetze zum Bildungsurlaub. Mittlerweile existieren Bildungsurlaubs- oder genauer Bildungsfreistellungsgesetze in zwölf Bundesländern. Hamburg verabschiedete bereits am 21. Januar 1974 als erstes Bundesland eine umfassende Bildungsfreistellungsregelung: das Hamburgische Bildungsurlaubsgesetz, das allen Hamburger Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern sowie allen Auszubildenden die Freistellung von der Arbeit unter Fortzahlung des Arbeitsentgelts für die Teilnahme an Bildungsveranstaltungen der politischen Bildung und der beruflichen Weiterbildung ermöglichen soll.

Das Gesetz wurde später modernisiert, so wurde die Freistellung für Veranstaltungen bestimmter Bereiche ehrenamtlichen Engagements möglich und der Kreis der durch dieses Gesetz Bildungsurlaubsberechtigten erweitert um Beschäftigte in Werkstätten für Behinderte.

Während in den ersten Jahren nach Einführung des Bildungsurlaubs in Hamburg noch das Angebot an Veranstaltungen der politischen Bildung überwog, setzte sich der Bildungsurlaub auch als Instrument der beruflichen Weiterbildung immer mehr durch. Jetzt war es möglich, sich intensiv und in kompakter Form weiterzubilden, berufsbezogene Kurse zu besuchen und an der eigenen beruflichen und persönlichen Weiterentwicklung zu arbeiten.

Heute ist die Freistellung auch für flexible Arbeitsformen möglich. Das Angebot erstreckt sich von eintägigen EDV-Workshops für Fortgeschrittene bis zu zehntägigen Intensivsprachkursen, von Präsenz-

phasen längerfristiger kaufmännischer Fortbildungen bis zu Kursen aus dem Themenspektrum der Schlüsselqualifikationen, wie Rhetorik, Team- und Konfliktbewältigungstraining oder Zeitmanagement. Darüber hinaus findet sich im Bereich der politischen Bildung eine Vielzahl von Angeboten zu den unterschiedlichsten Themen der politischen Bildung, nicht zuletzt auch Veranstaltungen, die aktuelle politische Fragen aufgreifen oder aktuelle politische Entwicklungen begleiten.

Insgesamt werden im Referat „Bildungsurlaub“ pro Jahr etwa 1800 Anträge von Bildungsveranstaltern aus dem In- und Ausland auf Anerkennung der unterschiedlichsten Kurse bearbeitet, die überwiegende Mehrzahl der Veranstaltungen wird dabei als Bildungsurlaubsveranstaltung anerkannt.

Eine Vielzahl von Angeboten also, die allen Hamburgerinnen und Hamburgern offensteht.

Text: Birgit Waltereit

Das Referat „Allgemeine Weiterbildung“

Das Referat „Allgemeine Weiterbildung“ beschäftigt sich mit Grundsatzfragen der Weiterbildung, insbesondere der Allgemeinen Weiterbildung.

Unter Weiterbildung sind alle Aktivitäten zu verstehen, die der Vertiefung, Erweiterung oder Erneuerung von Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten von Menschen dienen, die eine erste Bildungsphase – in der Regel zumindest eine Schulausbildung – abgeschlossen haben. Mit anderen Worten: Weiterbildung ist eine Form der Erwachsenenbildung.

Die Ursprünge der Weiter- und Erwachsenenbildung gehen weit zurück und zeigten sich bereits in der Zeit der Aufklärung im 18. Jahrhundert. Dabei lassen sich zwei zentrale Motivlagen benennen: einerseits Erkenntnisse und Fortschritt voranzutreiben und zu verbreiten, u. a. auch aus ökonomischen Gründen. So wurden von der Königlichen Dänischen Ackerakademie zu Glücksburg (gegr. 1763) – einem losen Zusammenschluss von Bauern, Lehrern und Pastoren – Zusammenkünfte zu landwirtschaftlichen Fragen organisiert und Erfahrungen mit der Einfüh-

rung neuartiger landwirtschaftlicher Produktionsweisen ausgetauscht. Das zweite zentrale Motiv war andererseits der Emanzipationsgedanke: Ziel emanzipatorischen Bestrebens sollte ein Zugewinn an Freiheit oder Gleichheit bestimmter Gruppierungen sein, damit einher ging meist Kritik an Diskriminierung, Unterdrückung oder hegemonialen bzw. paternalistischen Strukturen. Hierin trafen sich die bürgerliche, die Arbeiter- und Frauenbewegung und auch die christlichen Reformer.

Entsprechend vielfältig war das Bild des „Bildungsaufbruchs“ im 19. Jahrhundert. Es entstanden Arbeiterbildungsvereine (siehe dazu auch S. 165), Volkshochschulen, Heimvolkshochschulen, Lese- und Literaturgesellschaften sowie Akademien der verschiedensten Ausrichtung und Couleur.

Diese Vielfältigkeit der Weiterbildungslandschaft hat sich bis heute gehalten. In Hamburg sind über 700 Einrichtungen bekannt, die ein öffentlich zugängliches Angebot an Veranstaltungen bieten.

Bereits die Weimarer Verfassung von 1919 sah in Artikel 148 vor, dass „das Volksbildungswesen, einschließlich der Volkshochschulen, (...) von Reich, Ländern und Gemeinden gefördert werden [sollte]“.

Zudem war vorgesehen: „Beim Unterricht in öffentlichen Schulen ist Bedacht zu nehmen, dass die Empfindungen Andersdenkender nicht verletzt werden.“

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten distanzieren sich jedoch führende Vertreter der Erwachsenenbildung von den liberalen Tendenzen. Nun sollten alle Volkshochschulen im Geiste der nationalsozialistischen Weltanschauung durchstrukturiert werden. 1934 wurden sie dem Reichsschulungsamt der NSDAP zugeordnet und sukzessive in Volksbildungswerke umgewandelt. Nach einem Rundenerlass von 1939 durften nur noch staatliche Einrichtungen als Volks- und Erwachsenenbildung firmieren. Die Volksbildung verlor damit ihre Autonomie.²⁶⁾

Bereits vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde auf der Regierungsebene der Siegermächte in verschiedenen Gremien und Kommissionen über die Rolle des Erziehungswesens im Hinblick auf die Demokratisierung Deutschlands diskutiert. Dies kam auch im Potsdamer Abkommen wie folgt zum Aus-

²⁶ Vgl. auch: Handbuch der Erwachsenenbildung/Weiterbildung, Hrsg. Rudolf Tippelt und Aiga von Hippel. 3. Aufl. Wiesbaden 2009, S. 52 ff.

druck: „Das Erziehungswesen in Deutschland muss so überwacht werden, dass die Nazi- und militaristischen Lehren völlig entfernt werden und eine erfolgreiche Entwicklung der demokratischen Ideen möglich gemacht wird.“²⁷⁾

Es galt und gilt, Bildung als Faktor der gesellschaftlichen Stabilisierung einerseits und der Modernisierung andererseits anzuerkennen und dabei zu starke einseitige Einflussnahme zu verhindern sowie gleichzeitig Chancengleichheit und Partizipation für den Einzelnen zu ermöglichen.²⁸⁾

Staatliche Intervention im Bereich der Weiterbildung bewegt sich daher immer in einem Spannungsfeld: Weiterbildung soll und muss gefördert werden, um alle Bevölkerungskreise zu erreichen. Demokratie und gesellschaftliche Entwicklung braucht gebildete und gefestigte Persönlichkeiten. Andererseits darf nicht reglementiert werden und sollen keine Strukturen geschaffen werden, die eine einseitige Beeinflussung ermöglichen.

Hamburg hat diese Spannung u. a. so gelöst, dass es einen weitgehend unabhängigen Landesbetrieb Hamburger Volkshochschule (VHS) gibt, der zu einem Gutteil staatliche Förderung erhält und damit insbesondere im Grundbildungsbereich günstige Weiterbildungsangebote vorhalten kann. Das Referat „Allgemeine Weiterbildung“ hat die Aufsicht über die VHS und ist mit Steuerungsaufgaben bezüglich dieser Einrichtung betraut. Zudem liegt ein Schwerpunkt des Referats „Allgemeine Weiterbildung“ in der Förderung der Weiterbildungsberatung und -information, die konkret von der „Weiterbildung Hamburg Service und Beratung gGmbH“ durchgeführt wird. Sie erfolgt unabhängig und trägerneutral. Ziel ist es, aus Sicht der Nutzerinnen und Nutzer, also der Bürgerinnen und Bürger, ein auf ihre individuellen Bildungswünsche und mitgebrachte persönliche und finanzielle Ressourcen abgestimmtes Bildungsangebot zu finden. Darüber hinaus fördert das Referat „Allgemeine Weiterbildung“ eine Reihe von Projekten bei verschiedenen Bildungsträgern, die u. a. bestimmte Themenfelder, wie z. B. den demographischen Wandel, Integration und Partizipation, Alphabetisierung, Gesundheitsförderung, „Lebenslanges Lernen“ oder

Nachhaltigkeit, aufgreifen. Seit 2009 begleitet und befördert das Referat „Allgemeine Weiterbildung“ das Bundesprojekt „Lernen vor Ort Hamburg“ fachlich. „Lernen vor Ort“ ist ein dreijähriges Strukturprojekt mit dem Ziel, ein aufeinander abgestimmtes Bildungsmanagement zu etablieren. Infos: www.hamburg.de/lernen-vor-ort.de.

Die allgemeine Weiterbildung zeichnet sich dadurch aus, dass sie sich gleichermaßen um alle Erwachsenengruppen bemüht – Männer und Frauen, jung und alt, Menschen mit und ohne Migrationshintergrund – und nicht speziell das berufliche Fortkommen im Fokus hat.

Text: Katrin Struck

Das „Jugendinformationszentrum“ (JIZ) Hamburg

Jugendinformationsarbeit ist vor dem Hintergrund stetig wachsender Komplexität von Gesellschaft eines der Hauptthemen der Jugendpolitik der Europäischen Gemeinschaft.

Die Forderung nach einer Verbesserung des Zugangs von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu Informationsdiensten und die Bereitstellung qualitativ hochwertiger Informationen, die den spezifischen Bedürfnissen dieser Zielgruppen Rechnung tragen, ist entsprechend Gegenstand verschiedener Entschlüsse des Rates der Europäischen Union.²⁹⁾

So existieren in neunzehn Mitgliedsstaaten umfassende Jugendinformationsdienste; in Deutschland gibt es dreizehn Jugendinformationszentren mit Publikumsverkehr sowie 27 reine Online-Portale für Jugendliche im Internet.³⁰⁾

Das erste deutsche „Jugendinformationszentrum“ entstand 1967 in München; in den 70er und 80er Jahren wurden in westdeutschen Großstädten weitere Jugendinfozentren gegründet, von denen einige indes nicht mehr existieren; seit der Wende finden sich auch in ostdeutschen Städten einschlägige Einrichtungen und Angebote.

Das „Jugendinformationszentrum“ (JIZ) Hamburg wurde Anfang 1996 aus dem Referat „Kultur- und

27 Christine Zeuner: Erwachsenenbildung in Hamburg 1945–1972, Institutionen und Profile. Münster 2000, S. 47. Vgl. auch American Experience: „Agreements of the Berlin (Potsdam) Confe-

rence, July 17-August 2, 1945“, Abschnitt IIA Ziff. 7 auf http://www.pbs.org/wgbh/amex/truman/psources/ps_potsdam.html)

28 Vgl. Christine Zeuner: Erwachse-

nenbildung in Hamburg 1945–1972, a. a. O., S. 40f.

Quellen: WIEGMANN

29 Vgl. z.B. Entschlüsselung des Rates vom 25. November 2003 über gemein-

Medienarbeit“ und dem „Kulturring der Jugend“ gegründet. Sein erster Standort war die Steinstraße 7; dort befand sich auch der Infoladen des JIZ, der später, nach Zusammenlegung mit der „Landeszentrale für politische Bildung“, seine Adresse in der Altstädter Straße hatte. Seit dem Umzug der neuen Abteilung „Allgemeine Weiterbildung“ in die Dammtorstraße 14 befindet sich der gemeinsame, großzügig ausgestaltete Infoladen von „Landeszentrale“ und „Jugendinformationszentrum“ im Dammtorwall 1. Das „Jugendinformationszentrum“ (JIZ) Hamburg ist eine Serviceagentur für junge Menschen, die Informationen zu fast allen für sie interessanten Themen – z. B. Ausbildung, Arbeit und Beruf, Schule, Studium, Recht und Soziales, Finanzen, Wohnen, Gesundheit, Sexualität und Drogen, Politik und Umwelt, Auslandsaufenthalte und Freiwilligendienste, Freizeit – und Ferienangebote und Kultur – sammelt, sichtet und systematisiert zur Verfügung stellt. Dieses geschieht durch Auslage einschlägiger Flyer, Broschüren und weiterer Materialien im Infoladen, die kostenlos mitgenommen werden können, durch die Produktion eigener Publikationen sowie die Präsentation der vielfältigen und umfangreichen Informationen unter www.jugendserver-hamburg.de auf dem Hamburger Jugendserver. Neben dem Besuch des Infoladens oder die eigene Recherche auf dem Jugendserver können sich die Nutzerinnen und Nutzer auch per Telefon oder Mail mit ihren Fragen und Anliegen an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des JIZ wenden, die ihnen mit

den richtigen Adressen und Ansprechpartnern weiterhelfen und auch direkte Kontakte vermitteln. Leitidee ist dabei, junge Menschen zwischen zehn und 27 Jahren zu befähigen, sich im Dschungel der Institutionen und Zuständigkeiten, der Einrichtungen und Angebote in Hamburg zurechtzufinden und einen Überblick über das vielfältige Angebots- und Programmspektrum in dieser Stadt zu bekommen. Damit leistet das JIZ durch niedrigschwellige und zielgruppenorientierten Informations- und Wissenstransfer einen wesentlichen Beitrag zur Förderung der Eigenständigkeit von jungen Menschen, unterstützt sie bei der Übernahme von Verantwortung und trägt zu ihrer aktiven und gestaltenden Teilhabe an der Gesellschaft bei. Das JIZ richtet sich auch an Lehrkräfte, Multiplikatoren der Jugendarbeit sowie Eltern und bietet ihnen die Möglichkeit des Informationsaustausches und der fachlichen Kooperation. Das JIZ nutzt mit seinem Hamburger Jugendserver unter www.jugendserver-hamburg.de auch das Internet als wichtiges, im Alltag junger Menschen fest verankertes Informations- und Kommunikationsmedium. Hier finden die Nutzerinnen und Nutzer kostenfreie Informationen zu allen jugendrelevanten Themen, einen Veranstaltungskalender, Link-Tipps, eine Pinnwand sowie einen Überblick über alle im JIZ-Infoladen erhältlichen Publikationen: Rund 90 000 Besuchende jährlich und mehr als 350 000 Seitenzugriffe jährlich sprechen für den Erfolg dieses Online-Serviceangebots!

Unter www.jugendserver-hamburg.de hält das Jugendinformationszentrum (JIZ) ein breites Serviceangebot für Hamburger Jugendliche bereit. Das Jugendportal hat sich mit jährlich über 90 000 Besucherinnen und Besuchern und mehr als 350 000 Seitenzugriffen zu einem wichtigen Medium in der Jugendinformationsarbeit entwickelt. Neben einer Adress- und Datenbank enthält die Internetplattform aktuelle Informationen zu jugendrelevanten Themen, einen Veranstaltungskalender sowie Link-Tipps, eine Pinnwand und eine Auflistung aller im JIZ-Infoladen erhältlichen Publikationen.



same Zielsetzungen für Partizipation und Information der Jugendlichen, Entschließung des Rates vom 24. Mai 2005 zur Umsetzung der gemeinsamen Ziele im Bereich der Jugendinformation.

30 Vgl. Annette Kappes: „Jugendinformation in Deutschland und Europa-Stand und Perspektiven“ in Forum Jugendarbeit International. Bonn 2010, S. 208–220.

Fachberatung Medien im JIZ

Digitale Medien sind heute integraler Bestandteil der Lebenswelt nicht nur junger Menschen. Sie eröffnen neue Lern- und Erfahrungsbereiche, „bieten Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung und zur kulturellen und gesellschaftlichen Teilhabe“, liefern „wichtige Deutungsangebote, Identifikations-, Orientierungs- und Handlungsräume“ und bringen gleichzeitig „auch neue Entwicklungs- und Sozialisationsprobleme sowie gesellschaftliche Risiken mit sich“.³¹⁾

Das JIZ betreibt nicht nur Jugendinformationsarbeit, sondern nimmt für die Behörde für Schule und Berufsbildung auch die Aufgaben als Oberste Landesjugendbehörde für den gesetzlichen Jugendmedienschutz wahr und ist damit Ansprechpartner für eine Fülle medienrelevanter Fragen, z. B. zur Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen, zu Alterfreigaben von Filmen und Computerspielen oder zum Umgang mit jugend-beeinträchtigenden oder jugendgefährdenden Medienangeboten und -inhalten.

Das JIZ ist vor diesem Hintergrund wesentlicher Knotenpunkt eines hamburgweiten Netzwerkes im Bereich der Medienerziehung und Medienkompetenzentwicklung, arbeitet mit den einschlägigen regionalen und überregionalen Einrichtungen und Institutionen in diesem Arbeitsfeld zusammen und bringt seine fachliche Expertise in die Entwicklung

von Angeboten, Maßnahmen und Materialien für Lehrkräfte, Multiplikatoren und Eltern ein.

Zum Kanon einer praxisorientierten Vermittlung von medienpädagogischem Wissen gehören u. a. auch regelmäßige moderierte Filmveranstaltungen für Schulklassen, durch die Lehrkräfte und Schülerinnen und Schüler über die thematische Auseinandersetzung und Diskussion hinaus die Möglichkeit erhalten, ihre Filmkompetenz zu erweitern, sowie themenspezifische Film-Großveranstaltungen, die in Kooperation mit anderen Hamburger Behörden und Einrichtungen Filme nutzen, um für Themen zu sensibilisieren, aufzuklären und miteinander ins Gespräch zu kommen.

Filmbildung und das Drehen eigener Filme als wichtige Bestandteile von übergreifender Medienkompetenz werden auch durch „abgedreht“, das Festival des jungen Films, gefördert und gestärkt. Dessen Vorläufer „abgezoomt“ wurde 1988 vom Referat „Kultur- und Medienarbeit“ (später JIZ), initiiert; seit der Neuausrichtung 1998 wirkt das JIZ maßgeblich an der Ausrichtung von „abgedreht“ mit.

Das JIZ ist ferner Herausgeber des Hamburger Ferienpasses, der seit nunmehr 40 Jahren pünktlich zu den Hamburger Sommerferien erscheint und allen Schülerinnen und Schüler, die nicht oder nur kurz verreisen können, abwechslungsreiche und spannende Ferien in und um Hamburg ermöglicht, ohne



Seit 40 Jahren kommt jährlich zu den Sommerferien der „Hamburger Ferienpass“ heraus. Er ist den in Hamburg gebliebenen Schülerinnen und Schülern ein anregender und zuverlässiger Begleiter für abwechslungsreiche und spannende Ferien.

Im Ferienpass wird eine Vielzahl von preiswerten und sogar kostenlosen Angeboten aus den Bereichen Sport, Kultur, Natur und Bildung präsentiert. Erstellt und herausgegeben wird der „Hamburger Ferienpass“ vom „Jugendinformationszentrum“.

31 Vgl. „Keine Bildung ohne Medien!“ Medienpädagogisches Manifest vom März 2009, www.keine-bildung-ohne-medien.de

Der Kinderveranstaltungskalender in Hamburg.

Unter dem Motto „Langeweile gibt's woanders, das volle Programm gibt's hier“ unterhält das „Jugendinformationszentrum“ einen Kinderveranstaltungskalender unter www.kinder.hamburg.de. Neben vielen Angeboten aus verschiedenen Themenbereichen wie z. B. Theater, Zirkus, Musik, Tanz, Film und Literatur runden „Klicktipps“ und Informationen zu Medien oder Politik das Angebot für Kinder ab.



das Taschengeld oder den familiären Geldbeutel zu strapazieren – die meisten Angebote sind besonders günstig, viele sogar kostenlos. Der Ferienpass bündelt die breite Palette von Spiel-, Sport-, Natur-, Kultur- und Bildungsangeboten für Schülerinnen und Schüler und lässt sich als anregendes Nachschlagewerk (natürlich auch online verfügbar unter www.ferienpass-hamburg.de) über das ganze Jahr nutzen – der Kinder-Veranstaltungs-kalender unter www.kinder.hamburg.de flankiert diesen Service mit aktuellen Programmen und Tipps. Unter dem Motto: „Langeweile gibt's woanders, das volle Programm gibt's hier“ sind hier viele Angebote aus verschiedenen Themenbereichen wie z. B. Theater, Zirkus, Musik, Tanz, Film und Literatur, aber auch zu empfehlenswerten Kinderseiten im Netz („Klicktipps“) sowie kindgerechte Informationen zu Politik und Medien zusammengetragen.

Durch seine langjährige, auch aus der Jahrzehnte währenden Arbeit des „Kulturrings der Jugend“ resultierenden Zusammenarbeit mit den unterschiedlichsten Programmveranstaltern und -anbietern, seine Kenntnisse kinder- und jugendkulturell bedeutsamer Themen, Phänomene und Entwicklungen wie auch seine Kenntnisse und praktischen Erfahrungen im Jugendmedienschutz und der Medienerziehung ist das JIZ nicht nur ein nachgefragter Informationspool und eine anerkannte Anlaufstelle, sondern auch ein beliebter Kooperationspartner im Bereich der kinder- und jugendkulturellen Bildung in Hamburg: Hier seien beispielhaft die Lesungen mit renommierten

Kinder- und Jugendbuchautoren (in Kooperation mit der HanseMercur Versicherung) und regelmäßigen Kinder-Lesereihen im Literaturhaus genannt, die Kooperation mit dem Mitmach-Zirkus Zaretti und dem Kinder- und Jugendfilmfest „Michel“ im Rahmen des Hamburger Filmfestes.

Mit der Zusammenführung von „Jugendinformationszentrum“ und „Landeszentrale für politische Bildung“ haben sich wertvolle Synergien ergeben, die nicht nur im gemeinsamen Infoladen ihren sinnfälligen Ausdruck finden, sondern durch die Vermittlung von vielfältigen, lebensnahen Informationen und Kompetenzen unter einem Dach der grundlegenden Erziehung und Bildung von Menschen zu autonomen und mündigen Staatsbürgerinnen und -bürgern dienen.

Text: Frauke Wiegmann

3. STATION

Dammtorstraße 13*(alte Nummerierung)***Café L'Arronge (Standort:****1932–1972)**

Links neben dem Haus Dammtorstraße 14 stand das Haus mit der Nummer 13, in dem 38 Jahre lang bis zum 31. März 1972 das legendäre Café L'Arronge ansässig gewesen war. Nachdem das Café seine Pforten geschlossen hatte, wurde das Haus abgerissen.

In der NS-Zeit war das Café ein beliebter Treffpunkt der Swing Kids (siehe dazu auch S. 108 Schulbehörde und S. 32 „Waterloo-Theater“). Auch Gisela Griffel (20.5.1925–13.8.2009), spätere verheiratete L'Arronge, gehörte zu den Swing Kids. Nachdem sie 1941 während einer Tanzveranstaltung von der Gestapo verhaftet worden war, musste sie die Schule verlassen und tauchte danach in Berlin bei ihrer Schwester, einer Schauspielerin, unter. Ab 1942 traten die Schwestern als Gesangsduo „die Griffel Schwestern“ vor Soldaten an der Front auf.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die beiden als „Anti-Nationalsozialistinnen“ anerkannt und arbeiteten für die Besatzungstruppen als Dolmetscherinnen. Bald traten sie jedoch wieder als Gesangsduo auf. Sie nannten sich nun „Griffel Sisters“ und hatten mit dem Titel „Rum and Coca-Cola“ großen Erfolg.

1947 lernten sich Gisela und Paul L'Arronge (1909–1986) in einer Hamburger Künstleragentur kennen, wo Paul L'Arronge zufällig als Gast des Künstleragenten anwesend war, als Gisela um einen neuen Gesangsauftritt nachfragte.

Paul L'Arronge war Konditor, hatte seine beruflichen Erfahrungen in vielen europäischen Ländern und in Amerika gemacht und dann schließlich 1932 in der Dammtorstraße 13 einen kleinen Eisladen gekauft, den er „zu einer Konditorei aus[baute] und (...) sie mit dem schwungvollen und selbst entworfenen Schriftzug ‚L'Arronge‘“ schmückte³²⁾, schreibt Peter Kruse in seinem Buch „L'Arronge. Der Hamburger Salon“.

Gisela Griffel und Paul L'Arronge wurden ein Paar. Gisela, die sich beruflich von ihrer Schwester getrennt hatte, trat nun allein als Sängerin auf, unternahm Tourneen nach Italien, Dänemark, Belgien und den Niederlanden, hatte längere Zeit im englischen Fernsehen Auftritte und einen Schallplattenvertrag mit Telefunken. Bei diversen ihrer Gesangsauftritte wurde sie von Paul Kuhn (geb. 1928) und seinem Orchester musikalisch begleitet.

Ende der 50er Jahre beendete Gisela L'Arronge ihre Gesangskarriere, um Paul L'Arronge, den sie inzwischen nach zehnjähriger außerstandesamtlicher Liebe geheiratet hatte, im Geschäft zu helfen. Peter Kruse schreibt dazu: „Für Paul ist damit die Zeit gekommen, ‚Frau Gisela Griffel, die Sängerin‘ seinen Stammgästen und dem Personal der Konditorei als ‚die Frau an meiner Seite‘ vorzustellen. (...) Paul



2. Mai 1969: Studierenden-Demonstration vor dem „Waterloo-Theater“, links das Cafe L'Arronge.

PHOTO: CONTI-PRESS, STAATSARCHIV HAMBURG

³² Peter Kruse: L'Arronge. Der Hamburger Salon. Hamburg 2008, S. 33.

nimmt Gisela in den Arm und sagt: ‚Liebe Gisela, du brauchst hier nicht zu arbeiten, nimm, wenn du kommst, an unserem Stammtisch Platz und unterhalte unsere Freunde.‘³³⁾

Und so kam es dann auch. Gisi und Paul L'Arronge machten das Café zu einem der beliebtesten Treffpunkte für die Hamburgerinnen und Hamburger. ‚Der Kreis der Prominenten wurde immer größer. Bald verwandelte sich das Café zu einem Salon großer Namen – zum Hamburger Salon. Es waren die großen Namen des Films, der Bühne, der Musik und der Medien: Maria Callas [1923–1977], Alain Delon (geb. 1935) und Romy Schneider [1938–1982], der Verleger Axel Springer [1912–1985], Heinz Rühmann [1902–1994], Grethe Weiser [1903–1970], Ilse Werner

[1921–2005] und Zarah Leander [1907–1981]‘, schrieb das ‚Hamburger Abendblatt‘ in einem Nachruf auf Gisi L'Arronge am 15. August 2009.

Hamburger Politikerinnen und Politiker und auch die Theater- und Kinostars gingen nach anstrengenden Sitzungen bzw. nach einem Auftritt in der Staatsoper oder einer Premierenvorstellung im ‚Waterloo-Theater‘ (siehe S. 27) gerne ins Café L'Arronge, wo sie keine Furcht zu haben brauchten, dass das, was sie dort in geselliger Runde taten und sprachen, am nächsten Tag in der Zeitung stehen würde. Gisi und Paul L'Arronges Gabe war es, das Café auf eine sehr diskrete Weise zu führen. Am 31. März 1972 schloss Paul L'Arronge aus gesundheitlichen Gründen und dem Alter gezollt die Konditorei.

4. STATION

Welckerstraße 6

(alte Nummerierung)

Benannt ‚1848 nach dem Professor der Rechte, badischen Bundestagsgesandten, Mitglied des Vorparlaments und der Nationalversammlung in Frankfurt, Karl Theodor Welcker (1790–1869)‘.³⁴⁾

Kriegsgefangenen- und Zwangsarbeiterlager in der Opelgeneralvertretung „Ernst Dello & Co“ (Standort: 1943–1945)

Im 3. und 4. Stock des Gebäudes Welckerstraße 6 befand sich von Juli 1943 bis Mai 1945 in den Räumen der Opelgeneralvertretung der Firma ‚Ernst Dello & Co.‘ ein von Soldaten bewachtes Lager mit ca. 180 französischen und sowjetischen Kriegsgefangenen und einer geringeren Anzahl französischer Zwangsarbeiter.³⁵⁾

Zwischen 1939 und 1945 mussten ca. 500 000 ausländische Frauen, Männer und Kinder Zwangsarbeit in der Hamburger Kriegswirtschaft leisten. Eingesetzt wurden sie in rund 1000 Hamburger Betrieben, aber auch in Privathaushalten, Bauernhöfen und kleinen Handwerksbetrieben. Verstreut über das gesamte Hamburger Gebiet gab es ca. 1100 Lager, in

denen die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter untergebracht waren.

Die Firma ‚Ernst Dello & Co‘ war im 19. Jahrhundert als Fahrradhandlung gegründet worden und 1899 zu einem Großhandelsbetrieb ausgebaut worden. Es war die Zeit, als das erste Automobil entstand. So wurde der Fahrradgroßhandel aufgegeben, um sich ganz dem Verkauf von Automobilen zu widmen. Seit ca. 1904 hatte die Firma Dello die Generalvertretung der Opelwerke in Händen. 1913 wurde, neben den Geschäftsräumen in der Dammtorstraße, in der Welckerstraße ein eigenes Geschäftshaus errichtet.

33 Peter Kruse, a. a. O., S. 55.

34 Horst Beckershaus: Die Hamburger Straßennamen. Woher sie kommen und was sie bedeuten. Hamburg 1997, S. 379.

35 Vgl.: Zwangsarbeit in der Hamburger Kriegswirtschaft 1933–1945. CD-Rom. Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg, dem Freundeskreis KZ-Gedenkstätte Neuen-

gamme e.V. und der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Hamburg 2007. Grundlage dieser CD-Rom ist die von der Hamburger Historikerin Dr. Friederike Littmann erstellte Datenbank mit Hin-

5. STATION

Welckerstraße 8

Logenhaus der „Vereinigten fünf hamburgischen Logen“ (Standort: 1891–1937, neu errichtet 1971)

Am Ende der Welckerstraße, bevor sie einen kleinen Bogen in Richtung Drehbahn macht, steht das Logenhaus Welckerstraße 8.

Während die Freimaurer in England in Gasthäusern zusammenkamen, trafen sich die Logenmitglieder im Hamburg des 18. Jahrhunderts in Privatwohnungen; diese waren damals weitaus geräumiger als die unsrigen heute.

Am 4. Februar 1799 beratschlagte man in Hamburg erstmals über einen Logenhausbau; am 17. Mai desselben Jahres trat eine Baukommission zusammen, an der auch der spätere Bürgermeister Johann Heinrich Bartels [1761–1850] teilnahm.

Am 15. November des Jahres 1800 fand dann die Einweihung des Logenhauses „An der Drehbahn“ unter großer Beteiligung statt. Hier kamen zusammen und wirkten gemeinsam die Logenmitglieder von fünf hamburgischen Logen. Diese hatten sich 1795



Das zweite Logenhaus in der Welckerstraße, erbaut 1890/91, 1937 von den Nationalsozialisten abgerissen. PHOTO AUS: ROLF APPEL: SCHRÖDERS ERBE, 200 JAHRE VEREINIGTE FÜNF LOGEN. HAMBURG 2000

weisen auf Lagerstandorte in Hamburg und Unternehmen, die die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter eingesetzt haben.

unter dem bis heute gültigen Namen „Vereinigte fünf hamburgische Logen“ zusammengeschlossen.

In den Tagen vom 5. bis 8. Mai 1842 brach der große Hamburger Brand aus, der weite Teile der Innenstadt verwüstete. Darunter war auch die Hamburger Börse, die dann zunächst im großen Festsaal des Logenhauses weiterarbeiten konnte. Die Hamburger Freimaurer unterstützten die leidende Stadtbevölkerung durch eine Sammlung von 25000 Mark Courant.

1875 wurden Reparaturen am Logenhaus nötig; die Kosten schienen zu hoch, so dass man sich entschied, direkt auf dem Nachbargelände an der Welckerstraße ein Grundstück zu erwerben. Die Kaufsumme betrug 90000 Mark. Der würdige und eindrucksvolle Bau eines dortigen Logenhauses sollte dann 350000 Mark kosten; diese Mittel wurden von den Brüdern aufgebracht. Der Bau wurde am 15. Juli 1890 begonnen, die Einweihung des Logenhauses Welckerstraße 8 erfolgte bereits am 7. Februar 1891.

Am 7. August 1918 mussten alle Messingbeschläge im Logenhaus abgeliefert werden; daraus sollten Granaten für den Krieg hergestellt werden. Die Stadt zahlte für die Hergabe 630 Mark.

Im Jahre 1935 mussten sich die Logen in Hamburg – im Beisein von Gestapo-Beamten – selbst auflösen. Sofern Einrichtungsgegenstände nicht persönlich gerettet werden konnten, wurde die große Bibliothek abgeholt und in dem Logenhaus eine Anti-Freimaurer-Ausstellung eingerichtet. Im Januar 1937 wurde das Logenhaus abgerissen, wobei die Arbeiter darauf zu achten hatten, ob irgendwo etwas Geheim-



Eingang des heutigen Logenhauses in der Welckerstraße, erbaut 1971. PHOTO: MARINA BRUSE

nisvolles von den Freimaurern versteckt sei. Das Gelände wurde zum Parkplatz für die Post.

Nach dem Krieg kamen die Hamburger Logen zunächst in verschiedenen Lokalitäten zusammen, so im „Remter“, in der „Erholung“ am Dragonerstell (siehe S. 151), in einem Wandsbeker Gymnasium und in Harburg, ehe endlich das Grundstück zurückerworben werden konnte.

Am 15. Juli 1971 fand die Grundsteinlegung eines neuen Logenhauses statt; der Neubau wurde so arrangiert, dass in den unteren Etagen die Freimaurer ihre Räume nutzen, während alle oberen Etagen der Universität dienen. Heute halten siebzehn Freimaurerlogen in dem Haus ihre Versammlungen ab.

Text: Rolf Appel

6. STATION

Dammtorstraße 12/Ecke Welcker- straße

(alte Nummerierung)

**Gläsernes Studio der
„Aktuellen Schaubude“**

(Standort: 1957–1967)

Nach dem Zweiten Weltkrieg baute gegenüber der Staatsoper die Firma „Opel Dello“ (siehe auch S. 59) einen gläsernen Autosalon. Von 1957 bis 1967 wurde er jeden Sonnabend zum „Gläsernen Studio“ der NDR Fernsehsendung „Aktuelle Schaubude“. Nach Geschäftsschluss um 14 Uhr kamen die Autos in den Keller, ab 16 Uhr sperrte die Polizei die Welckerstraße ab, „ein Übertragungswagen wurde in einer Seitenstraße postiert, Kabel wurden verlegt, drei Ungetüme von Kameras aufgebaut und zwei graue Pappwände im Autosalon aufgestellt. Davor die Interviewtische (...). „Unsere Maskenbildnerinnen arbeiteten im Keller, richtige Garderoben gab es nicht. Das Sekretariat – bestehend aus einem Tisch, einem Stuhl, einer Schreibmaschine – war in einer Besenkammer. Zum Luftschnappen ging man bei schlechtem Wetter in die Garage. In einem kleinen Neben-

raum stand die Bar, an der die Leute Kaffee, Limonade oder auch ein Bier oder einen Whisky tranken.“³⁶⁾, erzählte der damalige Schaubudenmoderator Rolf Eschenbach.

Am 7. Dezember 1957 um 18.45 Uhr nahm die Sendung mit dem damaligen Moderator Werner Baecker (1917–1993) ihren Anfang.

Die „Aktuelle Schaubude“ wurde zu einem Straßenfeger. Die Zuschauerinnen und Zuschauer drückten sich draußen an den Scheiben die Nasen platt, um die Sendung live mitzuerleben. Drinnen gab es für Zuschauende gerade mal 30 Plätze.

Werner Baecker, der Schöpfer der Sendung, hatte zum richtigen Zeitpunkt zwei Ideen zusammengebracht und daraus die „Aktuelle Schaubude“ entstehen lassen: Er selbst hatte gemeinsam mit dem damaligen Fernsehreporter und späteren Krimi-Regisseur Jürgen Roland (1925–2007) in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts die Sendung „Was ist los in Hamburg?“ aus dem Fernsehbunker am Heiligengeistfeld gestartet. Diese kombinierte er mit der Idee der amerikanischen „Today’s Show“, die in New York aus einem Autosalon übertragen wurde. Themen der Sendung waren aktuelles Zeitgeschehen und Unterhaltung. „Kurzfristig wurde auf aktuelle Tagesereignisse reagiert, auch wenn das noch am Freitagabend den ganzen Sendeablauf durcheinanderbrachte. Der Akzent der Aktuellen Schaubude lag eindeutig auf dem ersten Teil des Titels. Erst später verschob sich das Schwergewicht zugunsten der Unterhaltung.“³⁷⁾

Als durch die Flutkatastrophe 1962 weite Teile der Hamburger Stadtteile Wilhelmsburg und Billbrook überschwemmt wurden und 315 Menschen in den Fluten ums Leben kamen, war der damalige Hamburger Zweite Bürgermeister Edgar Engelhard (1917–1979) Gast im „Gläsernen Studio“. Er antwortete auf die Frage des Moderators Carlheinz Hollmann (1930–2004): „Wie konnte es passieren, dass die Behörden von der Flutkatastrophe so überrascht wurden?“. „Es gibt eben wenig Menschen, die außer lesen und schreiben auch mitdenken können.“³⁸⁾

Auch die Studentenunruhen 1968 waren ein Thema für die „Aktuelle Schaubude“. Als der Moderator

³⁶ Brigitte Ehrlich: Die aktuelle Schaubude. Geschichte und Geschichten, Hamburg 1997, S. 12.; und Rolf Eschenbach, zit. nach: Brigitte Ehrlich, a. a. O., S. 57.

³⁷ Brigitte Ehrlich, a. a. O., S. 29.

³⁸ Zit. nach: Brigitte Ehrlich, a. a. O., S. 46.



Die Aktuelle Schaubude im Gläsernen Studio des Autosalons von „Opel Dello“. Die Zuschauerinnen und Zuschauer stehen in der Welckerstraße. *ABDRUCK MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG DER ERNST DELLO GMBH & CO. KG*

der Schaubude „wissen wollte, was geschehen müsse, damit die Studenten wieder das täten, wofür sie angetreten waren, nämlich studieren, brachte der AStA-Vorsitzende Jörg König³⁹⁾ eine Kommilitonin mit ins Studio. Statt die Fragen zu beantworten, wollte die Dame ein Manifest verlesen. Dazu aber gab man ihr keine Gelegenheit. Diese Studentin war Angela Luther [geb. 1940], später als Terroristin beim [Jürgen-]Ponto-Mord [1923–1977 durch die RAF] der Mittäterschaft verdächtigt.

Wegen des Kontaktes zu Luther wurden König und Schaubudenmoderator Christian Müller [geb. 1937] anschließend vom Verfassungsschutz observiert“,⁴⁰⁾ schreiben Kurt Grobecker und Christian Müller 1998 in ihrem Buch „Die Stadt im Umbruch. Hamburg in den 60er Jahren.“

Mit der Einführung des Farbfernsehens wurden andere technische Anforderungen an die Produktion der „Aktuellen Schaubude“ gerichtet. Dies war im „Gläsernen Studio“ nicht zu leisten, und deshalb musste die „Aktuelle Schaubude“ in ein richtiges

Fernsehstudio ziehen. 1967 wurde zum letzten Mal aus dem „Gläsernen Studio“ an der Dammtorstraße gesendet. Die „Aktuelle Schaubude“ fand ihr neues Domizil im NDR-Fernsehhaus in Hamburg Lokstedt.



Der 1793 erbaute Palast des Grafen von Potocki Ecke Dammtorstraße/Drehbahn. Zeichnung aus einem Zeitungsartikel mit dem Titel : „Zwischen Dammtorstrasse, Valentinskamp und Drehbahn im Wandel der Zeiten“. *STAATSARCHIV HAMBURG*

³⁹⁾ 1968 war Norbert Jankowski AStA-Vorsitzender gewesen. Wenn es sich bei dem genannten Jörg König um den späteren Hamburger Finanzsenator handelt, so war dieser damals Präsi-

dent des Studentenparlamentes gewesen. Dieser Jörg König wurde 1943 geboren und starb 1995; von 1983–1984 war er Finanzsenator in Hamburg. Freundliche Auskunft von Eckart

Krause, Universität Hamburg.

⁴⁰⁾ Kurt Grobecker, Christian Müller: Die Stadt im Umbruch. Hamburg in den 60er Jahren. Hamburg 1998, S. 54.

7. STATION

**Dammtorstraße 1/
Ecke Drehbahn****Palast des Grafen Felix von Potocki(y) (Standort: 1793–1867)**

„Ein sehr interessantes Gebäude lag an der Ecke Drehbahn und Dammtorstraße. Dort hatte Graf Felix von Potocki (1745–1805) [polnischer Konföderationsmarschall] gleich nach seiner Ankunft in Hamburg ein Grundstück erworben, das ihm am 8. September 1793 zugeschrieben wurde. Da er als Nichthamburger aber kein Grundstück in Hamburg erwerben durfte, wurde es seinem Treuhänder, dem nachmaligen Oberalten Johann Gottfried Schramm [1742–1822], dem Großvater des späteren Bürgermeisters, mit der Klausel zugeschrieben, dass das Grundstück ohne Zustimmung des Grafen Stanislaus Felix von Potocki weder umgeschrieben noch beschwert werden dürfe. Am 9. Oktober 1793 wurde die Bauerlaubnis erteilt, und nun ließ der Graf im Stil der damaligen Bauart einen Palast errichten, der fast ein Jahrhundert hindurch dort gestanden hat. Die Hauptfront sprang etwas von der Straßenfront zurück, während die beiden Seitenflügel bis an die Straße ragten. Hinter dem Hause an der Drehbahn lagen Stallungen, die der Graf oder seine



Die heutige Ecke Dammtorstraße/Drehbahn.

PHOTO: MARINA BRUSE

Rechtsnachfolger später durch einen Gang mit dem Hause verbinden ließen und der französischen Schauspielertruppe [siehe S. 62] für ihre Vorstellungen zur Verfügung stellten. (...)

Das Originelle ist, dass der Marschall Graf Potocki seinen Palast niemals bezogen hat, sondern während seines Aufenthalts in Hamburg im Kaiserhof logierte; wohl aber wohnte darin seine bildschöne Gemahlin, die Gräfin Potocka [1776 bis ca. 1822 oder 1845]. (...) Sie war eine Griechin, die Tochter eines Schuhmachers, die der russische General Graf de Witt geheiratet hatte. Als die Emigranten und andere Flüchtlinge Hamburg wieder verließen, übertrug Graf Potocki den Besitz seines Grundstückes an Carl Alexander de Baur. Während dann in den hinteren Räumen die französischen Schauspieler weiterspielten, richtete er wie viele andere seiner Schicksalsgenossen (Rainville, Duvernet) im Wohnhaus an der Dammtorstraße ein vornehmes Restaurant und Café ein (...). In einem ‚Sketch of Hambourg‘ schrieb ein Engländer über das Hotel Potocki: ‚which is a coffee-house and restaurant and one of the first‘. Er sagt dann, dass man nach Schluss der Theatervorstellung an den schönen Abenden auf dem Wall zu promenieren pflegte, um sich nachher in das Hotel Potocki zu begeben, in dessen schönen Räumen viel und hoch gespielt werde. Zu den Vorzügen des Hotels wurde es gerechnet, dass die Säle mit Kanapees versehen seien, auf denen man nicht nur sitzen, sondern auch liegend ruhen könne. Ein Emigrant – Milon de Mesnes – leitete die Restauration (...). Diese Glanzzeit dauerte indessen (...) nicht lange. Auch de Baur verließ Hamburg und an seine Stelle trat [César] Rainville [1767–1845] (...). Von ihm erwarb Senatssekretär Christian Daniel Anderson [1753–1826] [die Senatssekretäre – Secretarien – gehörten dem Senat an und führten mit den ebenfalls zum Senat gehörenden Syndici die Prozesse und referierten dem Senat. Sie wurden auch öffentliche Anwälte genannt und zu öffentlichen und privaten Geschäften der Stadt genutzt] das Grundstück. 1802 wurde es in Wohnungen aufgeteilt, von denen [Anderson] selbst eine bezog. Im Jahre 1867 ist das ehemalige Hotel Potocki abgebrochen worden (...).“⁴¹

41 Arthur Obst: Von Dammtor und Dammtorstraße. In: „Hamburger Fremdenblatt“ vom 28.4.1928.

8. STATION

Drehbahn 3–5

An der Nordseite des Kamps (siehe Valentinskamp S. 163) hatten schon im 16. Jahrhundert einige Reepschläger Drehbahnen – Reeperbahnen (Seile, zur Herstellung von Tauen) – angelegt, die der dort später gelegenen Straße den Namen gaben. Bebaut seit dem 17. Jahrhundert hieß die Straße bis 1899 „Große Drehbahn“.

„Französisches Theater“/„Apollo Theater“ (Standort „Französisches Theater“: 1795–1814); „Apollo Saal“ (Standort: 1804–1875)

„Französisches Theater“/„Apollo Theater“

Dort, wo heute neue Bürohäuser die Drehbahn beherrschen, befanden sich das „Französische Theater“/„Apollo Theater“ und der „Apollo Saal“. Ihnen gegenüber auf der anderen Straßenseite stand damals die alte Freimaurerloge (siehe S. 58), dort wo heute die Welckerstraße in die Drehbahn mündet.

Nach der Französischen Revolution waren viele französische Emigranten in die Stadt gekommen, deren Kulturleben auch die Hamburgerinnen und Hamburger begeisterte. Im Dezember 1794 hatten Mitglieder der Brüsseler französischen Hofschauspieler, die bei der Eroberung der österreichischen Niederlande geflohen waren, im alten Konzertsaal auf dem (Valentins) Kamp (siehe S. 174) ihre Eröffnungsvorstellung gegeben. Auf dem Programm standen zunächst französische Lustspiele, für die mittels Theaterzetteln an den Straßenecken geworben wurde. „Die vereinigte französische Schauspielergesellschaft“, deren Kern aus drei Familien bestand, spielte mehr und mehr Opern, die mit einem eigens zusammengestellten Orchester präsentiert wurden, bestehend aus Mitgliedern der Gesellschaft, Dilettanten, adligen Emigranten etc. Der Zuspruch des Publikums war so groß, dass der kleine Saal nicht mehr reichte und eine neue, größere Spielstätte gesucht wurde. Der Theaterdirektor des Theaters am Gänsemarkt, Friedrich Ludwig Schröder (1744–1816), hatte die Zusammenarbeit verweigert, sein Haus am Gänsemarkt (siehe S. 211) nannte sich jetzt „Deutsches Theater“ in Abgrenzung

zum französischen Emigrantentheater.⁴²⁾ Schröder fürchtete die Konkurrenz und verweigerte die Zusammenlegung beider Bühnen in seinem Haus. Er wurde dafür auf Flugschriften verspottet, etwa in Plattdeutsch, unter dem Titel: „Schröders Looppaß“:

„Neid un Mißgunst heppt em qualt /
Heppt em unner kregen.

De Franzosen, de hier spehlt,
Kann he nich verdregen. (...).“⁴³⁾

Doch mit Hilfe eines solventen Unterstütz-

zirkreises, den „Aktionisten“, konnten die französischen Hofschauspieler 1795 in ein neu errichtetes Schauspielhaus umziehen: „Den Grund und Boden gab Fürst Potocky [siehe S. 61] her, der viel mit den Emigranten verkehrte und dessen Haus an der Dammtorstraße 33 [alte Hausnummerierung, siehe Dammtorstraße 1] lag. Das neue Theater [„Französisches Theater“/„Apollo Theater“] war 100 Fuß⁴⁴⁾ lang und 40 Fuß breit, also kleiner als das deutsche mit 110 und 59 Fuß, zudem leicht gebaut, sicher Fachwerkbau, wie jenes auch, aber es enthielt außer dem schön dekorierten Theaterraum, der vom Erdgeschoße die drei Ränge hinauf genügend Zuschauer fassen konnte, in Anbauten eine Zahl von Sälen, die geselligen Zwecken dienten.“⁴⁵⁾

Die Bedingungen waren ideal für einen kulturellen Treffpunkt mit gut beheizten und beleuchteten Gesellschaftsräumen. Das Theater hatte zwei Reihen Logen, Parkett, Parterre und Galerie. „Nicht weit vom Zuschauerraum öffnete sich eine Thür in den einen Anbau mit dem ‚Coffeesaal‘, la salle du café, dessen Namen man nicht buchstäblich nehmen muß: das dampfende Getränk, das hier (...) in vorzüglicher Beschaffenheit für einen mäßigen Preis genossen wurde, war ein köstlicher Grog, während die gewöhnlichen Theaterschenken einen dünnen Trank mit wenig Rum oder Arrak zu bieten wagten. Das Café wurde aber auch von M. de Milon geführt, der die Restauration im Hotel Potocky leitete.“⁴⁶⁾

Kurze Zeit darauf wurde ein zweiter Flügel fertig gestellt, in dem eine Bibliothek für die Theaterbesucherinnen und -besucher eingerichtet und Mode-

42 Vgl. Gisela Jaacks (Redaktion und Konzept): Dreihundert Jahre Oper in Hamburg (1678–1978). Hrsg. von der Hamburgischen Staatsoper; dem Museum für Hamburgische Geschichte

und der Vereins- und Westbank. Hamburg 1977, S. 160.

43 Heinrich Harkensee: Beiträge zur Geschichte der Emigranten in Hamburg. Hamburg 1896, S. 11.

44 Ein Fuß = die durchschnittliche Länge eines Männerfußes, ca. 30 cm.

45 Heinrich Harkensee, a. a. O., S. 13.

46 ebenda.

artikel verkauft wurden. „Zwei Thüren führten aus dem Theaterraum hinab in den Garten, durch den eine Verbindung mit dem berühmten Speise- und Kaffeehaus des Herrn C. A. Devaux in dem ehemaligen Hotel Potocky bestand. Hier eröffnete am 6. November 1796 M. Thibault seinen ‚Salon de lecture française dramatique‘; und hier trug er des Sonntags abends oder am Sonntagabend, wenn kein Schauspiel war, klassische Dramen vor.“⁴⁷⁾

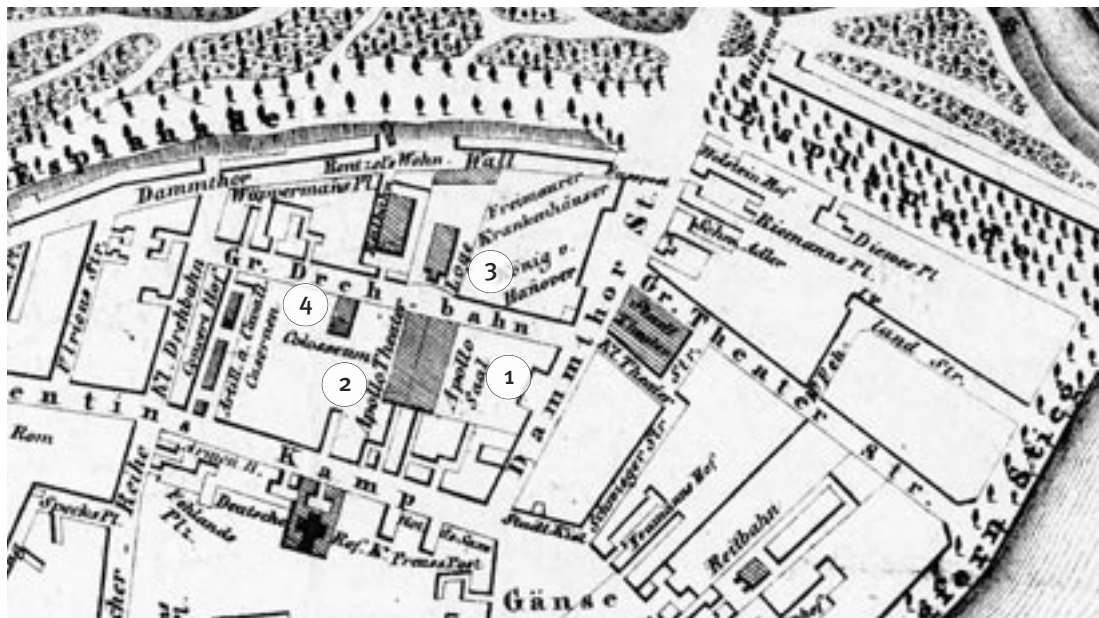
Üppige Ausstattungen und Kostüme, eigene Ensembles für Ballett- und Opernaufführungen und ein Orchester, das Sinfonien mit Werken von Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791) und Joseph Haydn (1732–1809) konzertierte, begeisterte das französisch-deutsche Publikum. Weibliche Stars wie Madame Chevalier, die vom Theatre italien in Paris kam, begeisterten mit Gesangs- und Schauspielkunst, und Monsieur Pierre Chevalier kreierte musikalische Tanzspiele, losgelöst von der Oper. Caspar Voght (1752–1839) und andere Herren der Hamburger Gesellschaft zählten zu den Verehrern von Madame Chevalier. Sehr beliebt war ihre Dar-

stellung in der Oper „Blaubart“ von André Grétry (1741–1813), als sie die Todeskammer entdeckt. An ihrer Todesfurcht delectierte sich das Publikum.

Das „Französische Theater“ war nicht nur Schauplatz glänzender Aufführungen und Bälle, sondern auch von Tumulten zwischen Royalisten und Republikanern. 1802 kam es zu einer ersten großen Krise, die Stars und viele Emigranten verließen Hamburg – die Besetzung Hamburgs durch napoleonische Truppen wirkte sich auch auf das kulturelle Leben aus. Das Ende der Fremdherrschaft bedeutete auch für das „Französische Theater“ das Aus: Am 21. Mai 1814 fand die letzte Theatervorstellung statt.

„Nachdem die Franzosen aus Hamburg verschwunden waren, diente das Theater deutschen Schauspielgesellschaften zu kurzem Aufenthalt, bis 1817 dort eine neue deutsche Theatergesellschaft unter dem Namen Apollo-Theatergesellschaft mit den Mitgliedern Lebrün [Caroline, 1803–1851], Frau [Friederike] Ellmenreich [1775–1845] usw. spielte. Diese konnte sich aber nur drei Monate halten.“⁴⁸⁾

Text: Birgit Kiupel



In der Großen Drehbahn befanden sich um 1842 mehrere Musentempel und das erste Logenhaus (3): der Apollo Saal (1); das Apollo Theater bis 1814, das Französische Theater (2), das Colosseum (4), später dort auch Sagebiel's Etablissement. Kartenausschnitt aus dem Jahre 1842, aus: Hamburg zur Übersicht des grossen Brandunglücks vom 5.–8. Mai 1842. Leipzig [ca. 1842]. STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG KT H116

47 ebenda.

48 J. Heckscher: Der Salon d'Apollon.
In: Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. Elfter Band.
Hamburg 1914, S. 430.

„Apollo Saal“

„Apollo Saal“ hieß der neue 1804 errichtete Konzertsaal – „Salon d’Apollon“ – benannt nach dem „Französischen Theater“, das daneben lag – und angeblich „Apollo Theater“ hieß.

„Als später [1802] das Potockysche Erbe mit dem dazugehörigen französischen Theater in den Besitz des Secretarius Dr. Anderson übergang und Rainville nach Rückkehr der Emigranten an Devaux’ Stelle trat, erhob sich [errichtet von Dr. Anderson] – im Jahr 1804 – an der Drehbahn zwischen Theater und dem bisherigen Hotel Devaux ein großes Ball- und Konzerthaus, der Salon d’Appollon, der durch Galerien mit dem Theater verbunden wurde.“⁴⁹⁾ Im hinteren Teil des Gebäudes befand sich der große ovale Saal, von ca. 24 Meter Länge, 15 Meter Breite und neun Meter Höhe, wie im Hamburger Adressbuch für 1805 berichtet wird.

Neben guter Akustik zeichnete sich der Saal, der den alten Konzertsaal auf dem Kamp ablöste (siehe S. 174) auch durch stilvolle Bauweise und Dekoration aus. „Der Eingang ist durch einen andern gleichfalls auf das geschmackvollste decorirten großen und kleinern Saal, welche beide letztere auch während des französischen Schauspiels zum Foyer bestimmt sind, und überdem in Verbindung mit den übrigen in dem Ge-

bäude befindlichen schönen Sälen und Zimmern ein Lokal liefern, welches zu den Concerten, Bällen und anderen großen und kleinen Assembleen nicht schöner und bequemer angetroffen werden kann.“⁵⁰⁾

Apollo’s Gefolge durchlebte hier wechselvolle Stationen und diverse Umbauten. So fanden in diesem Gebäude spektakuläre Konzertaufführungen, aber auch Bälle und Ausstellungen statt. Während der Besetzung durch napoleonische Truppen wurden die Säle für Sitzungen des Douanengerichtshofes und als Lotteriesaal und 1813/14 als Militärlazarett genutzt.⁵¹⁾ Ab 1814 fanden hier wieder Konzerte und Bälle statt.⁵²⁾

Gefeierte Sängern waren im „Apollo Saal“ zu Gast, wie Anna Milder-Hauptmann (1785–1838) am 15. Juli 1815, Ludwig van Beethovens (1770–1827) erste Fidelio/Leonore, die auch in Schröders „Hamburgischen Deutschen Stadt-Theater“ am Gänsemarkt gastierte (siehe S. 211). Madame Catalani (Angelica, 1780–1849) gab im Juni 1816 innerhalb von zehn Tagen vier Konzerte im „Apollo Saal“.⁵³⁾ Rund 1000 Menschen sollen sich trotz hoher Eintrittspreise in den ersten beiden Konzerten dort gedrängt haben. „Seit 1821 ließ eine Gesellschaft von Musikfreunden, der Apollo-Verein, vom Oktober bis Ende März jeden Donnerstagabend große Musikstücke für Orchester und Gesang aufführen.“⁵⁴⁾

Am 5. Oktober 1823 wurde im „Apollo Saal“ „zum ersten Male die Apollo Union abgehalten, die 500 Abonnenten zählte. An Wochentagen war das Lokal dem übrigen Publikum gegen 12 Schillinge Entrée geöffnet. Mehrfach erhoben sich Streitigkeiten über das Hut abnehmen und Rauchen, was schließlich zu einem Rauchverbot im Tanzsaal führte, während die Hüte von Nichttänzern aufbehalten werden durften. Die Union löste sich im Frühjahr 1824 auf. (...) Dann hat ein Herr Wilckens



Tanzvergnügen im „Apollo Saal“ um 1830. LITHO., UNSIGNIERT AUS HAMBURG 1831

49 Hamburger Adress-Buch für 1805, S. 431. Zit. nach: Sonja Esmyer: Hamburger Konzertstätten von der Mitte des 18. bis Anfang des 20. Jahrhunderts vor dem Hintergrund der Entwicklung des

öffentlichen Hamburger Konzertwesens. Magisterarbeit an der Universität Lüneburg, Studiengang angewandte Kulturwissenschaften. Lüneburg 1996, S. 34.
50 ebenda.

51 ebenda.

52 Cipriano Francisco Gaedecheus: Historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg und ihrer nächsten Umgebung von der Entstehung bis auf

den Apollosaal dem Publikum zur Abhaltung von Festlichkeiten und Konzerten vermietet, so dem Apollo Kasino, einem aus bürgerlichen Familien bestehenden Klub (...). Das Apollotheater, welches sich auch zu einem Zirkus umwandeln ließ, vermietete er an Pantomimisten und Gymnastiker.⁵⁵⁾

Im November 1830 wurde Henriette Sontag (1806–1854) bei vier – teuren – Konzerten bejubelt.⁵⁶⁾

Zu den beliebten Virtuosinnen und Virtuosen zählten das Ehepaar Ludwig und Dorothea Spohr (Ludwig: 1784–1859, Dorothea: 1787–1834), das z. B. hier 1811 konzertierte, er war Komponist und Geiger, sie eine Meisterin der Pedalarfe.⁵⁷⁾

Die 1828 gegründete „Philharmonische Gesellschaft“ (Vorläufer des Philharmonischen Staatsorchesters) nutzte den „Apollo Saal“ in den ersten Jahren ihres Bestehens. Beim ersten Konzert am 17. Januar 1829 im „Apollo Saal“ dirigierte Friedrich W. Grund (1791–1874) Beethovens damals noch wenig geschätzte 5. Sinfonie, zudem Arien von Gioacchino Rossini (1792–1868) und Werke für Klarinette.

Als „ein Liebling der Hamburger“⁵⁸⁾ galt Clara Schumann (1819–1896), die von 1835 bis 1881 in den Philharmonischen Konzerten neunzehn Mal auftrat – und sechzehn Mal im „Apollo Saal“. Als Teenager, mit fünfzehn Jahren, und noch als Clara Wieck spielte sie am 14. März 1835 im 29. Philharmonischen „Privat Concert“ das Adagio und das Finale aus dem C-Dur-Konzert von Johann Peter Pipis (1788–1874), die fis-Moll Mazurka und zwei Etüden von Frédéric Chopin (1810–1849).⁵⁹⁾

Sechs Tage später gab sie am 20. März 1835 ein „Großes Concert“ im „Apollo Saal“ und am 4. April desselben Jahres spielte sie dort im Abschiedskonzert von Georg Albert (?–1869, Tenor von 1827–1835). Zwei Jahre später, 1837, trat sie zweimal im „Apollo Saal“ auf: am 1. April 1837 im 37. Philharmonischen Privat-Concert, und sieben Tage später gab sie am 8. April eine Musikalische Soiree. Bis 1867 trat sie noch mehrfach im „Apollo Saal“ auf – danach im Conventgarten. (Freundliche Mitteilung von Renate Hofmann.)

Zum Kunstgenuss gehörten auch kulinarische Attraktionen. Die Bewirtung des „Apollo Saals“ durch

1859: Herren Entrée Karte in den „Apollo-Saal“.

STAATSARCHIV HAMBURG

die Brüder Keiling, die das Lokal 1849 übernommen hatten, wirkte wie ein Publikumsmagnet. Das „war so enorm, dass er die Vergrößerung der Einrichtung erforderlich machte, die dann von Mai bis August 1853 in die Tat umgesetzt wurde. (...) In der kurzen Zeit von nur vier Monaten wurde der gesamte Umbau realisiert, so dass am 4. September 1853 das umgestaltete Gebäude eröffnet werden konnte. Die Einrichtung soll nach der Veränderung drei verbundene Säle geboten haben, die der Öffentlichkeit wieder in erster Linie für Konzerte zur Verfügung standen, aber auch weiterhin für Bälle, Ausstellungen und andere Gesellschaften. Die Gesamtgröße von 16 000 Quadratfuß [1440 qm] inklusive der sechs Logen und der Kolonnaden machte die Einrichtung zur größten Veranstaltungsmöglichkeit der Stadt Hamburg. „Die Erleuchtung wird durch 12 große Kronen und Lüstres bewerkstelligt. Die Akustik des neuerbauten Saals steht der des altberühmten ersteren durchaus nicht nach und der Besuch des Publikums steigert sich von Woche zu Woche“.⁶⁰⁾

Bei den Brüdern Keiling angestellt war auch Heinrich Schacht (1817–1863), der z. B. plattdeutsche Lieder für die Drehorgel schrieb.⁶¹⁾ Die Drehorgelspieler gehörten damals selbstverständlich zum klingenden Straßenbild.

„Wer danzen will mutt een, twee, drie
Gliek na de Dreibaan hen,
Denn im Apollo = Saal kann he
Probeeren mal sien Been.“⁶²⁾



die Gegenwart. Hamburg 1880, S. 193.

53 Josef Sittard: Geschichte des Musik- und Concertwesens in Hamburg – vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Hildesheim, New York 1971, S. 162.

54 J. Heckscher, a. a. O., S. 430.

55 J. Heckscher, a. a. O., S. 340.

56 Josef Sittard, a. a. O., S. 165.

57 Josef Sittard, a. a. O., S. 174.

58 Josef Sittard, a. a. O., S. 320.

59 Vgl. Josef Sittard, a. a. O., S. 234f.

60 Sonja Esmyer, a. a. O., S. 35f.; und: Hamburgisches Adress-Buch für 1854, S. 459. Zit. nach Sonja Esmyer, a. a. O., S. 36.

Von einer genauen Kenntnis des „Apollo Saals“ kündeten Schachts 1855 veröffentlichte „Bilder aus Hamburg's Volksleben“, ein Sammelbändchen mit Drehorgelliedern, hoch- und plattdeutschen Gedichten, komischen Geschichten, die in mehreren Jahrgängen der Zeitschrift „Reform“ erschienen waren.

Schacht, selbst aus dem Arbeitermilieu im Gängeviertel stammend, erlernte das Schiffsschmiedehandwerk und begann 1840 nach seiner Heirat mit einem „armen, braven Mädchen“ Gedichte zu schreiben, ab 1848 für die „Reform“. Aufschlussreich sind seine Geschichten, die er um das Arbeitermilieu im Gängeviertel ansiedelte. Schließlich gab Schacht, ein Unterstützer der Reformbewegungen, 1853 das Handwerk zugunsten der Dichtkunst auf: Schacht schmiedete nun Geschichten um das berufstätige Elternpaar Christian und Doris. Zu diesen „Lebensbildern aus dem Hamburger Arbeiterstande“ zählt: ein Besuch im „Apollo Saal“: „Der schöne Apollo-saal war früher für den Arbeiter ein verschlossenes Paradies, an dem gerade kein Erzengel mit feuriger Klinge, aber doch ein sehr beträchtlicher Eintrittspreis als Schlagbaum stand; man hörte nur von glänzenden Concerten, prachtvollen Maskeraden u. dgl. mehr, aber den Augen und Ohren des Volkes waren die Räume des Dichtergottes unbekannt und theilnahmslos ging es an den erleuchteten Fenstern vorüber. Seit Keiling's Zeiten hat sich das geändert, Bürgerbälle verherrlichen am Sonntagabend die schönen Säle und Christian darf es wagen, mit seiner Doris in Verein, Complot zu schmieden, das gegen den ehrlichen Meister Fischer gerichtet und darauf berechnet ist, denselben mit seiner Jette zum Ballbesuch zu verführen. Die Sache macht sich bei Jette sehr leicht, trotz ihrer 40 Jahre juckt's ihr noch immer in den Beinen, wenn sie Tanzmusik hört, aber Fischer brummt immer: ‚Watt soll ick mit so'n Hophei‘ und stellt sich als entschiedener Gegner solcher Sonntagsbelustigungen hin. Doch was gelingt nicht weiblicher Ausdauer und einem trefflich bereiteten Leibgericht?“

Sie schaffen es bis in den „Apollo Saal“, beliebt und umkämpft ist das „Keiling'sche Sopha“: „Ein Keiling'sches Sopha ist das Ideal für alle Leute, die ihr

ganzes Leben lang hart zu sitzen gewohnt sind und solcher giebt's genug auf dieser schönen Welt.“

Das Babysitting ist gutnachbarschaftlich organisiert. „Der Sonntag kommt heran, Frau Meier hat Christians Söhnchen in sichern Verwahrsam genommen (...).“

Für den Ball wurde sich sehr individuell zurechtgemacht und auch für Proviant gesorgt, um Kosten zu sparen. Fischer hat in der Manteltasche eine Flasche Alkohol versteckt, „een in'n Buddel mitnah'm, denn köhnt wi doch mal een lütten mit op de Lamp geten, denn dat Gedränk is düür – een Glas 5 Schilling!“ Doris hat acht Rundstücke in der Manteltasche verstaut: „Wi brukt denn man blos en Portschon Thee to vertehren.“⁶³⁾

Aber um das Eintrittsgeld kommen sie nicht herum, „und ein freudiges Ah! ertönt aus allen Kehlen, als die beiden Familien in den schönen, glänzend erleuchteten Saal eintreten. Es gelingt ihnen, einen Platz auf dem ‚Sopha‘ zu erhalten [...].“

Während Christian und Doris „schon im raschen Walzer“ dahin schweben, zeigt Fischer keine „Tanzlust“, weil er die Flasche in der Tasche nicht gefährden will. Doch schließlich versteckt er sie im Hut und wirbelt mit Jette durch den Saal „und rechts und links karamboliren unglückliche Paare mit ihm.“⁶⁴⁾

Die Familien rücken zusammen, „man ruft mehrere nummerierte Kellner nacheinander ohne Erfolg“.⁶⁵⁾ Bei Kellner Nr. 10 wird endlich Tee und Kuchen bestellt. Schustermeister Fischer freut sich über die abgetanzten Sohlen: „Ick wull, de ganze Welt wören Danzsalon.“ „Endlich hat auch der Spaß sein Ende und Christian erinnert daran, daß Morgen um 5 Uhr Alles auf den Beinen sein muß.“

Der Tanzmuffel Fischer ist bekehrt: „Schön is't doch bi Keiling und billig ok – na nächstes Jahr ward wedder mal danzt, Kinners!“ Doris denkt nicht daran, so lange zu warten, und man trennt sich, um Christians Worte: „wenn de Froonslüüd mal danzt hefft, hefft se den Düwel in'n Lüf gehörig zu beherzigen.“⁶⁶⁾

Die Kombination aus Konzert und Tanzveranstaltung bewährte sich wohl über Jahre. Inzwischen waren neue Konzerthäuser entstanden, wie ab 1848

61 Helmut Glagla: Hamburg im plattdeutschen Orgellied des 19. Jahrhunderts. Hamburg 1974, S. 17f.

62 Hermann Schacht, aus: Hamburger Volks = ABC, 1855 S. 148ff; S. 167. In:

Heinrich Schacht: Bilder aus Hamburg's Volksleben. Hamburg 1855.

63 Hermann Schacht, a. a. O., S. 42.

64 Hermann Schacht, a. a. O., S. 43.

65 ebenda.

66 Hermann Schacht, a. a. O., S. 44.

die „Tonhalle“ am Neuen Wall/Ecke Bleichenbrücke, und ab 1853 der „Wörmersche Saal“ in der Neustädter Fuhrentwiete 59, 1866, wohl nach englischem Vorbild, in „Conventgarten“ umbenannt. Im „Apollo Saal“ fanden nun immer seltener Konzerte statt, dafür wurde immer häufiger getanzt und gefeiert. 1875 wurde der Saal an eine Luxuswagenfabrik verkauft.

Text: Birgit Kiupel

9. STATION

Drehbahn 7

„Colosseum“ (Standort: 1830 in alten Stadtkarten noch nicht eingezeichnet, 1842 bereits eingezeichnet bis ca. 1862); „Sagebiel's Etablissement“ (Standort: 1862 bis zur Zerstörung im Zweiten Weltkrieg)

„Colosseum“

Nur wenige Schritte vom „Apollo Saal“ entfernt auf derselben Straßenseite befand sich bis ca. 1862 ungefähr bei der heutigen Hausnummer 7 der Tanzsaal „Colosseum“. Besucht wurde er von den wohlhabenden Hamburgerinnen und Hamburgern. Doch in einem Hamburgführer über das „Colosseum“ hieß es: „Das weibliche Geschlecht, welches sich in diesen Lokalen versammelt, gehört fast durchgängig zu der leichten Klasse.“⁶⁷ Damit waren Frauen gemeint, die sich in den Augen des Bürgertums nicht sittsam und bescheiden verhielten, sondern u. a. wegen der wirtschaftlichen Verhältnisse, die für erwerbstätige Frauen nicht gut bestellt waren, der Prostitution (siehe zum Thema „Prostitution“ S. 129) nachgingen, um dadurch ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können. So haben vielfach die Bürgerkreise, die abfällig auf diese Frauen blickten, durch die schlechte Entlohnung ihrer Dienstmädchen und anderer für sie in Lohnarbeit tätigen Frauen dazu beigetragen, dass diese Frauen in die „leichte Klasse rutschten“.

„Sagebiel's Etablissement“

An der Stelle, wo das „Colosseum“ stand, wurde 1862 „Sagebiel's Etablissement“ errichtet. Es war eine der größten Versammlungsstätten in der Vorkriegszeit, fasste bis zu 10000 Personen und hatte sechs größere Säle, die durch ca. 1200 Gasflammen erleuchtet wurden. Allein der große Konzertsaal konnte rund 4000 Menschen aufnehmen. Miterbauer des Hauses war der Architekt Martin Haller (1835–1925).

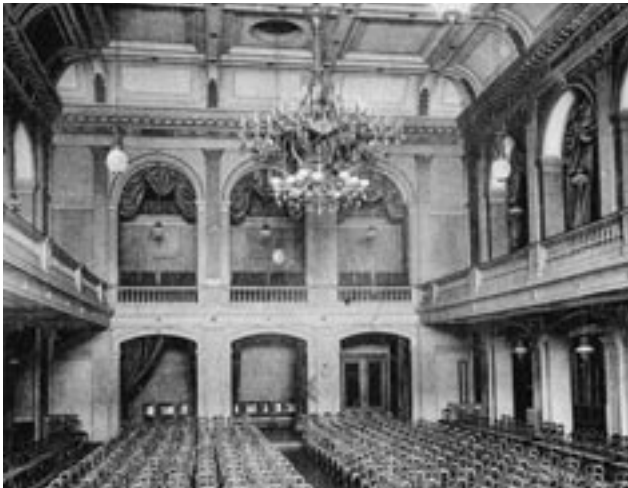
Im Speisesaal I standen kleine Tische für sechs bis zehn Personen, an denen gleichzeitig 1000 bis 1200 Gäste speisen konnten. Ab 14 Uhr wurde in den Speisesälen auch Bier ausgeschenkt, und es durfte geraucht werden. Letzteres war zu anderen Tageszeiten nur im oberen Stock in zwei dazu auserwählten Rauchsälen erlaubt.

„Nach der Renovierung des Saals im Jahre 1867 schrieb die Hamburger Zeitung ‚Die Reform‘: ‚Der große Saal ist nämlich ganz und gar im geschmackvollsten pompejanischen Stil decoriert, die schönste Harmonie der Farben, der Vergoldung (...).‘ Zum Eröffnungsbill wurde nur das bürgerliche Publikum eingeladen, aber die Unterhaltungsprogramme bei ‚Sagebiel“ wurden auch von der Arbeiterschaft so zahlreich besucht, dass es manchmal überfüllt war.



1. Hälfte 20. Jh.: „Sagebiel's Etablissement“ von außen, erbaut 1862. POSTKARTE

⁶⁷ Führer durch das Abendfest der hamburgischen Feier zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas. Hamburg 16.3.1893.



1. Hälfte. 20. Jh.: Sagebiel's Weisser Saal.

POSTKARTE

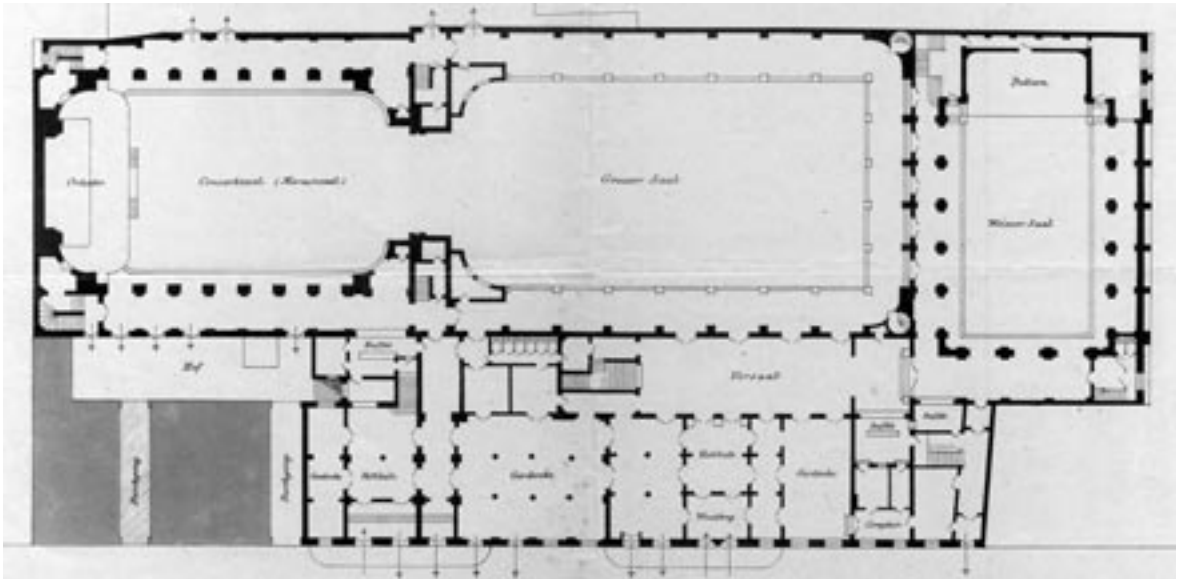
So war ‚Sagebiel's Etablissement‘ schon 1864 Schauplatz der großen Totenfeier für den Arbeiterführer Ferdinand Lassalle (1825–1864) gewesen – dort sang man zum ersten Mal die von dem Hamburger Jacob Audorf (1834–1898) gedichtete ‚Arbeiter-Marseillaise‘. Am 23. April 1890 beschlossen dort 7000 Arbeiter, den 1. Mai als Kampftag der Arbeiterklasse zu feiern – mit der Folge, dass Tausende von ihren Arbeitgebern ausgesperrt wurden und die Arbeiter-

familien so sehr Not litten, dass selbst Hamburger Bürger erhebliche Summen spendeten“, erklärt die Historikerin Helga Kutz-Bauer.⁶⁸⁾

Als der Erste Weltkrieg bevorstand, wurden bei „Sagebiel“ diverse Protestveranstaltungen gegen den „drohenden Weltkrieg“ abgehalten. „Um die wirkliche Stimmung der Bevölkerungsmehrheit, das heißt deren Friedensliebe, zu demonstrieren, führte die Sozialdemokratie im Großraum Hamburg, einschließlich Altona, Ottensen, Harburg, Wilhelmsburg und Schiffbek, einundzwanzig Volksversammlungen [so auch bei „Sagebiel“] zumeist am 28. Juli [1914] gegen die ‚Kriegsprovokation der österreichischen Regierung‘ durch. Die Redner wiesen die

Schuld am Konflikt auf dem Balkan eindeutig Österreich und allgemein dem ‚Imperialismus‘ zu. Ein Krieg würde der Bevölkerung Europas nur Leid und Elend bringen, Nutznießer wären nur ein ‚paar Dutzend‘ an der Spitze der ‚imperialistischen, chauvinistischen und kapitalistischen Gesellschaft‘.“⁶⁹⁾

Über eine Ende Juli 1914 von der Sozialdemokratie durchgeführte Kundgebung in „Sagebiel's Etablissement“ hieß es im „Hamburger Echo“ (siehe zum



2. Hälfte 19. Jh.: Grundriss von „Sagebiel's Etablissement“. Parterre. STAATSARCHIV HAMBURG

68 schriftliche Ausführungen für diese Publikation von Helga Kutz-Bauer.

69 Jörg Berlin, Benjamin Gillich, Vivienne Harbeck, Alexander Knapp, Meike Köpcke, Nadine Nizker, Merle

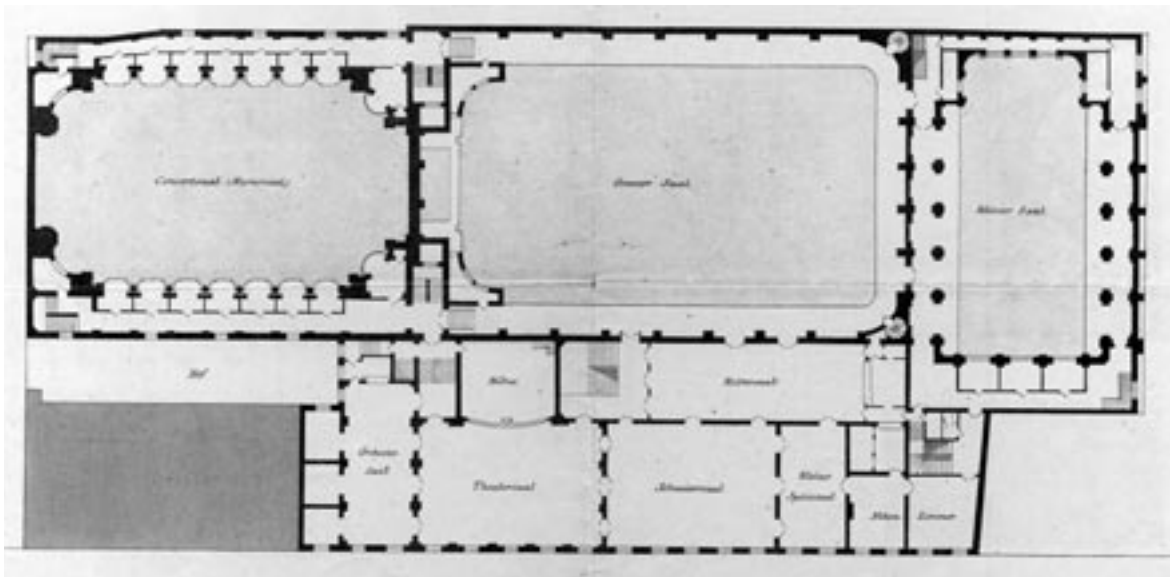
Overdieck, Joost-L. Pfeiffer; Christina Schünemann, Lukasz Silezin, Nora Waitkus, Philip Warnecke: „Vaterländische Begeisterung“ oder „Dat sind all Lüt, de nich mit brukt“. Kriegsbericht-

erstattung und Kriegsgegnerschaft am Vorabend des Ersten Weltkriegs in Hamburg. Außerhalb der Unterrichtszeit erarbeitet vom Leistungskurs Geschichte S 2 der Erich Kästner-Gesamt-

„Hamburger Echo“ auch S. 259), dem Organ der Sozialdemokratie: „In Sagebiel's Etablissement war ebenfalls eine ungeheure Menge, die der große Saal allein nicht fassen konnte, so daß auch der angrenzende Saal eröffnet werden mußte, zusammengekommen, um gegen die Kriegshetze zu demonstrieren. Den Auftakt zu dieser imposanten Versammlung gab ein interessantes Schauspiel vor dem Lokal. Dort hatte sich nämlich eine Horde des bereits von uns gekennzeichneten patriotischen Mobs zusammengefunden, in der Absicht, unsere Veranstaltung zu stören. Patriotische Lieder singend und Hurra schreiend, stand der Haufe dicht gedrängt vor dem Lokal und versperrte den Eingang. Erst mit Hilfe von Schutzleuten, die diese schreienden Leutchen recht sanft, wie man das sonst nicht von ihnen gewohnt ist, beiseite schoben, konnte der Eingang für die Besucher unserer Versammlung freigemacht werden. In eindrucksvoller Weise schilderte Genosse Paul Hoffmann [1863–1928] die kriegerischen Verwicklungen, in die Österreich und Serbien geraten sind, und die es nicht ausgeschlossen erscheinen lassen, daß alle übrigen europäischen Mächte, vor allem Deutschland, in diesen Konflikt mit hineingezogen werden, so daß ein Weltkrieg die unausweichliche Folge sein würde, sowie auch die Folgen,

die ein solcher Krieg mit sich bringen würde. Ohne Diskussion wurde die Resolution unter dem Beifall der Versammlung angenommen.“⁷⁰⁾

Die bürgerliche Zeitung der „Hamburgische Correspondent“ berichtete über eine am folgenden Tag bei „Sagebiel“ stattgefundene „Vaterländische Kundgebung für Oesterreich-Ungarn“: „Im großen Saal bei Sagebiel, der gleichen Stätte, an der am Abend vorher eine sozialdemokratische Protestveranstaltung gegen den Krieg stattgefunden hatte, vereinigten sich am Mittwochabend mehr als 2000 wehrfähige Männer zu einer großartigen Sympathiekundgebung für Oesterreich-Ungarn. Veranstalter war der Herausgeber einer neuen Zeitschrift, mit Namen ‚Der Hanseart‘, Theodor Mumm, der auch der Redner des Abends war. Auf dem Podium stand, von Lorbeerbäumen umgeben, die Büste des Kaisers, und von der Orgelempore herab flatterten Hamburger und oesterreich-ungarische Fahnen. Nachdem zu Beginn unter Orgelbegleitung das ‚Niederländische Dankgebet‘ gesungen und ein Hoch auf den Kaiser ausgebracht worden war, spielten sich zunächst einige erregte Szenen ab, da es galt, einige sozialdemokratische Störenfriede, die sich über den Saal verteilt hatten, zum Verlassen der Veranstaltung zu veranlassen. Soweit das nicht mit Worten



2. Hälfte 19. Jh.: Grundriss vom 1. Stock bei „Sagebiel“. STAATSARCHIV HAMBURG

zu erreichen war, wurden die unliebsamen Gäste mit sanfter Gewalt und unter lautem Hallo hinausgedrängt.

Die patriotische Stimmung war so hoch gespannt, dass ihr auch die nicht ganz geschickten Auslassungen des Redners keine Einbuße taten, und häufige Beifallssalven erschollen. Der Redner gab einen Überblick über die Vorgeschichte zu der jetzigen politischen Krisis, wandte sich mit heftigen Ausfällen gegen Serbien und Montenegro und geißelte das Verhalten der Sozialdemokraten. Nach der Rede wurde ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ gesungen und dann vom Einberufer ein Telegramm an den oesterreichischen Ministerpräsidenten und an den Deutschen Kaiser verlesen und einstimmig angenommen. Das Telegramm an den Grafen Stürgk (!) [Ministerpräsident von Österreich Karl Graf von Stürgk 1859–1916, erschossen von dem sozialdemokratischen Politiker Friedrich Adler (1879–1960) mit dem Ausruf „Nieder mit dem Absolutismus, wir wollen den Frieden!“] lautet: ‚Die zu der großen vaterländischen Kundgebung am 29. Juli erschienenen tausende (!) Frauen und Männer erklären: ... Die Sache Oesterreich-Ungarns ist unsere Sache.‘

Zum Schluß wurde die Nationalhymne gesungen. Unter Mitnahme der beiden Fahnen zog die Menge dann, patriotische Lieder singend, zum Kaiser Wilhelm-

Denkmal, wo Herr Mumm nochmals eine Ansprache hielt und patriotische Lieder gesungen wurden. Dann ging man auseinander. Versuche von Sozialdemokraten, unterwegs Zusammenstöße mit den vaterländisch Gesinnten herbeizuführen, mißlangen.“⁷¹⁾

Auch KPD-Versammlungen wurden bei „Sagebiel“ abgehalten. So war „Sagebiel“ das Versammlungslokal des Rote Frontkämpferbundes (RFB), ein in der Weimarer Zeit agierender paramilitärischer Kampfband/Schutztruppe der KPD (siehe auch S. 91 Oper). Später fanden hier auch Hitler-Kundgebungen statt.

Auch der bis heute veranstaltete „Hamburger Presseball“ nutzte einst die Festsäle von „Sagebiel“. Damals hieß der Ball noch „Ball für die Schriftsteller und Bühnenkünstler“. Als er zum ersten Mal 1901 durchgeführt wurde, standen die Pferdedroschken mit den ankommenden Besucherinnen und -besuchern bis zur Hauptpost in der Dammtorstraße. Erst nach dem Ersten Weltkrieg siedelte der Presseball um ins „Curiohaus“.

Die Vorfahrt zu „Sagebiel's Etablissement“ konnte nur von der Dammtorstraße aus erfolgen. Und so wurde für Festivitäten empfohlen: „Da die Vorfahrt erfahrungsmäßig äußerst langsam von sich geht, wird allen Festtheilnehmern recht frühzeitiges Eintreffen in der Dammtorstraße dringend empfohlen.“⁷²⁾

10. STATION

Drehbahn 11

Stolperstein für Eberhard Franz

Charles „Charly“ Julius Först

(NS-Zeit)

Vor dem Gebäude Drehbahn 11, direkt gegenüber dem Eingang zur Justizbehörde Drehbahn 36, liegt ein Stolperstein für Eberhard Franz Charles „Charly“ Julius Först. Auf ihm steht geschrieben: „Hier wohnte Charles Först, Jg. 1900, verhaftet 1936/38, KZ Fuhlsbüttel, KZ Neuengamme, Heil- und Pflegeanstalt Bernburg (Tötungsanstalt), ermordet 15.6.1942.“

„Charles Först wurde am 26. Oktober 1900 in Altona geboren. Er arbeitete als Bote, Schreibgehilfe, Büroangestellter, Postbetriebs- und Hafendarbeiter. Vom 16. Januar bis 9. März 1936 war er in der Untersuchungshaftanstalt Hamburg-Stadt wegen ‚widernatürlicher Unzucht‘ eingewiesen. Ende 1936 kam er erneut in Untersuchungshaft. Im Februar 1937 wurde er nach § 175 verurteilt und bekam eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten. 1938 denunzierten ihn Passanten bei einer Kontaktabnung. Vom 12. bis 18. August 1938 war Charles Först im KZ Fuhlsbüttel inhaftiert. Im Oktober 1938 wurde er nach § 185 zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. 1939 wurde er wieder Opfer einer Denunziation durch einen vierzehnjährigen Hitlerjungen, der Kon-

⁷¹ Zit. nach: ebenda.

⁷² Ganz Hamburg für zwanzig Schilling. Hamburg 1841, S. 8.

takt zu Homosexuellen gesucht hatte, um Geld zu erhalten. Wieder wurde Charles Först im KZ Fuhlsbüttel inhaftiert (15. bis 20. Juli 1939).

Vier Monate später kam es erneut zu einer Verurteilung nach § 175. Charles Först musste für ein Jahr und 5 Monate ins Strafgefängnis Fuhlsbüttel. 1940 wurden zwei Gnadengesuche des Vaters abgelehnt. Am 9. Februar 1941 wurde Charles Först

zur Kripo Hamburg überstellt. Der Zugang und die Häftlingsnummer im KZ Neuengamme sind unbekannt. Charles Först wurde in die Tötungsanstalt Bernburg verlegt und dort am 15.6.1942 ermordet.“

*Text mit freundlicher Genehmigung der Autoren aus:
Bernhard Rosenkranz, Ulf Bollmann, Gottfried Lorenz: Homosexuellen-Verfolgung in Hamburg
1919–1969. Hamburg 2009, S. 210.*

11. STATION

Drehbahn 36–39, Hinterhof

„Wüppermannsche Hof“/„Wüppermanns Platz“; „Hummel“
alias Wilhelm Benz (19. Jh.)

„Hummel“

Schräg gegenüber von „Sagebiel’s Etablissement“ befand sich bis zum Bau des Gebäudes der Justizbehörde in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts der „Wüppermannsche Hof“. Hier wohnte der über Hamburgs Grenzen hinaus bekannte „Hummel“. In Wirklichkeit hieß er Wilhelm Benz (1786–1854). Johannes Sass hat in einem Buch über Hamburger Originale den Lebensweg „Hummels“ nachgezeichnet: „Um zu verstehen, wie aus dem Benz ein Hummel wurde, muß erst einmal ein alter Stadtsoldat namens Hummel vorgestellt werden. Daniel Christian Hummel wohnte nach seiner Verabschiedung im Hofe des Hauses Drehbahn 36. (...) Hummel soll klein und etwas dicklich gewesen sein und trug, wenn er seinen täglichen Spaziergang über den Wall machte, immer noch den roten Rock seiner ehemaligen Artilleristenuniform. (...) Wenn auch die Erwachsenen nicht groß von ihm Notiz nahmen, so wusste er sich doch bei der Jugend beliebt zu machen, indem er gern von seinen Kriegserlebnissen erzählte. (...)“

Jungen, die einander auf der Straße begegnen, pflegen sich als Ersatz für eine wortreiche Begrüßung mit dem Namen anzurufen (...). Der Ausruf ‚Hummel‘

war also nichts Besonderes. In der Verdoppelung, die rhythmisch einen Wohlklang darstellt, wird der erste Teil den Mangel eines Vornamens ausgeglichen haben. (...) Hummel wandte sich dann dem Rufenden zu und quittierte mit einem fröhlichen Winken. Dieses gute Verhältnis hielt an, bis der Stadtsoldat a. D. erkrankte, ins Lohmühlenkrankenhaus eingeliefert wurde und dort im Alter von 41 Jahren starb. (...) Nun wollte es der Zufall, dass bald nach dem Abscheiden Hummels ein neuer Mieter im Hof Drehbahn 36 einzog, der Wasserträger Wilhelm Benz.



Hof Drehbahn 36, 1913, Abriss 1913.

STAATSARCHIV HAMBURG

Als Hummel durch den Tod des Vaters eine Erbschaft, bestehend aus einer goldenen Tabakdose und einigem Geld, bekam, glaubte er etwas Rechtes darzustellen, lächelte allen vorübergehenden Schönen zu und verliebte sich ernstlich in eine Schenkammassell. Sobald er sich mit ihr verlobt hatte, übergab er ihr die wertvolle Tabakdose und händigte ihr das Geld aus, damit sie die nötigen Anschaffungen für den künftigen Hausstand besorge. Die Schenkammassell ging mit einem Seemann durch und vergaß, ihm Dose und Geld zurückzugeben. Diese Enttäuschung war für das einfache Gemüt des jungen Mannes zu viel. Er wurde trübsinnig und verbittert. (...)

In dieser seelischen Verfassung zog er in den Hof Drehbahn 36, wo die Erinnerung an den alten Stadtsoldaten noch nicht erloschen war. Auch dieser neue Einwohner war eine auffällige Erscheinung: lang und dürr, schweigsam und leicht reizbar (...). Der hohe Hut und die durch die geschulterte Last immer gleich bleibende gestraffte Haltung trugen wesentlich dazu bei, ihn als eine komische Figur anzusehen. Das galt vor allem für die Straßenjungen (...). Und da sich ein Name gar leicht auf einen Nachfolger übertragen lässt, wenn dieser wie jener etwas Originelles an sich hat, so wird es nicht lange gedauert haben, bis ihm das erste Mal ein Hummel-Hummel! nachgerufen wurde. Es wäre wohl dabei geblieben, wenn Wilhelm Benz den Zuruf der Jungen nicht beachtet hätte. (...) Aber Benz ärgerte sich darüber und musste seinem Ärger irgendwie Luft machen. Die

Eimer absetzen und den Jungen nachlaufen, war nicht ratsam, sie wären wohl bald außer Reichweite gewesen. Mit einem Stein oder einem Stück Holz zu werfen, wäre auch verfehlt gewesen, da sie meistens aus sicherer Deckung vorgingen. So blieb ihm denn nur sein Mundwerk, und er gebrauchte es, wie es jeder Hafenlöwe, jeder Lastenträger, Kutscher und Speicherarbeiter zu brauchen pflegt, wenn ihm etwas zugemutet wird, was gegen seine Standesehre geht. Der Unanständige war eben der, der diesen Ausbruch hervorrief.

Man sollte meinen, Wilhelm Benz hätte es gemerkt, dass er durch seine stets gleiche Antwort die Straßenjungen immer aufs neue zum gleichen Anruf veranlasste, dass es für sie zu einer Art Sport wurde, diese Antwort (Mors, Mors) herauszufordern. Offenbar gehörte er doch zu den geistig Schwachen. (...)

1848 wurde die Wasserkunst in Rothenburgsort in Betrieb genommen. Wenn auch nicht gleich jede Wohnung eine Wasserleitung bekam, so doch jedes Haus oder mindestens jeder Hof. Damit aber war dem Geschäft der Wasserhändler die Grundlage entzogen. Auch der Kundenkreis Benzens wurde klein und kleiner. Schließlich reichten seine Einnahmen zu seinem Unterhalt nicht mehr aus. Er stand mittellos da. Aus dieser Not befreite ihn 1853 die Aufnahme in das Werk- und Armenhaus. Ein Jahr war es ihm noch vergönnt, sich vom täglichen Kampf mit den Straßenjungen zu erholen, dann starb er.“⁷³⁾

12. STATION

Drehbahn 36/ Caffamacherreihe/ Dammtorwall

Gebäudekomplex der Justizbehörde (Standort seit: 1926, Erweiterung: 1980/82); Versteigerungshallen des Gerichtsvollzieheramtes (hier behandelte Zeit: NS-Zeit); Öffentlicher Dienst und Nationalsozialismus

Gebäudekomplex der Justizbehörde

Nachdem schon kurz nach seiner Eröffnung 1903 das Ziviljustizgebäude am Sievekingplatz für die Bediensteten der Justizverwaltung räumlich zu klein geworden war, kaufte der Senat ein großes mit 48 Fachwerkhäusern aus dem 17. und 18. Jahrhundert bebautes Grundstück zwischen Dammtorwall und Drehbahn (Drehbahn 36–45 und Dammtorwall 57–95), um dort ein Verwaltungsgebäude für die Justizbehörde errichten zu lassen, das der Postzollabfertigung, dem Gerichtsvollzieheramt, der Vormund-

⁷³ Johannes Sass: Hamburger Originale. Hamburg o. J., S. 7–11.



Häuserzeile Drehbahn 36–40 vor dem Abriss der Häuser in den 20er Jahren des 20. Jh. zugunsten des Baus des Justizbehördengebäudes. STAATSARCHIV HAMBURG

schaftsbehörde und dem Jugendgericht dienen sollte. „Das Gerichtsvollzieheramt erhielt das erste bis vierte Obergeschoss am Dammtorwall, einen Teil des linken Seitenflügels sowie auf dem Hof Lager- und Versteigerungsräume (...). Die Post-Zollabfertigungsstelle, seit 1888 auf dem Grundstück zwischen Gänsemarkt, Valentinskamp und der Neuen ABC Straße, wurde im Untergeschoss und Erdgeschoss am Dammtorwall sowie im Erdgeschoss des Verbindungsflügels untergebracht. Die Vormundschaftsbehörde (...) erhielt das erste bis dritte Obergeschoss des Verbindungsgebäudes.“⁷⁴)

1926/27 wurde dann für die Justizbehörde an der Drehbahn nach Plänen von Fritz Schumacher (1869– 1947) ein Erweiterungsbau aus dunklem Oldenburger Klinker für den zuerst am Dammtorwall erbauten Gebäudekomplex errichtet. 1980/82 wurden die beiden Bauten am Dammtorwall und an der Drehbahn durch ein von den Architekten Karlheinz Riecke (geb. 1920) und Gustav Karres (geb. 1925) errichtetes Gebäude an der Caffamacherreihe verbunden.

Versteigerungshallen des Gerichtsvollzieheramtes

Während der NS-Zeit bereicherten sich viele Hamburgerinnen und Hamburger an den konfiszierten Möbeln und anderen Gegenständen von deportierten und ausgewanderten Jüdinnen und Juden und Sinti und Roma. Auch in den Versteigerungshallen des Gerichtsvollzieheramtes im Hof des Justizgebäudes Drehbahn 36 wurden diese Sachen und Güter versteigert.

Seit 1941 trafen zahlreiche Transporte mit konfisziertem Besitz von Juden in Hamburg ein. Vor allem Einrichtungsgegenstände aller Art wurden an Kaufinteressenten aus Hamburg und seiner norddeutschen Umgebung verkauft und versteigert. Die öffentlichen Versteigerungen, die teilweise durch gewerbliche Auktionatoren, teilweise durch Gerichtsvollzieher durchgeführt wurden, begannen in der Hansestadt im Februar 1941, als die Gestapo auf Anweisung des Reichsstatthalters das Umzugsgut jüdischer Auswanderer beschlagnahmte, das durch den Kriegsbeginn 1939 nicht mehr verschifft werden können. Es umfasste etwa 3000–4000 containerähnliche „Lifts“, die bis dahin im Hamburger Freihafen gelagert hatten. In ihnen befand sich das Umzugsgut von jüdischen Auswanderern aus allen Teilen Deutschlands, weil die meisten jüdischen Emigranten über den traditionellen Auswandererhafen Hamburg ausgereist waren. Die erzielten Versteigerungserlöse wanderten auf ein Konto der Gestapo bei der Deutschen Bank und erreichten bis Anfang 1943 eine Höhe von 7 200 000 RM. Auch der Besitz deportierter Sinti und Roma wurde öffentlich an die Bevölkerung versteigert: So fand beispielsweise am 5. Dezember 1942 an der Drehbahn eine öffentliche Versteigerung von Schmucksachen „umgesiedelter Zigeuner“ statt, die zuvor in der Tagespresse angekündigt worden war.

Ziel der Versteigerungen war es, „die Waren zu angemessenen Preisen in möglichst weite Kreise der Bevölkerung zu bringen“, versicherten die beteiligten Dienststellen in der Presse. Eine bevorzugte Behandlung erfuhren dabei Ausgebombte, junge Ehe-

74 Wilhelm Melhop: Historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg von 1895–1920. Bd. 1. Hamburg 1923, S. 103.



Ehemalige Versteigerungshallen des Gerichtsvollzieheramtes im Hof der Justizbehörde. Auch hier wurden in der NS-Zeit konfiszierte Möbel und andere Gegenstände von deportierten und ausgewanderten jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern und von Sinti und Roma versteigert. PHOTO: JÜRGEN BRÖMME

paare und Rückwanderer nach Deutschland, die von der Auslandsorganisation der NSDAP betreut wurden. Darüber hinaus bedienten sich zahlreiche Dienststellen des Staates und der NSDAP aus dem so genannten „Judengut“: Die Sozialverwaltung legte sich einen entsprechenden Fundus an Möbeln und Hausratsgegenständen an, der Oberfinanzpräsident und der SD-Leitabschnitt Hamburg komplettierten ihre Ausstattung mit Büromöbeln, eine Kommission der Hamburger Kunsthalle übernahm Gemälde aus dem Umzugsgut, und die Hamburger Öffentlichen Bücherhallen bereicherten sich an Privatbibliotheken von Juden.

Von Februar 1941 bis zum April 1945 verging in Hamburg kaum ein Tag, an dem nicht jüdisches Eigentum öffentlich angeboten und versteigert wurde. Für den ausreichenden Nachschub sorgte zum einen die „Vermögensverwertungsstelle“ des Hamburger Oberfinanzpräsidenten, die den Versteigerern ab Herbst 1941 die Wohnungseinrichtungen deportierter Hamburger Juden zuführte. Zum anderen gelangten

große Mengen jüdischen Besitzes nach Hamburg, die in Westeuropa im Rahmen der „Aktion M“ (Möbel-Aktion) beschlagnahmt worden waren.

Die Hamburger Bevölkerung, die vom Bombenkrieg besonders stark betroffen war, profitierte von den Lieferungen der „Möbel-Aktion“ in besonderem Maße. So gelangten auf dem Wasserwege mehrere Tausend Wohnungseinrichtungen deportierter niederländischer Juden in die Hansestadt. Der Gesamtumfang des „Judenguts“, das von März 1942 bis Juli 1943 allein von Holland nach Hamburg transportiert wurde, betrug 45 Schiffsladungen mit insgesamt 27 227 Tonnen an Möbeln, Einrichtungsgegenständen, Kleidung etc. Darüber hinaus transportierte die Deutsche Reichsbahn bis 1944 insgesamt 2699 Eisenbahnwaggons mit jüdischem Besitz nach Hamburg. Insgesamt dürfte allein in Hamburg in den Jahren 1941–1945 das gesamte Eigentum von mindestens 30 000 jüdischen Haushalten aus Hamburg, Deutschland und Westeuropa öffentlich versteigert worden sein. Da nach den erhalten gebliebenen Listen der Versteigerer auf den Besitz eines einzelnen Juden ungefähr zehn Erwerber kamen, dürften – berücksichtigt man eine Vielzahl von Mehrfacherwerbungen – in den Jahren 1941–1945 mindestens 100 000 Bewohner Hamburgs und der unmittelbaren norddeutschen Umgebung entsprechende Gegenstände ersteigert haben. Insgesamt reichte der Abnehmerkreis dieses jüdischen Besitzes von der „einfachen Hausfrau“ aus Hamburg bis zu Kaufhäusern aus dem Emsland, die sich bei den Versteigerern regelmäßig nach neuen Lieferungen erkundigten. Ein ehemaliger Auktionator erklärte nach 1945, dass die Gegenstände aus jüdischem Besitz „meist zu Schleuderpreisen weggegangen“ seien und insbesondere bei „Wertgut“, wie Möbeln, Teppichen und Pelzen, eine erhebliche Diskrepanz zwischen tatsächlichem Wert und dem Versteigerungserlös bestanden habe.

Die ehemalige Hamburger Bibliothekarin Gertrud Seydelmann [geb. 1913] berichtete in ihren autobiographischen Aufzeichnungen, in welchem großem Umfang die Bevölkerung an der „Heimatfront“ von den Raubzügen – insbesondere von der Versteigerung jüdischen Besitzes – profitierte: „Wir hatten noch keine

Versorgungsnöte. Noch rollten ja aus dem ganzen, von uns überfallenen und ausgeplünderten Europa die geraubten oder mit wertlosem Papiergeld bezahlten Güter auf uns zu. Noch wurden ja unsere Lebensmittelkarten, Kleiderkarten, Schuhbezugscheine korrekt eingelöst. Noch brachten die Männer auf Urlaub aus den besetzten Gebieten Fleisch, Wein, Textilien, Tabak nach Hause. Noch lagen im Hafen die Schiffe mit dem beschlagnahmten jüdischen Eigentum aus Holland. Die einfachen Hausfrauen auf der Veddel trugen plötzlich Pelzmäntel, handelten mit Kaffee und Schmuck, hatten alte Möbel und Teppiche aus dem Hafen, aus Holland, aus Frankreich. Es war das geraubte Eigentum holländischer Juden, die – wie ich nach dem Krieg erfahren sollte – schon in die Gaskammern abtransportiert waren. Ich wollte damit nichts zu tun haben. Auch in meiner Ablehnung musste ich bei den primitiven, sich raffgierig bereichernden Menschen, insbesondere bei den Frauen, vorsichtig sein. Ich durfte meine wahren Gedanken nicht ausdrücken. Nur einige, nicht so euphorische Frauen, von denen ich wusste, dass ihre Männer gestandene Sozialdemokraten waren, konnte



Der Eingangsbereich des Gebäudes der Justizbehörde an der Drehbahn. Die Wände haben blaue Kacheln, die Decke ist in den Farben rot und weiß gehalten.

PHOTO: MARINA BRUSE

ich vorsichtig beeinflussen, indem ich sie aufklärte, woher diese Schiffsladungen voll bester Haushaltsgegenstände kamen und ihnen das alte Sprichwort sagen: ‚Unrecht Gut gedeihet nicht.‘ Und sie richteten sich danach.“⁷⁵⁾

Nach 1945 mussten die ersteigerten Gegenstände den jüdischen Besitzern bzw. ihren überlebenden Nachfahren nicht wieder zurückgegeben werden, weil die Bundesrepublik finanzielle Entschädigungszahlungen leistete. Noch heute dürften sich daher – oft ohne Wissen der jetzigen Besitzer – in zahlreichen Hamburger Wohnungen Gegenstände befinden, die im Zeitraum von 1941–1945 bei entsprechenden Versteigerungen erworben worden sind.

Text: Frank Bajohr

Öffentlicher Dienst und Nationalsozialismus

In seiner Publikation „... anständig und aufopferungsbereit“. Öffentlicher Dienst und Nationalsozialismus in Hamburg 1933 bis 1945“ beschreibt Uwe Lohalm die Mechanismen von Entlassung und Einstellung im öffentlichen Dienst während der NS-Zeit, so auch in der Justiz-, der Schul- und der Finanzbehörde, deren Gebäude auf diesem Rundgang rund um den Infoladen der „Landeszentrale für politische Bildung“ und des „Jugendinformationszentrums“ gestreift werden. Im Folgenden soll aus der oben genannten Schrift von Uwe Lohalm zitiert werden, wobei die Justizbehörde hier stellvertretend für die Praxis der Einstellung und Entlassung im öffentlichen Dienst während der NS-Zeit steht: „(...) Die Nationalsozialisten, die in Hamburg mit dem 8. März 1933 an die Macht gelangten, beschränkten sich – nach einer kurzen Phase der Machtaneignung, in der vor allem führende politische Gegner und jüdische Bedienstete teils sogar noch vor dem Erlass des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 aus ihren Stellungen entfernt wurden – darauf, die Schlüsselpositionen zu besetzen und zugleich die große Schar arbeitsloser Parteigänger mittels des öffentlichen Dienstes in Lohn

75 Gertrud Seydelmann: Gefährdete Balance. Ein Leben in Hamburg 1936–1945. Hamburg 1996.

und Brot zu bringen. Im Wesentlichen mussten sie sich indessen aus Mangel an eigenen qualifizierten Kräften weitgehend auf die überkommenen Kader der Beamten und Angestellten stützen. Und diese überdauerten nach dem Krieg auch die Entnazifizierung. In deren Verlauf war es zunächst zu zahlreichen Entlassungen gekommen, die aber in den folgenden Jahren weitgehend rückgängig gemacht wurden, so dass Bürgermeister Max Brauer [1887–1973] erklären konnte: ‚Wir haben bei dem, was in Hamburg bisher geschehen ist, eine liberale, eine faire, eine Behandlung Platz greifen lassen, die wirklich nicht nur ein Auge zugeedrückt hat, sondern beide Augen haben wir zugeedrückt.‘ (...)

Am 10. Mai 1933 machte der damalige Erste Bürgermeister Carl Vincent Krogmann [1889–1978] in seiner Regierungserklärung vor der Bürgerschaft die personalpolitische Richtung der Nationalsozialisten deutlich: ‚Der neue Staat kann nur solche Beamte gebrauchen, die bereit sind, im Sinne der Weltanschauung des Volksführers Adolf Hitler [1889–1945] und seiner großen Freiheitsbewegung an der weiteren Durchführung der Erhebung schaffend mitzuwirken. Wer sich zu den Zielen dieser Bewegung nach seiner politischen Vergangenheit oder aus innerer Überzeugung nicht bekennen kann, [...] muss aber den Dienst quittieren.‘

Für alle diese Fälle bot dann das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 die gesetzliche Grundlage. Damit wollten die Nationalsozialisten im Reich, in den Ländern und Kommunen den öffentlichen Dienst von ihren aus politischen und rassistischen Gründen missliebigen Personen säubern und Platz schaffen für die eigene Klientel und so den öffentlichen Dienst zu ihrem eigenen personalen Herrschaftsinstrument ausbauen. (...)

Die grundsätzliche Tendenz des Berufsbeamtengesetzes – die Ausschaltung von aus politischen und rassistischen Gründen unerwünschten Mitarbeitern – wurde berücksichtigt, so dass Kommunisten, aktive Sozialdemokraten, Gewerkschaftler sowie Juden aus den Dienststellen der Behörden auszuschneiden hatten. Jedoch geschah dies, mit Ausnahme der die Juden betreffenden Maßnahmen, keineswegs in ei-

nem gleichmäßigen Zugriff. Vielmehr ließ man sich offensichtlich gleichfalls von der Überzeugung leiten, dass bei der Lösung der weiterhin anstehenden großen Aufgaben auf fachlich ausgebildetes und erfahrenes Personal nicht verzichtet werden konnte, so dass manche Position selbst in leitenden Stellungen unangetastet blieb. (...)

Nach der begrenzten Öffnung der Partei für neue Eintritte im Jahre 1937 wies Reichsstatthalter Karl Kaufmann [1900–1969] die Behördenleiter generell an, die ihnen unterstehenden Beamten und Angestellten aufzufordern, um eine Aufnahme in die Partei nachzusuchen. (...) Der höchste Repräsentant der Justizverwaltung in Hamburg, Curt Rothenberger [1896–1959], hatte sich schon im Mai 1937 schriftlich mit der Bitte an die Gerichtspräsidenten gewandt, ‚unverzüglich sämtliche Beamten und Angestellten ihres Dienstbereichs (...) zu befragen, ob sie einen solchen Aufnahmeantrag stellen‘ wollten. Wenngleich er sein Interesse daran erklärte, ‚dass möglichst viele Beamten und Angestellten von der sich jetzt bietenden Gelegenheit Gebrauch‘ machten, sollte doch ‚jedweder Druck‘ in dieser Richtung vermieden werden. Immerhin waren aber sämtliche Anträge bei ihm einzureichen. (...)

Insgesamt ist davon auszugehen, dass der Anteil der NSDAP-Mitglieder an der Beamtenschaft des öffentlichen Dienstes in Hamburg am Ende bei über 90 % gelegen hat. (...)

Der öffentliche Dienst war auf Dauer einem vielseitigen, mehr oder weniger intensiven Gesinnungszwang und Formierungsterror ausgesetzt. Formalrechtlich begannen diese mit dem Berufsbeamtengesetz, setzten sich fort in zahlreichen Verordnungen und Erlassen zur Anstellung und Beförderung und mündeten ein in das Deutsche Beamtengesetz vom 26. Januar 1937. Diese Entwicklung kulminierte im Krieg schließlich in dem Beschluss des großdeutschen Reichstags vom 26. April 1942, der dem ‚Führer‘ das uneingeschränkte Recht einräumte, nicht nur jeden Soldaten, jeden Beamten, Richter, Staatsangestellten oder -arbeiter, sondern schlechthin ‚jeden Deutschen‘, ‚mit allen ihm geeignet erscheinenden Mitteln zur Erfüllung seiner Pflichten anzuhalten

und bei Verletzung dieser Pflichten [...] ihn im besonderen ohne Einleitung vorgeschriebener Verfahren aus seinem Amte, aus seinem Rang und seiner Stellung zu entfernen'. (...) Dem politischen Konformitätsdruck war durch den Rückzug auf eine unpolitische Fachkompetenz nur selten auszuweichen, und er führte oft zu Konzessionen in Bezug auf Einordnung in die parteipolitischen Formationen, offizielle Loyalitätsbekundungen und andere Rituale. Er machte aus den öffentlich Bediensteten quasi politische Beamte, deren Stellung und damit auch materielle Sicherung aus politischen Gründen stets zur Disposition standen. Er stellte somit ein wesentliches Instrument zur Kontrolle und Disziplinierung dar, gegenüber einer trotz aller generellen und individuellen nationalsozialistischen Ämterpatronage weitgehend intakt gebliebenen Verwaltung.

Die Hinwendung zur NSDAP und zu den Parteiorganisationen wurde nachträglich – wie die zahllosen Zeugnisse in den Akten der Entnazifizierungskommission zeigen – häufig mit ähnlichen Argumentationsmustern gerechtfertigt. Sie sei teils aus Sympathie für die neue Bewegung geschehen, von deren Entschlossenheit und Geschlossenheit man angeblich allein noch die Behebung der großen Not erhoffte, teils aus prinzipieller Loyalität, mit der sich vornehmlich viele Beamte dem Staat unverbrüchlich verbunden fühlten. (...)

Größtenteils resultierte solches Verhalten indessen wohl auch aus der Angst, die mit Mühe aufgebaute Stellung zu verlieren, oder aus der Sorge, in der beruflichen Karriere benachteiligt zu werden. (...) Darüber hinaus zeichnete gleichfalls ein hohes Maß an Anpassungsbereitschaft, an bürokratischem Eifer und Funktionärsehrgeiz das Verhalten vieler im öffentlichen Dienst Tätigen aus. (...)

Reichsstatthalter Karl Kaufmann hatte zwar seine nationalsozialistische Kamarilla in den hamburgischen Staatsapparat eingebaut und die öffentliche Verwaltung von politischer und fachlicher Partizipation weitgehend ausgeschlossen, doch blieb diese während der gesamten nationalsozialistischen Zeit in ihrem Kernbestand erhalten und in ihrer administrativen Funktion bis 1945 nahezu ungebrochen

leistungsfähig. Es war somit der öffentliche Dienst und nicht die nationalsozialistischen Karrieristen und Korruptionsträger in ihm, der – eingebettet in einen breiten gesellschaftlichen Grundkonsens mit dem nationalsozialistischen Regime – das nationalsozialistische System funktionstüchtig erhielt. (...) Das Verwaltungshandeln der öffentlich Bediensteten [deutet] (...) darauf hin, dass sich die überwiegende Mehrheit weiterhin mit den Zielsetzungen ihrer jeweiligen Behörde und Ämter zu identifizieren vermochte. Es gab nicht wenige, die die Normen des demokratischen Rechtsstaates als Fesseln und die Pluralität der Meinungen als Last empfunden hatten und nun vermeinten, dass ihnen die neue Zeit mehr Möglichkeiten zu effektiverem und entschlossenerem Handeln eröffnete. (...)

Darüber hinaus zeigten die widerspruchslose Hinnahme der personalpolitischen Säuberungen wie die weitgehend geschlossene politische Formierung, dass ein im öffentlichen Dienst möglicherweise vorhandenes Widerstandspotenzial von vornherein ausgeschaltet worden war und es danach kaum Ansatzpunkte zu seiner Neubildung gab. Wo sich danach Ablehnung zeigte, war diese eher diffus oder nur punktuell. Auch fortbestehender weltanschaulicher Dissens führte nicht zur Verweigerung des Dienstes. Das Bewusstsein der allermeisten Mitarbeiter war vielmehr davon geprägt, persönlich redlich und verwaltungsgemäß stets korrekt gegenüber jedermann und in jeglicher Angelegenheit gehandelt zu haben. (...)

Diese Denk- und Verhaltensweisen der Funktionsgruppen auf der mittleren und unteren Ebene der Verwaltung trugen wesentlich dazu bei, dass die nationalsozialistische Herrschaft eine relativ hohe Effizienz und Stabilität erreichte. (...)

Die Bilanz der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik, zu der die öffentliche Verwaltung in Hamburg beitrug, sah folgendermaßen aus: Innere Verwaltung, Finanz- und Justizverwaltung waren mitverantwortlich zunächst für den ‚bürgerlichen Tod‘ der Hamburger Juden, bevor sie mithalfen, auch deren physische Vernichtung ins Werk zu setzen. Zehntausend Juden wurden unter Zurücklassung fast ihrer gesamten Habe aus Hamburg ver-

trieben. 1500 jüdische Betriebe wurden zwangsenteignet, das heißt arisiert oder liquidiert. Annähernd 9000 Juden wurden in den Osten deportiert und dort ermordet. Ihr Besitz und ihre Vermögen wurden erfasst und ‚verwertet‘. In Durchführung der nationalsozialistischen Gesundheits- und Rassenhygienepolitik ‚sortierten‘ Gesundheits- und Sozialverwaltung über 4000 psychisch kranke Hamburger ‚aus‘; sie wurden aus Hamburg abtransportiert, fast 2700 wurden in Zwischen- oder Tötungsanstalten umgebracht. Die gleichen Verwaltungen stuften in Zusammenarbeit mit Hamburgs Erbgesundheitsgericht mindestens 16 000 Hamburger als biologisch oder sozial ‚minderwertig‘ herab und ließen sie in Hamburger Krankenhäusern zwangssterilisieren. Mediziner des Hamburger Tropeninstituts erprobten im Februar 1942 neue Medikamente gegen Flecktyphus an KZ-Gefangenen in Neuengamme. Über 900 so genannte Zigeuner, fast zwei Drittel Hamburger, wurden im Mai 1940 durch die Kriminalpolizei im Hamburger Hafen interniert und nach Polen ins so genannte Generalgouvernement verschleppt; die Abwesenheitspflege für größere und wertvollere Teile des zurückgelasse-

nen Eigentums übernahm das Amtsgericht. Zwei Jahre später wurden weitere 244 Zigeuner nach Auschwitz abtransportiert. Nur wenige sollten überleben. Die Arbeitsverwaltung in Hamburg vermittelte und betreute während der Kriegsjahre ca. 400 000 Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene, die in Hamburg im ‚Kriegseinsatz‘ waren, zeitweilig bis zu 80 000 zur gleichen Zeit. [siehe auch S. 57, Zwangsarbeiterlager] Hunderte von Hamburgern wurden aus politischen Gründen ins Gefängnis und als so genannte Schutzhäftlinge in die frühen Hamburger Konzentrationslager Wittmoor und Fuhlsbüttel verbracht, deren Verwaltung sich seit Dezember 1933 die Landesjustizverwaltung, die Gefängnisbehörde und die Staatspolizei teilten. Die Hamburger Kriminalpolizei ging in Zusammenarbeit mit der Gesundheits- und Fürsorgebehörde im großen Maßstab gegen die Prostitution vor und nahm allein 1933 über 1500 ‚Inschutzhaftnahmen‘ vor. Im Dezember 1940 begann die Hamburger Gestapo damit, Einweisungen auch in das Konzentrationslager Neuengamme vorzunehmen, in dem über 50 000 Häftlinge ums Leben kamen. (...)“⁷⁶

13. STATION

Dammtorstraße 1/ Ecke Valentins- kamp

„Deutschlandhaus“ (Standort:
seit 1928/29);

„Ufa-Palast Hamburg“ (Stand-
ort: 1929–1942)

„Deutschlandhaus“

Das „Deutschlandhaus“ wurde 1928/29 nach Plänen der Architekten Fritz Block (1889–1955) und Ernst Hochfeld (1890–1985) im „internationalen Stil“ erbaut, mit horizontalen Fensterbänken und abgerundeten Ecken. Fritz Block wurde nach 1933 auf Grund seiner jüdischen Herkunft aus dem „Bund Deutscher

Architekten“ ausgeschlossen. Sein Büro beschäftigte sich nun nur noch mit der Verkleinerung von Wohnungen jüdischer Familien. 1938 emigrierte Fritz Block mit seiner Frau nach Los Angeles, wo er als Photograph tätig wurde.

Auch Ernst Hochfeld, der ebenfalls jüdischer Herkunft war, emigrierte 1938 mit seiner Frau und seiner Tochter nach Los Angeles, wo er zunächst als set designer bei der Filmindustrie in Hollywood tätig wurde und später als Chefzeichner in verschiedenen Architektenbüros arbeitete.

„Ufa-Palast Hamburg“

Hamburgs Oberbaudirektor Fritz Schumacher (1869–1947) hatte eine Vision: Der Gänsemarkt sollte umgestaltet werden, an der Ecke Valentinskamp ein riesiges Kontorhaus entstehen. Es war zugleich die Gelegenheit, das Nadelöhr zwischen Gänsemarkt und

⁷⁶ Zit. mit freundlicher Genehmigung des Autors aus dessen Publikation. Uwe Lohalm: „... anständig und aufopferungsbereit“. Öffentlicher Dienst und Nationalsozialismus in Hamburg 1933

bis 1945. Hamburg 2001. (Veröffentlichungen der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg.)



„Ufa-Palast“ im „Deutschlandhaus“. STAATSARCHIV HAMBURG

Stephansplatz zu beseitigen: Die schmale Dammtorstraße wurde wesentlich verbreitert. Und man konnte etwas für die Belebung der City tun, indem man den Bürokomplex verband mit einem Restaurant, einem Café, einer Tanzbar und einem Filmopalast, wie es noch keinen in der Stadt gab. Dafür kam nur ein großer Konzern in Frage, die „Ufa“, die hier das stolze Flaggschiff ihrer Kino-Flotte errichtete. Der „Ufa-Palast Hamburg“ war mit 2667 Plätzen das größte Kino Europas. Es stand nicht in der Hauptstadt, in der Filmmetropole Berlin, sondern in der einstigen Kinoprovinz Hamburg.

Ende 1928 begannen die Ausschachtungsarbeiten, nachdem zuvor rund 250 Mieterinnen und Mieter aus dem damaligen Gängeviertel ausquartiert worden waren. In Rekordzeit wurden rund 15 000 qm Bürofläche aus dem Boden gestampft; rund um die Uhr waren bis zu 1500 Arbeiter in drei Schichten mit dem Bau beschäftigt. Sechs Millionen Mark kostete der repräsentative Bau, dem man den Namen „Deutschlandhaus“ gab. Voller Stolz lud kurz vor

der Vollendung des Baues die Direktion zur Ortbesichtigung. „Man betritt ebenerdig vom Valentinskamp die sehr geräumige Kassenhalle“, schilderte ein Journalist den ersten Eindruck. „Die Wände des Theaters sowie die Rangbrüstung sind mit kaukasischem Nussbaum verkleidet, die Flächen selbst sind mit vergoldeten Bändern aufgeteilt.“

Neben dem Prunk begeisterte die technische Ausstattung, aber auch das moderne Konzept: Der „Ufa-Palast“ sollte nicht nur Kino sein, sondern ein Ort großstädtischen Entertainments. „Beim Projekt lag die Idee des amerikanischen ‚Movietheaters‘ zugrunde“, erklärte Diplom-Ingenieur Unruh, „jener großen Häuser wie Roxy und Paramount in New York, mit mehreren Tausend Sitzplätzen, in denen in ununterbrochener Folge Film, Sketch, Konzert, Ballett, Variété usw. auf einer meist sehr breiten, aber wenig tiefen Bühne sich abspielen.“ Genau das schwebte der „Ufa“ vor: Man setzte nicht nur auf den aufkommenden Tonfilm, sondern behielt sich die Option auch für andere Unterhaltungsveranstaltungen vor.

So wurde gleich ein versenkbarer Orchestergraben, groß genug für 50 Mann, und eine richtige Bühne mit Schnürboden und allen Raffinessen eingebaut, deren Ausmaße – 18 Meter tief, 39 Meter hoch und 26 Meter breit – so manches konventionelle Schauspielhaus übertraf.

Die glanzvolle Eröffnung fand am 21. Dezember 1929 statt. Die Gäste erhielten eine Festschrift, die den Bau des Kinos als nationale Überzeugungstat darstellte: „Wenn die Ufa den Mut hat, aller Krisenluft in Deutschland zum Trotz in Hamburg ein Haus zu eröffnen, wie Deutschland kein zweites besitzt, so offenbart sie damit den Glauben an die Genesung unseres wirtschaftlichen Lebens.“ Nach dem musikalischen Auftakt und der Wochenschau folgte ein Variétéprogramm, dessen Struktur über die Jahre unverändert bleiben sollte: Das argentinische Orchester „Bacchia“ spielte Tangos, das amerikanische Tanztrio „Die drei Berkhoffs“ zeigte seine Kunst, und der Grotesk-Tänzer Harry Reso (1901–1986) demonstrierte seine Gelenkigkeit. Als Eröffnungsfilm lief das Bergsteiger-Drama „Die weiße Hölle von Piz Palu“; zur Vorführung waren der Regisseur Arnold Fanck (1889–1974) und seine Hauptdarstellerin erschienen – Leni Riefenstahl (1902–2003), damals noch Schauspielerin.

Es erwies sich als schwierig, in einer Stadt wie Hamburg ein derart großes Kino allabendlich zu füllen. Im „Ufa-Palast“ kamen die Kassenschlager zur Erstaufführung, 1931 z. B. „Bomben auf Monte Carlo“ mit Hans Albers (1891–1960) oder die Tonfilm-Operette „Der Kongreß tanzt“ mit Lilian Harvey (1906–1968) und Willy Fritsch (1901–1973), den hier in vierzehn Tagen rund 75 000 Besucherinnen und Besucher sahen. In der Regel wurden die Filme zwei Wochen lang im „Ufa-Palast“ gezeigt und wanderten dann in die anderen Ufa-Kinos in den Stadtteilen weiter. Abgesehen von Kulturfilm-Matineen am Sonntagvormittag, dominierte im „Ufa-Palast“ der Unterhaltungsfilm für die breite Masse.

Das Variété-Programm vor der Filmvorführung gehörte zu den Attraktionen des „Ufa-Palastes“. Man konnte dem Hansa-Theater Konkurrenz machen: die „Hudson-Wonders“ (vierzehnjährige Wunderkinder),

„Presco & Campo“ (Exzentriker), „Lai Foun“ (asiatische Artistik), „Little Esther“ („Der kleine Negerstar“) usw. Artisten sind ein internationales Völkchen, schon die Künstlernamen haben den Reiz des Exotischen – trotzdem durften während der NS-Zeit nur „arische“ Volksgenossen auftreten. Für jeden Künstler und jede Künstlerin musste zuvor bei der Gewerbepolizei die Erlaubnis eingeholt werden, und die Durchsicht der Akten raubt einem manche Illusion. Die Geschwister Swenson z. B. entpuppen sich als Charlotte und Bianca Knopfnatel, geboren in Neukölln.

Es kam sogar vor, dass man auf den Film ganz verzichtete, den Abend als Modenschau oder Jahrmarktsrummel aufzog. So auch im April 1935. Das Publikum war begeistert, doch nicht allen gefiel der Aprilscherz. Ein NSDAP-Ortsgruppenleiter schrieb an die Gau-Propagandaleitung und legte das Programmheft bei. Man möge doch einmal die Seite mit dem Photo von Violet, Ry und Norman aufschlagen: „Ohne über die Rassenzugehörigkeit zu sprechen, darf gesagt werden, daß der Gesichtsausdruck des Partners nicht gerade anständig ist.“ Überhaupt würden sich die Herren Künstler durch das Programm „jüdeln“. Besonders missfiel dem Nazi der Auftritt von Hugo Fischer-Köppe (1890–1937). „Er erscheint mit langwallendem Germanenbart, persifliert Hermann den Cherusker und erzählt zur Erheiterung des anwesenden Publikums von den alten Germanen und ihrem Leben, welches nach seiner Ansicht darin bestand, dass diese große Mengen Meth tranken, im übrigen auf der faulen Bärenhaut lagen und zuweilen den Wald, das Feld und ihre Frauen bestellten.“ Der Beschwerdebrief blieb nicht ohne Folgen. Zwei Tage später konnte Oberregierungsrat Jansen melden, dass man die beanstandeten Darbietungen inzwischen unterbunden habe.

Das Kino war in der NS-Zeit gleichgeschaltet, das machte sich auch im Programm des „Ufa-Palastes“ bemerkbar. Im größten Filmtheater der Stadt kamen die „staatspolitisch wertvollen Filme“ heraus. Nachdem die Uraufführung am Geburtstag des „Führers“ in der Reichshauptstadt zelebriert wurde, folgte am 1. Mai 1938 die feierliche Hamburg-Premiere von Leni Riefenstahls „Olympia“-Film; anwesend waren

Reichsstatthalter Karl Kaufmann (1900–1969) und Bürgermeister Carl Vincent Krogmann (1889–1978), General [Wilhelm] Knochenhauer (1878–1939) sowie die Hamburger Olympia-Teilnehmer. Der „Ufa-Palast“ bildete, am 1. Oktober 1940, die Kulisse für die groß aufgezogene Erstaufführung des antisemitischen Hetzfilms „Jud Süß“ von Veit Harlan (1899–1964). „Das Publikum war ergriffen. Es gab sogar donnern- den Szenenbeifall“, vermerkte das „Hamburger Ta- geblatt“. Eine kritische Berichterstattung gab es nicht mehr: Die Zeitungen schrieben, was ihnen vom Pro- pagandaministerium vorgeben wurde.

Am 10. Juli 1944 wurde das Kino im Innenhof durch Bomben größtenteils zerstört, während das Kontor- haus ausbrannte, aber stehen blieb. Die Reste des ausgebrannten Kinosaals wurden beseitigt, im Foyer ein Behelfskino eingerichtet. Im Mai 1945 beschlag- nahmten die britischen Besatzungstruppen das „Deutschlandhaus“, das nun „Hamburg House“ hieß und u. a. den „Victory Club“ (mit Billard-Saal) für die Soldaten beherbergte. 1962 räumten die Eng- länder das Haus, 20 Jahre später wurde es grund- legend saniert und renoviert. Vom ehemaligen „Ufa- Palast“, dem einst größten Kino Europas, ist dort heute nichts mehr zu sehen.

Text: Michael Töteberg

14. STATION

Dammtorstraße 40/Ecke Gänsemarkt

(alte Nummerierung)

Atelier des Malers Karl Prah (Standort:
1930–1940)

Auf der gegenüberliegenden Seite des „Deutsch- landhauses“ (Dammtorstraße 1, siehe S. 78) befand sich in der Dammtorstraße 40, „im 5. Stock eines vormaligen Bordells“, zwischen 1930 und 1940 das Atelier des Malers Karl Prah (1882–1948). Das Haus wurde 1943 durch Bomben zerstört.

Karl Prahls Atelier war ein „Treffpunkt der Hambur- ger Boheme, in dem sich unter anderem die Künstler

vom St. Anscharplatz [siehe S. XX] einfanden, die hier auch Ausstellungen durchführten: Reinhold Zulkowski [1899–1966], Adolf Wriggers [1896– 1984] (...)“⁷⁷⁾, schreibt Maike Bruhns in ihrem Buch „Kunst in der Krise“.

In seinem Atelier „fanden regelmäßig so genannte ‚Musenfeierabende‘ statt. (...) Zu den ‚Musenfeier- abenden‘ lud Prah mit selbstgedruckten Radierun- gen ein. Es wurden Butterbrote gereicht und 450 Pfennig Unkostenbeitrag kassiert.“⁷⁸⁾

Karl Prah „war sehr frei, von Rücksichten auf Ge- sellschaft und Politik unabhängig“. Er „versuchte (...), in seinem Atelier der geistigen Isolierung und Eigenbrötelei entgegenzuwirken und zu freund- schaftlichen Begegnungen anzuregen. Die Musen- feierabende wurden ein Netzwerk für vereinsamte Künstler, hier kam es zum Austausch über nicht genehme Kunst und Kultur, wurde Geselligkeit ge- boten und die Idee einer Gegenwelt verwirklicht (...). Jeder Abend hatte ein eigenes Gesicht: Maler, Schriftsteller und Musiker, Rezitatoren und Puppen- spieler wetteiferten. Carl Albert Lange [1892–1952] trug aus seinem ‚Kolumbus‘ vor, [Wilhelm August] Hammond-Norden [1906 – vermisst seit 1943], Her- tha Borchert [1895–1985] sowie der niederdeutsche Schriftsteller Dirks Paulun [1903–1976] aus ihren Dichtungen. Hugo Sieker [1903–1979, siehe auch S. 199] sprach über Kunst. (...) Man führte keine po- litischen Gespräche, aber man wusste, wes Geistes Kind man war.“⁷⁹⁾

15. STATION

Dammtorstraße 36 Filiale des „Korsetthauses Gazelle“ (behandelte Zeit: NS- Zeit)

„Korsetthaus Gazelle“ nannte sich eines der größten jüdischen Filialbetriebe in Hamburg – eine Einzel- handelsfirma für Damenwäsche und Korsetts, die allein in Hamburg über achtzehn Filialen verfügte. Ihr Inhaber Ferdinand Isenberg (1875–1939) hatte

77 Maike Bruhns: Kunst in der Krise.
Bd.1.: Hamburger Kunst im „Dritten
Reich“. Hamburg 2001, S. 320.

78 ebenda.

79 ebenda.

seinen Betrieb seit 1907 schrittweise zu einem der reichsweit größten Unternehmen der Branche ausgebaut. Im Jahre 1938 wurde die Firma – wie viele andere auch – „arisiert“ und teilweise zerschlagen. Das Wort „Arisierung“ bezeichnete im engeren Sinne den Besitztransfer zwischen „Juden“ und „Ariern“ unter nationalsozialistischer Herrschaft, im weiteren Sinne steht es für die wirtschaftliche Existenzvernichtung von Jüdinnen und Juden – ein Prozess, der 1933 einsetzte und sich in den Folgejahren schrittweise radikalisierte: Boykottaufrufe der NSDAP, anti-jüdische Straßenaktionen und gezielte Machenschaften nicht-jüdischer Konkurrenten trieben die Entwicklung voran. Im Jahre 1938/39 erreichte die „Arisierung“ ihren Höhepunkt, als sie staatlich systematisiert und nach kurzer Zeit zum Abschluss gebracht wurde.

Zu dieser Zeit existierten in Hamburg noch 1201 Unternehmen in jüdischem Besitz. Die Hälfte von ihnen befand sich in der Innenstadt, ein weiteres Viertel im Kreis Eimsbüttel, in dem am Grindel auch der Hauptwohnbereich der Hamburger Jüdinnen und Juden lag.

Nur selten wurde bei „Arisierungen“ ein angemessener Preis gezahlt, der dem tatsächlichen Wert des Unternehmens entsprach. Dafür sorgte schon der Umstand, dass entsprechende Kaufverträge dem NSDAP-Gauwirtschaftsberater zur Genehmigung vorgelegt werden mussten. So durfte der eigentliche Firmenwert seit 1938 nicht mehr vergütet werden, so dass die jüdischen Inhaber oft lediglich Zahlungen für Inventar und Warenlager erhielten, die sich zudem am niedrigen „Konkurswert“ orientierten. Als nach dem Novemberpogrom 1938 zahlreiche jüdische Unternehmer verhaftet und in Konzentrationslager abtransportiert waren, zogen Treuhänder in die verwaisten Firmen ein, die sie nun ohne Zustimmung des jüdischen Besitzers verkaufen konnten, dessen Rechte sich auf die Unterzeichnung des Kaufvertrages reduzierten.

Zu den Hauptprofiteuren der „Arisierung“ zählte keineswegs die Großindustrie – wie man oft meint –, sondern in erster Linie die mittelständische Wirtschaft, vor allem auch Existenzgründer, die sich mit

Hilfe der „Arisierung“ selbstständig machten. Im Interesse der mittelständischen Wirtschaft wurden vor allem Einzelhandelsgeschäfte und Handwerksbetriebe oft nicht „arisiert“, sondern ohne Verkauf kurzerhand liquidiert, um den Konkurrenzdruck in einzelnen Branchen zu mindern. So kam es, dass Anfang 1939 allein in Hamburg 2000 Ladenlokale leer standen. So genannte „Filialbetriebe“ mit einem Stammunternehmen und zahlreichen Verkaufsstellen wurden in der Regel nicht geschlossen „arisiert“, sondern zerschlagen und filialweise verkauft.

Dies geschah auch mit dem „Korsetthaus Gazelle“: Ein nach dem Novemberpogrom eingesetzter Treuhänder verkaufte Anfang 1939 elf Ladenlokale an ehemalige Verkäuferinnen, darunter auch die Filiale in der Dammtorstraße 36. Die restlichen sieben Filialen wickelte er ohne Verkauf ab. In vier Fällen wurde der Verkauf durch branchenfremde private Geldgeber finanziert, die sich auf diesem Wege an den Unternehmen beteiligten, ohne selbst eine formale Übernahmegenehmigung einholen zu müssen. Die in allen Fällen sehr niedrigen Verkaufspreise setzten sich aus dem Liquidationswert des Inventars und der minderbewerteten Warenlager zusammen. Der völlig ausgeplünderte Firmeninhaber Ferdinand Isenberg wurde 1938 unter dem Vorwurf der „Rassenschande“ im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel inhaftiert, wo er am 18. Februar 1939 Suizid beging. Nachdem die Nationalsozialisten Isenbergs Lebenswerk zerstört, ihn enteignet und in den Tod getrieben hatten, nahmen sie dem toten Firmeninhaber mit posthumer Verleumdungen auch noch die Würde: Zwei Tage nach seinem Tod hielt es das „Hamburger Tageblatt“ für angebracht, der Öffentlichkeit in großer Aufmachung den Suizid des als „Rassenschänder“ apostrophierten „Israel Isenberg“ (sic!) unter der Überschrift „Das Ende eines Schacherjuden“ mitzuteilen.

Text: Frank Bajohr

16. STATION

Dammtorstraße 35**Stolperstein für Jonny Steffens
(NS-Zeit)**

Vor dem Haus Nr. 35 liegt ein Stolperstein für den Justizsekretär Jonny Steffens (14.2.1891–6.10.1933). Gegen den Witwer und Vater eines Sohnes hatte die Staatsanwaltschaft am 21. September 1933 ein Verfahren eröffnet, nachdem Steffens ehemaliger Sexualpartner, der Strichjunge Otto Giering (geb. 1916), während eines Verhöres Steffens Namen genannt hatte. Am 6.10.1933 nahm sich Jonny Steffens in seiner Wohnung mit Leuchtgas das Leben.⁸⁰⁾

**Dammtorstraße 35 im Jahre 2010. PHOTO: JÜRGEN BRÖMME**

17. STATION

Dammtorstraße 30**Filmkunsttheater „Metropolis“
(Standort: 1952–2008), ca. 2012
soll das Kino dort wieder seinen
Platz finden (Stand: 2010)**

Eröffnet wurde das spätere „Metropolis“ am 10. Oktober 1952 zunächst als ein Aktualitäten- und Non-Stop-Kino, eingepackt wurde es am 1. Juli 2008. Denn das Kino mit dem legendären 50er-Jahre-Charme – das Material der Wandbespannung war identisch mit der Sitzbespannung des VW Käfers – steht unter Denkmalschutz und wird, sobald die im Bau befindliche Einkaufspassage in zwei Jahren fertig ist (Stand: Frühjahr 2010), an Ort und Stelle eins zu eins wieder aufgebaut. [Dabei soll der historische Kinosaal in das neue Büro- und Geschäftshaus integriert werden.]

Architekt des Kinos war Johannes Bräger. Die Idee und Initiative zur Kinogründung ging von Georg Syguda (1894–1955) und Hellmuth Lux (1895–?) aus. Letzterer war vor dem Zweiten Weltkrieg Geschäftsführer des „Ufa-Palasts“ in der Dammtorstraße/Ecke Valentinskamp (siehe S. 78) gewesen. Das Non-

Stop-Programm sollte tagsüber Einnahmen erzielen, die die geplanten Abendveranstaltungen mit Kleinkunst und Musik finanzieren sollten – deshalb hatte das Kino bis zum Einbau einer CinemaScope-Leinwand eine Bühne mit zwei Aufgängen und Umkleidekabinen. Dazu kam es jedoch nie. Danach gab es mehrere Versuche, ein eigenständiges Programmprofil zu entwickeln. 1958 übernahm Syguda allein den Betrieb, 1969 löste ihn Robert Billerbeck ab. Doch alle Versuche, dauerhaft ein Filmkunstprogramm zu etablieren, scheiterten schließlich.

Verschiedene Hamburger Filminitiativen mieteten das Kino häufig für Sonderveranstaltungen. Im Mai 1977 gründete sich die „Initiative Kommunales Kino e. V.“. In der Lokalpresse war man skeptisch. Die „Hamburger Morgenpost“ schrieb: „Die einen wittern dahinter eine ultralinke Zelle mit konspirativem Filmtheater-Treff, andere einen staatlich subventionierten Zirkel ausgebuffter Cineasten. Dritte gar glauben, es sei nur ein Hirngespinnst oder ein bloßer Wunschtraum!“ Dass er Wirklichkeit wurde, dafür sorgten im zähen Ringen mit der Kulturbehörde Leute wie Uwe M. Schneede (geb. 1939), der spätere Direktor der Hamburger Kunsthalle.

Kommunale Kinos gab es bereits in anderen Städten. Mit den Freunden vom „Arsenal“ in Berlin, das Vor-

⁸⁰ Vgl.: Bernhard Rosenkranz, Ulf Bollmann, Gottfried Lorenz: *Homosexuellen-Verfolgung in Hamburg 1919–1969*. Hamburg 2009, S. 260.



Beim Bau des Filmkunsttheaters „Metropolis“ 1951.

PHOTO: CONTI PRESS, STAATSARCHIV HAMBURG

bildfunktion hatte, war man nicht nur im regen Erfahrungsaustausch: Im Mai 1979 konnte man den dortigen Geschäftsführer Heiner Roß (geb. 1942) für das Hamburger Projekt gewinnen. Der Senat stellte für das erste Jahr einen Etat von 335000 DM zur Verfügung. Es fehlte nur noch ein geeignetes Kino. Man fand es mitten in der Stadt: das ehemalige Aktualitäten-Kino in der Dammtorstraße, das seit geraumer Zeit als Filmkunsttheater vor sich hindümpelte.

Mit der Aufführung des namensgebenden Stummfilms „Metropolis“ (Regie: Fritz Lang (1890–1976), 1927), am Klavier Willy Sommerfeld (1904–2007), begann am 13. Oktober 1979 die neue Ära als Kommunales Kino. Streng genommen handelt es sich nicht um ein Kommunales Kino, sondern nur um ein kommunal gefördertes: Träger war und ist der eingetragene Verein „Kinemathek Hamburg“. Die schwierige Startphase, in der die Presse teilweise höhnte, dass die „Kundschaft nur kleckerweise“ käme, meisterten Heiner Roß und seine Mitstreiter mit Bravour. Seitdem werden filmgeschichtlich wichtige Werke ebenso wie experimentelles Filmprogramm gezeigt. Zum Programm gehören bis heute Filme, die es sonst nirgendwo zu sehen gibt: Werke aus der ehemaligen DDR und dem „Ostblock“ genauso wie selten gezeigte Streifen aus anderen europäischen Ländern und den USA. Täglich drei verschiedene Vorstellungen. Technisch ist das Kino (bis auf 70-mm-Film-

format) ausgerüstet für alle Filmformate und Vorführgeschwindigkeiten, diverse Videosysteme, klassische und moderne Tonsysteme (auch 2-Band).

Inzwischen ist das „Metropolis“ aus der Kulturlandschaft der Stadt nicht mehr wegzudenken. Das filmische Gedächtnis wird hier bewahrt: In keinem anderen Hamburger Kino können Stummfilme authentisch, das heißt in der Originalgeschwindigkeit mit 16 bis 24 Bildern pro Sekunde, und auch zweistreifige Filme, bei denen der Ton separat läuft, vorgeführt werden. Davon profitieren der filmhistorische Kongress des CineGraph und das

Cinefest, das sich dem filmischen Erbe widmet. Aber das „Metropolis“ ist nicht nur Filmmuseum. Das Weltkino ist hier zu Hause, in Filmreihen werden Werke aus allen Ländern der Welt gezeigt, aus den osteuropäischen Staaten, Neuseeland, Kanada, Japan etc., stets in Originalsprache mit deutschen Untertiteln (oder eingesprochener Übersetzung). Auch deutsche Filme, die im kommerziellen Kino keine Chance haben, erleben ihre Premiere im „Metropolis“. Ein Haus für Entdeckungen und Raritäten, ein Cineasten-Tempel mit hervorragender Projektion und neuester Technik, zugleich ein Lichtspieltheater mit 50er-Jahre-Charme. Und stets offen für neue Ideen und Experimente. Hier wurden das Kurzfilmfestival und die Lesbisch-Schwulen Filmtage erfunden, Events, die nun schon über Jahre sich fest im Leben der Hansestadt etabliert haben.

Während in der Dammtorstraße gebaut wird (Stand: 2010), residiert das „Metropolis“ vorübergehend im ehemaligen „Savoy“-Kino am Steindamm in St. Georg. Nach Schließung des Kinos im Juli 2008 wurde die unter Denkmalschutz stehende Einrichtung sorgfältig ausgebaut und zwischengelagert: Bis zur Fertigstellung des neuen „Metropolis Hauses“ lagert die Inneneinrichtung in einer klimatisierten Lagerhalle, bis sie wieder ausgepackt werden kann im neuen „Metropolis“, an alter Stelle und in alter Größe, allerdings gleichsam gedreht und im Tiefparterre „versenkt“.

Text: Michael Töteberg und Volker Reißmann

Auch die „Landeszentrale für politische Bildung“ führt bis heute viele Kooperationsveranstaltungen mit dem „Metropolis“-Kino durch. 1995 ließ die damalige Leiterin der „Landeszentrale für politische Bildung“, Helga Kutz-Bauer, den Film „Deutschland, bleiche Mutter“ von Helma Sanders (geb. 1940) zeigen, der den Schrecken des Krieges aus Frauensicht darstellt und auch die an Frauen begangenen Vergewaltigungen durch sowjetische Soldaten anspricht. 1998 führten der damalige Leiter des „Metropolis“, Heiner Roß, und Rita Bake von der „Landeszentrale für politische Bildung“ eine viertägige Veranstaltungsreihe zum Thema „Es begann 1952 ... die Anfänge des Dokumentarismus im Fernsehen“ durch. Es wurden Dokumentarfilme aus den Anfangsjahren des Fernsehens gezeigt. Viele der ausgewählten Beispiele spiegelten die politische Wirklichkeit sowohl der Bundesrepublik als auch anderer Staaten wieder. Mit dabei waren die Regisseure und Redakteure: Charsten Diercks (1921–2009); Rüdiger Proske (geb. 1916), Max H. Rehbein (geb. 1918), Jürgen Roland (1925–2007) und Peter von Zahn (1913–2001), die stilprägend beim NDR die Entwicklung des Dokumentarfilms mitgeformt hatten. 1999 präsentierten ebenfalls Heiner Roß und Rita Bake an einem Juni-Wochenende zahlreiche wiederentdeckte Filme aus dem Re-education-Programm der drei westlichen Alliierten. Ein zweites Seminar folgte 2002 – und am Schluss gab Heiner Roß in Kooperation mit der „Landeszentrale“ die Publikation: „Lernen Sie Diskutieren! Re-education durch Film, Strategien der westlichen Alliierten nach 1945“ heraus. Ebenfalls ins „Metropolis“ lud Anfang der 2000er Jahre Rita Bake zu der Vorführung des Dokumentarfilms „Mörderische Diagnose“ von Silvia Matthies mit anschließender Diskussion ein. Der Film widmete sich der durch den § 218 erlaubten Möglichkeit der Abtreibung von Föten bis zum Einsetzen der Geburtswen, vorausgesetzt, bei den Schwangerschaftsuntersuchungen wurde festgestellt, dass die Kinder schwer behindert zur Welt kommen würden. Ebenfalls in dieser Zeit zeigte die „Landeszentrale für politische Bildung“ im „Metropolis“ den Film „Liebe Perla“: die Geschichte einer besonderen

Freundschaft zwischen Hamburg und Haifa zweier kleinwüchsiger Frauen. Perla Ovic (1921–2001) war das jüngste von zehn Geschwistern, von denen sieben kleinwüchsig waren. In Auschwitz nahm Dr. Mengele Experimente an ihnen und anderen vor. Aber die Familie überlebte. Hannelore Witkofski (geb. 1950) aus Hamburg war Perlas Briefpartnerin. Im Film „Liebe Perla“ will Hannelore Witkofski ihrer Freundin einen Lebenswunsch erfüllen, indem sie versucht, einen verlorenen NS-Dokumentarfilm zu finden, den Mengele über die Kleinwüchsigen in Auschwitz herstellen ließ.

Seit 2007 zeigt die „Landeszentrale für politische Bildung“ während des vom „Metropolis“ jährlich veranstalteten Freiluftkinos auf dem Rathausmarkt vor dem jeweiligen Hauptfilm einen politischen Kurzfilm. Die Filmauswahl besorgen Michael Conrad vom „Kulturring der Jugend“ und Rita Bake von der „Landeszentrale für politische Bildung“. Und last but not



Eingang zum „Metropolis“. Für den Bau der Opernpassage wurde das Kino abgerissen und die Inneneinrichtung bis zur Fertigstellung des neuen Büro- und Geschäftshauses „Metropolis Haus“, in das das Kino integriert werden soll, eingelagert. STAATSARCHIV HAMBURG

least: Seit 2009 gibt die „Landeszentrale“ das Preisgeld für den besten Dokumentarfilm des von den Kinos „Metropolis“, „3001“ und „Lichtmess“ jährlich

veranstalteten Dokumentarfilmfestivals. Eine dreiköpfige Jury, darunter Rita Bake, entscheidet über die Preisvergabe.

18. STATION

Ecke Kleine Theaterstraße/Kalkhof

„Opera Stabile“

(Standort: seit 2005)

1975 wurde die „Opera Stabile“ als Kammerbühne der Staatsoper in der Büschstraße eingerichtet. Nach der 2005 erfolgten Fertigstellung des neuen Betriebsgebäudes der Staatsoper befindet sich der Besuchereingang an der Ecke Kleine Theaterstraße/Kalkhof.

Die „Opera Stabile“ ist eine Studiobühne der Staatsoper. Hier werden experimentelles Musiktheater, Liederabende und Diskussionsrunden geboten.



Seit 2005 befindet sich die „Opera Stabile“ an der Ecke Kleine Theaterstraße/Kalkhof. PHOTO: MARINA BRUSE

19. STATION

Dammtorstraße 28

Kalkhof (Standort: 1616–1829); „Stadt-Theater“ (Standort: seit 1827; Umbau: 1873/74, weiterer Umbau: 1925/26, seit 1934 „Hamburgische Staatsoper“ genannt, weitestgehend zerstört: 1943, Neubau 1953, Neubau des Betriebsgebäudes: 2005); „Hamburgische Staatsoper“ in der NS-Zeit; Stolpersteine (NS-Zeit); Elsa Bernstein, Librettistin: ein überlebendes Opfer des Nationalsozialismus; „Hamburgische Staatsoper“ nach dem Zweiten Weltkrieg bis heute; Geschlechterrollen auf der Opernbühne (gestern und heute)

Kalkhof

Dort, wo später Gesang und Tanz die Menschen erfreuen sollten, hatte die Hamburger Bevölkerung zuvor gut zweihundert Jahre lang die Gelegenheit gehabt, sich von dem dort gelegenen Kalkhof Kalk

zum Bau ihrer Wohnhäuser zu kaufen. Ein ebenso notwendiges Unterfangen wie sich der Muse hinzugeben.

Der erste Kalkhof, der als städtische Einrichtung Mitte des 14. Jahrhunderts am Ende der Holländischen Reihe errichtet worden war, wurde 1616 nach der Weide vor dem Dammtor, dort, wo später das „Stadt-Theater“ gebaut wurde, verlegt. Der Kalkhof hatte einen Stichgraben (die spätere Große Theaterstraße), der direkt zur Alster führte. So konnte der von Segeberg per Schiff transportierte Kalk direkt am Kalkhof angelandet werden. Dort wurde der Kalk in Kalköfen (Kalkrüsen genannt) gebrannt. „Aufbewahrt wurde der Kalk im ‚Kalkhus‘, und dort (...) zu sehr billigem Preis an die Bürger verkauft, um das Erbauen der Häuser aus Ziegelsteinen zu erleichtern. (...) Infolge der häufigen größeren Un-

terschleife hatte die Stadt alljährlich bei dem Kalkverkauf auf dem Kalkhof Schaden bis zu 9600 Mark, weshalb der Senat schon 1800 und dann noch einmal 1801 beantragte, den Kalkhof ganz aufzuheben, was aber die Bürgerschaft nicht bewilligte. Die französische Verwaltung ließ den Kalkhof aber ohne



An der Stelle der heutigen Staatsoper befand sich von 1616 bis 1829 der Kalkhof. Auf der Zeichnung ist auch der Kalkgraben zu sehen, der zur Binnenalster führte. Nach seiner Zuschüttung wurde dort die Große Theaterstraße angelegt. Kartenausschnitt aus dem Jahre 1813 aus: C. L. B. Mirbeck, B. Baker Sculps. Hamburg, London 1813. STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG KT H 36

„Stadt-Theater“

Als das „Comödienhaus“ am Gänsemarkt (siehe S. 216) den neuen technischen Anforderungen der Aufführungen nicht mehr genügte und die Balkendecke des Holzbaus zusammenzustürzen drohte, wurde 1827 an der Dammtorstraße auf dem Platz des ehemaligen Kalkhofes ein neues Haus: das „Stadt-Theater“ gebaut, wobei der ursprüngliche Schinkel'sche (Karl Friedrich Schinkel 1781–1841) Entwurf aus kommerziellen Gründen von Carl Ludwig Wimmel (1786–1845) reduziert wurde. Der Bau wurde im Stil des Hamburger Klassizismus errichtet und konnte damals schon mit 2000 Theaterplätzen aufwarten. Der Berliner Humorist Moritz Gottlieb Saphir (1795–1858) beschrieb seine Eindrücke: „Mit eiligen Schritt

weiteres eingehen; auch 1814 ward er nicht wieder hergestellt, jedoch erst 1825 beschlossen, die Gebäude abzubauen.“⁸¹⁾ 1829 wurden die Kalköfen abgerissen. Die Konkurrenz des preisgünstigeren fertig gebrannten Lüneburger Kalks war zu groß geworden.



Grundriss vom Kalkhof mit den beiden Brennöfen und der Kalkmühle. STAATSARCHIV HAMBURG

ten nahen wir dem neuen Musentempel in der Dammtorstraße. Da lag er, oder vielmehr stand er vor uns, anspruchslos wie das wahre Verdienst, und einfach wie die Natur. Kein äußerliches Abzeichen der Kunst und seiner Bestimmung; solide wie ein Beefsteak, begnügt er sich mit innerer Consistenz. Ganz charakteristisch sieht er wie ein Fabrikgebäude aus, da die Kunst, insbesondere die lieben Theatermusen, in unserer Zeit fabrikmäßig betrieben werden. Die Hamburger hätten nur als Inschrift auf das Gebäude setzen sollen: ‚Hier wird Genuss fabriciert.‘ Eine Schnur echter Krämerladen-Perlen reiht sich zu ebener Erde des Gebäudes rings herum. Der Facade hat man später eine Nase gedreht, nämlich einen Blechschirm vorgesetzt, ungefähr wie ein zum Trocknen ausgehängtes Taschentuch. Nicht eben

81 Wilhelm Melhop: Alt = Hamburgische Bauweise. Hamburg 1908, S. 7.

sehr erbaut von dem Exterieur dieser Leimfabrik, betraten wir das Vestibül, welches wahrhaft schön ist, und in welchem sich die Seele oder die Seelen des Ganzen: die zwei Cassen befinden. Rechts kann man sich vor oder nach dem Theater erholen: in den Conditoreien. Noch eine Vorhalle passirten wir; dann endlich gelangten wir in das Himmelreich des Parketts. Der erste Eindruck, den dieses ungeheure Innere auf den Fremden macht, ist breitartig, wenn auch nicht großartig. (...) Die Verzierung des Hauses ist reich, der Kronleuchter imposant, allein es ist ein Uebelstand, daß er während des Spiels hinaufgezogen wird; wenn die Bühne gut beleuchtet ist, braucht man das Publicum über die Darstellung nicht im Dunkeln zu lassen. Der Hauptvorhang ist etwas peinlich ausgeführt, drei Felder mit fünf Musen. Er ist nach einem herculanischen Wandgemälde und leidet nicht an zu gro-



Das 1827 erbaute Stadt-Theater. Litho. von Otto Speckter 1831. STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG

ßer Sinnigkeit. Das Theater im Ganzen steht den Hamburgern an wie ein Kleid, das zu weit ist und über die Beine herabschlottert.“⁸²⁾

Ein Jahr nach der Eröffnung des „Stadt-Theaters“ wurde am 29. September 1828 zur 300-Jahr-Feier der Reformation und der bürgerlichen Verfassung in Hamburg ein „vaterstädtisches Schauspiel“ zur



Das Stadt-Theater nach seinem Umbau 1874.

STAATSARCHIV HAMBURG

Aufführung gebracht. Das von Georg Nikolaus Bärmann (1785–1850) verfasste Stück hieß „Bürgertreue“, ein schwerfälliges patriotisches Epos, dessen Schlussgesang: „Stadt Hamburg an der Elbe Auen“ große Popularität erhielt und bis heute das Hamburglied ist.

Die mangelnde Eignung dieses kolossalen Baus als Sprechtheater, die Tatsache, dass es keine guten neuen Theaterstücke gab, und die Konkurrenz des „Apollo Theaters“ (siehe S. 62), des „Theaters in der Steinstraße“ und verschiedener Theater in den Vorstädten St. Georg und St. Pauli führten dazu, dass das Schauspiel gegenüber der Oper immer mehr in den Hintergrund trat. Bei seiner Eröffnung wurde das Theater noch zu 60 % als Sprechbühne genutzt. 1900/01 waren von 269 Vorstellungen nur noch 45 Schauspielvorführungen. Das Niveau der Oper in dieser Zeit beurteilten zeitgenössische Kritiker allerdings schonungslos. Den rasch wechselnden Direktoren gelang es nicht, bedeutende Sänger und Sängerinnen an das Haus zu binden, und das Publikum forderte Unterhaltung und Amüsement. So versuchte man sich bald mit Gastspielen und Stars, wie Wilhelmine Schröder-Devrient (1804–1860) und Jenny Lind (1820–1887) zu retten.⁸³⁾ Auf Grund verfehlter Finanz-, Spielplan- und Ensemblepolitik geriet das „Stadt-Theater“ in eine wirt-

82 Zit. nach: Hermann Uhde (Hrsg.): Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspielers und Schauspielers Friedrich Ludwig Schmidt 1772–1841. Hamburg 1875.

83 In diesem Beitrag über die Oper wurde, mit Ausnahme der Biographien von ermordeten und/oder verfolgten Künstlerinnen und Künstlern/Mitarbeitenden der Staatsoper, aus Platzgrün-

den auf biographische Darstellungen von Mitarbeitenden sowie Künstlerinnen und Künstlerinnen der Oper verzichtet. Künstlerinnenbiographien – auch die über Sabine Kalter, Bertha Dehn, Rose



Vestibül des Stadt-Theaters. STAATSARCHIV HAMBURG

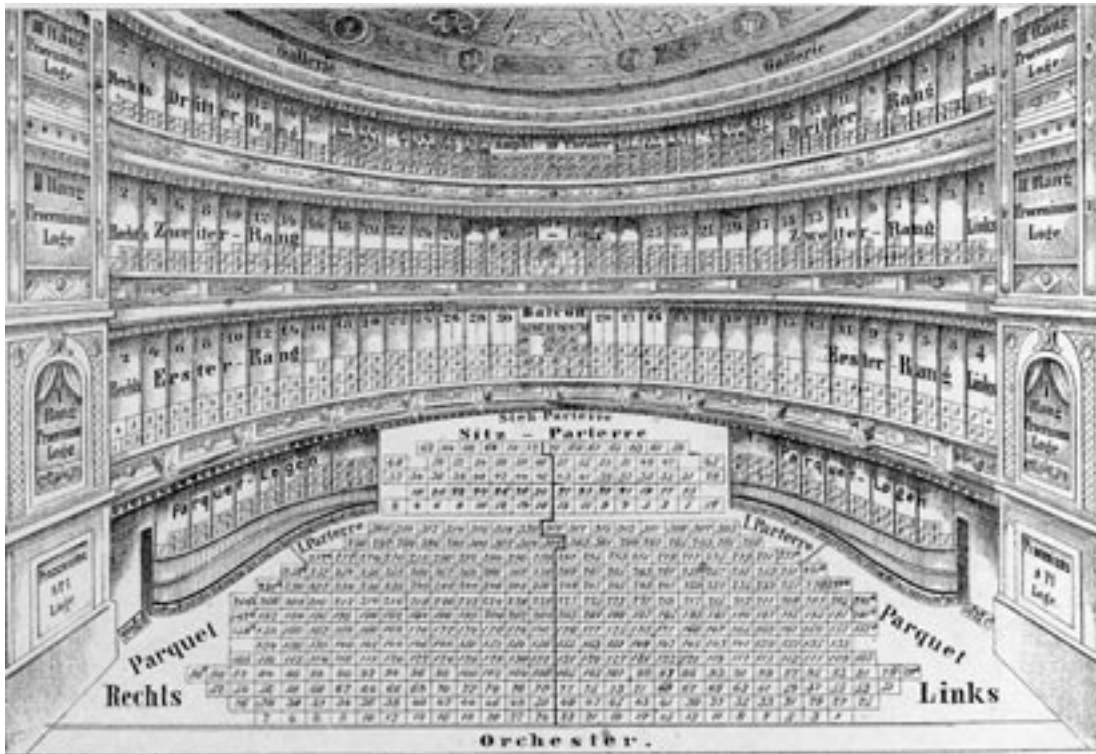
schaftliche und künstlerische Krise, so dass es 1854 Konkurs anmelden musste. Beigetragen zu dieser Krise hatte auch die starke Konkurrenz durch das „Thalia-Theater“. Der Reeder Robert Miles Sloman (1812–1900) erwarb in einer öffentlichen Auktion

das „Stadt-Theater“, das bis 1873 in seinem Besitz blieb.

Nach dem Sieg über Frankreich im Jahre 1870/71, in der ökonomischen Euphorie des neu gegründeten Kaiserreiches, genügte der Theaterbau nicht länger dem Bedürfnis der Bevölkerung nach Repräsentation. Auch entsprach seine technische Ausstattung nicht mehr dem neuesten Stand.

So hatte sich 1873 eine Aktiengesellschaft gebildet, die den Umbau finanzierte. Die Stadt Hamburg finanzierte erstmals das Theater und übernahm die Gas- und Wasserkosten.

Der Hamburger Architekt und Rathausbaumeister Martin Haller (1835–1925) wurde mit dem Umbau beauftragt. 1873/74 errichtete er eine neue Fassade mit Säulen-Portikus. Die Foyers wurden umgestaltet und erweitert, der Zuschauerraum mit breiteren Sitzen ausgestattet, im Parkett gab es Logen und im



Übersichtsplan des Stadt-Theaters aus dem Jahre 1877. STAATSARCHIV HAMBURG

Bock und Hedi Guru, die von den Nationalsozialisten verfolgt wurden, können Sie nachlesen in der von der „Landeszentrale für politische Bildung Hamburg“ herausgegebenen Publika-

tion: Rita Bake und Brita Reimers: So lebten sie! Spazieren auf den Wegen von Frauen in Hamburgs Alt- und Neustadt. Hamburg 2003.

ersten Rang Vorzimmer für die Logen. Das Haus erstrahlte im prunkvollen Rot und Gold. Der neue Leiter Bernhard Pollini (1838–1897), der das „Stadt-Theater“ bis zu seinem Tode 1897 leitete, brachte das Haus zur Weltgeltung. Doch Tänzer und Tänzerinnen wurden fast nur noch bei großen Operninszenierungen eingesetzt. Als im Jahre 1900 das „Deutsche Schauspielhaus“ in der Kirchenallee seine Türen öffnete, wurde das ursprüngliche Dreispartenhaus zum reinen Opernhaus.

In der Zeit von 1891 bis 1897 war Gustav Mahler (1860–1911) Erster Kapellmeister am „Stadt-Theater“ in Hamburg. Während seiner Hamburger Zeit entstanden seine 2. und 3. Sinfonie. 1897 verließ Mahler Hamburg, um Direktor der Wiener Hofoper zu werden. An der Vorderfront der Staatsoper ließ die Gustav-Mahler-Vereinigung eine Gedenktafel für den Komponisten anbringen. 1990 wurde der Platz hinter der Staatsoper an den Colonnaden nach ihm benannt. Außerdem gibt es am Dammtordamm noch den Gustav-Mahler-Park.

1925/26 wurde das „Stadt-Theater“ abermals renoviert und diesmal in Art-déco-Formen umgebaut. Der Bühnenkonstrukteur Professor A. Linnebach (1876–1963) baute zusammen mit den Architekten Hermann Diestel (1875–1945) und August Grubitz (1876–1964) ein neues Bühnenhaus mit den modernsten technischen Errungenschaften. Dabei wurde die Bühne von 450 qm auf 605 qm plus 300 qm Unterbühne vergrößert. Das Bühnenhaus steht heute noch.

Text: Brita Reimers

„Hamburgische Staatsoper“ in der NS-Zeit

„Die Herrschaft der Nationalsozialisten brachte auch für das Stadt-Theater einschneidende Veränderungen. Das seit 1828 bestehende Philharmonische Orchester und das Orchester des ‚Stadt-Theaters‘ wurden fusioniert, das „Stadt-Theater“ 1934 in [Hamburgische] Staatsoper umbenannt. Eugen Jochum [1902–1987] löste Karl Böhm [1894–1981] als Ersten Kapellmeister in Hamburg ab. Angehörige des Hau-

ses, die politisch missliebig oder jüdischer Herkunft waren, wurden entlassen“,⁸⁴⁾ erklärt Rüdiger Thomsen-Fürste in seinem Buch „Hamburg musikalisch. Spurensuche in der Neustadt“.

„Zwei der dienstältesten Solisten der Oper wurde im Mai 1933 gekündigt: dem seit 1912 in Hamburg engagierten Tenor Paul Schwarz [1887–1980] – mit der fadenscheinigen Begründung, dass er sich als Jude nicht in die Figuren Richard Wagners [1813–1883] ‚hineinfühlen‘ könne – und dem Gewerkschafter Ferdinand Christophory [1885–1975]. Die mit einem jüdischen Musiker verheiratete Sängerin Maria Hussa [1896–1980], die Orchestermitglieder Bertha Dehn [1881–1953] und Bruno Wolf [siehe S. 97] sowie das Chormitglied Mauritz Kapper [siehe S. 95] wurden zwangspensioniert. Das Orchester des Stadt-Theaters und des 1828 gegründeten Orchesters der Philharmonischen Gesellschaft wurden zu einem 149 Mann starken Orchesterapparat vereinigt“,⁸⁵⁾ erzählt der Musikwissenschaftler und ehemalige Präsident der Hochschule für Musik und Theater Hermann Rauhe in seiner klingenden Chronik „Musikstadt Hamburg“.

Erich Lüth (siehe S. 197) schreibt in seinem Buch „Hamburger Theater 1933–1945“ über die Zeit des Nationalsozialismus an der Hamburger Oper: „Die von den Nationalsozialisten erzwungenen Umstellungen konnten sich, auch wenn sie in den Büros und Konferenzräumen der Gauleitung von langer Hand vorbereitet worden waren, in praxi keineswegs von einem Tage zum anderen vollziehen. Hierüber gibt der langjährige Verwaltungsdirektor und Operndirektor Albert Ruch [1889–1965] eingehende Auskünfte. Ruch hatte 1932 und 1933 nach dem durch ärgerliche Meinungsverschiedenheiten mit dem Aufsichtsrat veranlassten freiwilligen Rücktritt des Intendanten Leopold Sachse [1880–1961], der anschließend nur noch als Opernleiter weiterwirkte, die Gesamtleitung der Hamburgischen Oper übernommen.

Durch sein Verhalten setzte sich Ruch wiederholt schärfster Kritik seitens des nationalsozialistischen ‚Hamburger Tageblattes‘ aus, das auch ihm jüdische Herkunft unterstellte und der hamburgischen Öffent-

⁸⁴ Rüdiger Thomsen-Fürste: Hamburg musikalisch. Spurensuche in der Neustadt. Hamburg 2000, S. 44.

⁸⁵ Hermann Rauhe: Musikstadt Hamburg. Eine klingende Chronik. Hrsg.

von der Johannes-Brahms-Gesellschaft Hamburg. Hamburg 2008, S. 151 und 155f.

lichkeit die Kombination soufflierte, Ruch heiÙe eigentlich Baruch.

Unter dem Druck der politischen Situation waren schon vor der Machtergreifung Hitlers [1889–1945 Suizid] zwei Gäste vom Aufsichtsrat kooptiert worden (...), der Rechtsanwalt Dr. [Walter] Raeke [1878–?], Führer der nationalsozialistischen Anwälteorganisation, und der führende Nationalsozialist Gruppe.

Raeke, dessen Auftreten rüde war, bis er selber von den Nazis wegen früherer Zugehörigkeit zum Freimaurertum ausgestoÙen wurde, richtete schon vor der Machtergreifung Hitlers die Frage an Ruch: ‚Wer ist an jüdischen Mitgliedern von der Staatsoper engagiert?‘ Ruch antwortete: ‚Das kann ich Ihnen nicht sagen und das will ich Ihnen auch nicht sagen. Sie können diese Frage im Aufsichtsrat vortragen. Beschließt der Aufsichtsrat die Auskunfterteilung, so kann ich sie nicht verweigern.‘

(...) Nach diesen Verhandlungen erschienen, neben dem Ruch-Baruch-Wortspiel, üble Karikaturen gegen Sabine Kalter [1889–1957], Egon Pollack [1879–1933] und andere jüdische Mitglieder des Hauses im ‚Hamburger Tageblatt‘.

Ruch erzählt, dass ihm als dem für die Finanzen des Hauses Verantwortlichen schon bald nach 1930 die Hölle heiß gemacht worden sei. Es wurden erhebliche Abstriche vorgenommen. Der damals noch amtierende Staatsrat Lippmann (siehe S. 189) von der Finanzdeputation suchte Ruchs Verzweiflung zu beschwichtigen, indem er ihm zu verstehen gab: ‚Erklären Sie sich einverstanden. Vielleicht lässt sich noch einiges über den Nachtragshaushalt machen.‘ ‚Damals‘, so erzählte Ruch, ‚war die Arbeitslosigkeit groß. Der Theaterbesuch litt in unserem Falle nicht zuletzt auch unter den fast täglichen turbulenten Versammlungen bei Sagebiel (siehe S. 70). Diese Versammlungen und unsere Vorstellungen endeten etwa um die gleiche Zeit. Unter den Versammlungsteilnehmern gab es immer wieder Prügeleien der politischen Gegner. Oft suchten Unbeteiligte oder Unterlegene vor ihren Verfolgern Zuflucht in den Räumen der Staatsoper, in der Kassenhalle und in den Foyers. Das schreckte unser Publikum so stark ab, dass viele wegblieben. (...) Als die Nazis an die

Macht gekommen waren, änderte sich an unserem Spielplan zunächst nur wenig. Wenn überhaupt Einfluss genommen wurde, dann geschah es schrittweise. Gestrichen wurden bei uns: ‚Hoffmanns Erzählungen‘, ‚Die Banditen‘ und ‚Die Großherzogin von Gerolstein‘. Die ‚Banditen‘ waren eine glänzende Gründgens-Inszenierung und erreichten die höchste Aufführungszahl der Spielzeit, ‚Die Großherzogin von Gerolstein‘ war eine Militärparodie. Jacques Offenbach [1819–1880] war als jüdischer Komponist für die neuen Machthaber ‚untragbar‘; dennoch setzten wir ‚Die Banditen‘ noch bis Juni 1933 fort.‘ (...)

‚Wir hatten sieben jüdische Solomitglieder‘, erklärte Ruch, ‚wenn ich den 1931 als Intendant zurückgetretenen Leopold Sachse mitrechne. Sabine Kalter, Justus Gutmann [1889–1960], der einer der schwarzen Bässe gewesen ist. Rose Bock [1907–1995], die am 31. Juli 1934 ausschied und über Prag an die Metropolitan Opera ging, Paul Schwarz, der Tenor-Buffo, Georg Singer [1906–?], Korrepetitor und Kapellmeister, und Hedi Guru [1893–1967], die Halbjüdin war. (...) Der Leiter des künstlerischen Betriebsbüros, Gustav Witt, musste aus dem Ensemble ausscheiden, weil seine Frau Volljüdin war. Doch gelang es, durch Verhandlungen mit der Reichstheaterkammer zu erreichen, dass Witt, ein begabter Pianist, als Begleiter von Solisten, wie Peter Anders [1908–1954], konzertieren konnte.

Vier jüdische Chormitglieder konnten bis 1934 oder 1935 gehalten werden. Drei von ihnen erhielten Pensionen. Auch ein Orchestermitglied wurde pensioniert. Ein weiteres Orchestermitglied, das wir gegen die judenfeindlichen Weisungen lange schützen konnten, verübte 1937 in einem plötzlichen Anfall von Schwermut Selbstmord. (...)‘

Einer der unangenehmsten Burschen war ein Garderobier. Mit ihm wetteiferte ein fanatischer Fensterputzer. Auch ein dritter Hundertzehnprozentiger bereitete uns Schwierigkeiten. In einem Falle gelang es, den Senator [Wilhelm] von Allwörden [1892–1955] davon zu überzeugen, dass politischer Übereifer die Arbeit des Theaters gefährde. Ebner der Fanatiker wurde versetzt, die anderen sahen sich in

die Schranken verwiesen“⁸⁶) so Erich Lüth in seiner Abhandlung „Hamburger Theater 1933–1945“. In der NS-Zeit wurden in erster Linie Werke von Richard Wagner gespielt, „die gerade bei festlichen – politischen – Gelegenheiten, herangezogen wurden. Vor allem aber auch die deutschen Spielopern von [Karl Maria von] Weber [1786–1826] (Freischütz, Oberon) und [Albert] Lortzing [1801–1851], in denen die Kritiker Willen zum Deutschtum, Willen zur Volkstümlichkeit sowie nationalen Glauben zu finden glaubten, standen auf dem Programm. Neben den übrigen, auch heute am häufigsten gespielten Opern von [Giuseppe] Verdi [1813–1901] über [Christoph Willibald] Gluck [1714–1787] und [Wolfgang Amadeus] Mozart [1756–1791] bis zu [Georg Friedrich] Händel [1685–1759] waren die Opern von Richard Strauss [1864–1949] gefragt.“⁸⁷)

Während der Bombardierung Hamburgs wurden 1943 das Zuschauerhaus sowie einige Nebengebäude der Oper zerstört, so dass man mit einigen Produktionen in die Musikhalle (siehe S. 141) umzog.

Am 25. August 1944 rief Propagandaminister Dr. Joseph Goebbels (1897–1945) den „totalen Krieg“ aus und erklärte: „Alle Theater schließen. Alles für den Sieg.“

„Das offizielle Musikleben war stillgelegt. Die Künstler mussten sich der Kriegsmaschinerie zur Verfügung halten. Da sie aber auf Anweisung der Reichstheaterkammer nur unter Erhaltung ihrer künstlerischen Fähigkeiten beschäftigt werden durften, erreichte Walter Unruh [1898–1973], der technische Direktor der Staatsoper, das weitgehende Zusammenbleiben künstlerischer Gruppen: Nach einem Vorschlag der Staatsoper wurden in den Theatern selbst so genannte kriegswichtige Eigenbetriebe aufgezo- gen und die Künstler darin beschäftigt. Damit verblieb ihnen der Gang zur gewohnten Arbeitsstätte und die Probemöglichkeit, und es entstanden: eine Künstlerschneiderei, die Uniformen für Lazarette und Wäsche für Krankenhäuser ausbesserte, mechanische Werkstätten zur Reinigung von Telefonen und zur Zusammensetzung leichter Metallteile, eine Werkstatt zur Instandsetzung bombengeschädigter Wohnungen und – als Glanzstück und Kuriosum – eine me-

chanische Nuss- und Mandelknackerei und -sortieranstalt, wo Sonderverpflegung für die Truppen vorbereitet wurde. (...) Die ‚Theaterfabrikbetriebe‘ hatten den Vorteil, dass die meisten Mitglieder beisammen blieben und auch noch ihrer gewohnten Berufsarbeit weiter nachgehen konnten. Schon nach wenigen Wochen fanden regelmäßig wieder Vorstellungen mittwochs, sonnabends und sonntags statt, oft für Lazarette und geschlossene Aufführungen für Betriebe, und an den übrigen Tagen gingen die Künstlergruppen in die Kasernen zur Truppenbetreuung, oder sie spielten und sangen vor den verwundeten Soldaten“⁸⁸) schreibt die Projektgruppe „Musik und Nationalsozialismus“ in ihrem Buch „Zündende Lieder – verbrannte Musik“.

Stolpersteine vor der Staatsoper

Seit April 2007 erinnern zwölf Stolpersteine in der Mitte des Säulenganges vor der Staatsoper an Künstlerinnen, Künstler, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Oper, die während der Zeit des Nationalsozialismus verfolgt und ermordet wurden. Die Steine erinnern an: den Chorsänger Kurt Abraham Salnik, die Sopranistin Camilla Fuchs, die Sängerin Otilie Metzger-Lattermann, den Werkstättenleiter Jacob Kaufmann, den Theaterarzt Max Fraenkel (siehe S. 37), den Dirigenten und Komponisten Gustav Brecher, den Chorsänger Mauritz Kapper, Bruno Wolf, der im Orchester spielte, die Altistin Magda Spiegel, den Komponisten und Dirigenten Viktor Ullmann, den Kapellmeister Hermann Frehse und den Tenor Joseph Schmidt.

Stolperstein für Gustav Brecher

„Der Dirigent, Komponist und Kritiker Gustav Brecher wurde am 5. Februar 1879 in Eichwald geboren. 1938 floh er nach Belgien und nahm sich im Mai 1940 in Ostende das Leben.

Gustav Brecher entstammte einer jüdischen Familie, die 1889 nach Leipzig emigriert war. 1896 debütierte Brecher an der Leipziger Oper. Vier Jahre später dirigierte er neben Gustav Mahler an der Wiener Hofoper. Von 1903 bis 1911 war er dann Erster Kapell-

⁸⁶ Erich Lüth: *Hamburger Theater 1933–1945*. Hamburg 1962, S. 63–66.

⁸⁷ *Zündende Lieder – verbrannte Musik. Folgen des Nationalsozialismus für Hamburger Musiker und Musikerin-*

nen. Hrsg. von der Projektgruppe *Musik und Nationalsozialismus*. Hamburg 1988, S. 114.

⁸⁸ *Zündende Lieder – verbrannte Musik*, a. a. O., S. 122.

meister am Stadttheater Hamburg. 1914 wurde er Generalmusikdirektor an der Leipziger Oper. Dort nahm er Ernst Kreneks [1900–1991] Jazzoper ‚Jonny spielt auf‘ und Brecht-Weills [Bertolt Brecht: 1898–1956; Kurt Weill 1900–1950] ‚Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny‘ zur Uraufführung an. Im Frühjahr 1933 wurde Brecher auf Grund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums entlassen. Seine letzte Aufführung war Kurt Weills ‚Silbersee – Ein Wintermärchen‘. Noch während der Vorstellung verließ er das Dirigentenpult, weil die anwesende SA wegen seiner jüdischen Herkunft und anderer als Provokation empfundenen Eigenarten des ‚Silbersees‘ fortlaufend randalierte und störte. Der Oberbürgermeister Leipzigs Carl Friedrich Goerdeler [1884–1945, hingerichtet in Berlin-Plötzensee] beurlaubte ihn am 11. März 1933.⁸⁹⁾

Danach lebte Gustav Brecher in Berlin und Prag. 1934 leitete er fünf Konzerte des Leningrader Radio-Orchesters. Zumal er auch kein Russisch sprach, fand er nicht mehr den Mut und die Kraft zu einem Neuanfang. 1938 floh er von Prag nach Belgien. Auf der Flucht vor den deutschen Truppen nahm er sich im Mai 1940 zusammen mit seiner Frau Gertrud Deutsch in Ostende das Leben.

Stolperstein für den Theaterarzt Max Fraenkel

Siehe S. 37 Dammtorstraße 14, wo ebenfalls ein Stolperstein für ihn verlegt wurde.

Stolperstein für Hermann Frehse

„Über das Leben des am 26. Juli 1896 in Rendsburg geborenen Hermann Frehse sind nur spärliche Informationen in den Strafjustizakten im Hamburger Staatsarchiv erhalten geblieben. Fest steht, dass er ein Konservatorium besucht hat und als Kapellmeister engagiert war. Leider ist nicht überliefert, mit welchen Orchestern und an welchen Spielstätten er gearbeitet hat.

Hermann Frehse musste sich mehrmals wegen seiner sexuellen Neigungen vor Gericht verantworten. Zwischen 1926 und 1937 kam es zu zehn Eintragungen wegen ‚homosexueller Vorgänge‘. Am 6. Januar 1933 erfolgte seine erste Verurteilung wegen tätlicher

Beleidigung nach § 185 RStGB zu einer einmonatigen Haftstrafe. Am 20. Januar 1936 erhielt er durch das Landgericht Hamburg eine zehnmonatige Freiheitsstrafe wegen Vergehens nach § 175 RStGB in drei Fällen. Noch während der Haft wurde er am 5. Juni 1936 erneut vom Landgericht Hamburg wegen eines versuchten Verbrechens nach § 175 a Ziffer 3 zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Unmittelbar nach der Entlassung aus dem Gefängnis wurde er am 5. Mai 1937 in polizeiliche ‚Schutzhaft‘ genommen und erst am 8. November 1937 aus dem KZ Fuhlsbüttel entlassen.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Januar 1938 geriet Frehse erneut in die Fänge der Kriminalpolizei und war vom 17. bis 31. Januar 1938 im KZ Fuhlsbüttel inhaftiert.

Er hatte einen Zwanzigjährigen auf der Reeperbahn angesprochen, angefasst und versucht, diesen durch ‚unzüchtige Redensarten‘ zum Sex zu überreden. Daraufhin erstattete der junge Mann Anzeige wegen tätlicher Beleidigung, woraufhin Frehse festgenommen wurde. Dieses Ergebnis reichte dem Landgerichtsdirektor Walter Detlefs und seinen Beisitzern aus, um ihn wegen versuchten Verbrechens nach § 175 a Ziffer 3 zu zwei Jahren Zuchthaus zu verurteilen. Am 7. Mai 1940 wurde Frehse aus dem Zuchthaus Bremen-Oslebshausen in das innerstädtische Polizeigefängnis Hütten in Hamburgs Neustadt überführt. Dort verliert sich seine Spur. Vermutlich endete sein Leben in einem Konzentrationslager.“

*Text mit freundlicher Genehmigung der Autoren aus:
Bernhard Rosenkranz, Ulf Bollmann, Gottfried Lorenz: Homosexuellen-Verfolgung in Hamburg 1919–1969. Hamburg 2009, S. 93.*

Stolperstein für die Sopranistin Camilla Fuchs

Am 24. Oktober 1941 erschien der Hauswart aus dem ehemaligen Hertz-Joseph-Levy-Stift, Joseph Polak, auf dem Polizeirevier 34 und meldete den Tod der Schwestern Camilla Fuchs (1.2.1886, Freitod am 24.10.1941) und Thekla Daltrop, geb. Fuchs, (28.5.1883, Freitod am 24.10.1941) in ihrer Wohnung in der zweiten Etage des Hauses Großneumarkt 56. In den Tagen zuvor hatte er die Schwestern vermisst,

⁸⁹⁾ Gustav Brecher, in: <http://de.wikipedia.org/wiki/gustav-brecher> (Stand: 7.11.2009).

und da sie sich auf sein Klingeln hin auch nicht an der Wohnungstür gemeldet hatten, ließ er die Tür von einem benachbarten Schlosser öffnen. In der Küche fand er die beiden Frauen in Korbsesseln sitzend tot auf. Sie hatten die Fenster und Türen mit Lappen verstopft und vom Herd den Gasschlauch entfernt. Der Grund ihres Freitods war neben mehreren Urkunden am Küchenbüfett befestigt: die „Evakuierungsbefehle“ Nr. 416 und Nr. 1205.

Camilla und Thekla waren in Prag geboren. Ihre Mutter Helene Klemperer war mit Samuel Fuchs verheiratet und betrieb eine Geflügelhandlung. Die Schwestern besaßen die österreichische Staatsbürgerschaft und ließen sich etwa um 1912 in Hamburg einbürgern.

Camilla Fuchs wohnte 1925 im Durchschnitt 13, zog dann vom Grindelviertel in den Bernerweg 92 und lebte zuletzt am Hammer Berg 44 in Hamburg-Hamm. Vermutlich bezog sie schon Anfang 1930 eine 1½-Zimmer-Wohnung im Hertz-Joseph-Levy-Stift. Dieses Stift, 1854 gegründet, vergab Wohnungen gegen eine geringe Miete an mittellose Familien und alleinstehende Personen.

Camilla Fuchs blieb unverheiratet und sang bis zu ihrer Entlassung im Sommer 1931 als Sopranistin im Chor des Hamburger „Stadt-Theaters“. Nach der deutschen Besetzung der Gebiete Böhmen und Mähren am 15. März 1939 verlor sie ihre deutsche Staatsbürgerschaft und galt aufgrund ihrer Prager Geburt nun als „Protektoratsangehörige“.

Ihre Schwester Thekla lebte vor ihrer Ehe in der Hamburger Altstadt am Brandsende 21. Am 27. Oktober 1927 heiratete sie den Hamburger Makler Hermann Daltrop, geboren 1879, der im „Guatemala-Haus“ in der Gerhofstraße 3–5 ein Büro für Finanzierungen, Geschäftsverkäufe und Teilhaberbeschaffungen betrieb. Das Ehepaar wohnte in einer gutbürgerlich eingerichteten 3-Zimmer-Wohnung im Rungestieg 3 in Hamburg-Barmbek. Als am 12. März 1938 Hermann Daltrop verstarb, lebte das kinderlose Ehepaar mittlerweile in der Kaiser-Wilhelm-Straße 23–31. Von dort zog Thekla in das Hertz-Joseph-Levy-Stift. Bis zu ihrer Pensionierung war sie als Verkäuferin tätig, aber, wie auf ihrer Kultussteuerkarte der Jüdischen

Gemeinde am 25. November 1940 vermerkt ist, war sie später völlig mittellos.

Aus dem Hertz-Joseph-Levy-Stift, in dem die beiden Schwestern lebten, war mittlerweile ein so genanntes Judenhaus geworden, das vom Jüdischen Religionsverband zwangsverwaltet wurde. Hier erhielten die Schwestern am 21. Oktober 1941 ihre „Evakuierungsbefehle“ und sollten mit dem ersten Hamburger Transport am 25. Oktober 1941 nach Lodz deportiert werden. Die bevorstehende Deportation und die Aussicht auf ein Leben im Getto mochten sich die Schwestern wohl nicht zumuten. Sie zogen es vor, gemeinsam ihrem Leben ein Ende zu setzen. Ein handgeschriebener Zettel ohne Unterschrift enthielt knapp ihren Letzten Willen: „Unser letzter Wunsch: Wir bitten, dass Frau Simon nicht unsere Leichen bewacht. Dann bitte die blaue Tasche, braunen Hut Herrn Harriel Elias für unsere Schwester Pauline Eckhard zu überreichen. Das Geld für die Beerdigung (ist) nach Ohlsdorf überwiesen. Dann möchte ich meinen Trauring anbehalten.“

Thekla Daltrops letzter Wunsch wurde nicht erfüllt. Ihr Ehering wurde mit dem noch verbliebenen Besitz der beiden Schwestern beschlagnahmt. Ihre Wertgegenstände hatten sie bereits lange vorher bei den staatlichen Stellen abgeben müssen.

Die erwähnte Schwester Pauline Eckhard wurde am 18. Mai 1867 ebenfalls in Prag geboren. Sie studierte nach Beendigung der Volksschule Gesang und war anschließend im Deutschen Theater in Prag als Chorsängerin beschäftigt. Am 12. Dezember 1897 heiratete sie den Dolmetscher Karl Eckhard. Die Ehe wurde früh geschieden. Ihr einziger Sohn Egon, geboren 1899, starb 1935 an einem Lungenleiden, das er sich im Ersten Weltkrieg zugezogen hatte. Von 1912 bis 1918 sang auch Pauline Eckhard im Hamburger „Stadt-Theater“ und wohnte im Lazarus-Gumpel-Stift in der Schlachterstraße 47 (heute Großneumarkt 38), in unmittelbarer Nähe des Hertz-Joseph-Levy-Stift. Hier erhielt Pauline Eckhard ihren „Evakuierungsbefehl“ und musste sich im Sammelager der Volksschule in der Schanzenstraße 105 einfinden. Am 19. Juli 1942 wurde sie in das Getto Theresienstadt deportiert. Dort wurde sie von der

russischen Armee am 8. Mai 1945 befreit und kehrte nach Hamburg zurück. Pauline Eckhard starb im Alter von 91 Jahren am 31. Dezember 1958 im jüdischen Altersheim in der Schäferkampsallee 27.

Der Hauswart aus dem Hertz-Joseph-Levy-Stift Josef Polak, geboren 1899, wurde am 8. November 1941 nach Minsk deportiert und von dort weiter nach Auschwitz. Josef Polak überlebte Auschwitz nicht. Ein weiterer Stolperstein für Camilla Fuchs und ihre Schwester Thekla Daltrop liegt vor dem Haus Großneumarkt 56 (Hertz-Joseph-Levy-Stift).⁹⁰⁾

Text: Susanne Rosendahl

Stolperstein für den Chorsänger Mauritz Kapper

Der in der Marktstraße 28 wohnende Chortenor des Hamburger „Stadt-Theaters“ Mauritz Kapper wurde 1933 wegen seiner jüdischen Herkunft aus dem „Stadt-Theater“ entlassen. Ein Jahr später ging er ins Exil nach Zandvoort in den Niederlanden. Seit 1940 gilt er als verschollen.

Stolperstein für den Werkstättenleiter

Jacob Kaufmann

Der mit seiner Frau und den beiden Töchtern im Bendixenweg 11 wohnende Jacob Kaufmann (geb. 1870) war seit 1920 Werkstättenleiter am „Stadt-Theater“. 1942 wurde er ins KZ Theresienstadt deportiert, wo er am 8.2.1943 ermordet wurde.

Seine Frau Franziska Kaufmann, geb. Cohn (geb. 1872), nahm sich am 23. Juni 1942 das Leben. Seine Töchter Margarethe Meyer, geb. Kaufmann (geb. 1905), und Käthe Kaufmann (geb. 1902) wurden 1942 im KZ Auschwitz ermordet.

Stolperstein für Ottilie Metzger-Lattermann

Ottilie Metzger-Lattermann, geb. Metzger (15.6.1878 Frankfurt a. M.–Februar 1943 Auschwitz), debütierte 1898 in Halle und kam über Köln 1903 als Erste Altistin nach Hamburg ans „Stadt-Theater“. Hier begann ihre große Karriere, und hier heiratete sie den Schriftsteller Clemens Froitzheim und 1910 in zweiter Ehe den Bariton Theodor Lattermann (1880–1926). Zwischen 1901 und 1904 und im Jahr 1912 sang sie in Bayreuth. 1915 ging sie für acht Spielzeiten an

die Dresdner Oper und machte von 1922 bis 1924 eine große Amerika-Tournee. Danach lebte sie in Berlin und gab noch verschiedene Gastspiele und Konzerte. 1935 musste sie als Jüdin Deutschland verlassen. Sie ging nach Brüssel und arbeitete dort als Gesangspädagogin, bis sie 1942 nach der Besetzung Belgiens durch die deutschen Nationalsozialisten verhaftet und nach Auschwitz deportiert wurde. 1943 wurde sie dort ermordet.

Text: Brita Reimers

Stolperstein für Kurt Abraham Salnik

Seit 1921 war Kurt Abraham Salnik (geb. am 1.7.1894 in Riga) als Chorsänger (Tenor) am „Stadt-Theater“ beschäftigt. 1934 wurde ihm wegen seiner jüdischen Herkunft gekündigt. Vergeblich bemühte er sich 1939 um eine Einreise in die USA. So floh er mit seiner Familie nach Riga, um dort ein Visum zu bekommen. Seiner Frau und seiner Tochter gelang rechtzeitig die Flucht nach Baltimore. Kurt Salnik hingegen wurde von dem Einmarsch der Deutschen im Juli 1941 überrascht. Vermutlich starb Salnik 1941 im Rigaer Getto.

Stolperstein für Joseph Schmidt

Anlässlich seines 100. Geburtstages wurde 2004 für den Sänger und Schauspieler Joseph Schmidt (4.3.1904 in Dawideny/Bukowina/Österreich-Ungarn-16.11.1942 im Internierungslager Girenbad/Kanton Zürich) eine Sondermarke vergeben.

Joseph Schmidt wuchs in einer orthodox-jüdischen Familie auf. Bereits als Jugendlicher sang er in der Synagoge. Durch Förderung von Freunden bekam er in Berlin eine fundierte Gesangsausbildung. Nach einer Unterbrechung des Studiums durch die Ableistung des Militärdienstes hatte er 1929 sein Rundfunkdebüt mit einer schwierigen Partie für Tenöre. Er sang die Rolle des Vasco da Gama in einer Übertragung von Giacomo Meyerbeers (1791–1864) „Afrikanerin“. Im selben Jahr hatte er auch seinen ersten Auftritt in einer Oper.

Seine internationale Karriere machte er aber mit Schallplattenaufnahmen und Rundfunkauftritten. So war er jeden Monat mit einer großen Funkoper-

⁹⁰ Quellen: Staatsarchiv Hamburg 522-1 Jüdische Gemeinden, 992 b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg; Staatsarchiv Hamburg 331-5, Polizeibehörde-Un-

natürliche Sterbefälle, 3 Akten 1942/331, und 3 Akten 1941/1899; Staatsarchiv Hamburg 351-11 AfW, Abl. 2008/1, 180567 Eckhard, Pauline; Staatsarchiv Hamburg 351-14 Arbeits-

und Sozialfürsorge, Abl. 1999/2 Eckhard, Pauline; Hamburger Adressbuch 1927; Irmgard Stein, Lazerus Gumpel und seine Stiftung für Freiwohnungen in Hamburg.

produktion im Berliner Rundfunk zu hören. Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten brach Joseph Schmidts Karriere im Rundfunk ab. Doch konnte er seine Fähigkeiten noch in einem anderen Medium beweisen: dem Film. So spielte er mit in dem Film „Ein Lied geht um die Welt“, welcher im Mai 1933 uraufgeführt wurde. Joseph Schmidts weitere Filme wurden in Österreich gedreht und kamen in Deutschland nicht mehr zur Aufführung. Doch seine Schallplatten, die ab 1933 in Wien und London aufgenommen wurden, konnten noch bis 1938 in Deutschland erworben werden.

Zwangswise verlagerte sich Joseph Schmidts Karriere auf das Ausland. Regelmäßig gastierte er in den Niederlanden, drehte in Wien seine Filme, sang 1935 erstmals in den USA und wurde im damaligen Palästina gefeiert.

Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich musste sich Joseph Schmidt wieder auf die Flucht begeben. In die USA emigrieren wollte er nicht, da er in der Nähe seiner Familie, die in Rumänien lebte, bleiben wollte. In dieser Zeit gastierte er erfolgreich 1939 im Brüsseler Opernhaus. Als 1940 die deutschen Truppen in die Benelux-Länder eindringen, floh Joseph Schmidt mit einem befreundeten Ehepaar nach Nizza. Über eine amerikanische Künstleragentur erhielt er ein Ausreisevisum nach Kuba, das er jedoch nicht mehr nutzen konnte. „Infolge des amerikanischen Kriegseintritts wurde der Schiffsverkehr kurz vor Schmidts Ausreise eingestellt. Der portugiesische Konsul erteilte Schmidt im März 1942 ein Transitvisum nach Kuba, doch in diesem Fall verweigerten wiederum die französischen Behörden die Reise und annullierten gleichzeitig seine Aufenthaltsgenehmigung für Nizza. Zweimal wurde er an der Schweizer Grenze zurückgewiesen, dann gelang ihm zusammen mit einigen anderen Verzweifelten die illegale Einreise über die grüne Grenze. Am 9. Oktober 1942 meldete sich Joseph Schmidt in Zürich polizeilich an.“⁹¹⁾ Doch hier erhielt er keine Arbeitsgenehmigung. Schmidt wurde in das Internierungslager Girenbad bei Zürich eingewiesen. Dort wartete er mit 350 anderen Juden auf den Asylentscheid. Joseph Schmidt erkrankte,

kam in ein Krankenhaus, wurde kurz darauf aber als „Simulant“ und „lagerfähig“ entlassen. Bei einem Spaziergang am 16. November 1942 starb Joseph Schmidt an Herzversagen. Er wurde auf dem israelitischen Friedhof Friesenberg in Zürich bestattet.

Stolperstein für Magda Spiegel

Magda Spiegel (3.11.1887 Prag, 1942 ins KZ Theresienstadt deportiert und wahrscheinlich am 20.10.1944 im KZ Auschwitz ermordet) trat im Alter von knapp zwanzig Jahren zum ersten Mal in ihrer Heimatstadt Prag als Altistin auf. In Deutschland wirkte sie 1911 am Düsseldorfer Stadttheater. In Frankfurt a. M. erhielt sie 1917 ihr erstes festes Engagement. Aber sie spielte weiterhin auch in anderen deutschen Städten, so auch in Hamburg und im Ausland. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten erhielt Magda Spiegel wegen ihrer jüdischen Herkunft immer weniger Angebote. 1935 sang sie zuletzt. Sie zog sich zurück und lebte in Frankfurt a. M. bis sie am 1. September 1942 ins KZ Theresienstadt deportiert wurde. Dort trat sie noch bei Lagerkonzerten auf. Am 19. Oktober 1944 kam sie ins Vernichtungslager Auschwitz und wurde dort ermordet.

Stolperstein für Viktor Uhlmann

Der Komponist, Dirigent und Pianist Viktor Uhlmann wurde am 1.1.1898 in Teschen (Österreich/Ungarn) geboren. Am 8.9.1942 wurde er ins KZ Theresienstadt deportiert und von dort am 16.10.1944 ins Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau abtransportiert, wo er am 18.10.1944 ermordet wurde.

Viktor Uhlmann entstammte einer jüdischen Familie, die bereits vor der Geburt ihres Kindes zum katholischen Glauben übergetreten war.

Schon auf dem Gymnasium zeigte sich Viktor Uhlmanns musikalische Begabung. Er erhielt Zugang zu Arnold Schönberg (1874–1951) und seinen Schülern. Nach dem Schulabschluss 1916 absolvierte er zwei Jahre lang freiwillig den Militärdienst. Ab 1918 studierte er an der Wiener Universität Jura und besuchte Arnold Schönbergs „Seminar für Komposition“. 1919 brach er beide Studien ab und ging nach

91 Joseph Schmidt: www.exil-archiv.de

Prag, um sich dort ganz der Musik zu widmen. Im Herbst 1920 wurde Viktor Uhlmann Chordirektor und Korrepetitor unter Alexander Zemlinsky (1871–1942) am Neuen Deutschen Theater in Prag, wo er von 1922 bis 1927 als Kapellmeister beschäftigt war. 1925 machte er mit der Komposition der „Schönberg-Variationen“ für Klavier Furore. Von 1929 bis 1931 war er dann Kapellmeister und Bühnenmusik-Komponist am Schauspielhaus in Zürich.

Da Viktor Uhlmann auch an der Philosophie Rudolf Steiners (1861–1925) Gefallen gefunden hatte, betrieb er von 1931 bis 1933 eine anthroposophische Buchhandlung in Stuttgart. Mitte 1933 zog er zurück nach Prag, wo er als Musiklehrer und Journalist arbeitete. Von 1935 bis 1937 nahm er Kompositionsunterricht bei Alois Haba (1893–1973). 1936 bekam er den Hertzka-Preis für die Oper „Der Sturz des Antichrist“.

Bis zu seiner Deportation am 8. September 1942 ins Getto Theresienstadt hatte Viktor Uhlmann 41 Werke komponiert. Der größte Teil dieser Werke ist verschollen. Erhalten blieben fünfzehn Drucke seiner zwischen 1936 und 1942 entstandenen Kompositionen, die er einem Freund zur Aufbewahrung gegeben hatte.

Im Getto Theresienstadt war Uhlmann in der so genannten Freizeitgestaltung tätig. Er wirkte dort als Klavierbegleiter, organisierte Konzerte und komponierte. Sein Theresienstädter Nachlass blieb erhalten, so die Kammeroper „Der Kaiser von Atlantis oder die Tod-Verweigerung“. Zur Aufführung kam dieses Werk erst 1975 als bearbeitete Fassung in Amsterdam.

Stolperstein für Bruno Wolf

Der in der Blücherstraße 42 wohnende Musiker Bruno Wolf (geb. 25.5.1872) spielte im Orchester des Hamburger „Stadt-Theaters“ das Waldhorn. Wegen seiner jüdischen Herkunft wurde er 1932 zwangspensioniert und erhielt eine kleine Rente. Am 7. Oktober 1937 erlitt Bruno Wolf in seiner Wohnung einen Schlaganfall und starb im Israelitischen Krankenhaus. Auf seinem Stolperstein steht: „Entrechtet gedemütigt, Schlaganfall tot 7.10.1937.“

Elsa Bernstein, Librettistin und ein überlebendes Opfer des Nationalsozialismus

Ein verfolgtes Opfer des Nationalsozialismus war auch Elsa Bernstein alias Ernst Rosmer (28.10.1866 Wien–12.7.1949 Hamburg), die Librettistin der Oper „Königskinder“ von Engelbert Humperdinck (1854–1921). Diese Oper wurde auch im Hamburger „Stadt-Theater“ aufgeführt, so zur Einstimmung auf die Weihnachtszeit am 9. Dezember 1932. Heute taucht die Oper kaum noch auf den Spielplänen auf.

Elsa Bernsteins damals neun- oder zehnjährige Enkelin Barbara Siegmann saß auch in dieser Vorstellung und erinnerte sich später: „Die Königskinder – das war für mich ein etwas unverständliches Märchen. Ich habe es mir nicht mit meiner Mutter in der Oper angesehen, sondern mit einer netten Bekannten, die ihr einen Gefallen tun wollte. Was meine Großmutter mit dem Stück aussagen wollte, ist mir damals nicht klar geworden.“

Barbara Siegmanns Mutter war die berühmte Geigerin und Professorin an der Hamburger Musikhochschule Eva Hauptmann (1894–1986), und dieser Nachname verweist auf eine kaum mehr bekannte verwandtschaftliche Bindung – und auf eine Dramatikerin, deren Schaffen mittlerweile vergessen ist.

Elsa Bernstein war mit Gerhart Hauptmann (1862–1946) zunächst gut bekannt und dann verwandt. In den 1890er Jahren wurden ihre und seine Stücke von der „Freien Bühne“ in Berlin aufgeführt. Elsa Bernstein publizierte unter dem Pseudonym Ernst Rosmer, als Reverenz an Henrik Ibsen (1828–1906) und sein Stück „Rosmersholm“ um den Pfarrer Johannes Rosmer, der „alle Menschen im Lande zu Adelsmenschen“ machen wollte. In ihren Stücken, mit Titeln wie „Dämmerung“, „Wir Drei“, „Maria Arndt“, griff Elsa Bernstein heikle Themen auf, zu denen Ehekrisen, Dreiecksverhältnisse und Sexualität zählten. Dies sorgte für heftige Diskussionen, denn ihr Werk wurde auch immer im Hinblick auf die Frage beurteilt: Darf eine „Frauenseele“ das? Einschränkungen, mit denen sich Gerhart Hauptmann nicht zu plagen brauchte, und so war auch er es, für den die „Freie Bühne“ zum Karrieresprungbrett wurde. Die Verbindungen zwischen den Fami-

lien blieben freundschaftlich, 1919 heiratete dann sein Sohn Klaus aus der ersten Ehe mit Marie Thienemann die Geigerin Eva Bernstein, Tochter von Elsa und Max Bernstein (1854–1925).

Am 28.10.1866 war Elsa in Wien geboren worden, als Tochter des aus Prag stammenden Paares Heinrich Porges (1837–1900), Dirigent, Musikschriftsteller und Wagner-Mitarbeiter, und Wilhelmine Merores (1842–1915). 1867 waren sie nach München gezogen, wo Heinrich Porges als Kapellmeister und Direktor der königlichen Musikschule wirkte. Später hatte sich das Ehepaar jüdischer Herkunft und Tochter Elsa protestantisch taufen lassen. Tochter Elsa hatte in München eine Schauspielausbildung absolviert, nach einigen Abstechern nach Magdeburg und Braunschweig hatte sie diesen Beruf jedoch wegen eines Augenleidens aufgeben müssen.

Ab den 1890er Jahren lebte Elsa Bernstein mit ihrem Mann, dem Rechtsanwalt und späteren Justizrat Max Bernstein, in der Münchener Brienerstraße 8 a. Er verteidigte Sozialisten, bekämpfte das Sozialistengesetz, engagierte sich für die Demokratie, den Rechtsstaat und soziale Gerechtigkeit und gegen den „Völkerwahnsinn genannt Krieg“. In den letzten Lebensjahren war er Sozialdemokrat, aber kein Parteimitglied.

Das Ehepaar Bernstein veranstaltete einen „kulti- vierten, intellektuellen Salon“, wie sich Katia Mann (1883–1980) erinnert, die dort ihre Bekanntschaft mit Thomas Mann (1875–1955) festigte. Außerdem trafen sich hier Prominente wie Rainer Maria Rilke (1875–1926), Ricarda Huch (1864–1947), Ludwig Ganghofer (1855–1920), Franz von Stuck (1863–1928) etc. Das Haus wurde 1959 abgerissen, nach der Umnummerierung der Straße befindet sich dort die Nr. 11 – eine Gedenktafel fehlt bis heute.

Märchenhaft waren die Entstehungsbedingungen der „Königskinder“ nur bedingt. Heinrich Porges hatte seinem Freund Engelbert Humperdinck, mit dem zusammen er etliche Wagner-Opern auf die Bühne gebracht hatte, das neueste Märchendrama von Elsa zum Lesen gegeben, mit der Frage, ob er dazu nicht Musik komponieren wolle. Humperdinck, der gerade zu einer Opernaufführung von „Hänsel und Gretel“

unterwegs war, las das Buch in der Bahn und war sehr angetan. Als Melodram mit gesprochenen Texten wurden die „Königskinder“ 1897 im Münchner Hoftheater mit Erfolg uraufgeführt, es folgten darauf Aufführungen an rund 130 Bühnen. Als durchkomponierte Oper gingen die „Königskinder“ am 28.12.1910 in der Metropolitan Opera in New York über die Bühne und wurden gefeiert als „die Krone des nachwagnerianischen Opernschaffens“.⁹²⁾

Das Operntextbuch „Königskinder“ war ein großer buchhändlerischer Erfolg. Doch mit Beginn der Herrschaft der Nationalsozialisten geriet die betagte und erblindete Dichterin Elsa Bernstein in den Fokus der Verfolger. Ihr Pseudonym Ernst Rosmer schützte das Büchlein, 1941 war das 191000ste Exemplar erschienen, bis 1943 sind noch Opernaufführungen nachweisbar.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde Elsa Bernstein zusammen mit ihrer Schwester Gabriele Porges (1868–1942 KZ Theresienstadt) aus der Wohnung in der Brienerstraße vertrieben. Sie kamen in kleineren Wohnungen unter und wurden schließlich 1942 in das KZ Dachau verschleppt, und von da aus in die Prominentenhäuser im KZ Theresienstadt. Gerhart Hauptmann, in dessen Arbeitszimmer eine Adolf-Hitler-Büste stand, wie etliche Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten, sah sich nicht veranlasst, sich für sie einzusetzen.

Über diese Jahre des Schreckens hat die Zeit ihres Lebens augenleidende Elsa Bernstein Erinnerungen verfasst – auf einer Blindenschreibmaschine in Hamburg, wo sie nach ihrer Befreiung aus dem KZ von ihrer Tochter Eva Hauptmann aufgenommen wurde. Elsa Bernstein verstarb am 12.7.1949 im Alter von 83 Jahren. Durch einen Zufall konnte das in Matrizen vervielfältigte Manuskript von der „Landeszentrale für politische Bildung“ Hamburg 1999 erstmals publiziert werden. Maria Holst, eine in Hamburg lebende Freundin von Barbara Siegmann, der Enkelin Elsa Bernsteins, gab damals den Tipp an Rita Bake. Zusammen mit Birgit Kiupel gab diese dann 1999 das Manuskript als Buch heraus, unter dem Titel: „Elsa Bernstein: Das Leben als Drama. Erinnerungen an

92 Das Märchendrama „Königskinder“ von Ernst Rosmer (Elsa Bernstein) erschien erstmals 1894 im Verlag Samuel Fischer. Zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Märchenoper

siehe: Eva Hauptmann (Hrsg.): Königskinder, Briefe und Dokumente zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Märchenoper. Koblenz 1993.

Theresienstadt“.⁹³) Zur Buchpräsentation lud damals die „Landeszentrale für politische Bildung“ ins Café Liebermann in der „Hamburgischen Staatsoper“ ein.

Text: Birgit Kiupel

Die „Hamburgische Staatsoper“ nach dem Zweiten Weltkrieg bis heute

Nach Kriegsende wurde sofort mit den Räumarbeiten und dem Wiederaufbau der „Hamburgischen Staatsoper“ begonnen. Währenddessen behalf man sich zunächst mit dem „Thalia-Theater“ und der „Musikhalle“ (siehe auch S. 141) als Aufführungsorte. Bereits 1946 war mit einem provisorischen Theater mit 606 Plätzen in dem von der Bombardierung verschont gebliebenen Bühnenhaus in der Dammtorstraße eine Interimslösung geschaffen worden.



Seiteneingang fürs Publikum in das von 1946 bis 1955 existierende Opern-Provisorium. 1943 waren das Zuschauerhaus und einige Nebengebäude der Staatsoper durch Bomben zerstört worden.

PHOTO: ERICH ANDRES. STAATSARCHIV HAMBURG

„Das Bespielen eines Opernhauses war in den Jahren nach der Kriegskatastrophe, als die Städte wieder aufgebaut wurden, keine Selbstverständlichkeit. Es bedurfte klarer politischer Entscheidungen für die Kultur. Obwohl viele Politiker nach dem Krieg der Meinung waren, dass eine Oper nicht das dringlichste sei, was die Stadt in dieser Zeit brauche, sorgte der sozialdemokratische Bürgermeister Max Brauer [1887–1973] dafür, dass der Betrieb wieder aufgenommen wurde. Er stellte kategorisch fest, dass die Oper ebenso wichtig sei wie sozialer Wohnungsbau. Als die Besucher im Winter 1946/47 trotz Decken und heißer Getränke froren, weil es keine Kohle gab, hatte Brauer die Idee: Kohle gegen Kunst. Bergarbeiter im Ruhrpott legten Sonderschichten ein. Dafür gaben die Philharmoniker im Pott Konzerte. Aus dieser aus der Not heraus geborenen Idee entwickelten sich dann die Ruhrfestspiele Recklinghausen.“⁹⁴)

Dem Bühnenhaus wurde 1953 ein Vorderhaus-Neubau mit Foyer und Zuschauerraum von dem Architekten Gerhard Weber (1909–1986) vorgesetzt.

Am 13. Oktober 1955 wurde die „Hamburgische Staatsoper“ mit 1679 Plätzen wiedereröffnet.

In den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde „im Zuge der politisch unruhigen 1960er Jahre (...) die Existenzberechtigung der Oper von vielen überhaupt infrage gestellt. Der französische Komponist Pierre



Opernprovisorium 1946: Zuschauerraum mit Bühne im ehemaligen Bühnenhaus. *PHOTO: P. F. SCHMIDT. STAATSARCHIV HAMBURG*

⁹³ Rita Bake, Birgit Kiupel (Hrsg.): Elsa Bernstein. Das Leben als Drama. Erinnerungen an Theresienstadt. Dortmund 1999.

⁹⁴ Hermann Rauhe, a. a. O., S. 155f.



Außenansicht der heutigen Staatsoper: Neubau des Vorderhauses mit Foyer und Zuschauerraum, erbaut 1953.

PHOTO: MARINA BRUSE

Boulez [geb. 1925] forderte sogar, man solle alle Opernhäuser niederbrennen. [Rolf] Liebermann [von 1959 bis 1973 Opernintendant] sah sich bald zwischen den Stühlen. Dem konservativen Opernpublikum war er zu radikal, anderen galt er als Lenker einer überkommenen Musikinstitution.

Neben der Förderung des modernen Musiktheaters sorgte Liebermann [1910–1999] dafür, dass die qualitative Kluft zwischen Premiere und den herkömmlichen Vorstellungen von Repertoirestücken geschlossen wurde. Er bildete ein Ensemble heran, das fest am Haus engagiert war und hohe Qualitätsansprüche gewährte. Auf diese Weise wirkte er dem Starsystem mit seinen negativen Auswirkungen auf den Musiktheater-Betrieb entgegen.⁹⁵⁾

Liebermanns Nachfolger August Everding (1928–1999) engagierte 1973 John Neumeier (geb. 1942) für die Leitung des Ballettfaches. John Neumeier wurde Ballettdirektor und Chefchoreograph. Ab 1996 erhielt er zusätzlich den Status eines Ballettintendanten. Mit Neumeier, Träger des Bundesverdienstkreuzes, erlangte das Hamburger Ballett Weltruhm. Seit 1975 veranstaltet er als Abschluss und Höhe-

punkt der Saison die von ihm ins Leben gerufenen „Hamburger Ballett-Tage“.

August Everding holte als Chefregisseur Götz Friedrich (1930–2000) nach Hamburg und installierte die „Opera Stabile“ (siehe S. 86). „Und mit Werkstattveranstaltungen in der Reihe ‚Musiktheater in der Diskussion‘, Gesprächen mit dem Publikum und engen Kontakten zu den Schulen setzt Everding in seiner erfolgreichen Arbeit einige neue Akzente. Ein Gastspiel in Israel mit Schönbergs ‚Moses und Aron‘ und einige Ballettaufführungen waren in der Spielzeit 1974/75 ein Höhepunkt in Everdings Wirken.“⁹⁶⁾

1997/98 übernahm dann Dr. Albin Hänseroth (1939–2004) die Intendanz der Oper und Ingo Metzmacher (geb. 1957) den Posten des Generalmusikdirektors. „Auch in dieser Zeit gab es hohe musikalische Auszeichnungen für die Inszenierung von Opern. Unter dem Opernintendanten Louwrens Langevoort [geb. 1957], der im Jahre 2000 Albin Hänseroth ablöste, wurde die Kinderoperreihe ‚Opera piccola‘ gegründet. Nach dem Prinzip ‚Kinder machen Oper für Kinder‘ wird hier der Nachwuchs im künstlerischen Bereich ebenso gefördert wie das junge Publi-

95 Hermann Rauhe, a. a. O., S. 159.

96 www.hamburgische-staatsoper.de

kum,⁹⁷⁾ heißt es auf der Website der „Hamburgischen Staatsoper“.

2001 beschloss die Hamburgische Bürgerschaft den Neubau eines Betriebsgebäudes. „Mit einem Volumen von 37 Millionen Euro stellte das neue Betriebsgebäude die umfangreichste Investition der Freien und Hansestadt Hamburg im Kulturbereich in den letzten Jahren dar.“⁹⁸⁾ Noch im selben Jahr wurde das alte Betriebsgebäude abgerissen und mit dem Neubau begonnen. Am 3. Januar 2005 konnte das neue Betriebsgebäude eingeweiht werden. Der Entwurf des Hauses kam von dem Hamburger Architektenbüro Konstantin Kleffel (geb. 1943), Uwe Köhnholdt (geb. 1940) und Partner. „Auf einer Grundfläche von 8500 qm entstanden drei große Proebühnen, ein Orchesterprobensaal für das Philharmonische Staatsorchester, ein Chor- und ein Ballettprobensaal sowie zahlreiche Büro- und Aufenthaltsräume. In den oberen Geschossen sind die Werkstätten eingezogen, darunter die Kostümschneiderei, die Maskenbilderei, die Rüstmeisterei und die Hutmacherei. In den Untergeschossen ist Platz für Lager- und Magazinräume, zudem konnten im Bereich des zentralen Lastenaufzugs kleinere Tischler- und Schlosserwerkstätten für Reparaturen im laufenden Betrieb eingerichtet werden. Viele Transporte werden durch den Neubau überflüssig, denn Dekorationen für 10 bis 14 Spieltage können nun im fertigen Tagesmagazin gelagert werden. Der neue komplett versenkbare Drehscheibenwagen entspricht dem höchsten technischen Standard und bietet noch vielfältigere Möglichkeiten bei der Realisierung von Bühnenbildern sowie schnellere Umbauten.“⁹⁹⁾

Mit der Spielzeit 2005/2006 übernahm dann zum ersten Mal in der Geschichte der „Hamburgischen Staatsoper“ eine Frau die künstlerische Leitung: die australische Dirigentin Simone Young (geb. 1961). Als Opernintendantin und Hamburgische Generalmusikdirektorin „verbindet Simone Young die Tradition des Hamburger Opernhauses mit modernem Musiktheater. (...) Künstlerische Akzente setzt Simone Young mit einem 2006 begonnenen Britten-Zyklus, mit der Reihe ‚Opera rara‘, die selten aufge-

führte Werke in konzertanter Form zeigt (...). Auch Nachwuchsförderung wird an der Staatsoper Hamburg weiterhin groß geschrieben. Die jungen Sängerinnen und Sänger des internationalen Opernstudios stellen jede Saison eine eigene Produktion vor, und bei der Kinderoperreihe ‚Opera piccola‘ sitzen die Kinder nicht nur im Publikum, sondern wirken auch als Sänger mit. ‚Oper ist Drama und Leidenschaft, ausgedrückt durch Gesang, Musik und Szene‘, sagt Simone Young. ‚Sie berührt Herz und Verstand mit einer Unmittelbarkeit, die es heute nicht mehr oft zu erleben gibt.‘¹⁰⁰⁾

Geschlechterrollen auf der Opernbühne

Besser als Simone Young kann man nicht ausdrücken, was die Oper bewirken kann. Die Oper ist also nicht nur ein musikalisches Kraftwerk, sie berührt, wie Simone Young sagt, auch den Verstand – und damit werden Opernaufführungen für die politische Bildung interessant, denn die Opernlibretti behandeln oft Themen der Zeitgeschichte, beschäftigen sich mit Krieg und Frieden, mit Armut und Reichtum und mit Geschlechterrollen. „Oh wie so trügerisch: Ideale Geschlechterrollen auf der Opernbühne und die gesellschaftliche Realität“ hieß deshalb auch eine 1998 von der „Landeszentrale für politische Bildung“ in der „Hamburgischen Staatsoper“ durchgeführte Veranstaltung.

Im vollbesetzten Foyer des 4. Ranges der „Hamburgischen Staatsoper“ präsentierten die Historikerinnen Birgit Kiupel und Rita Bake mit den Sängerinnen Maria Freudenthal-Kleina und Karin Kunde sowie der Musikerin Marie-Luise Bolte verschiedene stadtbekanntere Opern, leuchteten deren sozial-geschichtlichen Hintergründe aus und verglichen die in diesen phantastischen Opernwelten gelebten Geschlechterrollen mit den gesellschaftlichen Realitäten.

Opernwerke sind Dokumente, die die Atmosphäre der Zeit, den Seelenzustand der Völker und die Ereignisse der Tagespolitik sehr genau widerspiegeln. Sie sind ein klingendes zeitgeschichtliches Dokument.

97 ebenda.
98 ebenda.
99 ebenda.
100 ebenda.

Mit Musik, einem Medium, das alle menschlichen Sinne erreicht, werden Botschaften oft einprägsamer und nachhaltiger aufgenommen, als es oft irgendein wissenschaftlicher oder politischer Text vermag. Und so ist die Oper seit Jahrhunderten eine nicht zu unterschätzende Übermittlerin von Geschlechterrollenmustern. Die Musik erzählt von Gewaltverhältnissen, von sozialen Konflikten und von oftmals tödlichen Kämpfen zwischen Mann und Frau. Was sich auf der Bühne beim Spiel zwischen den Geschlechtern abspielt, beinhaltet klare Botschaften in puncto Übermittlung gesellschaftlich sanktionierter Geschlechterrollenmuster.

Früher war die Oper zwar als Bildungsträgerin weit aus wichtiger als heute. Aber nach wie vor geht das Bildungsbürgertum in die Oper. Wirken nicht

auch auf diese die Botschaften, eingebettet und damit gut verdaulich in ergreifender Musik? Und wenn sie wirken: Wirken diese in Musik vertonten Geschlechterrollenmuster etwa nur in den nächtlichen Träumen der Opernbesucherinnen und -besucher nach? Nehmen diese die Botschaften nicht auch mit in ihre eigene Realität, an ihren Arbeitsplatz, wo sie verantwortungsvolle Positionen bekleiden?

Die Oper ist in vielfältiger Hinsicht ein Politikum – so gilt sie als Standortfaktor, als sozialer Treffpunkt und Erlebnisraum. Auch das Bühnengeschehen fungiert als gesellschaftlicher Spiegel – und damit auch als Ort der Geschlechterpolitik, denn die Oper lebt von der Konstruktion der Liebe – und damit in unserer Gesellschaft von der Konstruktion zweier Geschlechter.

Immer wieder zu Silvester: Die Operette „Die Fledermaus“

Immer wieder, zu fast jedem Silvester, schwirrt die „Fledermaus“ durch Opernhäuser. Und wenn dann die „Fledermaus“ um 24 Uhr das neue Jahr mit einem Walzer begrüßt und das Publikum sich aus seinen Theatersesseln erhebt, mit dem Glaserl Sekt anstößt, ja, dann wurde das alte Jahr mit einem seit Jahrhunderten immer wieder gern gespielten und gesehenen Geschlechterverwirrspiel beendet und das

neue Jahr mit althergebrachten Geschlechterrollenmustern eingeläutet. Denn in der „Fledermaus“ entwirrt sich das Geschlechterverwirrspiel, bei dem zwar gesellschaftlich nicht sanktionierte, tabubrechende Rollenmuster ausprobiert werden dürfen, – am Ende jedoch müssen jeder Mann und jede Frau wieder in die Geschlechterrollen schlüpfen, die sie in dem seit einigen Jahrtausenden bestehenden patriarchalen Gesellschaftssystem zu spielen haben. Und das jedes Jahr immer wieder neu.

20. STATION

Dammtorstraße 27

„Schwan-Apotheke“

(Standort: seit 1842)

Das Haus Dammtorstraße 27 wurde 1911/12 nach Plänen der Architekten Jacob und Otto Ameis (1881–1958) erbaut. „Der Backsteinbau verbindet Heimatschutzbewegung und großstädtisches Kontorhaus.“¹⁰¹⁾

„Schwan-Apotheke“

korrekter Firmenname seit 1896

„W. Mielck Schwan Apotheke“

Gegründet wurde die „Schwan-Apotheke“ wahrscheinlich 1765 von dem aus Sonneburg/Brandenburg stammenden Christoph Gottfried Bergmann. Zuerst befand sich die Apotheke in der Mattentwiete, wurde dann 1798 verlegt durch Johann Hartwig Krohne in ein Haus Beim Neuen Krahn 39. 1827 erwarb Eduard Nahrman die Apotheke und verlegte

101 Volkwin Marg, Reiner Schröder:
Architektur in Hamburg seit 1900.
Hamburg 1993, S. 51.



Dammtorstraße 27: Gebäude der 1911/12 erbauten „Schwan“-Apotheke. PHOTO: MARINA BRUSE

sie 1832 an den Gänsemarkt 55. Dort führte er die Apotheke unter dem Namen „Alte französische Apotheke“.

1841 wurde Johann Hildemar Friedrich Wilhelm Mielck (1805–1895) Teilhaber der Apotheke, die 1842 in die Dammtorstraße 27 verlegt wurde und dort in „Schwan-Apotheke“ umbenannt wurde. „1875 übernahm sein ältester Sohn Dr. Wilhelm Hildemar Mielck [1840–1896] die Apotheke. Auch er war [wie sein Vater] eine außerordentliche Persönlichkeit, nicht nur Apotheker, sondern nebeneinander auch Naturwissenschaftler, Sprach-, Geschichts- und Altertumsforscher. Als junger Apotheker hatte er einige Jahre in Russland zugebracht und auch in der bekannten Ferrein’schen Apotheke in Moskau gearbeitet. Mit Professor Rudolf Fittig [1835–1910] führte

er bedeutsame Untersuchungen durch. Er beschäftigte sich mit der Feststellung der Konstitution der Piperinsäure und des Piperidins. Seine wertvollste Entdeckung gelang ihm mit der ersten Darstellung eines künstlichen Riechstoffes, des Heliotropins (Piperonal), das in der Natur in geringen Mengen in den Blütenölen von *Spiraea ulmaria* und *Robinia pseudacacia* vorkommt. Mit seinem Bruder Bertram Mielck verfasste er eine Kryptogamen-Flora für Hamburg und Umgebung. (...) Als Apotheker wirklichte er viele neuen Idee, z. T. in Zusammenarbeit mit dem bedeutenden Dermatologen Professor Paul Gerson Unna [1850–1929]. So stellte er als erster Salbenmull her. Er erfand einen besonders imprägnierten, hochprozentigen Jodoformmull, der vor allem von dem Chirurgen Leichsring benutzt wurde, und empfahl die Verwendung des Torfmooses (*Sphagnum*) an Stelle von Watte wegen dessen größerer Saugfähigkeit für Verbandszwecke,¹⁰² schreibt Rudolf Schmitz in seiner „Geschichte der Hamburger Apotheken“.

1895 übergab Mielck die Apotheke an Dr. Paul Runge (1869–1953) und Max Levy (1867–1942?), ein Jahr später verstarb Mielck.

Weitere Besitzer der Apotheke folgten, so auch der älteste Sohn von Dr. Wilhelm Hildemar Mielck: Dr. Wilhelm Albrecht Mielck (1880–1957), der zusammen mit Dr. Paul Conrad August Runge die Apotheke kaufte, die beide ab 1909 gemeinsam führten.



Treppenhaus des Gebäudes „Schwan“-Apotheke.

PHOTO: MARINA BRUSE

102 Rudolf Schmitz: Geschichte der Hamburger Apotheken 1818–1965. Frankfurt a. M. 1966, S. 257f.

1954 wurde dann Dr. Paul-Anton Runge (1915–2006) Teilhaber von Dr. Wilhelm Albrecht Mielck. Von 1965 bis zu seinem Tod am 5.7.2006 war Dr. Paul-Anton Runge alleiniger Inhaber der Apotheke. Nachdem bereits vor 1911 die Witwe von Dr. W. H. Mielck das neben der Apotheke liegende Grundstück in der Großen Theaterstraße erworben hatte, wurde hier, um den Anforderungen der florierenden Apotheke gerecht zu werden, anstelle der bisherigen

beiden alten Gebäude ein Neubau errichtet. Dieses Haus steht heute noch. Im amtlichen Besichtigungsprotokoll heißt es, „dass sämtliche Betriebsräume derart zweckmäßig und großzügig angelegt und eingerichtet sind, dass es wohl kaum eine zweite Apotheke im deutschen Reich geben dürfte, die etwas Ähnliches aufweisen kann“.¹⁰³⁾ Die heutige Einrichtung der Apotheke besteht seit 1912.

21. STATION

Dammtorstraße 25

Ehemaliges Verwaltungsgebäude der Oberschulbehörde (Standort: 1913–1970); einige Aspekte der Schulpolitik von 1914 bis 1970: Einheitsschule, Standesschule, Schulgeldzahlungen, Lehrmittelfreiheit, Religionsunterricht, Selbstverwaltung der Schulen, Aufbauschulen, sechsjährige Grundschule, Gesamtschule, Prügelstrafe; Erna Halbe, einziges weibliches Mitglied der Exekutive des Arbeiter- und Soldatenrats (1918/19)

Ein besonderer „Hingucker“ ist in der Dammtorstraße das nach dem Entwurf von Fritz Schumacher (1869–1947) 1913 erbaute, mit Ziegelstein verblendete ehemalige Verwaltungsgebäude der Oberschulbehörde. Mit seinem Erker und dem Zwillingsgiebel hebt es sich von den anderen Gebäuden in dieser Straße ab.



Dammtorstraße 25: Gebäude der ehemaligen Oberschulbehörde, errichtet 1913. Als Hamburg nach dem Zweiten Weltkrieg unter britischer Militärregierung stand, hatte im Gebäude der Oberschulbehörde auch die Auskunfts- und Verbindungsstelle zur Militärregierung ihren Sitz.

PHOTO:
MARINA BRUSE

Einige Aspekte der Schulpolitik von 1914 bis 1970

Ein Jahr nach ihrem Einzug in die Dammtorstraße 25 entschloss sich die Oberschulbehörde 1914 die Schulgeldzahlung an Volksschulen zu erleichtern. Eltern, die weniger als 1000 Mark im Jahr verdienen, sollten für ihre Schulkinder kein Schulgeld mehr zahlen. Für alle anderen Schulformen (Realschulen, Oberrealschulen, Gymnasien) sollte weiterhin einkommensunabhängig Schulgeld entrichtet werden. „Die Sozialdemokratie forderte die völlige Abschaffung des Schulgeldes. Damit kam sie [damals] jedoch nicht durch. Immerhin führte der Anstoß dazu, die Abstufung nach dem Einkommen der Eltern auszuweiten.

In der Schulpolitik gingen die Sozialdemokraten häufig auf die Barrikaden. Der Kampf galt dem System der Standesschule, das in Hamburg unleugbar sehr ausgeprägt war. Innerhalb dieses Systems erregten besonders die Vorschulen den Zorn der Kämpfer. Fast jedes Jahr wurde eine neue Realschule eingerichtet, der die Vorschule als Grundstufe diente. Nur in den Arbeitervierteln Rothenburgsort und Hammerbrook verzichtete man darauf. Nun stand zwar die Realschule im Prinzip auch begabten Volksschülern offen, aber diese waren beim Übertritt den Vorschülern gegenüber im Nachteil.

In der dreijährigen Vorschule lernten die Jungen aus gut situierten Familien schneller und gründlicher als die kleinen Volksschüler in vier Jahren. Allein das Sprachniveau machte einen bedeutenden Unterschied aus. Der Volksschüler schleppte noch lange an der Last ungenügender Vorbildung in jeder weiterführenden Schule, wenn er nicht überhaupt versagte. Erbittert behaupteten die Sozialdemokraten, dass der Staat die Standesschulen fördere. Wer genug Geld habe, könne sein Kind in die Vorschule schicken und ihm den Start erleichtern.

Abschaffung der Vorschulen und Zwang zum allgemeinen Besuch der Volksschulen auf der Unterstufe stand also auf dem Programm der Sozialdemokraten. Dieses später in Hamburg eingeführte System galt damals als krasse Utopie“,¹⁰⁴⁾ schreibt Edith

Oppens in ihrem Buch über „Hamburg zu Kaisers Zeiten“.

Und der Historiker Volker Ulrich erklärt: „Tatsächlich hatten Senat und konservative Bürgerschaftsmehrheit sich vor 1914 konsequent gegen alle schulpolitischen Neuerungen gesperrt. Erst als sich im Laufe des Krieges die innenpolitischen Spannungen verschärften, als das Wetterleuchten der russischen Revolution deutliche Warnzeichen setzte, entschlossen sich die Regierenden in der Hansestadt, nicht nur die Reform des Klassenwahlrechts in Angriff zu nehmen, sondern auch auf schulpolischem Gebiet einige Konzessionen zu machen. Deutlich erkennbar stand dahinter die Absicht, das sich radikalisierte Protestpotenzial in der Bevölkerung rechtzeitig zu kanalisieren, um eine revolutionäre Zuspitzung nach russischem Muster zu verhindern. Im März 1918 legte der Senat der Bürgerschaft ein neues Unterrichtsgesetz vor, das einige schulorganisatorische Verbesserungen vorsah, am Prinzip der ‚Standeschule‘ indes nicht rüttelte. Erst Ende Oktober 1918 erklärte der Senat in einer Mitteilung an die Bürgerschaft seine Bereitschaft, die staatlichen Vorschulen für das höhere Schulwesen aufzuheben und an den Volksschulen Schulgeld- und Lernmittelfreiheit einzuführen. Doch war diese Ankündigung allzu deutlich durch den Zwang der – wie der Senat selbst sagte – ‚veränderten Zeitverhältnisse‘ diktiert, als dass sie noch größeren Eindruck hätte machen können.“¹⁰⁵⁾

Als 1918 die Novemberrevolution ausbrach, berief der Arbeiter- und Soldatenrat einen „Aktionsausschuss“ der Lehrer, der in Verbindung mit dem Arbeiter- und Soldatenrat die Schulreform verwirklichen sollte. Am 23. November lagen die Beschlüsse des Lehrerrats zur Schulreform vor und umfassten die Punkte: „1. ‚Maßnahmen für den Übergang zur Einheitsschule‘; 2. ‚Selbstverwaltung‘ und 3. ‚Religionsunterricht‘“.¹⁰⁶⁾

In der Zwischenzeit hatte der Arbeiter- und Soldatenrat nach Verhandlungen mit Rats- und Senatsvertretern entschieden, dass „unbeschadet der Ausübung der politischen Gewalt durch den Arbeiter- und Soldatenrat“ Senat und Bürgerschaft in ihre Funktionen

104 Edith Oppens: Hamburg zu Kaisers Zeiten. Hamburg 1976, S. 95.

105 Volker Ulrich: Arbeiter- und Soldatenrat und Schulreform 1918/19. In: Hans-Peter de Lorent (Hrsg.): „Der

Traum von der freien Schule“: Schule und Schulpolitik in der Weimarer Republik. Hamburg 1988, S. 11.

106 Volker Ulrich, a. a. O.; S. 15.

als kommunale Verwaltungskörperschaften wieder eingesetzt [werden]. Gegen ihre Beschlüsse stand dem Arbeiter- und Soldatenrat ein Vetorecht zu. Außerdem entsandte er Vertreter als ‚Beigeordnete‘ in Senat und Finanzdeputation, die dort eine Kontrolltätigkeit ausüben sollten. Dieses Arrangement stellte faktisch eine Machtverschiebung zugunsten der Träger des alten Regimes dar. Da der Arbeiter- und Soldatenrat von seinem Vetorecht kaum Gebrauch machte, konnten Senat und Bürgerschaft ihre bisherige Arbeit ohne größere Störung weiterführen.“¹⁰⁷⁾

Um die Verwaltungsbehörden wirksam zu kontrollieren, hätten die Vertreterinnen und Vertreter, die in den vom Arbeiter- und Soldatenrat ins Leben gerufenen Kommissionen saßen, über Fachkompetenz verfügen müssen. Doch der Arbeiter- und Soldatenrat hatte kaum fachkompetente Mitstreiterinnen und Mitstreiter. In die Kommission für Unterrichts- und Bildungswesen mit Sitz in der Oberschulbehörde in der Dammtorstraße wurden zwei Vertreter der Linksradi- kalen, Dr. Carl Eulert und Erna Halbe, sowie Jacob Rieper (USPD) gewählt. Alle drei hatten wenig Kenntnis von Verwaltungsabläufen und auch keine praktische Erfahrungen in der Schulpolitik. Und so gelang es der Oberschulbehörde, sich weitgehend den vom Arbeiter- und Soldatenrat geforderten Reformen zu

entziehen. Dazu wandte sie folgende Taktik an: Forderungen des Arbeiter- und Soldatenrates, die der Behörde nicht wichtig erschienen und die das bestehende Schulsystem in seinen „Grundfesten“ nicht antasteten, wurden befolgt, tief greifende Veränderungen dagegen verzögert, hinausgeschoben oder nicht bearbeitet. Das sah im Folgenden so aus: „Was die Frage der Einheitsschule betraf, beschloss die Behörde, sich ‚grundsätzlich auf den Boden der zur Beratung stehenden Forderungen‘ zu stellen und das Schulratskollegium zu beauftragen, den Übergang vorzubereiten und zu prüfen, welche Maßnahmen bereits zum neuen Schuljahr in Kraft treten könnten. Auch der ‚Forderung der Selbstverwaltung‘ stimmte die Behörde grundsätzlich zu. So erklärte sie sich sofort damit einverstanden, bis zum 15. Dezember 1918 an allen staatlichen Schulen Hamburgs Elternräte zu bilden, die sich aus jeweils neun Vertretern der Eltern und drei Mitgliedern des Lehrerkollegiums zusammensetzen sollten. Eine entsprechende Anweisung – allerdings mit dem Zusatz des Schulrats Umlauf, dass der Schulleiter befinden müsse – erging bereits am 29. November an alle Schulleitungen. Derjenige Teil der Lehrerrats-Beschlüsse zur Selbstverwaltung, der nach Ansicht der Behörde tief greifend in den ‚Schulorganismus‘ einschneit – etwa die

Erna Halbe, geb. Demuth, in zweiter Ehe verheiratete Lang, (30.6.1892–1983), war das einzige weibliche Mitglied der Exekutive des Arbeiter- und Soldatenrats und wurde in die Kommission gewählt, deren Aufgabe es war, die Arbeit der Verwaltungsbehörden zu kontrollieren. Erna Halbe äußerte sich in späteren Jahren zu den damaligen Handlungsmöglichkeiten des Arbeiter- und Soldatenrates: „Der Exekutive des Arbeiterrates gehörten achtzehn Betriebsdelegierte und jeweils drei Vertreter der SPD, USPD, der Linksradi- kalen und des Gewerkschaftskartells an. Ich war die einzige Frau. Wir arbeiteten eng mit dem Soldatenrat zusammen. Unser Präsidium und deren so genannter ‚Siebener Ausschuß‘ bildeten den Arbeiter- und Soldatenrat von Groß-

Hamburg. Vorsitzender war Heinrich Laufenberg [1872–1932], der zu uns Linksradi- kalen gehörte. (...) Wir haben zwar die Bürgerschaft abgesetzt, aber letztlich mußten wir deren Verwaltungstätigkeit zulassen. Wir mußten ja dafür sorgen, daß alles weiter lief. Das Hauptproblem war die Nahrungsmittelversorgung. (...) Wir haben Tag und Nacht gegessen und beraten, was machen wir (...). Wir hofften auf eine richtige Revolution. Alles sollte anders, gerechter werden. (...) Ich habe vor allem sozialpolitische Fragen beantwortet.“¹⁰⁸⁾

Den Weg zur Politik hatte Erna Halbe über ihr Elternhaus gefunden. Ihr Vater, ein Kürschner, und ihre beiden älteren Brüder gehörten der SPD an, und so trat Erna Halbe 1910 ebenfalls dieser Partei

¹⁰⁷ Volker Ulrich, a. a. O., S. 14.

¹⁰⁸ Zit. nach: Karen Hagemann, Jan Kolossa: Gleiche Rechte, gleiche Pflichten. Hamburg 1990, S. 48.

Frage der Kompetenzen des neu zu bildenden Schulvorstands oder die Vorschläge zur Schulleiterwahl –, wurden zur Beratung einer Kommission überwiesen (...).“¹⁰⁹⁾

Mit diesem Vorgehen hatte die Schulbehörde Zeit gewonnen. Hinzu kam, dass die Beschlüsse des Lehrerrates inzwischen innerhalb der Lehrerschaft auf Kritik stießen, besonders in den Punkten, in denen es um die Machtbeschneidung der Gymnasialdirektoren ging, denn diese sollten nur noch auf Zeit (drei Jahre) gewählt werden und nicht mehr Vorgesetzte sein, sondern *primus inter pares*.

Die Schulkommission des Arbeiter- und Soldatenrats unternahm nichts gegen die Verzögerungstaktik der Schulbehörde, und auch den Arbeiter- und Soldatenrat interessierten kaum die Fragen der Selbstverwaltung in den Schulen. Er hatte ganz andere Sorgen, denn zwischen den drei Arbeiterparteien im Arbeiter- und Soldatenrat kam es zu kontroversen Vorstellungen über den Fortgang der Revolution.

Dass der Lehrerrat dennoch Durchsetzungskraft haben konnte und seine Forderungen auch gegen den Willen der Schulbehörde durchsetzbar waren, vorausgesetzt alle Ratsfraktionen des Arbeiter- und Soldatenrates waren sich einig und sahen die Sache als wichtig an, zeigt die Forderung des Lehrerrates

nach Abschaffung des Religionsunterrichts. Obwohl die Schulbehörde am 28. November 1918 beschlossen hatte, den Religionsunterricht nicht abzuschaffen und dies in einem Rundschreiben den Schulleitungen mitteilen wollte, untersagte Eulert am 7. Dezember „die Absendung des Schreibens“¹¹⁰⁾ und brachte am selben Tag einen Antrag in die Sitzung der Ratsexekutive zur Abschaffung des Religionsunterrichtes zum 1. Januar 1919 ein, der einstimmig angenommen wurde.

Von Seiten der Kirchen und vieler Elternräte der höheren Schulen folgten heftige Proteste. Die Schulbehörde aber leitete den Beschluss des Arbeiter- und Soldatenrates an die Schulleitungen weiter. „Dem Verlangen der Elternräte, beim Arbeiter- und Soldatenrat für die Wiedereinführung des Religionsunterrichts einzutreten, widersetzte sich die Oberschulbehörde, zugleich aber befürwortete sie, dass Schulräume für privaten Religionsunterricht zur Verfügung gestellt und Lehrkräfte auf freiwilliger Basis dafür angeworben wurden. Im Ergebnis lief diese Politik darauf hinaus, zwar die Position des Arbeiter- und Soldatenrats formell anzuerkennen, sie aber faktisch zu unterlaufen.“¹¹¹⁾

Der Machtverlust des Arbeiter- und Soldatenrates zeichnete sich immer mehr ab. Der Reichsrätekon-

bei. 1913 heiratete die Kindergärtnerin einen Handlungsgehilfen, der auch SPD-Mitglied war. Drei Jahre später, Erna Halbe war nun Hausfrau und Mutter einer zweijährigen Tochter, wurde sie aus der Partei ausgeschlossen, weil sie sich gegen die Bewilligung der Kriegskredite ausgesprochen hatte. Sofort schloss sie sich den Hamburger Linksradiكالen an und gehörte zu deren Gründungsmitgliedern. Zusammen mit anderen Gesinnungsgenossinnen und -genossen druckte und verteilte Erna Halbe Antikriegs-Flugblätter. 1917 wurde sie deshalb wegen „staatsgefährdender Tätigkeit“ und 1918 wegen „Landesverrats“ verhaftet und zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Mit Beginn der Novemberrevolution im Jahre 1918 wurde Erna Halbe, deren Mann im selben Jahr

als Soldat gefallen war, aus der Haft entlassen. Sofort beteiligte sie sich an der Revolution, trat 1919 der KPD bei und wurde 1921 hauptamtliche Frauensekretärin der KPD und Abgeordnete der Hamburgischen Bürgerschaft. 1922 übernahm sie die politische Leitung des KDP-Bezirks Magdeburg, wurde 1924 Reichsfrauenleiterin der KPD und 1929 aus der KPD ausgeschlossen. Sie trat zur SAP (Sozialistische Arbeiterpartei) über, ging nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in die Illegalität und emigrierte 1934. 1950 kehrte Erna Halbe nach Deutschland zurück und war von nun an für die SPD politisch tätig.

109 Volker Ulrich, a. a. O., S. 16.

110 Volker Ulrich, a. a. O., S. 17.

111 Volker Ulrich, a. a. O., S. 18.

gress in Berlin am 18. Dezember 1918 entmachtete schließlich durch seinen Beschluss, im Januar 1919 Wahlen für die Nationalversammlung einzuberufen, die Arbeiter- und Soldatenräte. Auch in Hamburg forderte die SPD-Parteileitung den Arbeiter- und Soldatenrat zu Neuwahlen auf.

Kurz vor den Neuwahlen zur Hamburgischen Bürgerschaft gab es noch einmal Bewegung in Sachen „Selbstverwaltung in den Schulen“: So gab es eine Reform in Bezug auf die Schulleiterwahlen. Volker Ulrich beschreibt diesen Vorgang ausführlich in seinem Aufsatz über den „Arbeiter- und Soldatenrat und die Schulreform 1918/19“.

„Nach der Beendigung der Räterepublik und der Übernahme des Senats durch eine sozialdemokratisch-linksliberale Mehrheit wurden am 16.5.1919 das Einheitsschulgesetz und am 12.4.1920 das Gesetz über die Selbstverwaltung der Schulen beschlossen“,¹¹² schreibt Reiner Lehberger in seinem Buch „Schule in Hamburg“.

In diesem Gesetz über die Selbstverwaltung der Schulen wurde die Reform vom April 1919 im Wesentlichen übernommen. „Ein anderer Beschluss des Arbeiter- und Soldatenrats – die Aufhebung des Religionsunterrichts – wurde durch Entscheidung des Reichsgerichts vom November 1920 als mit Art. 149 der Reichsverfassung nicht im Einklang stehend erkannt. Auf Anweisung des Senats ordnete die Oberschulbehörde am 16. Dezember 1920 die Wiedereinführung des Religionsunterrichts an den öffentlichen Schulen Hamburgs an.“¹¹³

„Das neue Einheitsschulgesetz ordnete die sukzessive Aufhebung der staatlichen Vorschulen (die privaten Vorschulen wurden endgültig erst 1937 aufgelöst) und den Fortfall des Schulgeldes für die Volksschulen an. Eine Fortführung und Bestätigung fand das Einheitsschulgesetz durch das Reichsgrundschulgesetz vom 28.4.1920. Im Kern wurde durch diese Gesetze zum ersten Mal in der deutschen Bildungsgeschichte eine für alle verbindliche allgemeine vierjährige Grundschule eingeführt.“¹¹⁴

Eine Errungenschaft der Schulverwaltung in der Weimarer Republik war das Ausleseverfahren. „Durch Ausleseausschüsse ausgewählt und im ge-

samten Stadtgebiet vereinheitlicht, konnten nun alle befähigten VolksschülerInnen auf die höheren Schulen wechseln. Das Schulgeld wurde nach dem Einkommen der Eltern gestaffelt.“¹¹⁵

1920 wurde „als Fördermaßnahme für begabte Volksschülerinnen und -schüler (...) als Erste im Reich eine Aufbauschule in Hamburg eingerichtet. Nach der 8. Volksschulklasse konnte man hier, und zwar Jungen wie Mädchen, in sechs Schuljahren das Abitur machen.“¹¹⁶

Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde auch die Hamburger Schulbehörde NS-geführt. Sie hatte durch Erlasse und Verordnungen zu erreichen, dass die „gesamte Schularbeit mit der nationalsozialistischen Weltanschauung“ durchdrungen werde.¹¹⁷

Die jüdischen Lehrerinnen und Lehrer sowie „große Teile des demokratisch und sozialistisch eingestellten Flügels der Hamburger Lehrerschaft“ wurden entlassen.¹¹⁸

Die Schulverwaltung in der Schulbehörde an der Dammtorstraße „beseitigte die demokratischen Errungenschaften der Weimarer Republik wie Selbstverwaltung und Elternmitsprache. Die nun von der Schulbehörde eingesetzten Schulleiter hatten gegenüber dem Kollegium uneingeschränkte Verfügungsgewalt und wurden damit zu sogenannten ‚Führern‘ ihrer Schulen.“¹¹⁹

Nicht nur „unliebsame“ Lehrerinnen und Lehrer waren der NS-geführten Schulbehörde ein Dorn im Auge, auch die noch zur Schule gehenden Swing Kids hatten von der Schulbehörde viel zu befürchten. Während sich z. B. Swing Kids schräg gegenüber der Schulbehörde im „Waterloo-Theater“ (siehe S. 32) amerikanische Filme ansahen, saß in der Schulbehörde ein Oberschulrat für das Höhere Schulwesen mit Namen Albert Henze (1900–1994), der eine wichtige Rolle in der Bekämpfung der Swing Kids in Hamburg spielte. „Henze sorgte für die reibungslose Zusammenarbeit zwischen Schule, Schulverwaltung und Gestapo. Swing Kids mussten von ihren Schulleitern gemeldet werden, die dann, für sie überraschend, von der Gestapo abgeholt wurden. (...) Ab Dezember 1941 begannen Hamburger

112 Reiner Lehberger: Schule in Hamburg. Ein Führer durch Aufbau und Geschichte des Hamburger Schulwesens. Hamburg 2006, S. 111.

113 Volker Ulrich, a. a. O., S. 23.

114 Reiner Lehberger, a. a. O., S. 111.

115 Reiner Lehberger, a. a. O., S. 113.

116 Reiner Lehberger, a. a. O., S. 114.

117 Reiner Lehberger, a. a. O., S. 119.

118 Reiner Lehberger, a. a. O., S. 120.

119 Reiner Lehberger, a. a. O., S. 120f.

Schulleiter, Schüler als Swing Kids bei der Schulverwaltung zu melden, was die sofortige Verhaftung durch die Gestapo zur Folge hatte.“¹²⁰⁾

Die ersten Verhaftungen der Swing Kids begannen 1940. Rund 400 Jugendliche kamen per „Schutzhaftbefehl“ ins Gestapogefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel. „Nach dem Gesetz musste nach drei Wochen entschieden werden, ob der betreffende Jugendliche entlassen oder ins KZ überführt wird. (...) Ungefähr 70 Swing Kids kamen in Konzentrationslager.“¹²¹⁾ Die Swing Kids kamen in die „Jugendschutzlager“ Moringen (männliche Jugendliche) und Uckermark (weibliche Jugendliche).

„Gegen Albert Henze fand nach dem Zweiten Weltkrieg ein Spruchgerichtsverfahren ‚wegen Zugehörigkeit zum politischen Führerkorps‘ statt. Jedoch nicht zur Sprache kam darin Henzes führende Rolle bei der Verhaftung von Swing Kids durch die Gestapo. Das Verfahren fand in Bielefeld statt, die Richter hatten Informationen zu Henzes Tätigkeit in der Schulverwaltung angefordert, doch keine Hinweise auf die schlimme Rolle, die dieser Mann spielte, erhalten oder erhalten sollen. (...) Henze wurde 1948 zu einer Geldstrafe von 1200,- Mark verurteilt, die durch die Untersuchungshaft als verbüßt galt.“¹²²⁾ Von 1952 bis 1975 arbeitete er dann als Lehrer für Deutsch, Geschichte und Sport an der Lübecker Oberschule am Dom.

Nach dem Zweiten Weltkrieg führte die britische Militärregierung die „Re-education“ ein, das heißt die Umerziehung zu Demokraten. Ausdruck der Demokratisierung war die Schulreform von 1949. Reiner Lehberger fasst sie in seinem Buch zusammen: „Zunächst einmal wurde das Hamburger Schulwesen in einem einheitlichen System der sogenannten ‚Allgemeinen Volksschule‘ zusammengeführt. Die nominelle Aufteilung in Volks- und höhere Schulbildung war damit aufgehoben.

Als Unterbau der Volksschule galt die sechsjährige Grundschule. Danach schloss sich ein nach drei Begabungsrichtungen und nach Schulzeitdauer differenziertes Oberstufensystem an. Die ‚Praktische Oberschule‘ mit drei Jahrgängen, die Technische Oberschule mit vier Jahrgängen und die Wissen-

schaftliche Oberschule (mit mathematischem, neu- und altsprachlichem Zweig) mit sieben Jahrgängen. Die allgemeine Schulpflicht war auf neun Klassen erweitert, bis zum Abitur führten 13 Schuljahre.

Für alle Schüler bestand Lehrmittelfreiheit, bis 1957 sollte Schulgeldfreiheit auch für höhere Schulen eingeführt werden. Auch wurde die Einführung der Koedukation als Ziel genannt.“¹²³⁾

Dieses neue Schulgesetz wurde am 16. Oktober 1949 mit den Stimmen von SPD und KPD verabschiedet, „dessen Kernpunkt die Einführung der sechsjährigen statt der bislang vierjährigen Grundschule war. Vor der Abstimmung verließen die Fraktionen der CDU und der FDP demonstrativ den Plenarsaal, um gegen die neuen Regelungen zu protestieren. Schulsenator Heinrich Landahl (SPD) [1895–1971] hatte die verlängerte Grundschule mit dem Argument begründet, Lehrer und Eltern könnten erst am Ende des sechsten Grundschuljahres verlässlich darüber entscheiden, ob und welcher Oberschultyp für das jeweilige Kind der richtige sei. Viele Eltern sahen darin jedoch eine staatliche Bevormundung und befürchteten schwerwiegende schulische Nachteile für ihr Kind, wenn zwei Oberschuljahre auf diesem Wege verloren gingen“, schreiben Uwe Bahnsen und Kerstin von Stürmer in ihrem Buch „Die Stadt, die auferstand. Hamburgs Wiederaufbau 1948–1960“.¹²⁴⁾ Auch die Vertreter der „Universität sahen in der sechsjährigen Grundschule eine Minderung schulischer Leistung und eine grundlegende Gefährdung der Qualität von Gymnasium und Universität“.¹²⁵⁾

Als 1953 der Hamburg-Block (Zusammenschluss von CDU, FDP, DP, BHE) die Wahl gewann, „wurde die Schulreform in den folgenden Jahren zurückgenommen.

Die in Hamburg durch die Wahl von 1953 bewirkte Rückkehr zum alten dreigliedrigen Schulsystem wurde bundesweit 1955 durch das Düsseldorfer Abkommen der ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder (KMK) bestätigt. Festgeschrieben wurde das dreigliedrige System mit Volks-, Mittelschule und Gymnasium. (...) Als nach den Bürgerschaftswahlen von 1957 die SPD erneut den Senat stellen konnte, blieb die Struktur des Schulsystem unangetastet.“¹²⁶⁾

120 Jörg Ueberall: Swing Kids. Berlin 2004, S. 70 ff.

121 Jörg Ueberall, a. a. O., S. 77.

122 Jörg Ueberall, a. a. O., S. 101.

123 Reiner Lehberger, a. a. O., S. 129.

124 Uwe Bahnsen, Kerstin von Stürmer: Die Stadt, die auferstand. Hamburgs Wiederaufbau 1948–1960. Hamburg 2005, S. 44.

125 Reiner Lehberger, a. a. O., S. 129.

126 Reiner Lehberger, a. a. O., S. 130.

1968/69 wurde die Gesamtschule eingeführt. „Als Begründungen wurden die bessere Ausschöpfung der Bildungsreserven („Demokratische Leistungsschule“) sowie der Abbau von Bildungsbarrieren („Chancengleichheit“) benannt.“¹²⁷⁾

Ein Jahr bevor die Schulbehörde ihre Räumlichkeiten in der Dammtorstraße verließ, um in der Hamburger Straße ihr neues Domizil aufzuschlagen, wurde an Hamburgs Schulen die Prügelstrafe abgeschafft. Der Journalist Uwe Bahnsen schrieb dazu in einem Artikel in der „Welt am Sonntag“ vom 15. März 2009: „Zum 1. April 1969 sorgte der damalige Hamburger Schulsenator Wilhelm Drexelius (SPD) [1906–1974] mit einer Dienstanweisung zum Verbot der Prügelstrafe für Klarheit und damit auch für Rechtssicherheit in den Schulen. Immer wieder hatten sich Pädagogen vor Gericht verantworten müssen, weil sie gegen renitente Schüler handgreiflich vorgegangen waren. Ab sofort waren körperliche Züchtigungen grundsätzlich tabu, der Rohrstock wurde aus den Klassenzimmern verbannt. Es waren im Wesentlichen drei Grundsätze, die nun gelten sollten: Die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Schule war eine pädagogische Aufgabe. Auf die körperliche Züchtigung sollte jeder Lehrer verzichten. Verboten waren überdies alle Maßnahmen, die die

körperliche oder seelische Gesundheit schädigen konnten oder das Anstandsgefühl verletzen.“¹²⁸⁾ Zehn Jahre zuvor hatte Drexelius' Amtsvorgänger Schulsenator Heinrich Landahl, eine Dienstanweisung erlassen, in der die körperliche Züchtigung erlaubt sei, wenn alle anderen Bemühungen nicht fruchten würden. Verboten waren auch damals: gesundheitsschädigende Prügel, Züchtigung von Mädchen, Schläge für Jungen im 1. und 2. Schuljahr und nach Vollendung des 15. Lebensjahres, Ohrfeigen und Schläge an den Kopf. Für die Züchtigung standen den Lehrerinnen und Lehrern amtlich genehmigte und von der Schulbehörde gelieferte Rohrstöcke zur Verfügung, gegen deren Anwendung Ärzte keine Bedenken hatten.

Diese Dienstanweisung hatte damals in der Bevölkerung und sogar in der Auslandspresse heftige Wellen geschlagen. Uwe Bahnsen schreibt dazu weiter: „Als Schulsenator Wilhelm Drexelius (...) das Ende der Züchtigung verkündete, entsprach er damit nicht nur seiner eigenen Überzeugung. Er trug auch dem Zeitgeist Rechnung, denn die 68er-Bewegung hatte sich der ‚Demokratisierung‘ der Schulen verschrieben, und natürlich war die Prügelstrafe damit gänzlich unvereinbar.“¹²⁹⁾

22. STATION

Dammtorstraße 20

Stolperstein für Hans Westermann (NS-Zeit)

In diesem Haus wohnte in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts der in der NS-Zeit mehrmals verhaftete und im KZ Fuhlsbüttel erschlagene Hans Westermann (17.7.1890–16.3.1935 KZ Fuhlsbüttel). 1910 in die SPD eingetreten, gehörte er zu deren linken Flügel. 1914 wurde Hans Westermann zur Marine eingezogen. Zwei Jahre später lernte er die damals siebzehnjährige Stenotypistin Käthe Latzke (1899–1945 KZ Ravensbrück) kennen. Sie wurden Lebensgefährten. Der Kriegsgegner Hans Westermann, der

in dem Hamburger Bekleidungsgeschäft Ladage & Oelke arbeitete, fühlte sich der USPD und dem Spartakusbund verbunden. 1919 trat er der KPD bei und wurde 1921 in Hamburg hauptamtlicher Parteisekretär. Sein Tätigkeitsschwerpunkt lag in der Betriebsrätearbeit. „1925 wurde Westermann kurzfristig aus der Partei ausgeschlossen, weil er sich aus taktischen Gründen (der Verhinderung der Wahl des Reichskandidaten Hindenburgs [1847–1934]) bei der Reichspräsidentenwahl 1925 im zweiten Wahlgang für den Verzicht auf die Kandidatur Ernst Thälmanns [1886–1944 KZ Buchenwald] zugunsten des Sozialdemokraten Otto Braun [1872–1955] ausgesprochen hatte. Nach der Absetzung der ultralinken Führung um Ruth Fischer [1895–1961] und Arkadi Maslow [1891–1941] wurde er wieder in die Partei aufge-

127 Reiner Lehberger, a. a. O., S. 131.

128 Uwe Bahnsen in einem Artikel in der „Welt am Sonntag“ vom 15.3.2009.

129 ebenda.



Vor dem Haus Dammtorstraße 20 liegt ein Stolperstein für Hans Westermann. PHOTO: MARINA BRUSE

nommen und 1927 in die Bezirksleitung der KPD und wenig später in die Hamburger Bürgerschaft gewählt. Der in der KPD als Gewerkschaftsexperte geltende Westermann zählte innerparteilich zur Strömung der Versöhnler und nahm gegen die Verschärfung des erneuten ultralinken und verbalradikalen Kurses der Parteiführung um Ernst Thälmann vor allem in Bezug auf die Gewerkschaftspolitik und die damit verknüpfte Forcierung der RGO-Politik Stellung. Auch zählte Westermann parteiintern zu denjenigen, welche sich für eine engere und solidarischere Zusammenarbeit mit der SPD einsetzten. Aus diesen Gründen wurde er gemeinsam mit seinen Fraktionskollegen Heinrich Stahmer [1897–1958] und Albert Sanneck [1901–1988] 1930 aus der KPD ausgeschlossen.¹³⁰⁾

Westermann legte sein Abgeordnetenmandat nieder und gründete mit seiner Lebensgefährtin Käthe Latzke eine unabhängige Gruppe, die keinen Namen erhielt, aber allgemein „Versöhnlerorganisation“ bzw. „Westermann-Gruppe“ genannt wurde.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten ging diese Gruppe in die Illegalität und betrieb besonders in der Betriebsarbeit unter Hafen- und Werftarbeitern sowie bei Angestellten Widerstandstätigkeit. Von Juni 1933 bis August 1934 war Hans Westermann inhaftiert. Danach „hielt er Kontakt zu anderen ‚Versöhnlergruppen‘ innerhalb und außerhalb der KPD, so zum Komitee für Proletarische Einheit um Eduard Wald [1905–1978]. Gleichzeitig verbesserten sich seine Beziehungen zur KPD, in welche er und seine Gruppe Anfang 1935 wieder aufgenommen wurde. Nachdem er mit der Reorganisation der durch Repressionsschläge seitens der Gestapo geschwächten Hamburger Parteiorganisation begonnen hatte, wurde er nach kurzer Zeit gemeinsam mit mehreren Gruppenmitgliedern in der Nacht vom 5. zum 6. März verhaftet“¹³¹⁾ und ins KZ Fuhlsbüttel gebracht. Hans Westermann hatte schwerste Folterungen zu ertragen. Zehn Tage nach seiner Einlieferung ins KZ Fuhlsbüttel starb er an den Folgen der ihm zugefügten Misshandlungen. Sein Leichnam wurde eingäschert und 1935 auf dem Ohlsdorfer Friedhof beigesetzt. Anfang der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde seine Urne in den „Ehrenhain Hamburger Widerstandskämpfer“ auf dem Ohlsdorfer Friedhof umgebettet.

Käthe Latzke wurde 1944 ins KZ Ravensbrück verbracht und kam dort am 31. März 1945 ums Leben.

23. STATION

Dammtorstraße/Riemanns Platz

(alte Standortbezeichnung)

„Taubstummenanstalt für Hamburg und das Hamburger Gebiet“ (Standort: 1827–1829)

Dicht am Haus Dammtorstraße 20 führte im 19. Jahrhundert ein Durchgang zum Riemanns Platz, eine rechteckige von einer Hinterhausbebauung umsäumte Fläche. Hier befand sich die „Taubstummenanstalt für Hamburg und das Hamburger Gebiet“.

130 <http://de.wikipedia.org/wiki/Hans-Westermann> (Stand: 7.11.2009.)

131 ebenda.



An der Dammtorstraße/Ecke Esplanade befand sich im 19. Jh. im rückwärtigen Teil „Riemann's Platz“ (Kasten). Kartenausschnitt von 1819, aus: Grundriss der Freien Stadt Hamburg, entworfen 1819 von E. F. Bernhardt. Hamburg 1939. STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG Kt H142

„Menschen, die als taubstumm galten, wurden jahrhundertlang für dumm gehalten“, schreibt die Historikerin Iris Groschek in ihrer Dissertation über die Hamburger Gehörlosenbildung¹³²⁾ und zitiert dazu den griechischen Philosophen Aristoteles (384–322 v. Chr.): „Wer nicht hören und nicht sprechen kann, kann auch nicht denken.“

Erst im Zuge der Aufklärung und des Aufbaus von Schulsystemen kam es auch zur Gründung von Schulen für Gehörlose. Die erste Schule solcher Art in Deutschland rief 1769 der Kantor und Lehrer Samuel Heinicke (1721–1790) im Küsterhaus der Eppendorfer Johanniskirche ins Leben.

Nach seinem Weggang aus Hamburg im Jahre 1778 „ruhte die institutionalisierte Taubstummenbildung in Hamburg fast 50 Jahre lang, bis im Mai 1823 eine Schrift mit dem Titel ‚Wünsche und Vorschläge zur Errichtung einer Taubstummenlehranstalt für Hamburg betreffend‘ erschien“.¹³³⁾ Der Verfasser war der Mediziner Dr. Heinrich Wilhelm Buek (1796–1879).

Buek gewann für seine Idee Spender, so den Hamburger Kaufmann Johann Heinrich Christian Behrmann (1775–1856), der auf seinen vielen Geschäftsreisen die Pariser Taubstummenanstalt kennen gelernt hatte. Im Laufe der Zeit baute sich ein Unter-

stützungskreis zur Errichtung einer Taubstummenanstalt auf, so dass am 28. Mai 1827 die Taubstummenanstalt an der Dammtorstraße auf dem Riemann's Platz eröffnet werden konnte.

Die gemieteten Räume zogen sich über zwei Stockwerke. In der oberen Etage befanden sich die Küche und die Kammer für die Lehrerin, in der unteren Etage waren zwei Unterrichtsräume.

Diese als milde Stiftung geführte Einrichtung beschäftigte für die anfangs dreizehn Mädchen und neun Jungen den gehörlosen Lehrer Daniel Heinrich Senß (1800–1865) und die Witwe Henriette Röhl als Handarbeitslehrerin und Hausmutter. Schulgeld brauchten nur diejenigen zahlen, die es sich finanziell leisten konnten. Der Unterricht dauerte täglich – außer sonntags – von 9 bis 15 Uhr, wobei zwischen 12 und 13 Uhr eine Erholungsstunde eingelegt wurde.

Ein Jahr nach der Schuleröffnung wurde ein zweiter Lehrer eingestellt, der fünfzehnjährige Friedrich Johann H. Gitza (1813–1897). Er unterrichtete die Fächer Schönschrift, Zeichnen und Rechnen.

Als immer mehr Kostgänger hinzukamen, so dass bald kein Platz mehr für deren Unterbringung zur Verfügung stand, wurde die Schule 1829 nach St. Georg verlegt.

Heute, so schreibt Iris Groschek, sind „junge Gehörlose (...) selbstbewusst geworden, kein Vergleich zum traditionellen Bild des Gehörlosen als dankbares Objekt der Fürsorge hörender Mitmenschen. Heute wollen Gehörlose nicht als Behinderte gesehen werden, sondern als Menschen mit einer anderen Sprache, der Gebärdensprache, die ebenso voll entwickelt und fähig ist, komplizierte Gedankengänge zu umschreiben wie jede andere als vollwertig anerkannte Sprache.“¹³⁴⁾

132 Iris Groschek: Unterwegs in eine Welt des Verstehens. Die Geschichte der Hamburger Gehörlosenbildung von 1769 bis 2000. Dissertation zur Erlangung der Würde des Doktors der Philo-

sophie des Fachbereiches Geschichtswissenschaft der Universität Hamburg. Hamburg 2004.

133 Iris Groschek, a. a. O., S. 48.

134 Iris Groschek, a. a. O., S. 15.

24. STATION

Stephansplatz

Benannt 1887 nach Heinrich von Stephan (1831–1897), dem Organisator des deutschen Postwesens.

Erste Ampel Deutschlands (1922); Öffentliche Toilette: Die Hamburger Spiegelaffäre (1973)

Die erste Ampel

1922 wurde am Stephansplatz die erste Ampel in Deutschland installiert.



Stephansplatz 1926/27. STAATSARCHIV HAMBURG

Öffentliche Toilette: Die Hamburger Spiegelaffäre

1973 wurden auf der Männertoilette der Öffentlichen Toilette am Stephansplatz Einwegspiegel eingebaut. Sieben Jahre später, am 30. Juni 1980, griff „eine Gruppe von sechs Schwulen und zwei Lesben (...) die Frage nach den Spiegeln in öffentlichen Toiletten auf. Seit Jahren kursierten Gerüchte, dass dahinter Polizisten saßen, um Männer bei der Anbahnung sexueller Handlungen an der Pissrinne zu beobachten. Personen, die in den Augen der Polizisten durch entsprechendes auffälliges Verhalten auffielen, erhielten eine schriftliche Verwarnung. Bei erneutem Betreten der Toilette drohte ihnen Hausverbot, und beim Verstoß würden sie wegen Hausfriedensbruchs angezeigt. Corny Littmann [geb. 1951]: ‚Davon hatte niemand etwas gehört. Wir gingen auf Besichtigungstour, am Stephansplatz und am Spielbudenplatz wurden wir fündig. Wir setzten uns in Pauline Courages Kneipe in der Kastanienallee zusammen, um das weitere Vorgehen zu besprechen. Pauline gab uns einen Hammer, mit dem wir reihum versuchten, das dicke Sicherheitsglas in der Klappe am Spielbudenplatz einzuschlagen. Es ging nicht. Dann kamen die Bullen, und zwei oder drei von uns wur-

den festgenommen und wegen Sachbeschädigung angezeigt. Noch in der Nacht schrieben wir ein Flugblatt, um die Szene zu informieren und unsere Fragen an Politiker und Behörden zu stellen.¹³⁵⁾ Die ‚taz‘ und ‚Die Neue‘ berichteten zwei Tage später [am 2. Juli 1980] über die nächtliche Aktion. Damit war das Geheimnis um die Einwegspiegel gelüftet. In Anwesenheit von Fotografen nahm die Gruppe einen zweiten Anlauf am Jungfernstieg, um



Stephansplatz heute. PHOTO: MARINA BRUSE

135 Gespräch zwischen Bernhard Rosenkranz und Corny Littmann am 26.10.2004.



Die erste Stonewall-Demonstration in Hamburg 1980. „Bis 1969 war der von den Nationalsozialisten verschärfte § 175, der gleichgeschlechtliche Handlungen unter Strafe stellte, gültig. Erst 1998 wurde der Paragraph endgültig aus dem Strafgesetzbuch gestrichen.“ *BERNHARD ROSENKRANZ, GOTTFRIED LORENZ: HAMBURG AUF ANDEREN WEGEN. DIE GESCHICHTE DES SCHWULEN LEBENS DER HANSESTADT. HAMBURG 2005, S. 160. PHOTO: CHRIS LAMBERTSEN*

den Spiegel zu zerschlagen. Dieses Mal klappte es auf Anhieb. Hinter dem Spiegel kam ein rund vier bis fünf Quadratmeter großer Raum zum Vorschein. Corny Littmann: „Im Vorfeld waren wir uns einig, dass ich den Spiegel einschlagen sollte, weil ich als Bundestagskandidat der Grünen zwar keine Immunität, aber Popularität genoss, die mich vor einer Anzeige wegen Sachbeschädigung schützen konnte. Ich schlug also den Spiegel in Anwesenheit von geladenen Journalisten ein.“¹³⁶⁾

In den nächsten Tagen überschlugen sich die Medien mit Schlagzeilen über die Hamburger Spiegelaffäre. Wie drei Tage zuvor beim Polizeiüberfall¹³⁷⁾ war die öffentliche Meinung auf Seiten der Homosexuellen. Selbst in überregionalen und ausländischen Zeitungen wurde über die Hamburger ‚Peepshow der Bullen‘ berichtet. In der Szene löste die Affäre eine Welle der Empörung und Solidarität mit den

‚Bewegungsschwestern‘ aus. Auch zahlreiche ältere Homosexuelle brachen ihr Schweigen und erzählten von Toilettenverbotsscheinen, Razzien und demütigenden Polizeiverhören.

Unter öffentlichem Druck bemühten sich die Politiker um Schadensbegrenzung. Hamburgs Erster Bürgermeister Hans-Ulrich Klose [geb. 1937] erklärte, dass er von den Spiegeln nichts gewusst habe und sich dafür schäme. Innensenator Werner Staack [1933–2006] ordnete die sofortige Entfernung der Einwegspiegel an. Er bezeichnete die Einwegspiegel als ‚Relikte aus der Zeit der schärfsten Strafandrohungen für homosexuelle Handlungen‘.

Polizeisprecher Peter Kelling gestand die Existenz von Rosa Listen ein, welche zwei Tage vorher für ihn ‚längst abgehakt‘ waren. Das Fazit der Aktion: Die Freie und Hansestadt Hamburg hatte Homosexuelle auch noch nach der zweiten Reform des § 175 im Jahre 1973 bespitzelt! Im September 1979 hatte der Eingabeausschuss der Bürgerschaft eine Petition zur Beseitigung der Spiegel abgelehnt, und einen Monat später hatte die Bürgerschaft diese Entscheidung als ‚nicht abhilfefähig‘ gebilligt.¹³⁸⁾

Von 224 öffentlichen Toiletten im Hamburger Stadtgebiet waren zwischen 1964 und 1974 zehn mit Einwegspiegeln ausgestattet worden.“

Text mit freundlicher Genehmigung der Autoren aus: Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. 2. überarb. Aufl., Hamburg 2006, S. 163–164.

136 ebenda.

137 auf der ersten Stonewall-Demonstration

138 Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg, 9. Wahlperiode.

25. STATION

**Stephansplatz/
Dammtordamm**

Das 3. Dammtor (Standort:
1632–1817 abgebrochen; durch
Eisenporten ersetzt bis zur
Aufhebung der Torsperre 1861)

Anfang des 17. Jahrhunderts wurde das Dammtor (siehe dazu S. 227) im Zuge des Baus von Bastionsbefestigungen vom Alsterdamm nach Westen in den Bereich des heutigen Stephansplatzes verlegt. Der Grundstein für den Bau des dritten Dammtores wurde 1622 gelegt, die Fertigstellung erfolgte 1632. Das Tor wurde mit einer Zugbrücke geschlossen. Zwischen 1798 und 1861 waren die Hamburgerinnen und Hamburger durch die in dieser Zeit geltende Torsperre sehr eingeschränkt in ihrer Bewegungsfreiheit. Die Gründe für die Einrichtung einer Torsperre waren nach Ansicht des Rates: die verschärfte soziale Lage „nicht nur der armen, sondern auch der mittleren Bevölkerungsschichten“, die „Schutzmaßnahmen nunmehr dringend erforderlich“ machte. Aber auch der große Wohnungsmangel und die steigenden Mieten machten eine Kontrolle des



Das Dammtor im 17. Jh. Kartenausschnitt aus: *Hamburg/Urbi Incluytae Felicia Quaeque Precatur Civis Qui Editit Samuel König. [Hamburg] [ca. 1675]. STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG Ks 189/960: 2,3,321*

Verkehrs an den Stadtgrenzen – z. B. beim Zugang von Auswärtigen – dringend notwendig. Ein weiterer

Grund für die Einrichtung einer Torsperre war, dass an den Toren nicht nur der Personenverkehr kontrolliert, sondern gleich auch eine Abgabe (Akzise) auf Handelswaren erhoben werden konnte, wobei der Rat die „Höhe der Abgabe (...) dank einer entsprechenden Vollmacht der Bürgerschaft selber festsetzen“ konnte.¹³⁹⁾ Bis 1836 gab es des Nachts eine vollkommene Torsperre, das



1800: Das Dammtor von der Stadtseite mit Bürgerwache, morgens vom Walle abziehend. Litho. von Peter Suhr, aus: *Hamburgs Vergangenheit in bildlichen Darstellungen. Hamburg 1965. STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK KSS 1025/17:15*

139 Ernst Christian Schütt unter Mitarbeit von Norbert Fischer und Hanna Vollmer-Heitmann sowie Erik Verg: *Chronik Hamburg. 2. aktual. Aufl. Gütersloh, München 1997, S. 177.*

heißt, vom Einbruch der Dunkelheit (je nach Jahreszeit zwischen 16.00 und 21.30 Uhr) bis zum Morgenrauen (zwischen 5.00 und 7.00 Uhr) konnte niemand weder nach Hamburg herein noch aus Hamburg hinaus. Erst nach 1836 wurde die Torsperre des Nachts ein wenig gelockert, und man konnte nun das Dammtor gegen die Entrichtung eines Sperrgeldes auch nachts passieren.

1817 wurde das Dammtor abgebrochen und durch Eisenportale ersetzt, die flankiert waren durch jeweils ein Wach- und Akzisehäuschen. Endgültig aufgehoben wurde die Torsperre, die „den Verkehr mit den Vororten stark behindert“ (e), erst 1861 „im Zuge einer allgemein liberaleren Politik“.¹⁴⁰⁾ Die an den

Stadttoren zu entrichtende Akzise, eine Art Verbrauchssteuer, wurde jedoch weiterhin verlangt. Allerdings war deren Eintreibung bedingt durch die Öffnung der Tore nun schwieriger zu handhaben.

Drei Jahre nach Aufhebung der Torsperre wurde die „innerstädtische Verbrauchssteuer in eine indirekte Steuer umgewandelt und der Warencoll zum 1. Januar 1865 auf 0,25 % herabgesetzt. Trotz der Aufhebung der Torsperre, wo die Akzise kassiert wurde, wollte der Senat die Abgabe eigentlich beibehalten, um eine Erhöhung der direkten Steuern zu vermeiden. Jetzt wird neben der Umwandlung der Akzise auch die Erhebungsgrenze bis jenseits der Vororte verschoben“,¹⁴¹⁾ heißt es in der Chronik Hamburg.

Auszüge aus der „Wach-Ordnung für das Bürger-Militär der freyen Hansestadt Hamburg vom 15. März 1840“

§ 15. Thorsperre Die Schildwache, welche am Fuße des Walles im Dammtore steht, wird bei Eintritt der Sperre nach der diesseitigen Sperrbude geführt. (...)

§ 16. Anpflanzungen Es liegt den Schildwachen ob, in ihrem Bereiche das Fischen im Stadtgraben nicht zu dulden, jeder Beschädigung der Stadtleuchten und Anpflanzungen zu wehren, sie zu verhüten und die Uebertreter, zur weiteren Ueberlieferung an die Polizey-Behörde zu arretiren; jedoch dürfen in einem solchen besonderen Falle, die Schilderwachen sich nur höchstens 50 Schritte von ihrem Posten entfernen.

Grasen des Viehes Das Grasen des Viehes auf dem Wall darf nicht gestattet werden; es muß dasselbe im Vertretungsfalle angehalten und darüber der Polizey-Behörde berichtet werden. (...)

Baden Im Bezirke der Wachen und Schildwachen ist das Baden durchaus untersagt.

Schwäne Die zum allgemeinen Vergnügen in den verschiedenen Bassins sich befindenden Schwäne sind möglichst vor jeder Beunruhigung zu sichern.

§ 17. Wall-Passage Die Wallpassage ist eine Stunde nach Eintritt der Thorsperre bis zum Aufhören am Morgen auf dem Wall vom Millerthore bis zum Dammtore und auf dem Wege hinter der Esplanade verboten. Personen, welche nach der gesetzmäßigen Zeit den Wall zu passiren beabsichtigen, müssen auf der zunächst belegenen Treppe vom Walle sich hinunterbegeben.

Von der Esplanade bis zum Steinthore ist die Passage in den Sommermonaten überall bis Mitternacht gestattet, von Ende September bis zum 1. April jedoch nur auf den Fahrwegen und auf den neben denselben führenden Fußwegen erlaubt. (...)

§ 19. Unglücksfälle Bei sich ereignenden Unglücksfällen, darf man wohl mit Recht voraussetzen, daß die Mitglieder einer Wache sich der ihnen zu Gebote stehenden Hülfeleistungen nicht entziehen, und bei vorkommenden Fällen ihren hülfsbedürftigen Nächsten mit dem an der Wache sich befindenden Tragkorb, in so fern der Transport zulässig, fortschaffen werden. In jedem Fall muß der nächste Arzt oder Chirurgus herbeigerufen und dem Rathschirurgus Nachricht gegeben werden. (...)

¹⁴⁰ ebenda.

¹⁴¹ Ernst Christian Schütt, a. a. O., S. 255.

26. STATION

Stephansplatz 1

Gebäude der ehemaligen Oberpostdirektion/
Hauptpostamt (Postamt 36) und des ehemaligen
Telegraphenamtes (Standort seit 1887)

Noch heute steht am Stephansplatz das markante zwischen 1883 und 1887 unter Vereinfachung von Entwürfen von Julius Raschdorff (1823–1914) für die Reichspostverwaltung erbaute und bis 1929 entlang des Dammtorwalles mehrfach erweiterte Gebäude der ehemaligen Oberpostdirektion.

Das am 5. Februar 1887 eröffnete Gebäude besteht aus einem Komplex von drei hufeisenförmig aneinandergereihten Flügeln, die einen nach dem Dammtorwall offenen Hof umschließen.

Die kaiserliche Oberpostdirektion befand sich an der Dammtorstraße, das kaiserliche Telegraphenamt am Gorch-Fock-Wall (früher Ringstraße genannt). Zum Dammtorwall war die Fassade einfacher gehalten als an der Dammtorstraße und am Gorch-Fock-Wall. „Bekrönt ist [das Gebäude] mit allegorischen Gruppen, die Telegraphie und Telephonwesen sowie den Nutzen der Post für den Handel zu Lande und zur See feiern; der Eckturm trägt einen fliegenden Merkur (...)“, schreibt der Professor für Kunstgeschichte Hermann Hipp in seinem DuMont Reise-Kunstführer über Hamburg.¹⁴²⁾



Straßenfront des Gebäudes der ehemaligen Oberpostdirektion vom Dammtorwall gesehen. PHOTO: MARINA BRUSE

Das gesamte Gebäude hat eine Länge von rund 300 Metern und galt damals mit diesen Maßen als das größte Postgebäude des Deutschen Reiches.



Einer der Türme des Gebäudes der ehemaligen Oberpostdirektion, erbaut 1883/1887. PHOTO: ANDREA ORTH

Zum Bau war es gekommen, weil „die Begründung des Norddeutschen Bundes 1867, die Begründung des Deutschen Reiches 1871 und der Anschluss des Stadtstaates Hamburg an das Zollgebiet des Deutschen Reiches mit der Einrichtung eines Freihafens (Zollanschluss 1888) (...) für die Förderung der Hamburger Wirtschaft die allergünstigsten Wirkungen [gehabt hatte: So war es] (...) zu einer starken Zunahme der Einwohnerzahl von Hamburg und des Post- und Fernmeldeverkehrs [gekommen]. Die Postverwaltung suchte durch raschen Ausbau und durch Verbesserung der Post- und Fernmeldedienste den Forderungen des Verkehrs gerecht zu werden.“¹⁴³⁾ Dies sollte durch eine Vereinheitlichung des deutschen Postwesens geschehen, was bis zur Gründung des Deutschen Reichs im Jahre 1871 nicht gegeben war. So hatte Hamburg damals sieben nebeneinander bestehende Postverwaltungen. „Diejenigen hamburgischen Geschäftshäuser und Privatpersonen, die einen ausgedehnten Briefwechsel unterhielten, waren (...) genötigt, ihre Sendungen bei 7 verschie-

142 Hermann Hipp: Freie und Hansestadt Hamburg. DuMont Reise-Kunstführer. 2. Aufl. Köln 1990, S. 210.

143 Otto von Bismarck und das Hamburger Post- und Fernmeldewesen. In:

Postgeschichtliche Blätter Hamburg, Otto von Bismarck-Erinnerungsheft. Hamburg 1965, S. 27.

denen Postämtern aufzuliefern; 7 verschiedene Briefträger brachten ihnen täglich die Briefe, 7 andere die Pakete und Geldsendungen. Jedes Postamt verfuhr nach den bei seiner heimatlichen Verwaltung gültigen Gesetzen, Taxen und Dienstvorschriften. Unter diesen Verhältnissen war es von größter Tragweite für die Förderung der Verkehrsbelange, dass die Verfassung des Norddeutschen Bundes das Post- und Telegraphenwesen der dem Bunde angehörenden Staaten zu einheitlichen Verkehrseinrichtungen machte. (...) Mit der Einführung des Gesetzes über das Postwesen des Norddeutschen Bundes kamen die politischen Schranken für den Verkehr in Wegfall: Der Norddeutsche Bund wurde ein einziges großes Post- und Telegraphengebiet, das einige Jahre später mit der Gründung des Deutschen Reiches noch an Ausdehnung gewann.“¹⁴⁴⁾

Diese Vereinheitlichung bedeutete auch eine Zentralisierung (Zusammenlegung) von Verwaltungs- und Hauptbetriebsstellen. So sollten die Oberpostdirektion (gegründet 1873) und die Hauptbetriebsstellen (Postamt 1, Paketpostamt und Telegraphenamt) zusammen in einem Gebäude untergebracht

werden. Und so wurde zwischen 1883 und 1886 die Oberpostdirektion auf einem Grundstück zwischen Gorch-Fock-Wall und dem Dammtorwall errichtet. Der Platz vor dem Gebäude wurde nach dem Begründer der Deutschen Reichspost Heinrich von Stephan (1831–1897, wirklicher Geheimer Rat und Staatssekretär im kaiserlichen Reichspostamt), benannt.

Damals waren bei der Post in Hamburg 1250 Beamte und 1400 Unterbeamte, 66 Postillione und 102 Pferde beschäftigt.

In den Räumlichkeiten zur Dammtorstraße residierten die Oberpostdirektion, das Briefpostamt und die Ober-Postkasse. Außerdem gab es hier je eine Wohnung für den Oberpostdirektor und den Vorsteher des Fahrtpostamtes. Das Briefpostamt nahm fast das gesamte Erdgeschoss ein, dessen Mittelpunkt die in den vorderen Lichthof eingebaute Schalterhalle war. Zu dieser gelangte man durch ein großes Portal an der Dammtorstraße und durch ein Festibül, in dem Bildnisse vom damaligen Reichskanzler Otto von Bismarck (1815–1898) und von Heinrich von Stephan in Terrakotta zu bewundern waren. Eine



Der Telegraphensaal, aus: 100 Jahre Oberpostdirektion. Hamburg 1973, S. 94

144 Otto von Bismarck und das Hamburger Post- und Fernmeldewesen, a. a. O., S. 28.

dreiarmige Treppe führte vom Festibül in die Schalterhalle, die mit einem Glasdach überdacht war. Zwischen den gusseisernen Säulen, die das Dach hielten, waren die Schalter eingebaut. Links befanden sich die Annahmestellen für Briefe, Postanweisungen und Briefeinwürfe. Rechts waren die Ausgabestellen für Briefe, Postanweisungen und die Annahme von Telegrammen.

Im Gebäudeflügel am Dammtorwall lag die Abfertigungshalle für angelieferte Sendungen. Von dort gelangte man in die den Mittelflügel zwischen den zwei Lichthöfen einnehmende Entkartungsstelle für angekommene Postsendungen. An Letztere schloss sich in dem am Gorch-Fock-Wall gelegenen Flügel der Saal für das Sortiergeschäft, die so genannte Hauptstadtpost (Dienststelle zur Bearbeitung und Verteilung der angekommenen Sendungen) nebst Briefträgerabfertigung und die Briefkastenentleerung an. In der zweiten Etage lagen die Diensträume der Oberpostdirektion und der Ober-Postkasse sowie ein großer Briefträgersaal.

Die Oberpostkasse hatte ihre Räume nach der Seite Dammtorwall. Den Zugang dazu bildete die Treppe im Eckturm an der Einfahrt zum Posthof. In der dritten Etage befanden sich die Dienstwohnungen und noch mehr Räume der Oberpostdirektion. Im Mittelbau des Hauses war das Fahrpostamt. Im Erdgeschoss befand sich die Postkammer, in der zweiten Etage Büroräume. Dort, wo der Bau an den östlichen Flügel anstößt, lag im Erdgeschoss die Paketausgabe, die sowohl vom Gorch-Fock-Wall als auch vom Posthof aus zugänglich war. Ähnlich dem Ostbau gruppierten sich auch die Räume des westlichen rechteckigen Flügels an zwei Lichthöfen, die allerdings hier im Keller und in der ersten Etage in die bebaute Fläche miteinbezogen waren. Im Kellergeschoss befand sich die Packkammer für abgehende Pakete. Den Hauptzugang zum Erdgeschoss bildete das große Portal am Gorch-Fock-Wall. Durch ihn kam man über die Haupttreppe auf einen Flur, der nach links zur Geldannahme und -ausgabe, nach rechts zur Telegraphenannahme führte. Geradeaus lagen die Zahlstellen für die Paketanlieferung, die zu beiden Seiten der Zahlstellen an Tischbänden und in dem am



Hof des Paketpostamtes, aus: 100 Jahre Oberpostdirektion. Hamburg 1973, S. 53.

Dammtorwall gelegenen Zollrevisionssaal, der an dieser Seite einen eigenen Zugang hatte, bearbeitet wurde. In der zweiten Etage lagen die Telegraphen-Apparatesäle, das Zimmer für die Rohrpoststation, das Fernsprechzimmer und weitere zum Telegraphenamt gehörende Räume. In der dritten Etage war die Dienstwohnung des Telegraphendirektors.

„Die dem Hauptgebäude auf der mit Privathäusern bestandenen Seite der Dammtorwallstraße gegenüberliegenden beiden Remisengebäude [waren] zur Unterstellung des Postwagenparks bestimmt. Es war notwendig, für diesen Zweck ein Grundstück zu gewinnen, welches in möglichster Nähe sowohl des Postgebäudes wie der Posthalterei lag. Diesen Anforderungen entspricht der nun angelegte Postwagenhof (...), da er einerseits mit dem Posthofe über die Dammtorwallstraße hin, andererseits mit der Posthalterei in unmittelbarer Verbindung steht. Die Posthaltereigebäude, welche früher Teil des jetzigen



Stadtrohrpost, aus: 100 Jahre Oberpostdirektion. Hamburg 1973, S. 65.

Wagenhofes einnahmen, sind nach der Großen Drehbahn hin zurückgelegt worden. Die unmittelbare Verbindung zwischen den Pferdeställen des Posthalters und den Wagenremisen macht es möglich, dass die für den Postbetrieb erforderlichen Fuhrwerke jederzeit zur Hand sein können.“¹⁴⁵⁾

Über die Posthalterei heißt es in dem Buch „100 Jahre Oberpostdirektion 1873 bis 1973“: „Damals war die Posthalterei auf dem Staatsgrundstück Dammtorwall-Drehbahn untergebracht. Die Postwagen (Güter- und Karriolpostwagen sowie Paketstellwagen) waren in der Regel Eigentum der Deutschen Reichspost. In Hamburg wurden sie jedoch von der Wagenbaufirma Gebrüder Kruse gegen Vergütung gestellt und unterhalten. Der Posthalter [damals der Reitschulbesitzer Max Puls] hatte also nur die Postillione, die Pferde und das Geschirr bereitzuhalten. Er zahlte den Postillionen den Lohn und gab ihnen ihre vorschriftsmäßige Dienstkleidung. Der Postillion stand in einem doppelten Dienstverhältnis. Dem Posthalter gegenüber galt er als vertraglich verdingter Arbeiter, der zu jeder Zeit entlassen werden konnte, in seiner Tätigkeit aber wurde er zu den beamteten Personen gerechnet. Er hatte deshalb bei Amtsvergehen mit härteren Strafen als Privatpersonen zu rechnen und stand unter der Strafgewalt der Reichspost.

¹⁴⁵ Josef Ronge: Die Post und Telegraphie in Hamburg: Denkschrift zur Einweihung des neuen Reichs-Post- und Telegraphen-Gebäudes am Stephansplatz. Hamburg 1887, S. 52.

¹⁴⁶ ebenda.

Postillione, die sich gut führten, erhielten nach längerer Beschäftigungsdauer von der Reichspost Auszeichnungen (goldene Tressenstreifen, Ehrenposthorn, Ehrenpeitsche) und Belohnungen in barem Geld. Bei besonderer Bewährung konnten sie sogar ins Beamtenverhältnis übernommen werden.“¹⁴⁶⁾ Während des Ersten Weltkriegs waren viele Postillione zum Heeresdienst und die Pferde an die Heeresverwaltung abbestellt worden. Deshalb wurden 1916 erstmals auch Frauen als Postillione zugelassen. Um die Beförderung innerstädtischer Telegramme und anderer eiliger Korrespondenzen zu beschleunigen, wurde eine Rohrpostanlage im neuen Postgebäude eingerichtet. Sie befand sich im Telegraphenamt am Gorch-Fock-Wall. Die Anlage wurde bis 1914 zu einem Netz ausgebaut und verband das Telegraphenamt mit seinem Ableger, dem Zweigtelegraphenamt an der Börse. Außerdem waren das Postamt 8 im Dovenhof, das Postamt 14 im Freihafen, das Postamt 11 am Alten Wall, das Postamt 18 am Pferdemarkt (heute: Gerhard Hauptmann Platz), das Postamt 1 am Hühnerposten, das Postamt 12 in der Poststraße, das Postamt Altona (Elbe 1), das Postamt 4 in der Seilerstraße und die Eilbriefumschlagstelle am Hauptbahnhof mit der Rohrpost verbunden. Die Tiefe des Rohrpoststranges unter der Oberkante des Straßenpflasters betrug 1,25 Meter. Es wurde mit Druckluft für die vom Telegraphenamt abgehenden Sendungen und mit Saugluft für die ankommenden Stränge gearbeitet. Die Luftkraft wurde in einer zentralen Anlage im Maschinenhaus am Dammtorwall erzeugt.

Zwischen 1989 und 1994 kam es zu einer Umstrukturierung des Staatsbetriebes Post. Die Deutsche Post AG verkaufte das Post- und Telegraphengebäude am Stephansplatz an den Hamburger Kaufmann Johann Max Böttcher, was zu einer veränderten Nutzung des Gebäudes führte. 2007 wurde das Gebäude, das mittlerweile im Grundbesitz der DWI GmbH war, wieder verkauft.

In Zukunft soll hier eine Mischung aus Büros und einem medizinischen Zentrum entstehen. Jetzt schon hat sich im ehemaligen Gebäude der Oberpostdirektion eine private Hautklinik niedergelassen.

27. STATION

Dammtorwall 1

Dammtorwall: Benannt um 1800 als Straße hinter dem vom Dammtor ausgehenden Stadtwall. Diese Gegend wurde im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts bebaut. Der Wall war damals so hoch, dass die Dächer der Häuser am Dammtorwall kaum über die Wallkrone hinausragten. Kleine Treppenwege führten schräg zur Böschung auf die Höhe des Walles. Ab 1879 erfolgte die Abtragung des Walles zwischen Dammtor (siehe S. 115) und Holstentor (Lage ungefähr bei der Laeizhalle). Das gewonnene Material wurde dazu benutzt, um einen Damm zum Botanischen Garten (siehe S. 298) hinüberzuführen. Über dem Wall wurde eine neue Straße – die Ringstraße (heute: Gorch-Fock-Wall, siehe S. 294) – angelegt und die Häuser an der Nordseite Dammtorwall abgebrochen.

Der Dammtorwall war eine Wohnstraße, in der viele Familien aus der Unterschicht wohnten und kleine Läden angesiedelt waren. Aus dem Adressbuch von 1907 ist zu entnehmen: Im Haus Nr. 7 gab es eine Gastwirtschaft; in Nr. 15 eine Kohlen- und eine Milchhandlung. Hier wohnten z. B. ein Postbote, ein Maschinist und ein Buchbinder; im Haus Nr. 21 befand sich ebenfalls eine Gastwirtschaft. In diesem Haus lebten u. a. ein Postbeamter, eine Chorsängerin und ein Schumacher; im Haus Nr. 63 gab es einen Mittagstisch, hier wohnten ein Badewärter, ein Postschaffner, ein Gärtner, ein Reisender, ein Goldschmied, ein Schriftsetzer, eine Witwe, ein Kellner, ein Arbeiter, ein Commis, eine Schneiderin und ein Maurer; im Haus Nr. 127 war eine Zigarrenhandlung. In den Wohnungen lebten ein Maler, ein Klempner, ein Spiegelbeleger, ein Buchhalter, ein Kürschner, ein Fuhrmann, eine Wärterin, ein Koch, eine Weißnäherin und ein Hausknecht.

Infoladen der „Landeszentrale für politische Bildung“ und des „Jugendinformationszentrums“ (Standort: seit 2010)

Von der Dammtorstraße aus gesehen: der Dammtorwall im 19. Jh. zwischen dem links liegenden Fachwerkhaus und dem im Bild rechts sich befindenden Etagenhaus. Ganz links im Bild das Waterloo-Hotel, Dammtorstraße 14.

STAATSARCHIV
HAMBURG



Der Infoladen der „Landeszentrale für politische Bildung“ und des „Jugendinformationszentrums“

Seit Januar 2010 befindet sich der Infoladen der „Landeszentrale für politische Bildung“ und des „Jugendinformationszentrums“ im Dammtorwall 1. Er ist täglich von montags bis donnerstags zwischen 13.30 Uhr und 18.00 Uhr und freitags bis 16.30 Uhr geöffnet.

Im Infoladen bietet die „Landeszentrale für politische Bildung“ ein breites Sortiment an Publikationen, DVDs, CDs und Karten zu den unterschiedlichsten politischen Themen an. So gibt es Bücher zur Geschichte Hamburgs und Deutschlands, zu sozialen und wirtschaftlichen Belangen, zu Themen wie Migration und Integration, Umwelt, Geschlechterdemokratie, Extremismus, Europa, politische Systeme, Außenpolitik, zu einzelnen Ländern etc. Auch werden im Infoladen bereitgehalten: die Zeitschrift „Das Parlament“ und deren Beilage „APUZ“, die seit Jahrzehnten bewährten Hefte „Informationen zur politischen Bildung“ und natürlich das Grundgesetz, die Hamburgische Verfassung und Material, aus dem die Kundinnen und Kunden erfahren, wie der Stadtstaat Hamburg, die Bürgerschaft und der

Senat funktionieren. Viele Schriften werden kostenlos abgegeben, andere gegen eine geringe Bereitstellungspauschale.

Ebenfalls im Infoladen liegen Einladungen zu Veranstaltungen der „Landeszentrale für politische Bildung“ aus.

Das „Jugendinformationszentrum“ (JIZ) als Serviceagentur für junge Leute präsentiert im Infoladen ein breites Spektrum an Broschüren und Flyern zu Themen, die für Kinder und Jugendliche von Interesse und Relevanz sind. Ausbildung, Schule, Studium, Wohnen, Gesundheit, Reisen und Ferienangebote, Freizeit und Kultur und viele weitere Themen finden sich im ständig aktualisierten Angebot. Das JIZ hat die richtigen Adressen und Ansprechpartnerinnen und -partner zu den unterschiedlichsten Themen und bietet zudem auf dem Jugendserver www.jugendserver-hamburg.de, der über das Computerterminal auch im Laden zu erreichen ist, eine Fülle an nützlichen Kontakten. Ein Veranstaltungskalender sowie interaktive Angebote runden das Serviceangebot ab.

Einen Schwerpunkt bilden umfassende Informationen zur Medienerziehung und zum gesetzlichen Jugendschutz. Broschüren zu den Themen Internet, Handy, Computerspiele, soziale Netzwerke, Film und

Fernsehen stehen Jugendlichen, Eltern und Multiplikatorinnen und Multiplikatoren zur Verfügung. Der „Kulturring der Jugend“ hält aktuelle Programme über Kultur- und Veranstaltungsangebote in Hamburg bereit, berät über Theater und Oper und verkauft Karten an Schulklassen und Jugendgruppen.

Seit Neuestem gibt es im Infoladen auch **Schriften anderer Behörden** kostenlos zum Mitnehmen. Kollegen der Abteilung „Allgemeine Weiterbildung“ besorgen diese Schriften, die sich mit den unterschiedlichsten Themen befassen. Damit liegt nun in Hamburg an einem zentralen, gut erreichbaren Ort in der Hamburger Innenstadt das vielfältige Angebot der Hamburger Behörden aus.



Innenansicht vom Infoladen der „Landeszentrale für politische Bildung“ und des „Jugendinformationszentrums“. PHOTO: FR. ROPERTZ

28. STATION

Dammtorwall 7

Freimaurerkrankenhaus

(Standort: 1795–1885)

Das Freimaurerkrankenhaus lag wenige Schritte entfernt vom heutigen Infoladen der „Landeszentrale für politische Bildung“ und des „Jugendinformationszentrums“, ungefähr dort, wo heute ein Parkhaus steht.

Wie sah das Gesundheitswesen um jene Zeit Ende des 18. Jahrhunderts in Hamburg aus, als das Freimaurerkrankenhaus am Dammtorwall errichtet wurde? Da gab es nur das Heiligengeisthospital, das lediglich der Aufnahme von Siechen diente und von Barfüßer-Mönchen betreut wurde. Dann gab es das Hiobshospital, das nur für die Aufnahme von Pocken- und Syphiliskranken zur Verfügung stand. Endlich war da noch der Pesthof. Die sozial nicht abgesicherten Dienstboten wurden im Krankheitsfall von ihren Herrschaften entlassen und eben diesem Pesthof zugewiesen. Es heißt, dass die Erkrankten jedes Mal mit Gewalt in diese Anstalt gebracht werden mussten, weil die dortigen Verhältnisse schrecklich gewesen sein müssen: Zwei Kranke mussten sich ein Bett teilen. Zu den Insassen zählten Pestkranke und „Tobsüchtige“, die an Ketten befestigt wurden, und um den Pesthof war ein Graben gezogen, in den die Fäkalien flossen. Es ist zu verstehen, wenn die erkrankten Dienstmädchen sich mit Händen und Füßen wehrten, in diese „dreckige Anstalt“ eingewiesen zu werden.

Der weit über die Stadtgrenzen bekannte Schauspielregisseur Friedrich Ludwig Schröder (1744–1816, siehe S. 218), war dem Freimaurerbund (siehe S. 58) in Hamburg beigetreten. Er war berufen, rettende Taten für seine Mitmenschen anzuregen und durchzuführen, und so rief er seine Logenbrüder am 28. Januar 1793 zusammen. Der Plan war, in Hamburg ein menschenwürdiges Krankenhaus zu errichten, in dem zunächst die weiblichen erkrankten Dienstboten Aufnahme finden sollten. Die Gründe für die Errichtung solch eines Krankenhauses waren:

„1.) Der gänzliche Mangel einer solchen Einrichtung. 2.) Die Nothwendigkeit derselben, bey unsern vielen fremden Dienstboten. 3.) Der Mangel an Pflege und Aufsicht für krankes Gesinde, hauptsächlich durch den beschränkten Raum in unsern Wohnungen; die damit verknüpfte Gefahr der Ansteckung in vielen Krankheiten, die auch die besten menschenfreundlichsten Herrschaften nöthigt, die Dienstboten aus dem Hause zu schaffen; die also eine solche Einrichtung wünschen, müssen, um ihr



Dammtorwall von der Dammtorstraße aus gesehen, 1879. STAATSARCHIV HAMBURG

krankes Gesinde für wenige Kosten curiren und verpflegen zu lassen.“¹⁴⁷⁾

Und über die Aufnahme der Erkrankten hieß es: „Die Art der Aufnahme ist folgende: Erkrankt das Mädchen einer Herrschaft, welche jährlich drey Mark zur Erhaltung des Instituts bezahlt, so fordert die Herrschaft, durch ein zu diesem Zwecke gedrucktes Billet, einen der unterzeichneten Aerzte auf, die Kranke zu besuchen. Der Arzt kommt, untersucht, und gehört die Krankheit nicht zu den ausgenommenen, so ertheilt er die Erlaubniß zur Aufnahme: doch lässt er sich vorher von der Herrschaft einen gedruckten Revers unterzeichnen, nach welchem sie sich verpflichtet, die Medicin nach der obenbenannten sehr wohlfeilen Taxe, und fünf bis sechs Schillinge tägliches Kostgeld zu bezahlen; auch im Sterbefalle für die Beerdigung zu sorgen. Die Art, wie die Administration

147 175 Jahre Dienst am Menschen. Das Freimaurer-Krankenhaus in Hamburg von 1795–1970. Hrsg. vom Vorstand des „Elisabeth-Krankenhaus e.V.“

– Freimaurer Krankenhaus. Hamburg 1970, S. 11 f.

sich mit der Herrschaft berechnet, ist leicht, weil jedes Receipt mit dem Namen der Kranken bezeichnet, und der Tag der Aufnahme in dem von der Herrschaft ausgestellten Reverse bemerkt ist.“¹⁴⁸⁾

Für den Bau des Krankenhauses wurde ein Kostenvoranschlag erstellt. Zunächst sollte ein Haus mit 20 Bettenplätzen errichtet werden. Man brachte die Mittel auf, wobei Friedrich Ludwig Schröder mit einer großen Spende beispielgebend voranging.

Am 1. Oktober 1795 konnte der Betrieb aufgenommen werden. Es war das erste private Krankenhaus in Hamburg, dessen hervorragende sanitäre Einrichtungen gepriesen wurden.

Diese Krankenstation musste schon bald erweitert werden. So sagt ein Protokoll vom 6. Mai 1799, dass inzwischen bereits 227 „kranke weibliche Personen“ aufgenommen wurden, von denen nur vier verstorben seien.



Lage des Freimaurerkrankenhauses (Kasten). Kartenausschnitt aus: Plan von Hamburg, Altona und Umgebung, entworfen von F. E. Schuback nach den besten Quellen und Vermessungen erg. bis August 1867. Hamburg 1867.

STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG KT H15

Die hervorragende Einrichtung wurde in der Stadt bekannt, und der Wunsch wurde laut, auch ein Krankenhaus für männliche Bedienstete zu errichten. Die zu erwartenden Kosten konnten aber von den Logenbrüdern allein nicht aufgebracht werden, um „ihr Krankenhaus hinten am Wall“ ausreichend zu erweitern. So richtete man ein Rundschreiben an die Bürger der Stadt: „An das Publikum im Juni 1802!“ „Wie die vereinigten Freymaurerlogen vor einigen

Jahren den Plan zu einem weiblichen Krankenhaus entwarfen und durch die Ausführung einem dringenden Bedürfnisse der Einwohner Hamburgs abzu helfen hofften, entging es ihnen nicht, dass ein männliches Krankenhaus gleichfalls gänzlich fehle, dass der Mangel eines solchen Instituts nicht minder gefühlt werden, und der Wunsch allgemein sey, auch diesem Mangel abgeholfen zu sehen.

Welcher Hausvater kennt nicht das Unangenehme, seinen kranken männlichen Hausgenossen, selbst bei dem besten Willen, nicht die nöthige Pflege und Wartung ertheilen zu können?

Ist nun überdies noch die Gefahr der Ansteckung bei der Krankheit, und wird es Pflicht, sie aus dem Hause zu entfernen – wo findet er einen Ort, sie für wenige Kosten heilen zu verpflegen zu lassen?

Aber damals konnten die Logen an die Errichtung eines zweiten Instituts nicht gleich denken; denn die Errichtung eines weiblichen Krankenhauses überstieg schon ihre Kräfte weit; schon dazu mußten sie edel denkende Mitbürger ausser ihrem Zirkel um Mitwirkung und Unterstützung ansuchen, und – Dank sey der Wohlthätigkeit Hamburgs – sie fanden Hülfe, wo sie suchten.“

Der Gesamttext war wesentlich länger, aber die engagierten Freimaurer Hamburgs hatten Erfolg, nicht zuletzt durch den persönlichen Einsatz ihres Friedrich Ludwig Schröder, der sich persönlich an den Kaufmann und Sozialreformer Caspar Voght (1752–1839) und Senator Johann Arnold Günther (1755–1805) wandte, die jeder 7000 Mark Courant spendeten. Es liefen viele Spenden ein, und die Hamburger Admiralität spendete ganze 15000 Mark Courant.

Am 13. April 1804 konnte dann das „Krankenhaus für männliche Kranke“ eröffnet werden. Es war das einzige Privatkrankenhaus zu jener Zeit und besaß einen vorzüglichen Ruf.

Bald kam es dann dazu, dass auch Nichthausangestellte um Aufnahme in dieses Krankenhaus baten, und nach einer gewissen Zeitspanne wurde dann 1885 das Freimaurer-Krankenhaus am Kleinen Schäferkamp 43 errichtet, weil die bisher gebotenen Möglichkeiten den Ansprüchen nicht mehr genügten.

Text: Rolf Appel



Blick vom Dammtorwall in die Caffamacherreihe, 19. Jh. Anstelle des auf der linken Bildseite abgebildeten Wohnhauses steht hier heute das Verwaltungsgebäude der Justizbehörde. *POSTKARTE*

29. STATION

Dammtorwall 9–13/Ecke Caffamacherreihe

Verwaltungsgebäude für: die Postzollabfertigung, das Gerichtsvollzieheramt, die Vormundschaftsbehörde und das Jugendgericht (errichtet 1913/1916, siehe dazu auch Drehbahn 36 S. 72). Heute hier: Amtsgericht Hamburg (in Nr. 13)

48 Fachwerkhäuser mit 135 Wohnungen des Gängeviertels an der Drehbahn 36–45 und am Dammtorwall Nr. 57–95 wurden um 1913 abgerissen, um dort Verwaltungsgebäude für die Postzollabfertigung, das Gerichtsvollzieheramt, die Vormundschaftsbehörde und das Jugendgericht zu bauen. Das „Hambur-

ger Fremdenblatt“ schrieb dazu am 14. Juni 1914: „Gleich nach der Niederlegung der alten Häuser begann man mit der Fundamentierung des etwa 93 Meter langen Hauptgebäudes am Dammtorwall und des Seitenflügels. (...) Der gesamte Bau wird nach den Plänen des Baudirektors Prof. Schumacher [1869–1947] in schlichter Form solide ausgeführt. Auf künstlerisches Beiwerk ist weniger Wert gelegt worden als vielmehr auf Zweckmäßigkeit der Raumgliederung. Nur die Straßenfront des Hauptgebäudes am Dammtorwall wird monumentaler gestaltet werden. Das Untergeschoß und Erdgeschoß sind in Muschelkalkstein ausgeführt; für die übrigen Geschosse werden Oehnhausener Verblendsteine verwandt. Von den drei Eingängen ist der Haupteingang mit einem gewaltigen Bogen besonders machtvoll gehalten und wird dadurch später in harmonischem Einklang zu dem hochragenden Gebäude stehen, das außer dem Unter- und Erdgeschoß vier Obergeschosse haben und das durch vier Giebel und drei dazwischen gelagerte, mit Kupfer bedachte Türmchen geziert sein wird. Architektonisch schöne Gestaltung erfährt ferner die Haupttreppenhalle, in die man vom Haupteingang aus gelangt. Sie wird getragen von acht in Muschelkalkstein ausgeführten Säulen, die durch Rundbogen miteinander verbunden sind. Die Decke der Halle wird in Kassettenform ausgeführt. Eine Zierde der Haupthalle wird ferner ein Brunnen bil-



Das 1913/16 erbaute Verwaltungsgebäude der Justizbehörde am Dammtorwall 9–13 im Jahre 2010.

PHOTO: MARINA BRUSE

den. Zu beiden Seiten der Haupthalle werden zwei Paternoster-Fahrstühle eingebaut.

(...) Im Hauptgebäude sind tiefe Keller für die Heizungsanlagen und die Motoren eingebaut, die die Pakete in die oberen Etagen befördern sollen. Das Unter- und Erdgeschoß sind für die Postzollabfertigung bestimmt, und zwar befindet sich im Untergeschoß der Lagerraum und im Erdgeschoß der Ausgaberaum. Im Seitenflügel, dessen Keller für Kohlenlagerung und Wasseranlagen besonders praktisch angelegt sind und der mit dem später zu errichtenden Versteigerungsgebäude [siehe S. 73] durch einen unterirdischen Gang verbunden sein wird, sind im Untergeschoß zwei Wohnungen für Beamte und im Erdgeschoß Bureau Räume für die Postzollabfertigungsstelle. Im Hauptgebäude werden ferner das Gerichtsvollzieheramt und die Vormundschaftsbehörde, im Seitenflügel das Jugendgericht Unterkunft finden. Ueberall wird durch sehr breite hohe Fenster für reiche Lichtzufuhr Sorge getragen. Breite Korridore deuten auf den späteren lebhaften Verkehr hin.



Heute: Dammtorwall 13, Eingangsbereich des Amtsgerichts. PHOTO: MARINA BRUSE

Einzelne Räume werden besonders sorgfältig ausgeführt, wie z. B. der Raum für die Wertpakete, der gegen Feuers- und Einbruchgefahr durch starke Wände und Tresortüren gesichert wird. Die Fenster am Dammtorwall werden mit starker Vergitterung versehen. Die Zufuhr der Postpakete erfolgt durch zwei Eingänge von der Drehbahn aus.“

30. STATION

Dammtorwall 11

„Arbeitsstelle Vielfalt“

(Standort: seit 2009)

Die „Arbeitsstelle Vielfalt“ wurde zum 1. August 2009 in der Justizbehörde eingerichtet. Sie ist als Stabsstelle



Dammtorwall im Jahre 1877. STAATSARCHIV HAMBURG

direkt der Behördenleitung für Justiz unterstellt. Ihre Ziele sind die Förderung der Geschlechtergerechtigkeit und einer Kultur der Wertschätzung von Vielfalt sowie der Schutz vor Diskriminierung.

Einerseits wird sie Politik und Verwaltung beim Abbau struktureller Diskriminierung beraten und an der Entwicklung von Gesetzen und Verwaltungsleitlinien mitwirken. Andererseits bietet sie Bürgerinnen und Bürgern Informationen zur Gleichstellung und zum Schutz vor Diskriminierung nach dem Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz an. Öffentlichkeitsarbeit und Sensibilisierung für den Wert der sozialen und kulturellen Vielfalt in Hamburg zählen zu ihrem Aufgabengebiet. Schließlich soll sie an der Weiterentwicklung einer netzwerkorientierten Selbsthilfe- und Beratungsinfrastruktur mit staatlichen und nicht-staatlichen Akteuren mitwirken.

Ein zentrales rechtliches Fundament der „Arbeitsstelle Vielfalt“ ist neben dem Grundgesetz (GG) das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG), durch welches die in internationalen und europäischen

Verträgen und im Grundgesetz normierten staatlichen Aufträge zu individuellen Rechten konkretisiert werden. Ziel des AGG ist es, rassistische Diskriminierungen oder jene aufgrund der ethnischen Herkunft, des Geschlechts, der Religion oder Weltanschauung, einer Behinderung, des Lebensalters oder der sexuellen Identität zu verhindern oder zu beseitigen.

Die Umsetzung einer auf Gleichberechtigung und Gleichstellung ausgerichteten Geschlechterpolitik stellt ein wichtiges Arbeitsfeld im Rahmen des Vielfaltansatzes dar.

Die europäischen Richtlinien gegen Diskriminierung betonen ebenfalls das Zusammenspiel zwischen der Geschlechtergerechtigkeit und den anderen sozialen und kulturellen Diskriminierungsgründen.

Die verschiedenen Ursachen für Diskriminierung werden gleichwertig in der „Arbeitsstelle Vielfalt“ bearbeitet. Je nach Zielgruppe sind die Strategien und

Maßnahmen allerdings sehr unterschiedlich. Dabei sind die jeweiligen Interessen und Bedürfnisse der Akteurinnen und Akteure von hoher Wichtigkeit.

Die „Arbeitsstelle Vielfalt“ widmet sich der Geschlechtergerechtigkeit, der Anerkennung unterschiedlicher sexueller Identitäten, der Generationengerechtigkeit und den Auswirkungen des demografischen Wandels, der Entfaltung und gegenseitigen Anerkennung verschiedener Kulturen und Religionen, der Umsetzung des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes, der Koordination der Bekämpfung von Rassismus und Rechtsextremismus.

Im Dammtorwall 11 werden für die Information und Beratung zum AGG folgende Sprechzeiten angeboten: Dienstag 14.00–17.00 Uhr; Mittwoch 14.00–17.00 Uhr; Donnerstag 10.00–13.00 Uhr; Email: ArbeitsstelleVielfalt@justiz.hamburg.de, Telefon: 040/4 28 43-21 75.

Text: Angela Bähr

31. STATION

Dammtorwall 41

(alte Nummerierung)

„Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen“ (Standort: 1945–1954); „Beratungsstelle für Wiedergutmachung“ (Standort: Juli 1945–März 1946)

Von der Dammtorstraße kommend, befand sich das Haus Dammtorwall 41 auf der linken Seite zwischen Caffamacherreihe und der damals noch vorhandene Ulricusstraße.

„Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen“

Im September 1945 bezog die „Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen“ Räume im Gebäude Dammtorwall 41, das der Justizbehörde

gehörte. Dort logierte auch die amtliche „Beratungsstelle für Wiedergutmachung“. Die räumliche Nähe war kein Zufall: Die „Notgemeinschaft“ hatte sich zum Ziel gesetzt, sich für die Wiedergutmachungsinteressen aller Personen einzusetzen, die aufgrund der NS-Rassegesetze „besondere Verfolgung erlitten“ hatten und nicht von der wiedergegründeten Jüdischen Gemeinde betreut wurden. Die „Notgemeinschaft“ fühlte sich zuständig für „Angehörige des gleichen Erlebniskreises“, nämlich „Juden, die Sternträger waren, Juden aus privilegierten Mischehen, Arier aus Mischehen und Mischlinge ersten Grades“, wie es Konrad Hoffmann (1904–1989), einer ihrer Gründer, formulierte.

Die Idee, eine solche Organisation zu schaffen, war bereits in der Endphase des „Dritten Reiches“ entstanden, als die mit Jüdinnen verheirateten nicht-jüdischen Ehemänner und die „Mischlinge ersten Grades“ ab Oktober 1944 Zwangsarbeit leisteten. Hatten sie zuvor Diskriminierung und Verfolgung als Einzelne erlitten, so entwickelten sie in den Arbeitskolonnen erstmals ein Gruppengefühl, tauschten Informationen aus und entwarfen Pläne für die

Zukunft. Konrad Hoffmann, ein ehemaliger kaufmännischer Angestellter, sprach Interessierte an, stellte Namenslisten auf und sammelte Dokumente. So vorbereitet, eröffnete die „Notgemeinschaft“ bereits im Mai 1945 eine erste behelfsmäßige Geschäftsstelle im Frauenthal 20, bis sie in den Dammtorwall umziehen konnte, wo sie bis Mai 1954 arbeitete, um dann in die Kaiser-Wilhelm-Str. 85 und später in die Große Bleichen 23 zu wechseln.

Im 1945 ausschließlich männlich besetzten Vorstand und Beirat engagierten sich unter anderem der erwähnte Konrad Hoffmann, Walter Koppel (1906–1982, später gemeinsam mit Gyula Trebitsch Gründer einer der ersten Nachkriegsfilmgesellschaften: der „REAL-Film“), Erik Blumenfeld (1915–1997, später Bundestags- und Europaparlamentsabgeordneter), Gerhard Bucerius (1906–1995, später Herausgeber der „DIE ZEIT“) und Georg Wilhelm Claussen (geb. 1912, später Direktor der Firma Beyersdorf). Mit Emilie Glaser und Elisabeth Winter rückten mehr als zehn Jahre nach der Gründung auch erstmals vereinzelt Frauen in die Gremien der Notgemeinschaft ein.

Die Organisation versuchte zunächst, die akute Not zu lindern: Sie gab insgesamt ca. 8000 Ausweise für Hamburger Verfolgte aus, verteilte Lebensmittel an Einzelne und Familien, bemühte sich um Brennmaterial und Bezugsscheine, sie regelte Wohnungs- und Berufsangelegenheiten und organisierte die Rückführung von ca. 600 in Theresienstadt Inhaftierten nach Hamburg. Sie erreichte bei der britischen Besatzungsmacht, dass jugendliche „Mischlinge“ in Förderkursen Schulabschlüsse nachholen konnten, die ihnen während der NS-Zeit verwehrt worden waren. Später unterstützte sie Ratsuchende vor allem durch individuelle Rechtsberatung und setzte sich für die Berücksichtigung von deren Interessen in der Wiedergutmachungsgesetzgebung der Bundesrepublik ein. So bewirkte sie unter anderem, dass die Zwangsarbeit als haftgleich entschädigt wurde, und brachte das „Gesetz zur Anerkennung freier Ehen für rassistisch und politisch Verfolgte“ ein, das eine Rückdatierung von Ehen ermöglichte, die während der NS-Zeit nicht hatten geschlossen wer-



Dammtorwall vom Dragonerstell aus gesehen im Jahre 1879. STAATSARCHIV HAMBURG

den dürfen. Auch Scheidungen konnten dadurch rückwirkend annulliert werden.

Die „Notgemeinschaft“ und Schwesterorganisationen, die sich in anderen Städten gebildet hatten, erreichten auch, dass auf Bundesebene ein Hilfsfonds für nichtjüdische „rassistisch“ Verfolgte eingerichtet wurde. Während ähnliche Interessengruppen anderenorts bereits aufgelöst worden sind, arbeitet die Hamburger „Notgemeinschaft“ weiter und engagiert sich auch in der „Hamburger Stiftung für NS-Verfolgte“.¹⁴⁹⁾

Text: Beate Meyer

„Beratungsstelle für Wiedergutmachung“

Ein knappes Jahr logierte im Dammtorwall die „Beratungsstelle für Wiedergutmachung“. Bereits im Juni 1945 eingerichtet, stellte sie eine der ersten Anlaufstellen für NS-Verfolgte in Hamburg dar. Sie gehörte zum Rechtsamt der Freien und Hansestadt Hamburg. Der erste Nachkriegsbürgermeister, Rudolf Petersen (1878–1962), hatte Wert darauf gelegt, sie nicht in die Finanzbehörde einzugliedern. Die ehemals Verfolgten sollten eine unparteiische Anlaufstelle aufsuchen können, die ihnen bei der Bewältigung akuter Not half: bei der Suche nach Ar-

149 Literatur, vgl. dazu: Konrad Hoffmann: Der Weg einer Notgemeinschaft. In: Neues Hamburg Bd. XII, Hamburg 1958, S. 37–43. Beate Meyer: „Jüdische Mischlinge“. Rassenpolitik und Verfol-

gungserfahrung 1933–1945. Hamburg 1999.

beitsstellen, Wohnmöglichkeiten oder im Bemühen, ihr enteignetes Vermögen rückerstattet zu bekommen. Sie sollte auch bevorzugte Zulassungen zum Handel und Gewerbe für solche Antragsteller erwirken, die einschlägig qualifiziert waren, und diese dann mit Benzinscheinen, Genehmigungen usw. ausstatten, damit sie selbstständig arbeiten konnten. Darüber hinaus gehörte es zu ihren Aufgaben, Material für spätere Regelungen einer umfassenden Wiedergutmachungsgesetzgebung zu sammeln. Um die verschiedenen Aufgaben erfüllen zu können, stellte die Stadt Sachbearbeiterinnen und Sachbearbeiter aller zuständigen Behörden zur „Beratungsstelle“ ab. Diese nahm nun am 9. Juli 1945 ihre Tätigkeit auf. Im August ermutigte sie per Pressemitteilung Verfolgte, ihre Ansprüche anzumelden. Es ging in erster Linie um Maßnahmen, die der Wiedereingliederung dienten, doch wenn Antragsteller und Antragstellerinnen als mittellos galten, konnten sie auch finanzielle Unterstützung über die „Beratungsstelle“ beantragen. Als die britische Besatzungsmacht Anweisungen gab, entlassene KZ-Häftlinge zu unterstützen, übernahm die „Beratungsstelle“ die Aufgabe ebenso wie die Betreuung von

Emigrantinnen und Emigranten und „in Hamburg ansässigen Ausländern“ (Displaced Persons). Als hinderlich erwiesen sich allerdings strikte Verbote der britischen Besatzungsmacht, größere Summen für eine vorgezogene Wiedergutmachung bereitzustellen oder das blockierte Nazi-Vermögen dafür freizugeben.

Parallel zur „Beratungsstelle“ arbeitete der „Sonderhilfsausschuss“, der bis 1949 14 200 Verfolgte (3440 Anträge wurden abgelehnt) Unterstützungszahlungen zubilligte, um akute Not abzuwenden und medizinische Behandlungen oder Kuraufenthalte der Betroffenen oder ihrer Familien zu ermöglichen. Im ersten halben Jahr ihrer Tätigkeit bearbeitete die „Beratungsstelle“ immerhin 51 000 Anträge. Sie versuchte, den Bedürftigen trotz Lebensmittel-, Kohlenknappheit und Wohnraumnot zu helfen und dabei auch zu überprüfen, ob diese ihre Anträge berechtigt gestellt hatten. Mit Erlass vom 18. März 1946 wurde die „Beratungsstelle“ in das „Amt für Wiedergutmachung und Flüchtlingshilfe“ eingegliedert und gab die Räume im Dammtorwall 41 auf.¹⁵⁰⁾

Text: Beate Meyer

32. STATION

Ulricusstraße

Entstanden im 17. Jahrhundert aus einem Garten. Benannt um 1800 nach der nahen Bastion Ulricus am Wall, die wiederum benannt wurde nach dem Vornamen des ehemaligen Senators und späteren Bürgermeisters Ulrich Winkel (1575–1649). 1922 Umbenennung der Straße in Winkelstraße. Im Zuge des Abrisses des Gängeviertels in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden auch die Fachwerkhäuser in der Ulricusstraße abgetragen.

Prostitution in der Ulricusstraße (19. bis 20. Jh.); Ulricusstraße 17: Obdachlosenheim für Frauen (1927–1934); „Evangelisch-Sozialer Hilfsverein e. V.“ (ab 1929 mehrere Jahre); Bertha Keyser, der „Engel von St. Pauli“ (19./20. Jh.); Ulricusstraße 91: Christiane Nissen, Mutter von Johannes Brahms (19. Jh.)

Prostitution in der Ulricusstraße

Bis zu ihrem Abriss im Jahre 1959 im Zuge des Baus des Unilevergebäudes (siehe S. 135) war die Ulricusstraße mit alten schiefwinkligen Fachwerkhäusern bebaut. Schon seit Langem gab es in der Straße viele Bordelle.

Im 19. Jahrhundert arbeiteten in den meist kleinen Bordellen nicht mehr als zwei, höchstens fünf Prostituierte. Obwohl sie polizeilich überwacht und registriert wurden, waren sie meist verbrecherischen Arbeitsverhältnissen ausgesetzt. So war die Verschuldung der Prostituierten an die Bordellwirte eine übliche Praxis, um die

150 Literatur, vgl. dazu: Die Wiedergutmachung für die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung in Hamburg. Die Wiedergutmachung in Hamburg von 1945 bis 1959. Hamburg (vermutl.

1960). Nils Asmussen: Der kurze Traum von der Gerechtigkeit. „Wiedergutmachung“ und NS-Verfolgte in Hamburg nach 1945. Hamburg 1987. Bundesministerium der Finanzen, Ent-

schädigung von NS-Unrecht. Regelungen zur Wiedergutmachung. Berlin 2009.



Lage der in den 50er Jahren des 20. Jh. abgebrochenen Ulricusstraße. Kartenausschnitt aus: *Illustrierter Plan von Hamburg [Vogelschau], Hamburg 1854.*

STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG KT H43

Frauen an das Gewerbe und die Häuser zu fesseln. In der Regel berechneten die Bordellwirte viel zu hohe Preise für Kost und Logis, meist die Hälfte der Einnahmen der Prostituierten. Hinzu kamen Wucherzinsen für Leihmöbel oder Schmuck. Da die Frauen über kein eigenes Geld verfügten und nur selten die Bordelle verlassen durften, übernahmen die Wirte auch die Einkäufe für die Frauen und verlangten dafür oft überhöhte Preise.

Prostitution galt in den Augen des Bürgertums als moralisch verwerflich. Dennoch akzeptierte es, dass bestimmte Kundenkreise Bordelle aufsuchten, so z. B. ledige Männer. „Allen denjenigen, welchen es versagt ist, sich eines rechtmäßigen Beyschlafes zu bedienen, bleibt gleichwohl der Trieb der Natur, und dieser will



Aus: „Hamburger Nachrichten“ vom 19.5.1909.¹⁵¹⁾

STAATSARCHIV HAMBURG

151 Offener Brief an die Hamburger Bürgerschaft. Die hochgeehrten Herren Mitglieder der Hamburger Bürgerschaft hierdurch in höchster Weise aufgefordert und ersucht, dafür Sorge zu tragen

zu wollen, daß die Ulricusstraße unverzüglich von den reichsgesetzlich verbotenen Bordellbetrieben gesäubert und die uns seit 1881 trotz aller unserer Proteste und Einsprüche durch die An-

befriedigt werden“, hieß es unter Zeitgenossen. Auch Matrosen war der Gang ins Bordell erlaubt. „Hätte die Obrigkeit hierin nicht für ihn gesorgt, so würde kein unschuldiges Mädchen, keine ehrliche Frau, auf offener Straße vor ihm sicher seyn.“ Dennoch waren Bordelle stets ein Ärgernis, und bürgerliche Kreise forderten immer wieder ihr Verbot. 1876 wurden deshalb die Schankkonzessionen für Bordellwirtschaften einkassiert und der Beruf des Bordellwirtes verboten. Damit waren aber die Bordelle noch lange nicht aufgelöst. Die Bordellwirte nannten ihre Bordelle nun „Beherbergerhäuser“ und machten sich selbst zu legalen Zimmervermietern. Solche Praktiken wurden durch entsprechende polizeiliche Vorschriften legitimiert, die es erlaubten, dass Prostituierte weiterhin in von der Sittenpolizei genehmigten Häusern arbeiten durften.

Zwischen 1873 und 1922 regelten Kontrollvorschriften das „öffentliche“ Verhalten der Prostituierten: Sie durften nicht „im ersten und zweiten Range und im Parquet des Stadt-Theaters [siehe S. 87] und im ersten Range, dem Parquet und den Parquetlogen des Thalia Theaters, sowie in den ersten Plätzen anderer Theater und öffentlicher Darstellungen resp. Belustigungen, ferner in der Kunsthalle, im zoologischen und botanischen Garten [siehe S. 298] erscheinen“. Auch hatten sie in „hiesigen Badeanstalten [nicht] andere als für einzeln Badende eingerichtete Kabinette, namentlich die Schwimmbassins zu benutzen“. Während der Monate März bis September durften Prostituierte nachmittags zwischen 14 und 17 Uhr ohne besondere polizeiliche Erlaubnis nicht ihre Wohnung verlassen. Auch war ihnen verboten, „sich bei der Börse und in deren Umgebung, auf den Wall-, Alsterufer- und Hafenspaziergängen, sowie überhaupt abends nach 11 Uhr ohne männliche Begleitung außerhalb ihrer Wohnung blicken zu lassen“,¹⁵²⁾ schrieb Alfred Urban in seinem grundlegenden Werk über die Prostitution in Hamburg.

Prostituierten war es verboten, in ihren eigenen Wohnungen Dienstmädchen, die jünger als fünfzehn Jahre alt waren, zu beschäftigen. Auch durften keine eigenen oder fremde Kinder vom schulpflichtigen Alter an bei ihnen wohnen, und Männern unter

ordnungen der hiesigen Polizeibehörde entstandenen Vermögensverluste und Eigentumsschädigungen voll und ganz vom Hamburger Staat ersetzt werden. Hochachtungsvoll Die auf 28 Jahren

zwanzig Jahren mussten die Frauen den Zutritt zu ihren Räumen verwehren.

Der „Hamburgisch-Altonaer Zweigverein der internationalen Föderation“, der zum radikalen Zweig der bürgerlichen Frauenbewegung gehörte, setzte sich für die Abschaffung der Bordelle und der Prostitution ein. In seiner Satzung von 1899 hieß es: „Der Zweigverein der Internationalen Föderation mit dem Sitze Hamburg verfolgt den Zweck, die Prostitution als gesetzliche oder geduldete Institution abzuschaffen. In Anbetracht, dass die gesetzliche Regelung der Prostitution als ein sanitärer Irrtum, als eine soziale Ungerechtigkeit, als eine moralische Ungeheuerlichkeit und als ein förmliches Verbrechen gegen die persönliche Freiheit zu gelten hat, sucht der Hamburgisch-Altonaer Zweigverein diese Institution der allgemeinen Verurteilung zu überantworten. Er verwirft sowohl jede unter dem Vorwande der Sittenpolizei angewendete Ausnahmemäßregel für das weibliche Geschlecht, wie er behauptet, dass der Staat den Begriff der Verantwortlichkeit, der die Grundlage aller Sittlichkeit ist, umstürzt, indem er Maßregeln einführt, welche dem Manne Sicherheit und Unverantwortlichkeit in der Unsittlichkeit zu verschaffen suchen. Indem der Staat mit den gesetzlichen Konsequenzen eines gemeinsamen Aktes einzig die Frau belastet, verbreitet er die unheilvolle Idee, als ob es für jedes Geschlecht eine besondere Moral gäbe.“ In Flugblättern forderte „die Föderation“ um 1900: „Wir fordern gleiche Moral für Mann und Frau (...). Wir treten ein für eine intellektuelle und gewerbliche Ausbildung der Frau, um ihre Erwerbsfähigkeit zu erhöhen, damit sie nicht mehr gezwungen ist, sich aus Not der Prostitution in die Arme zu werfen. Wir verurteilen die gesetzliche Regelung der Prostitution, diese soziale Ungerechtigkeit, welche die Frau zur Ware herabstempelt und den Männern eine Sittlichkeit vorspiegelt, welche tatsächlich nicht vorhanden ist.“

Als nach dem Ersten Weltkrieg zum ersten Mal auch Frauen Mitglieder der Bürgerschaft werden durften, stand auch das Thema „Prostitution“ auf der Tagesordnung. 1920 trug die Abgeordnete Frieda Radel (1869–1958) (DDP) die Diskussion über die Aufhe-

bung der Bordelle in die Bürgerschaft. Am 17. Juni 1921 beschloss die Hamburgische Bürgerschaft die Aufhebung der Kasernierung für Prostituierte. Die staatlich kontrollierten Bordelle wurden geschlossen. Die Prostituierten wohnten nun meist zur Untermiete, durften aber weiterhin ihrem Gewerbe nachgehen. Die gesundheitliche Überwachung der Prostituierten wurde 1927 mit Inkrafttreten des „Reichsgesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ auf die Gesundheitsbehörde übertragen.

Seit dieser Zeit wurden nur noch diejenigen Prostituierten bestraft, die „öffentlich in einer Sitte oder Anstand verletzenden oder andere belästigenden Weise“ zur „Unzucht“ aufforderten oder sich dazu anboten. Hierfür gab es eine Haftstrafe bis zu sechs Wochen, gleichzeitig konnte das Gericht die Einweisung der Verurteilten nach der Haftentlassung in ein Arbeitshaus für die Dauer bis zu zwei Jahren beschließen. Diese Frauen kamen dann in ein Lager auf dem Gelände des Versorgungsamtes in Farmsen. In der NS-Zeit wurde es üblich, die Justiz dabei überhaupt nicht mehr zu beteiligen, sondern die „Aufgegriffenen“, nachdem sie amtsärztlich untersucht worden waren – Geschlechtskranke kamen ins Krankenhaus –, auf Grund eines polizeilichen Ausleseprinzips gleich „nach Farmsen“ zu bringen.

1934 ließ das nationalsozialistische Regime vor dem Ein- und Ausgang der Ulricusstraße – zum Valentinskamp und zum Dammtorwall hin – Sperrtore errichten, eiserne Kulissen, aus denen die Freier herein- und hinausschlüpfen konnten. In großer Schrift war an die Tore „Für Jugendliche verboten!“ geschrieben. Durch die Sperrtore war die Ulricusstraße nun vom alltäglichen Durchgangsverkehr abgeschottet, es gab in dieser Straße keine spielenden Kinder mehr, und die Freier konnten sich sicher wähnen, nicht entdeckt zu werden.

Nachdem die Sperrtore errichtet worden waren, wurden die Erdgeschossfenster verbreitert und die so genannten Koberfenster eingebaut, an denen Prostituierte saßen und sich den vorübergehenden Männern anboten. Den Bordellwirten wurde zur Pflicht gemacht, im Hausflur an auffälliger Stelle ein Blechschild, 25 mal 36 cm groß, mit der Aufschrift

schwer geschädigten achtbaren Grundeigentümer.

Hamburg, den 19. Mai 1909.

152 Zitate aus: Alfred Urban: Staat und Prostitution in Hamburg. Hamburg

1927. Und Alfred Urban: Die Prostitution in Hamburg. Teil IV: 1922–1945. Unveröffentlichtes Manuskript, o. J.

„Juden ist der Besuch dieses Hauses verboten“, anzubringen.

Nachdem die Nationalsozialisten die Bordelle wieder erlaubten, war nun auch der Hamburger Staat Bordellbesitzer geworden, denn er hatte vor der Zeit des Nationalsozialismus, als die Bordelle aufgehoben worden waren, in der Ulricusstraße eine größere Anzahl nicht mehr „aktiver“ Bordellhäuser für eine später geplante Sanierung erworben. Dem Hamburger Staat gehörten siebzehn der 25 Häuser. Diese ließ er durch eine seiner in privatrechtlicher Form betriebenen Grundstücksgesellschaften vermieten und verwalten wie bisher, als die Häuser noch aus kleinen selbstständigen Wohnungen bestanden hatten. Die von der Finanzbehörde beauftragte Gesellschaft vermietete nun nicht mehr wohnungs-, sondern hausweise an Reflektanten, die in dem Haus ein Bordell betreiben wollten.

Noch 1957 erzielte der Hamburger Staat für diese staatseigenen Häuser monatlich 3771 DM Mietein-



Valentinskamp/Ulricusstraße mit Sperrtor im Hintergrund in den 50er Jahren des 20. Jh., aus: Hans Harbeck: Hamburg, so wie es war. Hamburg 1966.

nahmen. Im Herbst 1959 wurden die Häuser abgerissen und die Ulricusstraße aufgehoben. Damit wurde der bebauungsplanmäßig schon seit Jahrzehnten vorgesehene Abbruch des Gängeviertels zwi-

schen Dammtorwall, Valentinskamp und Caffamacherreihe durchgeführt. Auf das nun leer stehende Gelände baute Anfang der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts der Unileverkonzern sein Verwaltungsgebäude in Form eines Y (siehe S. 135).

Von den damals in der Ulricusstraße arbeitenden 196 Prostituierten (124 ledige, 21 verheiratete, 48 geschiedene, drei verwitwete Frauen) zogen viele in andere Bordellstraßen Hamburgs (so in die Herbertstraße und Kleine Marienstraße). Andere meldeten sich in eine andere Stadt ab und begannen dort meistens wieder in einem Bordell zu arbeiten.

Ulricusstraße 17: Obdachlosenheim für Frauen und der „Evangelisch-Sozialer Hilfsverein e. V.“

Als die Ulricusstraße noch Winckelstraße hieß, ließ Schwester Bertha Keyser (24.6.1868–21.12.1964) 1927 im Haus Nr. 17 Hamburgs erstes Obdachlosenheim für Frauen einrichten. Das Heim erhielt den Namen „Fels des Heils“. Zwei Jahre später gründete Bertha Keyser den „Evangelisch-Sozialen Hilfsverein e. V.“, der seinen Sitz ebenfalls im Haus Nr. 17 bekam. Die Beiträge der Mitglieder dienten zur Unterstützung der Mission.

Nachdem jedoch 1934 die Sperrtore an der Straße angebracht worden waren, musste auch das Mädchenheim aufgegeben werden. Das Haus wurde von einer Bordellwirtin gekauft und als Bordell eingerichtet. Bertha Keyser fand für ihre obdachlosen Frauen eine neue Bleibe in der Rothesoodstraße. Bevor Bertha Keyser eine eigene Mission gegründet hatte, war sie in verschiedenen Einrichtungen, wie z. B. in einem Diakonissenhaus, als Aufseherin in einem Frauengefängnis und Erzieherin in einem Mädchenheim, tätig gewesen. Doch auf all ihren Arbeitsstellen stieß sie mit ihren Vorstellungen von sozialer Hilfe auf Unverständnis. Auch von der Heilsarmee distanzierte sie sich, nachdem sie deren Kadettenschule kennengelernt hatte.

So baute Bertha Keyser im Nürnberger Armenviertel eine eigene Missionsarbeit auf. Dreieinhalb Jahre später ging sie 1913 auf Bitten des damaligen Leiters

der Strandmission nach Hamburg. Doch auch hier wurde Bertha Keyser's ehrenamtliche Arbeit im Missionshaus in der Richardstraße neidisch und missgünstig beäugt. Bertha Keyser lag es sehr am Herzen, ihre Schützlinge alle gleich zu behandeln, was in den Missionshäusern, in denen sie gearbeitet hatte, nicht die übliche Praxis gewesen war. Um ihre Vorstellungen von Nächstenliebe zu verwirklichen, gründete sie deshalb ein eigenes Missionswerk.

Die ersten Räume für ihre Mission fand sie am Alten Steinweg 25. Hier gründete sie die Mission unter der Straßenjugend. Außerdem betreute sie Obdachlose. Im Laufe der Jahre kamen Armenspeisungen, Straßengottesdienste, Gefängnis- und Krankenbesuche sowie die Betreuung von Prostituierten hinzu. Finanziert wurde ihre Arbeit ausschließlich durch Spenden reicher Kaufleute, Firmen oder Privatpersonen, die sie persönlich aufsuchte.

In den Jahren der Wirtschaftskrise bekamen Bertha Keyser's Feldküchenspeisungen großen Zulauf. 1924 schaffte sie deshalb drei Feldküchen an. Damit fuhr sie und ihre Mitarbeiter täglich zum Großneumarkt, zur Reeperbahn und zum Rathausmarkt. 600 Portionen warmer Mittagkost wurden zeitweilig täglich verteilt. 1925 musste Bertha Keyser auf Drängen des Hauswirtes auch die Räume in der Böhmenstraße verlassen, in die sie mit ihren obdachlosen Schützlingen gezogen war, nachdem sie die Obdachlosenunterkunft im Alten Steinweg hatte aufgeben müssen, weil sich die Nachbarn über die Obdachlosen beschwert hatten. Bertha Keyser fand eine neue Bleibe in der Winkelstraße/Ulricusstraße, wo die Mission nun ein ganzes Haus besaß.

Wer bei ihr wohnte, musste arbeiten, so z. B. Sachspenden abholen oder Gelegenheitsarbeiten auf dem von der Mission gepachteten Holzhof ausführen.

Auch während des Zweiten Weltkriegs setzte Bertha Keyser ihr Werk der Nächstenliebe fort. Trotz der schwierigen Umstände konnten Armenspeisungen in Kellern und Bunkern durchgeführt werden. Als 1943 ihr dreistöckiges Heim „Fels des Heils“ den Bomben zum Opfer fiel, suchte sie, nun bereits 75 Jahre alt, sofort wieder nach einem geeigneten Haus. 1945 konnte sie schließlich ein kleines Zimmer in



Ulricusstraße, 1929. STAATSARCHIV HAMBURG

der Langen Reihe Nr. 93 mieten. Dort wohnte sie mit Schwester Anna Bandow, die Bertha Keyser unterstützte und die zahlreichen „Essensgäste“ bekömmigte. Außerdem erklärten sich mehrere Großküchen bereit, für Bertha Keyser's Missionswerk mitzukochen. In verschiedenen Schulen konnte die Mission Feierstunden mit anschließender Speisung abhalten. Bei Hamburger Firmen und Kaufleuten erwarb sich Bertha Keyser viele Freunde, Gönner und Spender, die sie regelmäßig mit Sach- und Geldspenden unterstützten. Eine große Hamburger Kaffeeirma zahlte die Miete ihrer kleinen Ladenwohnung im Bäckerbreitengang Nr. 7, die sie bewohnte, nachdem sie auf Grund von Beschwerden aus der Nachbarschaft auch aus der Langen Reihe hatte ausziehen müssen.

Bertha Keyser stieß mit ihrer Tätigkeit bei vielen Anwohnerinnen und Anwohnern und auch bei Behörden nicht immer auf freundliche Zustimmung. Aber sie ließ sich nicht beirren. Sie verstand sich als Mutter der Heimatlosen.

Der Hamburger Pastor Lüders schrieb in einem Nachwort zu Bertha Keyzers Lebenserinnerungen: „Mag sein, dass die Sozialbehörde, das Arbeitsamt oder auch die Kriminalpolizei zürnend auf dies Sammelbecken Obdachloser sehen. Asoziale Elemente würden durch ihre Speisungen nach Hamburg gezogen oder in Hamburg gehalten, Arbeitsscheue in ihrer Faulheit bestärkt, weil sie bei ihr unentgeltliche Hilfe und Beköstigung finden. Gewiss, sie will das Gute, aber ihre Gutmütigkeit wirkt sich zuweilen als Schade aus. So wird von manchen geurteilt.“¹⁵³ Aber: „Schwester Bertha ist für viele Heruntergekommene die letzte Chance zu einem neuen Lebensanfang. (...) Diese für manche letzte Auffangstation hat aber doch Ungezählten im Laufe der Jahre einen neuen und guten Lebensanfang gegeben. Dass die Arbeit eben nicht nur Menschlichkeit zum Motiv hat, sondern die Liebe Christi, die Menschen mit Christus verbinden und dadurch retten möchte, gibt ihr den besonderen Charakter. Welche Behörde kann sich so seelsorgerlich um die Bedürftigen kümmern?“¹⁵⁴

Bertha Keyzers Grabstein steht heute im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

Ulricusstraße 91: Christiane Nissen, Mutter von Johannes Brahms

In der Ulricusstraße 91 betrieb die gehbehinderte Johanna Henrika Christiane Nissen (1789–1865) mit ihrer Schwester ein Warengeschäft, in dem sie Knöpfe, Zwirn und Weißzeug verkaufte. Christiane Nissen war Näherin und hatte schon seit ihrem dreizehnten Lebensjahr zum Lebensunterhalt ihrer Familie beitragen müssen.

Neben ihrem Geschäft verdiente sie sich durch die Vermietung eines Zimmers ihrer Wohnung etwas hinzu. Einer ihrer Untermieter war der 1826 nach Hamburg gezogene Johann Jakob Brahms (1806–

1872). Er verdiente damals seinen Lebensunterhalt als Straßenmusikant. Am 9. Juni 1830 heiratete die 41-jährige Johanna Christiane Nissen den 24-jährigen Johann Jakob Brahms, der im selben Jahr in das Hornistenkorps der Bürgerwehr aufgenommen wurde. Das Paar bekam drei Kinder. Ihr zweites Kind Johannes (1833–1897) wurde später ein berühmter Komponist.

In den ersten Jahren ihrer Ehe war das finanzielle Auskommen der Familie nicht gesichert, denn die Einkünfte von Johann Jakob Brahms waren sehr unregelmäßig. Außerdem soll er zum Leidwesen seiner Frau nicht sehr sparsam gewesen sein. Wegen der finanziell unsicheren Lage musste die Familie mehrmals umziehen. So wohnte sie eine Zeit lang in der Speckstraße 60, dort im Schlüterhof, wo Johannes Brahms geboren wurde. Von 1842 bis 1850 lebte die Familie am Dammtorwall.

33. STATION

Fürstenplatz

**Standort: von ca. 1799 bis Ende der 50er Jahre
des 20. Jahrhunderts**

Die Straße „Fürstenplatz“ existiert heute nicht mehr. Sie befand sich dort, wo heute das Unilever-Haus steht, und wurde im Zuge der Bauarbeiten und des damit verbundenen Abrisses des dortigen Viertels abgetragen.

Der Fürstenplatz soll 1799 „auf dem Grunde eines großen Erbes am Valentinskamp Nr. 148 entstanden“ sein. „Dieses seit 1834 hier mit den Nummern 57–59 a bezeichnete Grundstück hatte 1708 oder 1710 Christian August, Bischof von Lübeck und Herzog von Holstein-Gottorp [1673–1726], erworben.“¹⁵⁵ Nach seinem Tod blieb dort seine Witwe, die Fürstin Albertina Friederike, geborene Prinzessin von Baden-Durlach (1682–1755), bis zu ihrem Tod wohnen. „Erbe des Grundstücks wurde der jüngste Sohn Georg Ludwig [1719–1763], bekannt als preußischer General und späterer russischer Generalfeldmar-

¹⁵³ Bertha Keyser: Mutter der Heimatlosen. Nach der Lebensbeschreibung von Schwester Bertha Keyser, bearb. von Barbara Lüders. Hamburg o. J. 154 ebenda.

¹⁵⁵ Wilhelm Melhop: Historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg, Hamburg 1923, S. 111f.



schall. Nach seinem Tode ging das Erbe durch Kauf in andere Hände über. Es wurde infolge dieser Eigentumsverhältnisse einst im Volksmunde der Bischofshof und dann (...) der Fürstenhof genannt. Die Bezeichnung ‚Fürstenhof‘ war der Anlass für den Namen der Straße ‚Fürstenplatz‘, die angelegt wurde, um den am Dammtorwall belegenen Teil des Grundstückes der Bebauung zu erschließen.“¹⁵⁶

Fürstenplatz, 1883. STAATSARCHIV HAMBURG

34. STATION

Dammtorwall 15

„Unilever-Haus“ (Standort: seit 1961); seit 2009 wird das „Unilever-Haus“, jetzt „Emporio“ genannt, restauriert und modernisiert; „Liliencron-Filmtheater“ (Standort: 1968–1972)

Zwischen 1958 und 1964 wurde zugunsten des Baus des „Unilever-Hauses“ (Margarine-Union) ein Teil des Gängeviertels der Neustadt abgerissen: Die Fachwerkhäuser, Höfe und Gänge an der Caffamacherreihe, die Bordellstraße Ulricusstraße (siehe S. 129) und die Straße Fürstenplatz (siehe S. 134) wurden dem Erdboden gleichgemacht, und rund 1500 Bewohnerinnen und Bewohner zwischen Valentinskamp, Caffamacherreihe und Dammtorwall mussten in andere Gegenden ziehen.

Zum Abriss der Bordellstraße Ulricusstraße „zugunsten“ eines Hauses der Margarine-Union kursierte damals unter den Gästen der nicht weit vom

„Unilever-Haus“ entfernt liegenden legendären Kneipe „Palette“ (siehe S. 202) der Kalauer: „Bordella pufft nicht in der Pfanne.“ Und auch der Schriftsteller Hubert Fichte (1935–1986), der damals in Frankreich weilte, erkundigte sich nach dem Abriss dieses Teils des Gängeviertels. Im Januar 1960 schrieb er „an seinen Freund Herbert Jäger: ‚Gibt es noch ein paar interessante Bars oder ist alles in Margarine umgeschmolzen?‘“¹⁵⁷

„Liliencron-Filmtheater“

Von außen unbemerkt liegt im Kellergeschoss des „Unilever-Hauses“ ein großer sechseckiger, über zwei Geschosshöhen errichteter wunderbarer Vortrags-, Veranstaltungs- und Kinosaal mit einem eindrucksvoll künstlerisch gestalteten, intimen Foyer. Die künstlerischen Arbeiten an den Säulen von Gottfried Kappen (1906–1981) und Alfred Satisch sowie großzügige Spiegelflächen, Natursteinverkleidungen und Holzfurniere aus Sapeli, einer Edelholzart, das in Qualität und Aussehen an Mahagoni erinnert, bestimmen den Raum. Der Saal selbst ist mit Eschenfurnier vertäfelt und mit akustisch wirksa-

¹⁵⁶ ebenda.

¹⁵⁷ Jan-Frederik Bandel, Lasse Ole Hempel, Theo Janßen: *Palette revisited. Eine Kneipe und ein Roman.* Hamburg 2005, S. 13.

men, für die sechziger Jahre hochmodernen Gipsplattenverkleidungen an der Decke ausgestattet. „Tote schlafen fest“ mit Humphrey Bogart (1899–1957) und Lauren Bacall (geb. 1924) war der erste Film, der am 5. September 1968 im „Lilientron-Filmtheater“ im „Unilever-Haus“ gezeigt wurde. Doch schon am 30. Dezember 1972 schloss das Kino wieder, mit den Filmen „Das Mädchen Irma La Douce“ und „Fluchtpunkt San Francisco“. Vom Sommer 1969 bis zum Herbst hatte es auch keine Filme im „Lilientron“ gegeben, weil die Demonstrationen gegen den benachbarten Springer-Verlag für zu viel Unruhe gesorgt hatten.

„Unilever-Haus“

Für die Deutschlandzentrale des Unilever-Konzerns (Produkte wie: Rama, Sunil und Omo, Langnese, Igló,



Umbauarbeiten im Jahre 2010 am 1961 erbauten „Unilever-Haus“, heutiger Name „Emporio“. PHOTO: MARINA BRUSE

Biskin, Unox etc.) sollte zum Ende der fünfziger Jahre in Hamburg ein zentrales Verwaltungsgebäude geschaffen werden.

Nach einem Architekturwettbewerb 1958 wurde kein Preisträger realisiert, sondern aus technischen Gründen der Entwurf des Düsseldorfer Architekturbüros Helmut Hentrich (1905–2001) & Hubert Petschnigg (1913–1997) genommen. Für den „supermodernen Wolkenkratzer“, wie das „Hamburger Abendblatt“ am 30. August 1958 titelte, war zwei Wochen zuvor ein Luftballon aufgestiegen, um eine ungewöhnliche Höhenmessung vorzunehmen. Etwa zwanzig Stockwerke und eine Höhe von ungefähr fünfundsechzig Metern schien kein Problem. So wurde dann auf dem Grundstück, das von den Straßen Dammtorwall, Valentinskamp und Caffamacherreihe umschlossen wird, nachdem die letzten Fachwerkhäuser des alten Gängeviertels abgebrochen worden waren, am 10. Oktober 1961 in Anwesenheit des damaligen Bürgermeisters Paul Nevermann (1902–1979), des ehemaligen Bürgermeisters Max Brauer (1887–1973) und des damaligen Oberbaudirektors Werner Hebebrand (1899–1966) der Grundstein gelegt.

Technisch aufwendig wuchs der zentrale Versorgungs- und Erschließungskern aus Stahlbeton auf dem Grundriss eines gleichseitigen Dreiecks rasant in die Höhe. Tag und Nacht wurde gearbeitet. Durch die mittige Anordnung der gesamten Versorgung und Erschließung wurde viel Raum für die Verkehrsflächen eingespart; ein besonders interessantes Beispiel für ökonomisches Bauen. Das Stahlskelettgerüst für die Etagen ist im Erschließungskern verankert, und drei schlanke zweibündige Hochhausscheiben gruppieren sich wie Flügel um das Zentrum. Die Y-Form der Büroanordnung ist ein spannender architektonischer Ansatz, der jedoch dann nicht weiter verfolgt wurde, da die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts im Zeichen der Großraumbüroideologie standen.

In der elegant detaillierten Curtain-Wall-Fassade verschmilzt optisch der Horizontalriegel aus Aluminium im Naturton mit den weiß hinterlegten Brüstungsflächen.

Immer wenn sich die Beleuchtung im Tages- und Jahreszeitenverlauf ändert, spiegelt das Licht unter-

schiedliche faszinierende Farben auf die Fassade und setzt funkelnde Akzente in die City. Die Vertikalsprossen zwischen Brüstungsflächen und Curtain-Wall werden durch schwarze Kappen abgedeckt, die spitz zulaufen und sich deshalb nur als feine, schwarze Linien abzeichnen; dies bewirkt, dass die Fassade wie eine entmineralisierte Membran wirke, wie ein früher Architekturkritiker bemerkte.

Mit dem „Unilever-Haus“ war in Hamburg das Ideal der Nachkriegsmoderne, ein frei stehendes Solitärhochhaus auf dreistrahligen Grundriss entstanden. Auch beim Innenausbau waren die Bauherren immer auf Wirtschaftlichkeit bedacht, aber dennoch nicht sparsam: Ein Möbelsystem, eigens für dieses Haus entwickelt, um die Variabilität der Arbeitsplätze sicher zu stellen, die komfortablen Stahlmöbel mit kunststoffbeschichteten Platten, ergänzten die harmonische, klare Materialverwendung. Im Eingangsbereich sorgte eine grüne Natursteinverkleidung aus skandinavischem Marmor an den Wänden und der Fußboden aus rauem Quarzit für ein ansprechendes, gediegenes Entree und steht im spannungsreichen Kontrast zu der übrigen Ausstattung: eine Metalldecke in grauem Farbton mit schwarzen, linienförmigen Beleuchtungskörpern, Palisanderfurniere, Aluminium an den Stützverkleidungen. Möbliert war die Eingangshalle mit Sitzgarnituren aus Leder, Teppichen und schweren Glastischen.

Die künstlerische Gestaltung der Aufzugstüren aus Stahlemaille von Stefan Knapp (1921–1996), London, strukturierte das vertikale Hauptverkehrsmittel farbig und ermöglichte zugleich die Orientierung, wenn man wusste, welche Farbe zu welchem Flügel führt.

Mit großem Engagement hatte eine hochkarätig zusammengesetzte Kunstkommission unter der Leitung von Professor Dr. Jungnickel, dem Chefarchitekten der Margarine-Union, eine große Anzahl von Kunstwerken für die Gestaltung insbesondere der Räume, in denen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zusammenkamen, erworben oder in Auftrag gegeben: In der Cafeteria, im Kasino, in Speisesälen, Empfangszimmern und auch in über neunzig Arbeitszimmern sorgten Kunstwerke von modernen, zeitgenössischen Künstlern für abwechslungsreiche

und ästhetisch gestaltete Behaglichkeit. Für den großen Konferenzsaal in der achtzehnten Etage hatte der Hamburger Maler Eduard Bargheer (1901–1979), der entscheidend die Hamburger Kunstszene mitgeprägt hat, auf einer fünfzehn Meter langen Intarsienwand den Weg des Kokosöls dargestellt.

In der Außenanlage korrespondierte die Bronze von Carl Hartung (1908–1967) namens „Flügelstern“ auf einem Natursteinsockel aus rotem Tuff wie ein Echo mit seinen vier Flügeln mit dem dreiflügligen Hochhaus.

Schon damals erkannten die Verantwortlichen bei Unilever, dass das Büro nicht mehr nur ein Ort ist, an dem jeder und jede acht Stunden am Tag seine/ihre administrative Arbeit ausübt, sondern dass es notwendig ist, sich wohl zu fühlen, ästhetische Anregungen zu erhalten, kreative Ablenkung und Entspannung im Arbeitsalltag zu erfahren und insgesamt eine charmante Atmosphäre für das Arbeitsumfeld zu schaffen.

Die Bundesrepublik hatte noch am Ende der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts in der Architektur einen riesigen Nachholbedarf an modernen Gebäuden im sog. „international style“. Hochhausolitäre demonstrierten Modernität und auch das Angekommensein in der neuen demokratischen Gesellschaft. Für Hamburg galten u. a. das Polizeihochhaus Beim Strohhause von Hans Atmer (1893–1982) und Jürgen Marlow (geb. 1922), das BAT-Haus und das Finnland-Haus an der Esplanade, ebenfalls von Helmut Hentrich & Hubert Petschnigg, oder die Spiegelinsel von Werner Kallmorgen (1902–1979) & Partner an der Ost-West-Straße als klare stilistisch-städtebauliche Entscheidung gegen die Blockrandbebauung, wie sie noch in Vorkriegszeiten üblich war.

Im Zuge der Kommerzialisierung der Innenstädte entwickelte sich das Hochhaus in erster Linie durch wirtschaftliche und organisatorische Anforderungen von Großunternehmen, aber auch als Landmarken im städtischen Raum. Nur wenige Städte widersetzten sich stolz und bestanden auf dem Erhalt der historischen Substanz; in vielen deutschen Städten waren durch kriegsbedingte Zerstörungen jedoch viele historische Gebäude zerstört worden. Dennoch

hatte Hamburg immer das Credo: keine Hochhäuser in der Innenstadt. Die Silhouette mit den fünf Kirchtürmen musste erhalten bleiben, und dennoch sollte Hamburg zu einer modernen Stadt werden. So finden wir Hochhäuser als Landmarken im innerstädtischen Raum, und die Öffentlichkeit, auch die publizistische, begleitete den Bau des „Unilever-Hauses“ mit Sympathie – nur als es um die Höhe ging, neunzehn oder 22 Etagen, wurden die Töne etwas rauer, schließlich überzeugte das Ergebnis.

Als das Haus fertig war, überschlugen sich die Zeitungen mit ihrem Lob. Die Tageszeitung „Die Welt“: „Der höchste Profanbau Hamburgs mit modernsten Baumethoden errichtet in unglaublicher Schnelligkeit“; „Ein neuer Akzent in der Stadtsilhouette“; „Neon-Pracht in der City“. Ein Klassiker der Repräsentationsarchitektur des Wirtschaftswunders hatte die Öffentlichkeit in Hamburg überzeugt. Schon zum Richtfest am 6. Juli 1962 lobte die Presse: „Erst wenn das Gebäude mit Leichtmetall verkleidet ist, wird man die Schönheit der Konstruktion erkennen.“

1989 erwarb die „Union Investment“ das Haus. Von diesem Zeitpunkt an war die Unilever Mieter im ehemals eigenen Haus. 2001 wurde das „Unilever-Haus“ unter Denkmalschutz gestellt.

2006 lobte Unilever einen Wettbewerb für den Bau eines neuen Verwaltungsgebäudes in der HafenCity aus. Mit der Ankündigung, dass Unilever mit seiner Verwaltung in die HafenCity umziehen würde, ergab sich für „Union Investment“ die große Chance, an der Revitalisierung und Neugestaltung des Stadtareals aktiv teilzunehmen.

Behnisch-Architekten haben ein polygonales Gebäude am Strandkai in der HafenCity mit einem weitläufigen, lichtdurchfluteten Atrium als Zentrum des neuen Gebäudes für Unilever entworfen, mit Büros und öffentlichen Flächen. Henning Rehder, Vorsitzender der Geschäftsleitung Unilever: „Das Gebäude spiegelt auf gelungene Weise die Veränderungen innerhalb unseres Unternehmens wider. Diese beinhalten flache Hierarchien, das Arbeiten in inter-funktionalen Teams sowie eine offene und transparente Kommunikation.“ Im Frühsommer 2009 zog Unilever dann in die HafenCity.

Im selben Jahr, nach Räumung der Büros, begann die Totalrestaurierung und Sanierung des alten „Unilever-Hauses“ unter den strengen Anforderungen der „Deutschen Gesellschaft für nachhaltiges Bauen“ in Zusammenarbeit mit dem Denkmalschutzamt zu einem modernen Multi-Tenant-Gebäude mit Miet-einheiten ab 500 qm. Das Haus hat einen neuen Namen: „Emporio“ – ein spanischer Begriff, für einen klassischen, großen Handelsplatz – und ist ein gefragter Standort.

Zusätzlich wird auf dem jetzigen Parkplatz und der Zufahrt zur Tiefgarage ein neues Gebäude entstehen: der moderne Büro-, Geschäfts- und Wohntriangel mit einem Hotel des Architektenbüros Mirjana Markovic (geb. 1941), Aleksandar Ronai (geb. 1940), Willi Lütjen (geb. 1942), Manfred Voss (geb. 1959) (MRLV), das für Häuser mit polygonalen Grundflächen, ausgefallenen und abwechslungsreichen Lösungen in Hamburg berühmt ist, so z. B. das „Zentrum für Marine und Atmosphärische Wissenschaften“ in Eimsbüttel oder den „Ost-West-Hof“ an der Martin-Luther-Straße/Ecke Ost-West-Straße.

Die neuen Quartiere und Nachbarschaften, die sich in der Neustadt um den Valentinskamp, Caffamacherreihe und Dammtorwall entwickeln, sind nicht nur der Versuch, ehemals lebendige innerstädtische Bezirke mit Leben zu erfüllen, hier entsteht zugleich qualitativ hochwertige, moderne Architektur in einem attraktiven Umfeld, die mit Sicherheit gesellschaftsfähig ist. Wenn dann die Restaurierung des alten „Unilever-Hauses“ abgeschlossen und der polygonale Neubau fertig gestellt sein wird, kehrt das Leben in das ehemalige Gängeviertel zurück.

Die neue Stadtsituation erschließt den verlorenen Raum für Stadt und Öffentlichkeit neu und eröffnet abwechslungs- und spannungsreiche Perspektiven; auch die Öffnung zur Caffamacherreihe hin mit einer großzügigen Treppenanlage, wo heute noch eine schulterhohe Betonwand das „Unilever-Haus“ vom öffentlichen Straßenraum trennt (Stand: Sommer 2010), ist eine landschaftsplanerisch gelungene Antwort auf die Blockrandbebauung des Wohn-, Gewerbe- und Bürokomplexes, den Jan Störmer an der Drehbahn/Ecke Caffamacherreihe errichtet.

Das neue Konzept der Durchwegung des heute der Öffentlichkeit entzogenen Grundstücks verbindet Grün- und Freizeitflächen des „Emporio“ und stellt den alten Stadtraum und die traditionellen Verbindungen zumindest in Ansätzen wieder her.

Nachdem die Pläne von der Ergänzungsbebauung bekannt gemacht worden waren, entbrannte wieder einmal eine Grundsatzdebatte um städtebauliche Konzepte: Soll der Solitär in seiner Freistellung erhalten bleiben oder kann er stadträumlich integriert werden?

Mit dem neuen Baukörper von MRLV Architekten soll die städtebauliche Klammer zu den neuen Ensembles und dem Solitär gebildet werden. Die Frage, ob hier eine Stadtreparatur erfolgt oder eine neue qualitative Nutzung öffentlicher Räume gestaltet wird, hat unter Architekten und Stadtplanern zu kontroversen Auseinandersetzungen geführt. Letztlich schafft die Platzierung des Triangels eindeutige Straßen- und Platzräume, er nimmt Bezug auf die Flügelbauten des Solitärs und bindet ihn ein.

Dass das „Emporio“ eine architektonische Perle ist, die zur Stadtsilhouette Hamburgs gehört und neue Akzente setzt, bleibt unbestritten. Stadträumlich ist es eine Bausünde der Vergangenheit und zugleich ein Baudenkmal besonderer Qualität.

Eine attraktive von fünf auf zehn Geschosse ansteigende dynamische Skulptur auf dem Grundriss eines Triangels wird entstehen, mit einer lichten Fassade, einem öffentlich nutzbaren Innenhof, Durchwegungen, die mit der Laeishalle (siehe S. 141), dem Gängeviertel, dem Brahmsquartier und den Wallanlagen kommunizieren, zum Verweilen einladen und den innerstädtischen Raum beleben und anbinden. Das offene, über zwei Etagen sich erstreckende Sockelgeschoss nimmt das Thema vom alten „Unilever-Haus“ auf, antwortet mit einer aktuellen Ausgestaltung und setzt maßstäbliche Beziehungen vom historischen Gängeviertel zum Hochhaus.

Modernste Büronutzungen, Wohnungen zum Valentinskamp, Geschäfte, das Scandic-Hotel, Restaurants und Bars entstehen und interpretieren das Areal mit dem „Unilever-Haus“ als „Emporio“ neu zum lebendigen „Handelsplatz“. Man mag bedau-

ern, dass die Blickbeziehung von der Laeishalle sich verändert, aber muss das von Nachteil sein?

Städtebauliche Konzepte korrespondieren immer mit den jeweiligen zeitgeschichtlichen Interpretationen von Lebensraum. „Dort, wo wir neu bauen, müssen wir in der Sprache unserer Zeit bauen und nach den Bedürfnissen der Zeit“, sagte der Hamburger Oberbaudirektor Jörn Walter (geb. 1957) in einem Interview.

In einem Artikel in der „Süddeutschen Zeitung“ schrieb der Hamburger Architekturkritiker Gerd Kähler (geb. 1942): „Die Frage, wie unsere Städte gebaut werden, ist viel zu wichtig, als das man sie nur den Fachleuten überlassen könnte. Denn Risiken und Nebenwirkungen der gebauten Sensationen sind ebenfalls beachtlich. Schließlich soll Architektur 50, 100 oder noch mehr Jahre lang nicht nur formal auffällig, sondern vor allem gesellschaftsfähig sein.“ Zukunftsfähig ist das „Emporio“ allemal, denn die Sanierung des Gebäudes geschieht nicht nur unter ökonomischen Aspekten: Die Betriebs- und Heizkosten werden um ca. 64 % gesenkt; das sind nachhaltige ökologische Perspektiven.

Allerdings wird für viele Hamburgerinnen und Hamburger mit dem Gebäude wohl noch länger der Name „Unilever-Haus“ verbunden sein. Wenn der Name „Emporio“ vertraut geworden ist, dann sind auch die Diskussionen über städtebauliche Konzepte für diesen Ort zum Klassiker geworden, und vielleicht kann ja das Ergebnis für andere Regionen Vorbild sein.

Ein Quartier wird restauriert, erneuert, ergänzt und den Bewohnerinnen und Bewohnern zurückgegeben. Neues setzt sich in spannungsreiche Beziehungen zum Alten, überholte Konzepte werden reflektiert, erfahren Ergänzungen, ohne sie in ihrem Bestand zu vernichten. Ein besonderes, vertrautes Baudenkmal wie das „Unilever-Haus“ wird erhalten und modernisiert, es bietet für viele Menschen hervorragende Arbeitsplätze in einer attraktiven Citylage, in einem arrondierten erneuerten Stadtraum. Will man mehr? Ja, vielleicht wird in dem Festsaal die Eröffnung mit einem Filmklassiker gefeiert: „Metropolis“ von Fritz Lang (1890–1976)?

Text: Bernd Allenstein

35. STATION

Dammtorwall vor Hausnummer 46

Brahms-Monument (Standort: seit 1981); Dragonerstell (Standort: 1709/11 – Mitte des 19. Jh.)

Brahms-Monument

Vor dem Seiteneingang in die „Laeiszhalle“ steht auf einem kleinen Platz seit 1981 das von dem Bildhauer Thomas Darboven (geb. 1936) geschaffene Brahms-Monument. Auf dem Granitkubus werden vier Bildnisse von Brahms von seiner Jugendzeit bis zum Alter, gezeigt.

Vor dem Monument ist in den Bodenplatten der Spruch zu lesen:

„Es ist gekommen – ein junges Blut –
Es heißt Johannes Brahms
Und kam von Hamburg her –
Dort in dunkler Stille schaffend
Und er ist ein Berufener.“ (Robert Schumann)



Vor dem Seiteneingang der Laeiszhalle am Dammtorwall 46 steht das Brahms-Monument, 1981 geschaffen von Thomas Darboven. PHOTO: MARINA BRUSE

Dragonerstell

Ungefähr dort, wo sich der Platz mit dem Brahms-Monument befindet, stand zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert der Dragonerstell.



Standort des Dragonerstalls (Kasten). Kartenausschnitt. aus: Plan von Hamburg. Hamburg [ca. 1880]. STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG Kt H42

Weil der Valentinskamp damals eine militärische Straße zu einem Ausfallstor am heutigen Johannes-Brahms-Platz war und Hamburg zur Verstärkung der Stadtmiliz die Vermehrung der im Dienste der Stadt stehenden Dragoner von einem auf zwei Kompanien von je 75 Mann benötigte, wurde 1709/1711 am Ende der Straße Valentinskamp ein Stall für Dragonerpferde errichtet. Der Dragonerstell war 194 Fuß lang und 40 Fuß breit und hatte Platz für die 70 Pferde der Dragoner der städtischen Garnison. 1740 sollen die Stallungen „von den damals berühmten Brüdern Mingotti (Pietro: um 1702–1759; Angelo: um 1700 bis nach 1767), die bis 1754 oft in Hamburg gastierten, zum Theater umgebaut“ worden sein.¹⁵⁸⁾ „1811 wurden die Unterkünfte von französischen Gendarmen requiriert und nach Abzug der Franzosen 1814 wieder hamburgischen Ulanen zur Verfügung gestellt.“¹⁵⁹⁾

Neben dem Dragonerstell standen noch einige kleinere Gebäude, so eine Wachstube und später noch ein kleines Haus für die Schlangenspritze, denn hinter dem Dragonerstell hatte die Elbwasserkunst 1832 einen Wasserbehälter für Löschwasser erbauen lassen. Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Gebäude wegen Baufälligkeit abgerissen.

158 Werner Hugo Dabbelstein: Der Hamburger Engelsaal und seine Nachbarn. Gängeviertel, Valentinskamp und Dragonerstell – ein Spaziergang durch das Hamburg von gestern. 2. überarb.

Aufl. Hamburg 2009, S. 45.

159 Reinhold Pabel: Alte Hamburger Straßennamen. Bremen 2001, S. 37f.



Der 1709/11 errichtete Dragonerstab. Mitte des 19. Jh. wurde er abgebrochen.

STAATSARCHIV HAMBURG

36. STATION

Johannes-Brahms-Platz

Benannt 1997. Von 1934–1997 hieß der Platz Karl-Muck-Platz, nach dem Dirigenten Karl Muck (1859–1940, der zwischen 1922 und 1933 Leiter des Philharmonischen Orchesters gewesen war). Davor hieß der Platz „Holstenplatz“, weil dort in früheren Jahrhunderten das Holstentor stand.

„Laeishalle“ (früher: „Musikhalle“, Standort: seit 1908); „Musikhalle“ während der NS-Zeit; Stolperstein für Jacob Sakom (NS-Zeit); Armeesender BFN (Standort: 1945–1953); das „Klingende Museum“ (Standort: seit 1989)

Die „Laeishalle“

Der Johannes-Brahms-Platz ist seit 1908 eine wohlklingende Adresse für Musikliebhaberinnen und -haber, denn hier steht ein Flaggschiff der Musikszene: die Laeishalle.

Eigens zur Realisierung des Baues war „1863 von einflussreichen Hamburger Kaufleuten ein ‚Comité zum Bau einer Musikhalle‘ gegründet worden. Man war es Leid, dass selbst in akustisch vortrefflichen Hallen wie derjenigen des Conventgartens Sympho-

niekonzerte ständig mit Tanzveranstaltungen oder Vereinsversammlungen um Termine kämpfen mussten. Doch die Pläne scheiterten, weil der Senat sich für kulturelle Förderung nicht zuständig sah. Erst 45 Jahre später konnte sich der Traum der Comité-Mitglieder erfüllen: Der Reeder Carl Heinrich Laeisz [1828–1901] und seine Frau Sophie [1831–1912] verfügten testamentarisch, dass eine Spende aus dem Geschäft ‚E. Laeisz gezahlt werde‘.¹⁶⁰⁾

Carl Heinrich Laeisz vermachte der Stadt 1 200 000 Mark zum Bau einer neuen „Musikhalle“. Die Stadt Hamburg stellte ihm hierfür das 5000 qm große Grundstück am damaligen Holstenplatz, dem späteren Karl-Muck/Johannes-Brahms-Platz, zur Verfügung. Nach den Entwürfen der Architekten Martin Haller (1835–1925) und Wilhelm Meerwein (1844–1927) wurde das Haus zwischen 1904 und 1908 im neubarocken Stil gebaut. Das Gebäude hatte einen großen Saal mit 1897 Sitzen und einen kleinen Saal mit 500 Plätzen, dazu viele Übungsräume und Künstlerzimmer.

Am 4. Juni 1908 eröffnete Senator Max Predöhl (1854–1923) um 19.30 Uhr vor 1800 Gästen die Hamburger „Musikhalle“. In seiner Festrede dankte er dem Ehepaar Laeisz: „Carl Laeisz und Sophie Laeisz aus der Familie Knöhr – diese Namen sollen die ersten sein, die bei der feierlichen Weihung dieses Baues in diesem Saale laut werden.“ Das Ehepaar

¹⁶⁰ 100 Jahre Laeishalle – Musikhalle Hamburg. Geschichte, Menschen, Sternstunden. Hrsg. Laeishalle – Musikhalle Hamburg Landesbetrieb der Freien und Hansestadt Hamburg. Hamburg 2008, S. 12.



Johannes-Brahms-Platz: „Laeiszhalle“, errichtet 1908. PHOTO: MARINA BRUSE

Laeisz konnte diese Worte nicht hören: Carl Heinrich Laeisz war damals bereits verstorben, und seine Witwe Sophie hatte wegen einer Erkrankung an der Eröffnung nicht teilnehmen können.

Nach Laeisz' Tod „führte der testamentarisch mit dem Musikhallenbau verbundene ‚Kulturauftrag‘ zu einer ausgiebigen Diskussion im Senat. Die meisten Abgeordneten waren der Überzeugung, Laeisz habe das Haus nur für ‚edle und ernste‘ Musik bzw. ‚Veranstaltungen vornehmsten Stils‘ gedacht. Der letzte Satz des Testaments, ‚dass das Gebäude auch für andere künstlerische und wissenschaftliche Zwecke, das heißt: für Vorträge etc. Verwendung finden kann‘, ließ dies allerdings offen. Die Volkskonzerte, in deren Programmen von Anfang an neben der ‚ernsten‘ Musik auch die leichte Muse vertreten war (Serenaden, Ballettmusik, Operettenarien etc.), änderten dieses Konzept auch nach ihrem ‚Einzug‘ in die Laeiszhalle nicht.“¹⁶¹⁾

Der Bau der „Musikhalle“ erforderte allerdings eine weitaus höhere Summe, die Sophie Laeisz nach dem Tode ihres Mannes großzügig aus ihrem eigenen Erbe nachbewilligte. Einer der Gründe für die höheren Kosten waren die fehlenden Türen. Als der Architekt Martin Haller Sophie Laeisz die Bauzeich-

nung zeigte, erschien ihr die dort eingezeichnete Anzahl der Türen als zu gering. Sie erinnerte sich an den von ihr miterlebten Großen Brand von 1842 in Hamburg und verlangte deshalb für das Gebäude rundherum Türen und breite Flure.

Neben ihrer Mäzenatinnentätigkeit war Sophie Laeisz auch im „Frauenhilfsverein“ tätig und erhielt dafür 1871 das Eiserne Kreuz für Frauen. Nach dem Tod ihres Mannes zog sie ihre beiden Enkel auf, deren Eltern gestorben waren.

Ihr Schwiegervater benannte sogar sein erstes Segelschiff, das 1856 in der Hamburger Stülcken-Werft vom Stapel lief, nach ihr.

Und da seine Schwiegertochter wegen ihrer krausen Haare „Pudel“ genannt wurde, ließ er auf einem Giebel seines 1897/98 erbauten Kontorhauses, des „Laeiszhofes“ an der Trostbrücke 1, einen Pudel aus Stein setzen. Dieser sitzt heute noch dort und schaut in die Ferne. Später begannen die Namen aller 84 Laeisz-Segler mit dem Buchstaben „P“ und waren auf allen Meeren berühmt als Flying-P-Liners.

„Musikhalle“ während der NS-Zeit

In der NS-Zeit wehten die Hakenkreuzfahnen vor der „Musikhalle“. „Dritten hingen (...) Hakenkreuzfahnen im Foyer und von den Rängen, oftmals bildeten riesige Hakenkreuze den Hintergrund des festlich blumengeschmückten Podiums. Das Publikum erschien zu weiten Teilen in brauner Uniform. Das Signal war überdeutlich: Die Musik stand hier im Dienste des Regimes. (...) Nahezu auf jeder Fotografie damaliger Veranstaltungen in der Laeiszhalle ist zusätzlich zum Konzertaufbau ein Rednerpult zu sehen. Die häufige Kombination von Musikdarbietung und markiger Propaganda setzte auf die wechselseitige Steigerung von Klang und Rede. Dabei sollte sowohl die Wahrnehmung der Musik ideo-

161 ebenda.

logisch gelenkt als auch die Ideologie durch die emotionale Wirkung der Klänge feierlich überhöht werden“,¹⁶²⁾ schreibt Friedrich Geiger in seinem Aufsatz „Die Laeishalle als Schauplatz nationalsozialistischer Musikpolitik“.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten verfügte im April 1933 die Senatskommission für die Kunstpflege, dass „Vereinen oder Organisationen marxistischer Richtung (...) Räume der Musikhalle künftig weder für Übungs- noch für Konzertzwecke (...) überlassen“ werden dürfen. „Auch für Veranstaltungen, deren Träger an sich nicht marxistisch sind, bei denen aber marxistisch eingestellte Vereine usw. irgendwie mitwirken, sind Räume der Musikhalle in Zukunft nicht mehr zu vermieten.“¹⁶³⁾ Die „Philharmonische Gesellschaft“ lud jüdische Künstlerinnen und Künstler aus, ließ sie nicht mehr auftreten und nahm 1936 in ihre Satzung auf, dass „Juden (...) nicht Mitglieder der Philharmonischen Gesellschaft werden“¹⁶⁴⁾ können. Auch Stücke von in der NS-Sprache als nichtarisch bezeichneten Komponisten wurden nicht mehr aufgeführt.

In seinem Aufsatz über die nationalsozialistische Musikpolitik macht Friedrich Geiger darauf aufmerksam, dass 1937 die im Eingang zum Kleinen Saal der „Laeishalle“ aufgestellte Büste von Felix Mendelssohn Bartholdy (1809–1847) entfernt wurde und gegen einen Händel-Kopf (Georg Friedrich, 1685–1759) ausgetauscht wurde, der dort heute noch seinen Platz hat.

Stolperstein für Jacob Sakom

Zur Erinnerung an die ermordeten Künstlerinnen und Künstler liegt vor der „Laeishalle“ der Stolperstein für Dr. Jacob Sakom. 1877 in Panvezys/Litauen geboren, lebte der Cellist seit 1905 in Hamburg. Er war Mitglied im Orchester der „Philharmonischen Gesellschaft“, in dem er auch als Solocellist auftrat. 1934 wurde er zwangspensioniert. Nun durfte er nur noch in Konzerten des Jüdischen Kulturbundes in Hamburg auftreten. 1938 emigrierte er mit einem sowjetischen Pass in seine Heimat Litauen. 1941 wurde er von SS-Einsatztruppen ermordet.

Armeesender BFN

Am 4. Mai 1945 prangte an der Eingangstür der „Musikhalle“ kein Konzertzettel, sondern ein Armeeformular mit der Aufschrift: „Questioned for Army Broadcasting“ – beschlagnahmt für den Armeerundfunk. Vom Mai 1945 bis Januar 1953 nutzte die britische Militärregierung das unbeschädigte Gebäude als Sitz ihres Rundfunksenders, als „Broadcasting House“. Sein Hauptzugang war der Eingang zum Kleinen Saal der „Musikhalle“. Dort, im Kleinen Saal, hatten während des Zweiten Weltkriegs sonntags ab 11 Uhr die Morgenfeiern stattgefunden, die mit musikalischen Lesungen ein Kriegs- und Durchhalteprogramm präsentierten. Nun, einige Jahre nach Kriegsende, erklang hier Swing und Jazz.

Das Hörfunkprogramm wurde in den ehemaligen Konzertsälen, Garderoben und Proberäumen gemacht, die nun zu Studios und Redaktionsbüros umgebaut waren. Deutschlandweit ausgestrahlt wurde das Programm von der Stadt Norden aus, wo entsprechend starke Sendemasten standen, die schon von den Nationalsozialisten genutzt worden waren, um deren Propagandasendungen über den Äther nach England zu schicken. Nun wurden die Masten dazu gebraucht, um die Programme des BFN und der BBC sowohl flächendeckend in Deutschland zu senden, als auch die Sendungen der BFN in England zu verbreiten.

„Am 29. Juli 1945 nahm in der Hamburger Musikhalle der Sender unter dem Namen British Forces Network (BFN) seinen Betrieb auf. Um 7 Uhr morgens verkündete Sergeant Gordon Crier: ‚This is the British Forces Network in Germany‘. Es folgten die Nachrichten und die erste Ausgabe der ‚Sunrise Serenade‘, eine Musik- und Nachrichtensendung, benannt nach einem Stück von Glenn Miller [1904–1944].“¹⁶⁵⁾ Radioprogramm auf hohem Niveau, mit Reportagen und Hörspielen, begeisterte Besatzungssoldaten – aber auch viele deutsche Musikkfans, die endlich ohne Angst den lange verbotenen Swing oder Jazz hören konnten. Außerdem bot dieser Sender ein Karrieresprungbrett für junge britische Soldaten mit guter Allgemeinbildung und deutlicher und prägnan-

162 Ludwig Geiger: Die Laeishalle als Schauplatz nationalsozialistischer Musikpolitik. In: 100 Jahre Laeishalle – Musikhalle Hamburg, a. a. O., S. 87f.
163 Staatsarchiv Hamburg, 363-2:

Senatskommission für die Kunstpflege, C3: Angelegenheiten der Musikhalle, Blatt 31. Zit. nach: Friedrich Geiger, a. a. O., S. 88.
164 Zit. nach: Friedrich Geiger, ebenda.

165 Alan Grace: Beschlagnahmt für den Armeerundfunk. Übersetzung: Eike Böttcher. In: 100 Jahre Laeishalle – Musikhalle Hamburg, a. a. O.; S. 33.

ter Radiostimme. Chris Howland (geb. 1928) wurde eingestellt, der später als Radio- und Fernsehmoderator, als legendärer „Mr. Pumpernickel“, für neue Musikstile die Gehörgänge freimachte und selbst auch als Schlagersänger in den Hitparaden platziert war, u. a. mit „Fraulein“.

„Im Brahms-Foyer, fortan ‚Brahmatorium‘ genannt, lagerten an die 60 000 Schellackplatten, eine riesige Sammlung klassischer und moderner Musik.“¹⁶⁶ Und in der „Musikhalle“ wurden wieder Konzerte gegeben, die vom BFN live übertragen wurden, mit Stars wie Duke Ellington (1899–1974), Lale Andersen (1905–1972), Beniamino Gigli (1890–1957) und exquisiten Orchestern, wie dem NWDR Sinfonieorchester unter Hans Schmidt-Isserstedt (1900–1973). Außerdem hatte der Sender ein eigenes Orchester, das BFN Theatre Orchestra.

Als 1948 die russischen Besatzer begannen, Berlin zu isolieren, war der BFN die Kommunikationszentrale für die britischen Streitkräfte: „Es war Aufgabe des damaligen Chefsprechers der BFN-Nachrichten Corporal Nigel Davenport, den Start der Luftbrücke zu verkünden. Die ursprünglich unter dem Codenamen ‚Operation Knicker‘ laufende Aktion hatte in der Berichterstattung des BFN Hamburg erste Priorität.“¹⁶⁷

Die Hamburger „Musikhalle“ wurde zum Tor zur Welt, in das die Reporter mittels tragbarer Tonband-

geräte ihre O-Töne und Berichte lieferten. Doch die Zeit dieses experimentierfreudigen und niveaувollen Radios währte nur kurz. Der BFN schaltete jeden Nachmittag um 17.15 Uhr zum Programm der BBC, eine Folge der Beschlüsse der Internationalen Kopenhagener Radiokonferenz von 1949. Das BFN-Orchester wurde aufgelöst, viele junge Mitarbeiter wurden in andere Armeesender versetzt.

Aus dem Studio B, in dem BFN-Mitarbeiter ein Mal in der Woche tanzten, wurde wieder der „Kleine Saal“. Und wer die Gelegenheit hat, sich die Innenwelt der „Laeiszhalle“ zeigen zu lassen, wird zwischen den Rohren der Klimaanlage noch Wandmalereien beschwingt tanzender Menschen auf den Umrisslinien Europas entdecken. Sie zierten die ehemalige BFN-Kantine.

„Im Januar 1954 zog BFN von Hamburg nach Köln-Marienburg in die Villa Tietz, nannte sich ab 1964 BFBS Germany und wechselte in den UKW-Bereich.“¹⁶⁸

Text: Birgit Kiupel

Das „Klingende Museum“

Vom Künstlereingang der „Laeiszhalle“ am Dammthorwall 46 geht es ins Souterrain, wo das „Klingende Museum“ zu finden ist. Gegründet wurde es 1989 von dem Dirigenten Gerd Albrecht (geb. 1935). In diesem Museum können Schulklassen, Familien mit Kindern oder auch Einzelpersonen erfahren, wie Musikinstrumente gebaut sind und wie man sie spielt. Dabei bekommen die Besucherinnen und Besucher die Gelegenheit, selbst die Instrumente auszuprobieren. Zur Auswahl stehen Streich-, Holzblas-, Blechblasinstrumente und Schlagwerk.



Seiteneingang in die „Laeiszhalle“ vom Dammthorwall
46. PHOTO: MARINA BRUSE

¹⁶⁶ Alan Grace, a. a. O., S. 34.

¹⁶⁷ Alan Grace, a. a.O., S. 35.

¹⁶⁸ BFN, in: Wikipedia, <http://de.wikipedia.org/wiki/British-Forces-Broadcasting-Service> (Stand: 17.12.2009.)

37. STATION

Johannes-Brahms-Platz**Brahms-Denkmal (Standort: seit 1981); Maria Pirwitz, Bildhauerin (20. Jh.)**

Das Brahms-Denkmal, eine von der Bildhauerin Maria Pirwitz (29.4.1926–19.12.1984) 1981 geschaffene Bronze, „zeigt einen strömenden Fluss von Linien, die sich durchdringen, sich dynamisch verbreitern und verengen und wieder sanft ausklingen, die zu vollem dunklen Ton in die Tiefe gehen – wie die Gefühlsschwere in der Musik von Johannes Brahms [1833–1897] – und in den senkrecht aufragenden gebündelten Formen und ihrer räumlichen Dimension die ganze Fülle eines Orchesterklanges darstellen. Die senkrechte Gliederung, die den Fluss der Linien durchdringt, taucht als rhythmisch skandierende Gegenbewegung im Ablauf der Plastik wieder auf. Und aus der ganzen Fülle löst sich eine gleichsam schwebende, sanfte Melodienlinie. Durch die Musik von Johannes Brahms inspiriert, wurde nach den Raumgesetzen der Skulptur eine Umsetzung von Musik in plastische Form gestaltet, die sich im Grunde nicht beschreiben, sondern nur sehend erfahren lässt. Wie auch Musiker – zum Beispiel [Petrowitsch] Mussorgski [1839–1881] in ‚Bilder einer Ausstellung‘ – Werke der bildenden Kunst und der Literatur in Musik transportiert haben. Hier frei vor der Musikhalle auf dem neuen ruhigen, offenen Platz, aber auch dicht an dem eilig vorbeifließenden Verkehr, möge die Plastik ein Wahrzeichen für die symphonische Musik sein, die in diesem Haus aufgeführt wird: Hommage à Johannes Brahms, einen ihrer größten Komponisten.“¹⁶⁹) So beschrieb Maria Pirwitz den Abschluss und Höhepunkt ihres Schaffens, die breitgelagerte, wogenförmige Bronzeplastik auf dem 1981 zur Brahms-Gedenkstätte neu gestalteten oktogonalen Platz vor der „Laeiszhalle“. Mit dem Architekten Jörn Rau (1922–2007) zusammen hatte sie den ersten Preis eines 1979 von der Kör-

ber-Stiftung im Zusammenwirken mit der Freien und Hansestadt Hamburg ausgeschriebenen Wettbewerbs gewonnen. Man wollte dem ganz in der Nähe, in der Speckstraße im Gängeviertel, geborenen Johannes Brahms [siehe auch S. 134] ein Denkmal setzen, da sein Geburtshaus im Krieg zerstört worden war. In einer Gemeinschaftsarbeit mit den Trägern des dritten Preises, dem Bildhauer Thomas



Brahms-Denkmal am Johannes-Brahms-Platz, geschaffen von Maria Pirwitz 1981. PHOTO: MARINA BRUSE

Darboven (geb. 1936), und dem Architekten Rainer Steffen (geb. 1958) gestalteten Maria Pirwitz und Jörn Rau die Anlage Johannes-Brahms-Platz/Dragonerstell neu.

Auch wenn Maria Pirwitz als Schülerin von Edwin Scharff (1887–1955) an der Landeskunstschule aus der Tradition der figürlichen Plastik kam und immer wieder dorthin zurück fand, schuf sie auch abstrakte Werke und beschäftigte sich mit Problemen der abstrakten Gestaltung. Zwei Jahre vor ihrem Tod formulierte sie: „Die gestaltete Form ist wichtig, sie ist das Primäre bei der Idee und Durchführung meiner Plastiken. Form und Inhalt müssen eine Einheit bilden. Durch die Form ergibt sich der Ausdruck, der Gehalt eines Werkes. Bei den abstrakten Plastiken wird das am deutlichsten. Das Zueinander der Form, ihre Bewegung, ihre Linien, die Spannkraft des Volumens geben die Einheit und schaffen den geistigen

¹⁶⁹ Zit. nach: Hanns-Theodor Fleming: Maria Pirwitz mit bisher unveröffentlichten Gedichten der Künstlerin und einem Beitrag von Tatiana Ahlers-Hestermann. Hamburg 1987.

Bezug, die Aussage. Anregungen dazu gaben oft Naturformen, Felsen, Pflanzen, Mondsichel. Daneben interessiert mich der Mensch in seiner einfachen Daseinsweise, als Stehender, Sitzender, Liegender oder in Beziehung zu einem anderen, ‚im Gespräch‘.“ Damit hat Maria Pirwitz ihren Themenkreis selbst benannt. Bei Aufträgen für Kunst am Bau waren ihre Werkstoffe Ton und Wachs statt Bronze. Bei kirchlichen Aufträgen verwendete sie Holz, ein Material, das sie sehr faszinierte und das sie so ein-

wandfrei handhabte, dass ein Tischler-Innungsmeister seinen Lehrlingen ihre Arbeiten als vorbildlich pries. Ihre Sehnsucht aber galt der Bearbeitung eines anderen Materials: „Ich wollte / daß meine Hände stark wären / einen Niethammer zu halten / Zeichen zu hämmern / in Stahlplatten. Aber meine Kraft / ist nicht von dieser Art / hin und wieder / gelingt es mir / einen schwarzen Stein zu wandeln / in einen Vogel / der fliegt.“¹⁷⁰⁾

Text: Brita Reimers

38. STATION

Johannes-Brahms-Platz 1

Verbandshaus des „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbands“, heutiger Gebäudename: „Brahms Kontor“ (errichtet 1904 am Holstenwall; umgebaut und erweitert 1921–1922; 1929–1931 Bau des Hochhauses am Johannes-Brahms-Platz; modernisiert und restauriert: 1987–1991; Entkernung: Anfang des 21. Jh.); Annie Kienast, Gewerkschaftspolitikerin (20. Jh.); „Weibliche Schutzpolizei“ (Nachkriegszeit); „Kellertheater“ (Standort: seit 1966)

Verbandshaus des „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbands“



Verbandshaus des „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbands“ am Johannes-Brahms-Platz, errichtet 1929–1931. Heutiger Name „Brahms Kontor“.

PHOTO: MARINA BRUSE

Im Jahre 1904 hatten Werner Lundt (1859– nach 1929) und Georg Kallmorgen (1882–1924) das erste Bürohaus für den „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband“ am Holstenwall als reich dekorierte Ritterburg, mit Zinnen, Erkern, schweren Portalen und Türmchen fertig gestellt, als es schon acht Jahre später an seine Kapazitätsgrenze stieß. 1913 schrieb der Verband einen Wettbewerb für einen Neubau aus, bei dem zwar eine enge Verbindung zum alten Verbandshaus gewünscht, aber „Anklänge an die alte Architektur“ nicht gefordert waren. Zumindest stand eine formale Erneuerung des Verbandes an. Ferdinand Skopp (1875–1967) und Wilhelm Vortmann (1875–1936) entschieden den Wettbewerb mit dem Entwurf eines Klinkerbaus mit starker Stützengliederung für sich. Hier wurde bereits vor dem Ersten Weltkrieg und abseits der Planungen zum Kontorhausviertel das Kontorhaus des neuen Typs der 20er Jahre entworfen. Bei laufendem Betrieb wurde das alte Verbandshaus in den Jahren 1921 bis 1922 umgebaut und erweitert; es entstand eine klar gegliederte, mit Klinkern verkleidete Pfeilerfassade, mit aufgesetzten Staffelgeschossen und einem einfachen Sockelgeschoss.

Zwischen 1929 und 1931 wurde dann als erster genieteter Stahlskelettbau das Hochhaus mit fünfzehn Geschossen am Karl-Muck-Platz – dem heutigen Johannes-Brahms-Platz – realisiert. Ein besonderer Beitrag zur Hochhausdebatte im Deutschland der



Die Eingangshalle ins „Brahms Kontor“ am Johannes-Brahms-Platz ist in Art déco gehalten. PHOTO: MARINA BRUSE

20er Jahre des 20. Jahrhunderts. Steil aufragende Pfeiler betonen die vertikale Gliederung des Turmes. Sckopp sah seine Aufgabe darin, „keine gegebenen Räume, sondern möglichst nur freie Flächen“ zu bauen, „beliebig ausfüllbar, für Neuaufteilung geeignet und möglichst bis in alle Ecken hinein ausnützlich“, um damit die „Idee des vervollkommenen, in Hamburg alteingebürgerten Kontorhauses“ zu verwirklichen. Um die Flexibilität der Grundrisse zu ermöglichen, musste ein mächtiger Pfeilerkranz die Lasten abtragen; bei einer Höhe von 55 Metern erreicht die Fassadengestaltung des Hauses monumentale Dimensionen. Dennoch: Die klare Struktur der schmucklosen Pfeilerfassade verleiht dem Gebäude unübersehbare Modernität.

Das Foyer und die Treppenhalle des Kopfbaus sind die wohl eindrucksvollsten Zeugnisse der Art déco-Kunst der späten 20er und frühen 30er Jahre des 20. Jahrhunderts in Hamburg. Die Wände der fast quadratischen Halle sind mit gewölkten rot-schwarzen Keramikplatten und goldenen Riemchen belegt, die Decken mit einem goldenem Mosaik; der Fußboden bestand aus einem Belag von Spaltklinker-Ornamenten. Dies war später in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts nicht restaurierbar. Schwarzer,

matt geschliffener Granit bedeckt nun den Boden und setzt zur Farbigkeit einen ruhigen Akzent.

Der Eingangstür gegenüber belichten vertikale, schmale Fenster die Halle. Rechts und links neben einer die Wandbreite einnehmenden Treppenschwinge terrakottageflieste Wände in den Raum, hinter denen die Treppen zur ersten Etage aufsteigen. Hier beginnt die Inszenierung der Haupttreppe. Durch einen Rundbogen mit breiter, gelb gefliester Laibung gelangt man zu einer Halbtreppe, die am Ende von zwei quadratischen Pfeilern

flankiert wird, auf denen Lampensäulen bis unter die Decke emporragen. Die Treppenhalle greift mit ihrer Rundung in den Innenhof; über alle Etagen steigen ohne horizontale Unterbrechung schmale Fensterstreifen empor und erzeugen ein Bild von Leichtigkeit. Über zehn Etagen schlingt sich die kreisförmige Treppe um einen offenen Innenraum. Das dynamisch verwirrende Panorama des Treppenauges offenbart die gelungene Komposition. Filigrane, einfache Treppenstäbe tragen den Handlauf aus einer besonderen matten Bronzelegierung, die nicht mehr verwendet wird.

Aus Freude über den gewonnenen Wettbewerb ließ damals Ferdinand Sckopp bei seinem Freund Ludwig Kunstmann (1877–1961) eine kleine Wandskulptur fertigen, die überdacht auf einem Sockel über der Tür am Holstenwall angebracht ist: Zwei Esel fressen aus einer Krippe, sie heißen Sckopp und Vortmann. Zum ersten Mal haben Sckopp und Vortmann mit dem Bau des Hauses am Johannes-Brahms-Platz eine Architektur in Hamburg geschaffen, die in Konstruktion und Ästhetik Aspekte amerikanischer Wolkenkratzer-Architektur adaptiert: monumentale verklümmerte Pfeilerfassaden außen, die das Konstruktionsprinzip offenlegt und die Art déco-Gestaltung



Zwei Esel fressen aus einer Krippe, Skulpturen von Ludwig Kunstmann über der Eingangstür des „Brahms Kontors“ am Holstenwall. PHOTO: MARINA BRUSE

der Eingangshalle innen, die die Verbindung zur Straße und die Beziehung zwischen Stadt und Gebäude herstellt.

Mit ihrem Gebäude markierten sie den Höhepunkt und zugleich den Endpunkt in der hamburgischen Kontorhaus-Architektur: Die neuen Machthaber kaprizierten sich auf biedermeierliche Heimatarchitektur oder utopischen Monumentalismus. Die Architektur des Neuen Bauens und des Internationalen Stils in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts knüpfte nicht an die Traditionen des Kontorhauses an.

In den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts erhielt das Haus ein Dachcafé. Eine auf dem höchsten Punkt aufgestellte Lichtsäule musste im Zweiten Weltkrieg wegen der Bombengefahr abgebaut werden.

Sechs überlebensgroße nackte, grün patinierte Jünglinge, die sich an der Holstenwallfront auskragend emporstufen, sind von Karl Opfermann (1891–1960) geschaffen. Die beiden Figuren am Kopfbau zum Johannes-Brahms-Platz und die mächtige Plastik „Jugend und Kraft“, ein Elefantenreiter, am Pilatuspool, von Ludwig Kunstmann, dekorieren das Haus auf ungewöhnliche Weise und gaben Anlass zu Interpretationen: Der Elefantenreiter gilt als Symbol für imperialistische Ambitionen, die Jünglinge für ein deutsch-nationales Menschenbild. Auch in einem anderen Hamburger Kontorhaus findet sich das monumentale Elefantensymbol: im Afrikahaus von Adolf Woermann (1847–1911) in der Reichenstraße; hier sind die Ambitionen richtig gedeutet.



Elephantenskulptur mit Reiter von Ludwig Kunstmann am „Brahms Kontor“ am Pilatuspool. PHOTO: MARINA BRUSE

Dass der „Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband“ von nationaler, reaktionärer und antisemitischer Gesinnung gewesen ist, war schon vor Siegfried Kracauers (1889–1966) Roman „Die Angestellten“ unverkennbar. Den Zeitgeist seiner Entstehung spiegelt das Gebäude überdies an der geklinkerten Decke der Arkaden zum Johannes-Brahms-Platz: Farbige Reliefs mit Stadtwappen von Straßburg, Eupen, Malmédy, Danzig, Memel, Metz und viele mehr erinnern nicht nur die deutschnationalen Handlungsgehilfen an die nach dem Ersten Weltkrieg abgetretenen ehemaligen deutschen Gebiete, die Arkaden überbauen einen Teil der öffentlichen Straße.

Der „Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband“ war vor 1933 die zentrale Interessenvertretung der im Groß- und Außenhandel tätigen kaufmännischen Angestellten. Der Verband hatte rund eine Viertelmillion Mitglieder, zeigte starke antisemitische Tendenzen und war durch seine national-konservative Haltung einer der Wegbereiter des Nationalsozialismus. Der 1893 in Hamburg gegründete Verband schloss von Anfang an „Abstammungsjuden“ von der Mitgliedschaft aus. Ein Architekturkritiker fasste den Widerspruch zwischen der Architektur und der Gesinnung treffend zusammen: „Insofern war alles modern, nur nicht die Ideologie der Bauherren.“



Den Zeitgeist seiner Entstehung spiegelt das Gebäude an der geklinkerten Decke der Arkaden zum Johannes-Brahms-Platz: farbige Reliefs mit Stadtwappen von Städten wie Metz, Danzig, Memel etc. sollen an die nach dem Ersten Weltkrieg abgetretenen ehemaligen deutschen Gebiete erinnern. PHOTO: MARINA BRUSE

Neue Besitzer seit 1934

Nachdem 1934 der „Deutschnationale Handlungsgewerkschaften-Verband“ ohne nennenswerte Bedenken gleichgeschaltet worden war, mieteten nacheinander der „Deutsche Ring“, dann die Hamburger Innenbehörde/das Polizeipräsidium bis zur Fertigstellung des Polizeihochhauses am Berliner Tor im Jahre 1962, die „Deutsche Angestellten-Gewerkschaft“ bis zu ihrem Umzug nach Berlin und das Justizprüfungsamt des Hanseatischen Oberlandesgerichtes das Gebäude. Ernst-Günter Voges (geb. 1947) vom Architektenbüro Possehn (geb. 1954) und Voges hatte 1987 von den Besitzern, der „Deutschen Angestellten Gewerkschaft“, den pragmatischen Auftrag erhalten, die Büros zu modernisieren, neue Technik in das Gebäude einzubauen und die Sicherheitsauflagen nach heutigem Standard zu erfüllen. In dieser Bauphase von 1987 bis 1991 gelang es Voges, die Bauherren davon zu überzeugen, „möglichst wenig von der historischen Substanz zu zerstören“. In zweieinhalbjähriger Bauzeit und nach anderthalbjähriger Planung gelang es dem Architekten, in akribischer Arbeit nicht nur zu erhalten, sondern auch behutsam, weitgehend originalgetreu, das Innere des Hauses zu restaurieren. Ein denkmalpflegerischer Verdienst, der nicht hoch genug zu schätzen ist.

Der heutige Besitzer, die Dienstleistungsgewerkschaft „ver.di“, ließ in den Anfängen des 21. Jahrhunderts das Gebäude vollkommen entkernen. Hierfür wurde das Architektenbüro Konstantin Kleffel (geb. 1943), Uwe Köhnholdt (geb. 1940), Björn Papay (geb. 1963), (Finn) Warncke (geb. 1968) beauftragt. Im Rahmen dieser Umbaumaßnahmen wurde das ehemalige DAG-Haus in „Brahms Kontor“ umbenannt.

Text: Bernd Allenstein

Annie Kienast, Gewerkschaftspolitikerin

Als die „Deutsche Angestellten-Gewerkschaft“ in diesem Gebäude ihren Sitz hatte, ging hier auch die Gewerkschaftspolitikerin Annie Kienast (15.9.1897–3.9.1984) ein und aus. Sie stammte aus einer Arbeiterfamilie und wirkte während der Weimarer Zeit entscheidend daran mit, dass Frauen erstmals in Tarifverträgen des Einzelhandels den Männern gleichgestellt wurden. Annie Kienast arbeitete als Textilverkäuferin, war seit 1918 Gewerkschaftsmitglied und seit 1919 Mitglied der SPD. Sie gehörte zu den Organisatorinnen des ersten Streiks der Hamburger Warenhausangestellten im Februar 1919. Auch war sie in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts eine der wenigen Betriebsrätinnen in der Hansestadt. Zwischen 1922 und 1933 kümmerte sie sich als Mitglied des Gesamtbetriebsrates des Konsum-, Bau- und Sparvereins „Produktion“ besonders um die Probleme der berufstätigen Frauen. 1934 wurde sie von den Nationalsozialisten aus politischen Gründen aus der „Produktion“ entlassen. Nach einjähriger Arbeitslosigkeit fand sie wieder Arbeit als Verkäuferin.

Nach Kriegsende beteiligte sie sich am Wiederaufbau der Gewerkschaften und wurde 1945 Gründungsmitglied der „Deutschen Angestellten-Gewerkschaft“ (DAG) und deren hauptamtliches Vorstandsmitglied. Später war sie als Betriebsrätin und von 1948 bis 1957 ehrenamtlich im Vorstand der DAG tätig. Zwischen 1946 und 1949 war sie Abgeordnete der Hamburgischen Bürgerschaft. Im Alter engagierte sie sich in der gewerkschaftlichen Seniorenarbeit und

trotzte dem Hamburger Senat ein neues Alten- und Pflegeheim ab.

Mieterin: Innenbehörde, Abteilung „Weibliche Schutzpolizei“

Nach dem Zweiten Weltkrieg diente das Gebäude auch als Sitz des Polizeipräsidioms. Im 9. Stock des DAG-Hauses wurde 1945 auf Intervention der britischen Militärregierung die Abteilung „Weibliche Schutzpolizei“ eingerichtet. Die Leitung übernahm Miss Sofie Alloway. Die nach dem Vorbild von Scotland Yard geführte „Weibliche Schutzpolizei“ hatte ihre Aufgabengebiete im Jugendschutz, in der Gefahrenabwehr für Minderjährige, in der Ahndung von Sittlichkeitsdelikten und in der Verfolgung von Straftaten Jugendlicher unter vierzehn Jahren sowie Straftaten von Frauen.

Im Nachkriegs-Hamburg hatten die Polizistinnen u. a. den Auftrag, bettelnde Kinder von den britischen Besatzungssoldaten fernzuhalten und Kinder, die von den Zügen Kohlen „klauten“, „einzufangen“. „Tante Polizei“, riefen die Kinder hinter den Polizistinnen her. In einem Fall hatten die Polizistinnen sogar 97 Mädchen mit auf die Wache genommen, nachdem diese versucht hatten, auf ein englisches Kriegsschiff zu den Marinesoldaten zu gelangen. Der „Weiblichen Schutzpolizei“ waren Streifengänge mit männlichen Kollegen der Revierwachen verboten. Auch durften die Polizistinnen weder den Straßenverkehr regeln noch einen Streifenwagen fahren. Sie mussten ihren Dienst zu Fuß versehen, und es war ihnen nicht erlaubt, eine Waffe zu tragen, weil sie daran nicht ausgebildet wurden. Eine Änderung trat erst 1976 ein, nachdem sich eine Beamtin der Wache St. Pauli über die Vorschriften hinweggesetzt hatte: Bei einem Streifengang mit ihrem Kollegen hatte sie einen Streit zwischen drei – wie es damals hieß – „Südländern“ und einem Taxifahrer beobachtet. Als ihr Kollege eingreifen wollte, zog einer der „Ausländer“ eine Pistole. Erst der lautstarke Einsatz seiner Gummiknüppel schwingenden Kollegin rettete den Polizisten aus seiner Bedrängnis und be-

wirkte einen Antrag auf gleichberechtigte Ausbildung aller Polizistinnen an der Waffe. Doch nicht alle waren mit dieser Neuerung einverstanden. Viele männliche Kollegen diskriminierten die an der Waffe ausgebildeten Polizistinnen als „Flintenweiber“.

Eine der ersten Polizistinnen war Rosamunde Pietsch (geb. 1915). Als 1945 der erste Lehrgang für die neu einzurichtende Abteilung der uniformierten weiblichen Polizei einberufen wurde, gehörte sie dazu. Zuvor hatte die Tochter eines Polizisten, der 1933 als Widerstandskämpfer von den Nationalsozialisten aus dem Polizeidienst entlassen und in ein KZ verbracht worden war, als Kindermädchen und später als Arbeiterin in einer Keks- und Strickwarenfabrik gearbeitet. 1948 war sie die einzige Frau unter rund 40 Männern, die sich für den Oberbeamtenanwärterlehrgang qualifiziert hatte. Und 1953 war Rosamunde Pietsch abermals die einzige Frau, als sie zur Polizeikommissarin ausgebildet wurde. 1954 avancierte sie zur Leiterin der 45 Frauen starken „Weiblichen Schutzpolizei“ und gründete 1961 die so genannte Jugendschutztruppe. Mit jeweils einem Erzieher brachten sie „Ausreißer“ nach Hause und durchsuchten Lokale auf dem Kiez nach Jugendlichen.

1975 schied Polizeihauptkommissarin Rosamunde Pietsch aus dem Polizeidienst aus. Dreizehn Jahre später löste sich die „Weibliche Schutzpolizei“ als eigene Dienststelle auf.

„Kellertheater“

Unter den Arkaden des „Brahms Kontor“ mit Eingang zum Johannes-Brahms-Platz liegt ein wenig versteckt das „Kellertheater“. 1954 als Tournée-theater unter dem Namen „Optimisten“ gegründet, zog es 1966 ins heutige „Brahms Kontor“. Nach der 1970 erfolgten Fusion mit der „Jungen Spielbühne“ heißt das Theater „Kellertheater“. Ein Jahr später gründete sich das Theater als gemeinnütziger Verein. Nach einer Auslagerung des Theaters zwischen 2004 und 2008 wegen Umbauarbeiten, ist das Theater nun wieder an den Johannes-Brahms-Platz zurückgekehrt. Ergänzend zum ca. 90 Personen fassenden

Theatersaal gibt es nun auch eine Probebühne im Erdgeschoss, auf der auch kleinere Darbietungen gezeigt werden.

Das Theaterensemble besteht aus rund 80 Mitgliedern, von denen 60 aktiv auf, vor oder hinter der Bühne tätig sind. Das Repertoire besteht aus ca. zehn bis fünfzehn Stücken. Gespielt wird in der Hauptsache modernes Literatur-Theater, aber auch Klassiker, Musicals und Kindertheater. Es werden auch Lesungen angeboten.

Die Leitung des Theaters hat der aus sechs Mitgliedern bestehende, jährlich neu zu wählende Vorstand.



„Kellertheater“ im „Brahms Kontor“ am Johannes-Brahms-Platz . PHOTO: MARINA BRUSE

39. STATION

Dragonerstell 14

(alte Nummerierung: heute ungefähr bei Nr. 15) Benannt im 18. Jahrhundert als „Beim Dragonerstell“ nach dem Dragonerstell (siehe S. 140).

Geselligkeitsverein „Erholung“: Etablissement zum Zwecke der Erholung (Standort: 1815–1885, neu errichtetes Gebäude: 1886/87 bis zum Abriss 1957); das so genannte Gängeviertel: Vergangenheit, Gegenwart und Entwicklung



Lage des Hauses des Geselligkeitsvereins „Erholung“. Kartenausschnitt aus: Plan von Hamburg und Altona. Nach den vorhandenen Materialien mit Hinzufügung der neuprojectirten Bauten und Anlagen, entworfen von F. E. Schuback. Hamburg 1856. STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG KT H8A

Ungefähr dort, wo heute am Dragonerstell 15 ein modernes Bürogebäude steht, stand einst das für den Geselligkeitsverein „Erholung“ erbaute Versammlungs- und Gesellschaftshaus desselben Namens.

Der vermögende Schlachter (sein Beruf wird auch als Leinwandmakler angegeben) Rittmeister Johann Joachim Hanfft (1780–1827) hatte, nachdem er 1813 auf eigene Kosten eine Eskadron gegen Napoleon beritten und dafür als Dank vom Senat einen 8000 qm großen Garten beim Dragonerstell geschenkt bekommen hatte, dort ein Gesellschaftshaus für die von seinen Freunden und Kampfgenossen 1815 gegründete Gesellschaft „Erholung“ bauen lassen.

Die Gesellschaft, deren Zweck die „gesellige Unterhaltung der Mitglieder durch wissenschaftliche Vorträge, Musik, Tanz, mündlichen Verkehr und Spiel“¹⁷¹ war, mietete das Haus. Es sollte als „angenehmer und anständiger Versammlungs-Ort“ dienen, der besonders „dem Familien-Vater Gelegenheit verschaffen [soll], mit den Seinigen ohne bedeutenden Kosten-Aufwand zu jeder Zeit die gesellige Unterhaltung zu genießen. Tanz und alle anständigen Spiele sind verstatet. Hazardspiele werden durchaus nicht geduldet“, hieß es damals im „Hamburger Adressbuch“.

Betrat man das Gebäude, gelangte man zuerst in einen mit Blumen dekorierten Vorsaal, in

171 Wilhelm Melhop: Historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg. Bd. 1. Hamburg 1923, S. 104.



Das Eingangstor zur „Erholung“ 1815–1836.
STAATSARCHIV HAMBURG

dem sich auch eine Orangerie befand. Es folgten im Erdgeschoss: Lese- und Gesellschaftszimmer, Billard- und Kegelstuben und eine Garderobenkammer. Im oberen Stock war der 120 Fuß lange, 42 Fuß breite und 50 Fuß hohe Hauptsaal, dessen Gewölbe auf sich gegenüber stehenden Säulen ruhte. Daneben gab es hier noch diverse Nebensäle. Am Haus lag ein großer Garten, in dem im Sommer zweimal wöchentlich große illuminierte Konzerte stattfanden.

„Nach dem Tod des Stifters 1827 verringerte sich die Mitgliederzahl; die Gesellschaft war 1835 nicht mehr imstande, das abgelaufene Mietverhältnis zu erneuern.“¹⁷²⁾ So wurde die „Erholung“ ab 1836 an einen Ökonomen verpachtet. In dem großen Garten, der bis zur Poolstraße reichte, fanden weiterhin Gartenkonzerte statt, bei denen der Chor und das Orchester des Hamburger „Stadt-Theaters“ auftraten.



Abonnementkarte zum täglichen Besuch der „Erholung“ aus dem Jahre 1830. STAATSARCHIV HAMBURG

172 ebenda.



Hinterhof der Häuser Dragonerstell 13 und 11. Ungefähr hier lag einst ein Teil des großen Gartens der „Erholung“, in dem Freiluftkonzerte abgehalten wurden.

PHOTO: MARINA BRUSE

Als jedoch 1884 die Kaiser-Wilhelm-Straße angelegt wurde und die „Erholung“ hierfür einen beträchtlichen Teil ihres Gartens abgeben musste, hatte sie fortan nur noch einen 2000 qm großen Hofplatz mit einigen alten Bäumen, so dass die Freiluftkonzerte nicht mehr stattfinden konnten.

1885 wurde das alte Gesellschaftshaus Raub der Flammen; nur der rechte Seitenflügel mit zwei kleineren Sälen und die Wirtschaftsräume blieben erhalten.

1886–1887 wurde der Hauptbau im Stil des Gründerjahren-Klassizismus mit einem großen Saal für 500 Personen im Obergeschoss und einem kleinen Saal für 100 Personen sowie einem Schankzimmer im Erdgeschoss neu erbaut. Die Ausstattung der Gesellschaftsräume war vornehm, so dass es für die bürgerlichen Kreise Hamburgs Tradition wurde, dort große Hochzeiten zu feiern.

1906 wurden einige vor dem Haus „Erholung“ stehende kleine Häuser abgerissen und der Zugang zur „Erholung“ verbreitert.

Ab 1923 erhielt das Haus eine andere Nutzung, so zog hier eine Autofirma ein. Das Grundstück ging dann an den Hamburger Staat über, der es für Büro Zwecke nutzte. 1945 beschlagnahmte die britische Militärregierung das Gebäude und richtete dort ein Seemannsheim ein. Später übernahm die Firma „Sagebiel's Etablissement“ das Haus, um dort die Tradition seines an der Drehbahn gelegenen und 1943 zerstörten Hauses „Sagebiel's Etablissement“ (siehe S. 67) im kleineren Format fortzuführen. Doch 1957 wurde das Haus schließlich abgerissen.



Saal mit Platz für 500 Personen im 1. Stock des 1886 neu errichteten Gebäudes „Erholung“, welches 1957 abgerissen wurde. STAATSARCHIV HAMBURG

Das so genannte Gängeviertel: Vergangenheit, Gegenwart und Entwicklung

Auf dem Spaziergang rund um den Infoladen der „Landeszentrale für politische Bildung“ und des „Jugendinformationszentrums“ kommt man in der Gegend zwischen Valentinskamp, Caffamacherreihe, Speckstraße und Bäckerbreitengang zum so genannten Gängeviertel. Seit Herbst 2009 erfährt es eine besondere politische Brisanz. Diese, aber auch die Entwicklung dorthin, wird im Folgenden von dem Leiter des Bezirksamtes Hamburg-Mitte, Markus Schreiber, und von Hans Walden vom „Fachamt Stadt- und Landschaftsplanung“ des Bezirksamtes Hamburg-Mitte dargestellt.

Zur Geschichte des „Gängeviertels“

„Gängeviertel“ ist eine alte Hamburger Quartiersbezeichnung, deren räumlicher Bezug nicht konstant geblieben ist. Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert benutzte man den Begriff „Gängeviertel“ für ver-

schiedene innerstädtische Gebiete, die durch eine besonders kleinteilige und labyrinthartige Altbebauung mit Fachwerkhäusern gekennzeichnet waren. So gab es im damaligen Sprachgebrauch auch ein Gängeviertel in der südlichen Altstadt – es war jenes Quartier, das dann komplett für das heutige Kontorhausviertel abgeräumt wurde. Das eigentliche und ursprüngliche Gängeviertel befand sich indessen in der Neustadt, nordöstlich vom Großneumarkt. Die dortigen Gänge waren, so schreibt Jonas Ludwig von Heß (1756–1823) 1810, aus alten Fußpfaden hervorgegangene „Schlupfgässchen, worin Leute von geringer Hantierung wohnen“, und „gemeinlich sehr enge, ungrade und holpricht“. Auf alten Stadtplänen findet man noch Namen wie Ebräer- oder Ehebrechergang, Amidammachergang, Schulgang, Langergang und Specksgang. Während diese längst aus dem Stadtbild verschwunden sind, wird an fünf andere Gänge heute immerhin noch durch Straßenschilder erinnert: Rademachergang, Kornträgergang, Großer Trampgang, Breitengang und Bäckerbreitengang.

Als Heinrich Asher (1838–1904) 1865 seine Druckschrift „Das Gängeviertel und die Möglichkeit, dasselbe zu durchbrechen“ veröffentlichte, befasste er sich mit dem Gebiet zwischen Großneumarkt, Altem Steinweg und Neustädter Straße, in dem ca. 10 000 Menschen aufs Engste zusammengepfercht lebten. Als nach der Cholera-Epidemie von 1892 erste „Sanierungsgebiete“ in der Alt- und Neustadt festgelegt wurden, ging das hierfür ausgewählte Gängeviertel der Neustadt im Norden auch nicht über die Neustädter Straße hinaus. Ein räumlich erweitertes Verständnis des Gängeviertels kam 1910 in Paul Bröckers Schrift „Was uns das Gängeviertel erzählt“ zum Ausdruck: Dem beigefügten Plan zufolge reichte das Gängeviertel, nun den Bäckerbreitergang einbeziehend, im Norden bis zum Valentinskamp.

1934 wurde es als Erfolg nationalsozialistischer Tatkraft gefeiert, dass das „krankhaft aufgeschwemmte Gängeviertel“ gefallen sei und dass die Stadt sich „von der Last dieser Vergangenheit“ befreit habe. Ab 1933 hatte man den überwiegenden Teil der Altbebauung im Neustadt-Gängeviertel, das auch als sozialer und politischer Unruheherd galt, abbrechen lassen, um sie durch Wohnneubauten zu ersetzen. Bei dieser radikalsten Form von Stadterneuerung bildete die Kaiser-Wilhelm-Straße die nordöstliche Grenze – der Bereich zwischen Valentinskamp, Caffamacherreihe, Speckstraße und Bäckerbreitergang, um den es im Folgenden gehen soll, war von ihr also nicht betroffen. Nach NS-Lesart war das Gängeviertel nun gar nicht mehr existent.

Nach dem Zweiten Weltkrieg fand man, dass es doch noch ein „letztes Überbleibsel“ des Gängeviertels gab, nämlich in seinem nördlichsten Ausläufer, am Bäckerbreitergang. Die an der Westseite des Bäckerbreitergangs (Nr. 49–58) erhaltene zwei- bis dreigeschossige Fachwerkzeile wurde bereits 1953 unter Schutz gestellt (siehe dazu auch S. 161).

Wenn also heute ein relativ überschaubarer Teil der Bebauung zwischen Valentinskamp, Caffamacherreihe, Speckstraße und Bäckerbreitergang als „das“ Gängeviertel bezeichnet wird, so ist das, stadthistorisch gesehen, eigentlich irreführend. Auch in der Beschaffenheit der historischen Bausubstanz hat

dieses Gebiet wenig mit dem früheren Gängeviertel gemein. Hier dominieren eher Bauten aus dem 19. Jahrhundert und nicht so sehr ältere Fachwerkhäuser, wie sie für das Gängeviertel typisch waren.

Die Wiederbelebung des Begriffs „Gängeviertel“ geht auf eine in diesem Punkt erfolgreiche Marketingidee zurück: Das Modernisierungs- und Umbauprojekt für den Bereich am Valentinskamp wurde 2003 der Öffentlichkeit unter dem Lokalkolorit verheißenden Namen „Hamburger Gängeviertel“ präsentiert.

Bebauungspläne und Sanierungsgebiet

Der Planungs- und Diskussionsprozess zur Zukunft des Blocks zwischen Valentinskamp, Caffamacherreihe, Speckstraße und Bäckerbreitergang hat in den letzten Jahrzehnten verschiedene Phasen durchlaufen.

Wäre der 1964 festgestellte Bebauungsplan Neustadt 8 mit allen Festsetzungen umgesetzt worden, wäre von den dortigen Altbauten rein gar nichts übrig geblieben. Er sah nämlich vor, die Straßenfläche des Valentinskamps und der Caffamacherreihe auf Kosten der Bebauung erheblich zu erweitern. Ein vom Straßenrand zurückgesetzter rechteckiger Baublock war für eine Kerngebietsnutzung vorgesehen. Es wurde dort also Platz für neue Geschäfts- und Verwaltungsbauten reserviert.

Zu einer Änderung des Planungsrechts für dieses Gebiet kam es durch den Bebauungsplan Neustadt 32, der 1988 förmlich festgestellt wurde. Die Zurücknahme der Straßenverbreiterungspläne führte dazu, dass der Abbruch der Bestandsbauten nicht mehr vorprogrammiert war. Der neue Plan wies den gesamten bebauten Block zwischen Valentinskamp und Speckstraße nun als „besonderes Wohngebiet“ mit zwei- bis sechsgeschossiger Bebauung aus. Ein Erhaltungsbereich wurde allerdings nicht festgelegt. Im Zuge des 1977 begonnenen Bebauungsplanverfahrens wurde aber deutlich, dass bei der Beurteilung des vorhandenen Bestands Denkmalschutzbelange einen immer höheren Stellenwert erhielten. 1981 stufte das Denkmalschutzamt in einem Erhaltungskonzept für die Innenstadt den gesamten Bereich auf der Südseite des Valentinskamps als erhaltens-

würdig ein. Im April 1984 sprach sich die Bezirksversammlung Hamburg-Mitte einstimmig für Instandsetzungsmaßnahmen zum Erhalt der Häuser aus.

1985 arbeitete der Architekt Stefan Conrad im Auftrag der Stadtplanungsabteilung Hamburg-Mitte ein städtebauliches Gutachten aus, das neben einer Bestandsaufnahme aller Gebäude auch einige Empfehlungen für die Neugestaltung enthielt. Nicht unumstritten war der Vorschlag, die Bebauungsdichte durch den Abbruch des ehemaligen Ball- und Veranstaltungssaals im Hintergebäude Valentinskamp 40–42 zu verringern (siehe auch S. 164).

1986 beschloss der Senat, prüfen zu lassen, ob das Gebiet zu einem Sanierungsgebiet erklärt werden sollte. Das mit vorbereitenden Untersuchungen beauftragte Architekturbüro Ferdinand Streb empfahl dies als zweckmäßigen Schritt, um den Verfallsprozess zu stoppen und „eine langfristige Sicherung dieses in der Neustadt einmaligen Ensembles“ zu erreichen. 1988 wurde ein vorläufiges Erneuerungskonzept veröffentlicht, dem Interessierte entnehmen konnten, wo Gebäude erhalten bzw. Neubauten errichtet werden sollten. Allerdings vergingen noch mehrere Jahre, bis der Bereich tatsächlich Sanierungsgebiet wurde. Am 26. März 1991 war es so weit, dass der Senat die förmliche Festlegung des Sanierungsgebiets „Neustadt S 3 Valentinskamp“ beschloss. Die Aufgabe eines Sanierungsträgers wurde dem Büro Feldmann/Peters übertragen, und es wurde ein Sanierungsbeirat gebildet.

Projekte und Bauten in den 1990er Jahren

Der erste Altbau im neu geschaffenen Sanierungsgebiet, dessen Erhalt dauerhaft gesichert wurde, war das Fachwerkhaus Valentinskamp Nr. 34 (siehe S. 169). Es wird meistens einer Entstehungszeit um 1650 zugeordnet; und es gilt als das älteste Gebäude im Stadtteil Neustadt überhaupt. 1987 war es unter Denkmalschutz gestellt worden, und nun wurde es 1991–93 im Auftrag der Sprinkenhof

AG vom Büro Pattberg, Raumschüssel und Partner umfassend saniert.

Sowohl an der West- als auch an der Ostseite des Sanierungsgebiets entstanden, dem Erneuerungskonzept von 1988 folgend, während der 90er Jahre Neubauten. Für den Eckbereich Valentinskamp/Bäckerbreitergang entwickelte das Architekturbüro Prof. B. Winking Entwürfe für einen Wohn- und Geschäftshauskomplex, die bis 1997 umgesetzt wurden. Die bisher an diesem Standort in einem Vorgängerbau befindliche stadtbekanntes Diskothek „Madhouse“ (siehe S. 163) erhielt im Keller des Neubaus ein neues Domizil. Im Ostteil wurde dem Eckbereich Valentinskamp/Caffamacherreihe durch das siebengeschossige Bürogebäude des Architekturbüros Schweger + Partner ein neues städtebauliches Gesicht gegeben (Valentinskamp Nr. 30).

Lange ungeklärt blieb die – für die Entwicklung des Gesamtgebiets wichtige – Frage, was mit dem großen Gebäudekomplex Valentinskamp 40–42 geschehen sollte. Das erwähnte Conrad-Gutachten von 1985 sah den Erhalt des Vorderhauses und des Zwischenbaus mit einem kleineren Saal, aber den Abbruch des Hintergebäudes mit dem großen Saaltrakt vor. An seiner Stelle sollte im Blockinneren ein begrünter Innenhof angelegt und hierdurch die



Sanierungsgebiet beim Valentinskamp, 2010. PHOTO: MARINA BRUSE

benachbarten terrassenartigen Hinterhäuser freigestellt werden. 1989 kam eine andere Idee auf: Generalmusikdirektor Gerd Albrecht (geb. 1935) schlug vor, am Valentinskamp 40–42 ein „Klingendes Museum“ (siehe S. 144) einzurichten, in dem die Instrumentensammlungen von ihm selbst und anderen Sammlern öffentlich zugänglich gemacht werden sollten. Das Vorhaben wurde allgemein, auch vom Senat, sehr positiv aufgenommen. Für die Herrichtung des „Instrumentenhauses“ stellte die Greve-Stiftung eine Spende in Höhe von 7,5 Mio. DM in Aussicht. 1993 wurde der Komplex mit allen drei Teilen – Vorderhaus, Zwischenbau mit kleinem Saal und rückwärtigem großen Saaltrakt – in die Denkmalliste eingetragen. Doch in demselben Jahr zerschlug sich das Projekt „Instrumentenhaus“. Begründet wurde das Scheitern u. a. mit Kürzungen der Bundesfinanzhilfen in der Städtebauförderung. Die Finanzbehörde schrieb daraufhin 1994 den Gebäudekomplex Valentinskamp 40–42 zum Höchstgebot aus. Dabei wurde von den potenziellen Käufern neben einem Preisgebot auch ein Nutzungs- und Sanierungskonzept gefordert. Die Bewerbung von Hans-Peter Werner führte schließlich zum Erfolg. Für 3,85 Mio. DM verkaufte Hamburg den Komplex 1996 an die „Grundstücksgesellschaft Valentinskamp 40–42“ von Hans-Peter Werner und Thorsten Fuchs. Anfangs wollten die Käufer im rückwärtigen großen Saal ein „Erstes Hamburger Werbemuseum“ etablieren, das durch Wirtschaftsunternehmen gesponsert werden sollte. Am Ende wurde ein anderes Nutzungskonzept umgesetzt. Bei den 1997 bis 1999 durchgeführten Sanierungs- und Umbaumaßnahmen entstanden neben Büros, Wohnungen und möblierten Apartments auch zwei Säle, ein Restaurant und ein Nachtclub. Als Theater der leichten Muse wurde 2005 dort der neue „Engelsaal“ eröffnet.

Das Investorenprojekt „Hamburger Gängeviertel“

In der Stadtentwicklungsbehörde war man 1994 leider zu der Auffassung gelangt, dass das Sanierungsverfahren Neustadt S 3 Valentinskamp aufgrund anderer Prioritätensetzung bereits wieder beendet werden sollte; im April 1995 fasste der Senat den entsprechenden Aufhebungsbeschluss. In der den Beschluss vorbereitenden Senatsdrucksache wurde dargelegt, dass man weiterhin gute Gestaltungslösungen für diejenigen Teile des Gebiets am Valentinskamp finden wolle, für die noch keine Neubau- oder Instandsetzungsmaßnahmen eingeleitet worden waren. Der Senat verpflichtete sich, dafür zu sorgen, dass bei einer Sanierung durch private Investoren die gleichen Grundsätze gelten sollten wie bei einem formellen Sanierungsverfahren gemäß Baugesetzbuch (z. B. im Hinblick auf einen möglichen Sozialplan). Die Vertreterin der Stadtentwicklungsbehörde erklärte im September 1995 vor dem Stadtplanungsausschuss Hamburg-Mitte, es gehe darum, im ehemaligen Sanierungsgebiet so viel wie möglich von der ursprünglichen Bausubstanz zu erhalten. Tatsächlich konnte der Denkmalschutz weitere Erfolge verbuchen: 1996 wurde das mehrteilige Ensemble „Schier's Passage“ (siehe S. 169), eine Wohnpassage aus der Mitte des 19. Jahrhunderts am Valentinskamp 35–39, in die Denkmalliste eingetragen. 2001 folgte die Unterschutzstellung des um 1899 errichteten Fabrikgebäudes Valentinskamp 34a und der beiden spätgründerzeitlichen Etagenhäuser Caffamacherreihe 37/39 und 43–49.

Doch der Zustand der von der SAGA und der Sprinkenhof AG im ehemaligen Sanierungsgebiet verwalteten Altbauten verschlechterte sich zusehends. 1999 standen mittlerweile von insgesamt 73 Wohnungen und neunzehn gewerblichen Einheiten 28 Wohnungen und fünf Gewerbeeinheiten leer. Grund für den Leerstand waren Durchfeuchtungen und Schimmelpilzbildungen. Die städtischen Wohnungsunternehmen und die Liegenschaftsverwaltung befassten sich verstärkt mit der Frage, in welchem Maß öffentliche Investitionen in die Wiederherrichtung der Wohnungen und Gewerberäume wirtschaft-

lich zu rechtfertigen wären. Gutachten und Studien empfahlen den Abbruch der Gebäude Speckstraße 83–87 und Valentinskamp 28a/28b. Hiergegen bezog allerdings 2001 der Stadtplanungsausschuss Hamburg-Mitte Stellung.

Im Jahr 2002 schrieb die Finanzbehörde ein aus sechs Flurstücken bestehendes, 2899 qm großes Areal zwischen Valentinskamp, Caffamacherreihe und Speckstraße als Ganzes zum Verkauf aus. Am Ende des Auswahlverfahrens, an dem sich dreizehn Bewerber beteiligt hatten, wurde es Anfang 2003 der Unternehmensgruppe Fuchs & Werner anhand gegeben, die sich zuvor schon beim Projekt Valentinskamp 40–42 profiliert hatten. Die Investoren kündigten an, hier unter der Projektbezeichnung „Hamburger Gängeviertel“ ein Künstlerviertel schaffen zu wollen. Hamburg werde eine neue touristische Attraktion wie z. B. das Schnoorviertel in Bremen oder die Hackeschen Höfe in Berlin bekommen. Das Nutzungskonzept sah einen hohen Wohnungsanteil von über 70 Prozent vor. Während die unter Denkmalschutz gestellte Bausubstanz weitgehend erhalten und instand gesetzt werden sollte, sollten andere Altbauten – so Valentinskamp 32, Valentinskamp 28/28b, das zu Schier's Passage gehörende Hinterhofgebäude Valentinskamp 38c und das Gebäude Speckstraße 83–87 – einer Neubebauung Platz machen. Die Erdgeschosszone sollte gewerblicher Nutzung vorbehalten sein, und alle Flächen zwischen den Gebäuden sollten eine Glasbedachung erhalten. Dies sollte dazu beitragen, ein „ganzjährlich attraktives pulsierendes Leben im historischen Gängeviertel“ zu entwickeln, wie es in dem Exposé von Fuchs & Werner hieß. Dass eine hohe Bebauungsdichte angestrebt wurde, äußerte sich darin, dass die dem Konzept zugrunde liegende Geschossflächenzahl (ca. 3,8) nicht unwesentlich über dem laut Bebauungsplan zulässigen Wert (2,8) lag. In einem Workshopverfahren entwickelten vier Architekturbüros konkrete Entwürfe für die Neugestaltung. Insgesamt sollten hier, wie im August 2003 mitgeteilt wurde, 75 Loft-Wohnungen samt Dachterrassen, zwölf Läden mit einem Markt und Galerien, drei Restaurants und zehn Künstlerwerkstätten entstehen.

In der Folge wurde über verschiedene Teilaspekte und Planmodifizierungen (z. B. Aufstockung statt Abbruch des Gebäudes Valentinskamp 32) gesprochen, aber der Beginn der Projektrealisierung verzögerte sich immer weiter – ganz offensichtlich, weil der Investor mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Noch Mitte 2005 versprach Investor Hans-Peter Werner gegenüber dem „Hamburger Abendblatt“: „2008 wird das Gängeviertel fertig sein“, aber faktisch kam das Vorhaben nicht voran. Seit 2005 beteiligte sich der niederländische Investor Hanzevast Capital an dem Großvorhaben. Zwar blieb Werner, nun zusammen mit einem anderen Geschäftspartner, über die „implan Unternehmensgruppe“ an dem Projekt beteiligt, doch in der neu gegründeten „HGV Hamburger Gängeviertel GmbH & Co. KG“ übte Hanzevast bald den entscheidenden Einfluss aus.

2008 wandte sich Hanzevast gegen die bisherige Absicht, das Gesamtprojekt nacheinander in zwei Bauabschnitten – zuerst den westlichen Teil, danach den östlichen Bereich an der Caffamacherreihe – zu realisieren. Dadurch würde sich das Projekt unzumutbar verzögern und verteuern. Das Bezirksamt und die Bezirkspolitik wollten Mitte 2008 einen Ausstieg aus dem Vertragsverhältnis mit Hanzevast, um das Projekt im städtischen Besitz zu halten und eventuell mit dem städtischen Wohnungsunternehmen SAGA das Gängeviertel zu entwickeln. Da die Finanzbehörde das Risiko von Schadensersatzforderungen genauso wie das von Kaufpreisverlusten vermeiden wollte, stimmte sie diesem Ausstieg nicht zu.

Vor diesem Hintergrund machten Bezirksamt und Bezirkspolitik die Fortführung des Projekts von dem Abschluss eines städtebaulichen Vertrags abhängig, in dem u. a. Herstellungsfristen festgelegt und Vertragsstrafen bei Bauverzögerungen festgesetzt werden sollten. Nach Überwindung einiger Meinungsverschiedenheiten und Widerstände wurde der städtebauliche Vertrag zwischen dem Bezirksamt Hamburg-Mitte und Hanzevast schließlich im September 2008 abgeschlossen. Die Finanzbehörde einigte sich ihrerseits mit Hanzevast auf einen Kaufvertrag für das „Gängeviertel“. Im Januar 2009

reichte der Investor beim Bezirksamt den Bauantrag ein. Allerdings ließ im Juli 2009 ein Schreiben von Hanzevast an das Bezirksamt und die Finanzbehörde deutlich werden, dass das Unternehmen im Zeichen der Wirtschaftskrise selbst Probleme bei der Finanzierung hatte und bei der Suche nach kapitalkräftigen Partnern noch nicht erfolgreich gewesen war.

Eine neue wesentliche Wendung nahm die Planungsgeschichte, als am 22. August 2009 fast 200 Künstlerinnen und Künstler Gebäude im Projektgebiet „besetzten“ und dort provisorische Ateliers und Galerien einrichteten. Mit ihrer Kritik an der Hanzevast-Planung und der Forderung nach einem weitergehenden Erhalt der Altbauten erreichte die Künstlerinitiative „Komm in die Gänge“ ein über Hamburg hinausreichendes Echo und löste in der Stadt eine intensive öffentliche Diskussion aus.

Um vertragsgemäß zu handeln, erteilte das Bezirksamt am 2. September dem Investor eine Baugenehmigung. Nach den festgelegten Fristen sollte nun bis spätestens zum 3. Februar 2010 mit dem Bau begonnen werden. Und 27 Monate nach dem Baubeginn sollte das Gesamtbauvorhaben abgeschlossen sein, also spätestens am 3. Mai 2012. Doch immer lauter wurden die Stimmen derer, die eine Aufhebung der Verträge forderten. Nach einigem medienseitig intensiv begleiteten Hin und Her in den Monaten Oktober und November endete das

Hanzevast-Kapitel am 15. Dezember 2009: Der Hamburger Senat und die Investorengruppe verständigten sich auf die Aufhebung der Verträge gegen eine Zahlung in Höhe von 2,8 Millionen € für die Planungskosten und die Rückerstattung der bereits für den Kauf geleisteten Zahlungen.

Wie geht's weiter?

Bis Ende März 2010 sollte es ein abgestimmtes Konzept zum weiteren Vorgehen hinsichtlich des Gängeviertels geben. Deshalb sind zu diesem Zeitpunkt stadtseitig Eckpunkte und Überlegungen zur Nutzung des Gängeviertels aufgestellt worden. Darin sind der weitestgehende Erhalt der Gebäude festgeschrieben worden. Das Gängeviertel soll erneut als Sanierungsgebiet nach Baugesetzbuch ausgewiesen werden. Es soll neben einer gewerblichen Nutzung im kunstnahen Bereich, in der Gastronomie und Ateliers ausschließlich geförderte Wohnungen zu moderaten Mieten geben. Das Gängeviertel soll Wohnquartier nicht nur für Künstlerinnen und Künstler, sondern auch für „Normalos“ werden und ist insofern nicht auf bestimmte Personenkreise beschränkt. Für das Sanierungsgebiet soll ein professioneller Sanierungsträger beauftragt werden, der das Gängeviertel treuhänderisch verwaltet. Insofern wird gegenwärtig das weitere Vorgehen im Zusammenspiel zwischen Initiative und Sanierungsträger besprochen und hoffentlich konstruktiv geregelt.

Es bleibt spannend, ob diese gute Lösung für das Gängeviertel am Ende tragfähig ist. Es bleibt wichtig, dieses Stück historisches Hamburg zu erhalten. Und es bleibt beeindruckend, wie das Gängeviertel die Diskussion in Hamburg und darüber hinaus über Denkmalschutz, Wohnen in der Innenstadt und Entwicklung kreativer Milieus positiv beeinflusst hat.

Text: Markus Schreiber und Hans Walden



Die Künstlerinitiative „Komm in die Gänge“ besetzte im Sommer 2009 das „Gängeviertel“ und forderte den weitgehenden Erhalt der Altbauten. PHOTO: MARINA BRUSE

40. STATION

Dragonerstall 13

„Stiftung Denkmalpflege Hamburg“ (Stiftung zur Erhaltung von Kulturdenkmälern der Freien und Hansestadt Hamburg) (Standort: aktuell)

Im Dragonerstall 13 hat die „Stiftung Denkmalpflege Hamburg“ stilgerecht ihren Sitz. Im bürgerlichen Kopfbau des letzten Gangs des berühmten Hamburger Gängeviertels wird für die Restaurierung und Erhaltung der Hamburger Denkmäler gearbeitet. Zur Erhaltung der Häuserzeile Bäckerbreitengang/ Dragonerstall wurde die Stiftung 1978 mit Senatsbeschluss und Bürgerschaftszustimmung ins Leben gerufen. Damit stand der staatlichen Denkmalpflege erstmals eine private Institution zur Seite. Die Stiftung restaurierte in der Folge die original erhaltenen Häuser (siehe S. 161 Bäckerbreitengang), an denen sich erleben lässt, wie große Teile der arbeitenden Bevölkerung in der Hamburger Innenstadt leben mussten. Die Enge des Gangs lässt sich noch am erhaltenen Kopfsteinpflaster ermessen. In der klassischen Buden- und Sahl-Architektur zeigen sich die Haustüren in Dreiergruppen, wobei die äußeren Türen in die Erdgeschosswohnungen, die Buden, führen. Die mittlere Tür geht auf eine Treppe, die die Sahl-Wohnungen im Obergeschoss erschließt. Oft musste sich eine Familie ein Zimmer teilen, das zweite Zimmer wurde vermietet, teilweise sogar in Tag- und Nachtschicht. Spätestens seit dem Ausbruch der Cholera wurden diese ungesunden Wohnverhältnisse erkannt, und die Gängeviertel fielen nacheinander dem Abriss zum Opfer.

Die Stiftung Denkmalpflege sanierte die Häuser und baute sie zu erschwinglichem Wohnraum mit zeitgemäßem Komfort um, wobei die Mieterstruktur weitgehend erhalten bleiben konnte. Im Kopfbau am Dragonerstall residiert seit 1994 das Frauenhotel „Die Hanseatin“ (siehe S. 160).

Die Stiftung Denkmalpflege besitzt eine Anzahl weiterer Bauwerke, die sie vor dem Verfall retten konnte. Das Kanzlerhaus in Harburg, ein repräsentativer

Fachwerkbau im Barockstil, dient jetzt als Frauenkulturhaus, Beratungszentrum und Galerie. Die Bergedorfer Mühle ist an einen Betreiberverein verpachtet, der sie vorbildlich erhält und der Öffentlichkeit präsentiert. Die Fontenay'sche Land- und Gartenhäuser Mittelweg 183 und 185 konnten nach Verfall und Brandstiftung als letztes Ensemble des



Im Dragonerstall 13 hat die Stiftung Denkmalpflege ihren Sitz. PHOTO: MARINA BRUSE

ersten Siedlungsprojekts außerhalb der Stadtttore erhalten werden.

Auch ein modernes Bauwerk hat die Stiftung Denkmalpflege errichtet. Das Eduard-Duckesz-Haus dient als Besucherzentrum und Seminargebäude auf dem jüdischen Friedhof Altona und beherbergt einen schönen Besprechungsraum, durch dessen Fenster man den Friedhof fast vollständig erfahren kann, eine Bibliothek mit über 1000 Werken zur jüdischen Kultur und Geschichte, die rituell vorgesehene Waschgelegenheit und einen Raum für die Restauratoren. Seit 1999 koordiniert die Stiftung auf dem jüdischen Friedhof Altona die Forschungs- und Restaurierungsarbeiten und ermöglicht den Besuch mit qualifizierten Führungen.

Im Laufe ihres Bestehens erweitert die Stiftung Denkmalpflege ihren Aufgabenbereich kontinuierlich. Das Bewusstsein von der Bedeutung des Ham-

burger Stadtbildes und einzelner Kulturdenkmäler wurde durch PR-Maßnahmen für die Denkmalpflege, bewusstseinsbildende Veranstaltungen, Vorträge sowie durch Publikationen geweckt.

Seit 1992 organisiert die Stiftung jedes Jahr den Tag des offenen Denkmals am zweiten Sonntag im September, und zwar gemeinsam mit dem Denkmalschutzamt. Die Auswahl der denkmalwürdigen Bauten, zu denen an diesem Tag eine interessierte Öffentlichkeit Zugang erhält, ist jeweils eine andere. Aus Hamburg holte sich die bundesweit koordinierende Deutsche Stiftung Denkmalschutz die Anregung, die Denkmaltage unter ein Motto zu stellen, was seit einigen Jahren bundesweit geschieht. Die stetig steigenden Teilnehmendenzahlen belegen ein wachsendes Interesse.

Den Internationalen Denkmaltag, die der internationale Denkmalrat ICOMOS ausgerufen hat, wird jährlich um den 18. April herum mit einer Vortragsveranstaltung zum Jahresthema begangen. Die Stiftung Denkmalpflege ist auch in die Vorbereitungen zur Aufnahme des jüdischen Friedhofs Altona in die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes eingebunden. Zahlreiche Publikationen belegen zudem die Förderung der wissenschaftlichen und künstlerischen Auseinandersetzung mit der Denkmalpflege.

Es gibt in Hamburg immer wieder Projekte, die dringend der Restaurierung bedürfen, ohne dass dafür die finanziellen Mittel vorhanden sind. Die Stiftung koordiniert hier immer häufiger den Einsatz privater Spender und Mäzene. So beteiligte sie sich an der Einwerbung von Spenden für die Restaurierung der so genannten „Rathauskaiser“ an der Außenfassade des Hamburger Rathauses bei den Vorbereitungen für das hundertjährige Bestehen des Rathauses.

Als hinter dem Barockgemälde von Joh. Moritz Riesenberger [1673/7–1740] im Herrensaal der St. Jacobi Hauptkirche Wandfresken aus dem 15. Jahrhundert entdeckt wurden, sprang die Stiftung Denkmalpflege ein und gewährte die zusätzlich benötigten Mittel.

Als Jahrtausendprojekt konnte die Stiftung ermöglichen, dass die Tafeln des ehemaligen Hauptaltars des abgerissenen Doms, die nach Polen gelangt waren, in Hamburg in einem deutsch-polnischen Mo-

dellprojekt restauriert und 1999 in der Hamburger Kunsthalle ausgestellt wurden.

Der riesige, 1900 von Paul Türpe [1859–1944] in Kupfer getriebene Stuhlmännbrunnen in Altona wurde zu seinem hundertjährigen Bestehen aus seinem versteckten Aufstellungsplatz in einer Unterführung wieder auf den Platz der Republik gebracht. Die immensen Zentauren, Triton und Nixe speien nun wieder Wasser und geben ein grandioses Schauspiel ab.

Im Jahr 2007 konnte das Schillerdenkmal am Dammtdamm (siehe S. 287) mit Hilfe der Stiftung Denkmalpflege restauriert werden. Das 1866 erbaute Denkmal ist das Hauptwerk des jung verstorbenen Künstlers Julius Lippelt [1829–1864] und wurde bereits 1923 in die Denkmalliste aufgenommen. Die unangefochten schönste der zahlreichen Schillerdarstellungen in ganz Deutschland, der vergeistigte Dichter im Kreise seiner allegorischen Assistenzfiguren, die seine vier Haupttätigkeitsfelder symbolisieren, erstrahlen nach der umfassenden Restaurierung wieder in neuem Glanz.

Text: Irina von Jagow und Dirk Petrat

41. STATION

Dragonerstall 11

Frauencafé „endlich“; Frauenhotel „Die Hanseatin“ (Standort: seit 1995)

1995 eröffneten im Gebäude Dragonerstall 11 das Frauencafé „endlich“ und das Frauenhotel „Die Hanseatin“, beide Errungenschaften der „neuen Frauenbewegung“. Diese gesellschafts-politisch notwendige Bewegung hatte sich in Folge der „Studentenbewegung“ der 68er Jahre des 20. Jahrhunderts (siehe dazu auch S. 20) entwickelt, weil nach wie vor die Notwendigkeit bestand – und immer noch besteht –, die Gleichberechtigung der Geschlechter voranzutreiben (siehe dazu auch S. 126 „Arbeitsstelle Vielfalt“). Dazu gehört es auch, Räume zu schaffen, die

nur von Frauen besucht werden können und in denen sie z. B. einen Ort für sich haben.

Das Frauencafé „endlich“ hatte sein erstes Domizil 1988 in der Peterstraße 36 eröffnet. 1995 zog es an den Dragonerstell 11, wo die der autonomen „neuen Frauenbewegung“ angehörenden Cafébetreiberinnen Linda Schlüter und Karin Wilsdorf 1995 auch Hamburgs erstes und einziges Frauenhotel eröffneten, mit dreizehn sehr individuell eingerichteten Zimmern.

Im Café, zu dem ein kleiner ruhiger Garten gehört, treffen sich heute regelmäßig Frauengruppen, so die Internet-FUN-Sisters, der Motorradstammtisch, die FiNut (Frauen in Naturwissenschaft und Technik), eine Frauengruppe mit Photographie-Leidenschaft, die Gruppe Lesben über 40, die Städtegruppe von Terres Des Femmes und der Femmetisch. Außerdem finden im Café Vorträge, Lesungen und Musikveranstaltungen statt.

„Das Café und das Hotel nur für Frauen will Frauenorte schaffen, in denen sich alle Frauen wohlfühlen, in denen Frauen sich verwöhnen lassen, in denen Frauen sie selbst sein können und wenn sie möchten,

ihren Alltag vergessen. Freiräume, in denen Frauen frei von patriarchalen Zwängen sind“, so der Wunsch der beiden Hotel- und Cafébesitzerinnen.



Im Dragonerstell 11 befinden sich Hamburgs einziges Frauenhotel und das Frauencafé „endlich“.

PHOTO: JÜRGEN BRÖMME

42. STATION

Bäckerbreitergang 49–58

*Benannt im 18. Jahrhundert.
Fortsetzung des Breiten
Ganges. Im Bäckerbreitergang
standen die Schweinekoben
der Bäcker.*

**Budenbebauung (18. und 19.
Jh.); fiktive Lebensgeschichte
einer Budenbewohnerin aus
dem 18. Jahrhundert**

Budenbebauung

Die restaurierten Fachwerkhäuser im Bäckerbreitergang sind die letzten noch erhaltenen Budenbebauungen aus dem Gängeviertel der Neustadt. Die Häu-

ser Nr. 49/50 wurden um 1750 errichtet, Nr. 51/58 zu Beginn des 19. Jahrhunderts (siehe auch S. 159).

Fiktive Lebensgeschichte einer Budenbewohnerin aus dem 18. Jahrhundert

In solchen für Familien der Hamburger Unterschicht gebauten Buden lebten oft alleinerziehende Mütter und „alleinstehende“ Frauen. Zu diesen Frauen zählte auch Anna Maria Meyern. Sie hatte in ihrem Leben schon viele Lebenskrisen bewältigen müssen. Besonders hart traf sie immer noch die vor Jahren vollzogene Trennung von ihrem Ehemann. Weil sie allein die Miete nicht hatte zahlen können, war sie wohnungslos geworden und hatte erst nach langem Suchen eine Unterkunft zur Untermiete gefunden. Wohnraum war damals knapp. Um den vielen Menschen in Hamburg eine Bleibe zu geben, wurde bereits im 16. Jahrhundert mit dem Bau von Mehrfamilienhäusern begonnen und ab Mitte des



Bäckerbreitergang in der ersten Hälfte des 20. Jh., aus: Hans Harbeck: Hamburg, so wie es war. Hamburg 1966.

17. Jahrhunderts eine intensive Bebauung der Höfe mit Buden vorgenommen. Die anfangs eingeschossigen, bald 2- und auch 3-geschossigen Buden befanden sich oft an den Längsseiten der tiefen schmalen Grundstücke und hatten deshalb auch nur eine geringe Tiefe. Tageslicht konnte nur durch die Fenster der Vorderfront in die Buden eindringen, denn zwischen der Hinterfront und den angrenzenden Buden des Nachbargrundstückes gab es nur einen schmalen Spalt.

So wie auch Anna Maria Meyern, lebten im 18. Jahrhundert zur Ersparung der Miete oft mehrere Familien in einer Wohnung. Besonders Frauen schlossen sich zu Wohngemeinschaften zusammen. Damals, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, hatte Hamburg rund 100 000 Einwohnerinnen und Einwohner. Ein Drittel von ihnen gehörte zur Schicht der Armen. Den größten Teil davon machten „alleinstehende“ Frauen und Mütter aus.

Obwohl Anna Maria Meyern zwölf Stunden täglich in einer Kattundruckerei arbeitete, konnte sie von dem Lohn nicht leben. Frauenerwerbsarbeit wurde so niedrig bezahlt, dass erwerbstätige Unterschichtsfrauen ständig von Armut bedroht waren. Sie erhielten für gleichwertige Arbeit 40 bis 50 % weniger Lohn als Männer. So waren diese Frauen häufig von der „Allgemeinen Armenanstalt“ abhängig. Allein im Winter 1788/1789 unterstützte die Anstalt 11 109

Arme. Die zu unterstützenden Frauen und Mädchen machten 46 %, Männer und Jungen 19 % und Familien 35 % aus. Eine neue Eheschließung mit einem erwerbstätigen Arbeiter wäre für Anna Maria Meyern die Lösung gewesen, um der völligen Verarmung zu entge-



Die aus dem 18./19. Jh. stammende restaurierte Budenzeile im Bäckerbreitergang.

PHOTO: MARINA BRUSE

hen. Mit zwei Löhnen wäre das Paar über die Runden gekommen. Doch eine erneute Heirat war ihr nicht vergönnt, denn die Trennung von ihrem Ehemann hatte ohne richterlichen Beschluss stattgefunden. Ihr Mann war einfach gegangen und hatte auf dem nächstbesten Schiff angeheuert. Seitdem hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Eine rechtsgültige Trennung von Tisch und Bett, so wie der Rat und die Bürgerschaft es 1640 beschlossen hat-

ten, war aber nur mit gerichtlicher Entscheidung gültig, und dafür hätten beide vor Gericht erscheinen müssen. Anna Maria Meyern und ihrem neuen Liebsten blieb also nur der Traum von sanktionierter Zweisamkeit in einer kleinen Hütte des Glücks.

43. STATION

Valentinskamp 47

(alte Nummerierung: Nr. 46)

Valentinskamp, benannt im 17. Jahrhundert nach dem Grundeigentümer, dem Chirurgen Valentin Rußwurm, der hier 1591 ein Grundstück, den Kamp, mit einem Garten besaß. Mit „Kamp“ wurden eingefriedigte Felder bezeichnet. Als Valentin Rußwurm ein Stück dieses Kampes erwarb, wurde der alte Flurname „Kamp“ durch den Vornamen des neuen Besitzers näher bestimmt. Die Bebauung der Straße erfolgte ab dem 17. Jahrhundert.

Stolperstein für John Schickler (NS-Zeit); „Madhouse“; (1969–ins 21. Jh.)

Stolperstein für John Schickler

Der Alteisenhändler John Schickler (geb. 1875, 1942 deportiert nach Theresienstadt, ermordet am 13.1.1943) und seine Frau Bertha, geb. Janova, hatten drei Töchter: Edith (geb. 1911, deportiert am 12.2.1943 nach Auschwitz, Todesdatum unbekannt), Fanny (geb. 1913, deportiert am 12.2.1943 nach Auschwitz, Todesdatum unbekannt) und Margot (1919–1938). „Die Steuerkarte der jüdischen Gemeinde für John Schickler weist verschiedene Adressen in ‚bescheidenen‘ Wohnvierteln auf, überwiegend im Bereich der Hamburger Alt- und Neustadt, z. B. Burchardstraße, Brüderstraße, Valentinskamp. Die Mutter [Bertha Schickler] verstarb 1927. Der Vater [John Schickler] lebte zuletzt in einem ‚Judenhaus‘ in der heute nicht mehr existierenden Schlachterstraße am

Großneumarkt. Er wurde seit 1932 von der jüdischen Gemeinde als erwerbslos geführt. Der Transport vom 19. Juli 1942 brachte ihn nach Theresienstadt. Dort starb er am 13. Januar 1943.“¹⁷³⁾

„Madhouse“

Am 11. November 1969 eröffnete Manfred „Manni“ Knop die Kellerdisco „Madhouse“ am Valentinskamp 46 (heute 47). Hier wurden amerikanische Rockplatten gespielt, die es damals in Deutschland noch nicht zu kaufen gab. Die rot gestrichenen

Räume des „Madhouse“ – über der Tanzfläche schwebte die silberfarbene Karosserie eines VW Käfer – waren ein Treffpunkt der Rocker, Biker und Harleyfahrer. In den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde das „Madhouse“ weltberühmt. Auch Mick Jagger, David Bowie, Beasty Boys, Prince und Talking Heads kamen auf einen Drink in den Klub. In den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts fanden mehrere Betreiberwechsel statt, und die Musikrichtung wurde geändert. 1996 wurde das Gebäude abgerissen.

Im Keller des wenige Jahre später errichteten Neubaus gab es dann Ende 2003 die Neueröffnung des „Madhouse Rock Clubs“. Als 2005 ein neuer Betreiber die Leitung des „Madhouse“ übernahm, kam es abermals zu einer Konzeptänderung. Heute befindet sich hier eine „Vodka Lounge“.

173 Ulrike Sparr: Stolpersteine in Hamburg-Winterhude. Biographische Spurensuche. Hamburg 2008, S. 232. Hier auch Biographisches zu den beiden Töchtern Edith und Fanny Schick-

ler, für die vor dem Haus Krogmannstraße 70 ein Stolperstein verlegt wurde.

44. STATION

Valentinskamp 40–42 und Valentinskamp 43

Valentinskamp 40–42: „Hotel de Rom“ (Standort: 1800–1814); Witwe Handje (gest. 1842); „Tütge’s Etablissement“ (Standort: 1866 bis ca. 1920, zwischen 1892 und 1899 unter dem Namen „Neustädter Gesellschaftssäle“, danach wieder „Tütge’s Etablissement“); „Hamburger Volkszeitung“ (Standort: 1923–1933); KPD-Betriebsleitung „Wasserkante“ (Standort: 1923–1933); Sitz des HJ-Bann 424 (NS-Zeit); Stolperstein für Gustav Bruno Endrejat (NS-Zeit); heutige Nutzung des „Engelsaals“ seit 2005; Valentinskamp 43: „Otto Steins Verkehrslokal der Arbeiter“ (20. Jh.)

„Hotel de Rom“ und Witwe Handje

In diesem Gebäudekomplex aus Vorderhaus, Saal und Zwischenhaus, dessen älteste Teile aus dem 17. Jahrhundert stammen, befand sich im Hinterflügel des Hauses seit Anfang des 19. Jahrhunderts der Gasthof „Hotel de Rom“. Dieser Tanzsaal gehörte damals dem Wirt Handje. Seine Witwe ließ dort im „Engelsaal“, dessen Name sich von den goldenen Engeln an der Balustrade des Hauses ableitete, seit 1804 Theateraufführungen, Lieder, Possen und Schwänke aufführen. 1809

schaffte es die Witwe Handje, als erste Frau und dazu auch noch als einzige Privatperson, vom Hamburger Senat eine reguläre Theaterkonzession zu erhalten. Damit war die Gefahr gebannt, dass ihre illegal veranstalteten Theaterabende verboten wurden, denn bis zur Einführung der Gewerbefreiheit im Jahre 1869 durften Privatpersonen keine „theatralischen Darbietungen“ durchführen. Um Konkurrenz auszuschalten, hatten die Direktoren des „Stadt-Theaters“ (siehe S. 87) diese Verordnung beim Hamburger Senat durchgesetzt. Selbst Seitänzer oder Kunstreiter-Darbietungen waren verboten. Dennoch kümmerten sich viele Gaststättenbetreiber und -betreiberinnen nicht um das Verbot – so auch nicht Witwe Handje – und richteten in ihren Gaststätten Bühnen für durchreisende Laientheater ein. 1814 zog Witwe Handje mit ihrem Theater in das „Apollo Theater“ an die Drehbahn (siehe S. 62). Vier Jahre später eröffnete sie ein 600 Zuschauerinnen und Zuschauer fassendes Theater in der Steinstraße, in dessen Direktion der spätere „Thalia Theater“-Direktor Chéri Maurice (Charles Maurice



Valentinskamp 40–42, erbaut im 19. Jh. Hier befand sich der Gasthof „Hotel de Rom“, hier fanden im „Engelsaal“ unter der Witwe Handje seit 1804 Theateraufführungen statt, hier war „Tütge’s Etablissement“, hier hatten die „Hamburger Volkszeitung“ und die KPD Betriebsleitung „Wasserkante“ ihren Sitz und hier residiert seit 2005 das Theater „Engelsaal“. PHOTO: MARINA BRUSE

Schwartzenberger 1805–1896) arbeitete. Nach dem Tod der Witwe Handje im Jahre 1842 bewarb er sich um die Theaterkonzession der Verstorbenen. Er erhielt sie mit der Auflage, ein neues Theater zu gründen. Damit wurde 34 Jahre nach der Vergabe der Theaterkonzession an die Witwe Handje die Gründung des „Thalia Theaters“ möglich.

In einem szenischen Rundgang durch die Neustadt mit den Schauspielerinnen Herma Koehn und Beate Kiupel vom Ohnsorg Theater präsentiert Rita Bake von der „Landeszentrale für politische Bildung“ auch eine Szene zu Witwe Handje.

„Tütge's Etablissement“, „Neustädter Gesellschaftsräume“

Später erwarb Tütge aus Braunschweig das Grundstück, der das Haus am 20. Januar 1866 als „Tütge's Etablissement“ eröffnete. Zwischen 1892 und ca. 1899 hieß das Haus „Neustädter Gesellschaftsräume“, dann wieder „Tütge's Etablissement“.

„Tütge's Etablissement“ gehörte um 1900 zu den führenden Ball- und Konzertlokalen. Aber hier wurde nicht nur getanzt und gefeiert, hier tagten auch die Arbeitervereine. „1863 konstituierte sich hier der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein (ADAV). Viele Arbeiter, die bis dahin im ‚Arbeiterbildungsverein‘, gegründet 1848, Mitglied waren, schlossen sich ihm an, was zur Folge hatte, dass sie aus dem Bildungsverein ausgeschlossen wurden – mit Politik sollten die Arbeiter sich nicht befassen. Im Jahre 1867 klagte August Bebel (1840–1913): ‚Ich protestierte dagegen, dass immer noch Versuche gemacht werden, die Arbeitervereine von der Politik fern zu halten.‘

Die Unruhe unter den Arbeitern stieg, die Gründung des Norddeutschen Bundes, die Vorstufe des Bismarckreiches, führte auch unter ihnen zu heftigen Debatten über eine kleindeutsche Lösung oder ein gesamtdeutsches Reich, die deutschsprachigen Teile Österreichs umfassend. Da blieb ‚Tütge's Etablissement‘ nicht verschont. Im Januar 1867 hatte der ADAV dort eine Volksversammlung einberufen, es gab Tumulte, Auseinandersetzungen, und der Wirt hatte Mühe, einen Gast vor Misshandlungen zu

schützen. Bei weiteren Versammlungen entfernte man dann vorsichtshalber die Stühle aus dem Saal. Während des Sozialistengesetzes (1878–1890) konnten natürlich Veranstaltungen der Sozialdemokratischen Partei nicht stattfinden, aber das Ende des Verbots wurde am 30. September 1890 bei Tütge mit einem großen Fest gefeiert. ‚Die Veranstaltung sollte um zehn Uhr abends beginnen. Aber schon geraume Zeit vorher füllten sich die geräumigen Hallen der Festsäle. Konzert und Gesang sorgten für Unterhaltung (...). Kurz vor Mitternacht wurde in dem großen Saale eine Gasse nach der Bühne frei gemacht und unter den rauschenden Klängen der Arbeitermarseillaise und donnernden Hochrufen betrat der Zug der Ausgewiesenen, die zum Teil von ihren Angehörigen begleitet waren, den Saal. Ihnen voran trug [Otto] Reimer [1841–1892] die rote Fahne der Hamburger Partei, die er aus Amerika zurückgebracht hatte.‘¹⁷⁴⁾

Die Sozialdemokratische Partei hatte in der Zeit des Sozialistengesetzes in Hamburg-Altona kontinuierlich an Stimmen gewonnen und konnte 1890 alle drei Hamburger und auch den Altonaer Reichstagswahlkreis erobern,“ erklärt Helga Kutz-Bauer.

Vom 3. bis 9. Oktober 1897 wurde im Saal von „Tütge's Etablissement“ der SPD-Parteitag abgehalten. 186 Delegierte aus ganz Deutschland tagten in dem mit Fahnen der Hamburger Gewerkschaften und Kulturorganisationen geschmückten „Unionssaal“. „An der Stirnseite des Unionssaales prangte damals ein großes Spruchband mit dem berühmten Schlusssatz aus dem Kommunistischen Manifest: ‚Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!‘ Dieser klassenkämpferische, marxistische Geist prägte die Verhandlungen des Parteitages. Die Tagesordnung war umfangreich. Der wichtigste Punkt war die Wahl einer neuen Führung. Sie wurde zu einem überwältigenden Vertrauensbeweis für einen Mann: August Bebel. Er erhielt 184 der abgegebenen 185 Stimmen. [August Bebel, der seit 1883 den Wahlkreis Hamburg I im Reichstag vertrat, wurde dort zum Vorsitzenden gewählt – beide Ämter nahm er bis zu seinem Tod 1913 wahr.]

(...) Neben den Personalentscheidungen ging es auf diesem Parteitag auch um andere, für die SPD sehr

174 Heinrich Laufenberg: Geschichte der Arbeiterbewegung in Hamburg, Altona und Umgebung. Hamburg 1931, S. 740.



Saal von „Tütge's Etablissement“ am Valentinskamp 40–42. POSTKARTE

wichtige Themen. Zum Beispiel war die Frage zu klären, ob die Partei sich an den preußischen Landtagswahlen beteiligen sollte. Vier Jahre zuvor hatten die Sozialdemokraten beschlossen, wegen des diskriminierenden Dreiklassen-Wahlrechts keine Kandidaten für diese Wahlen aufzustellen. Nun kassierten sie diese Verweigerung.

Für die Hamburger Sozialdemokraten war der Parteitag von 1897 eine wichtige Demonstration des politischen Selbstbewusstseins. Anfang Februar 1897 hatte die Arbeiterbewegung in der Hansestadt eine schwere, auch psychologische Niederlage erlitten, als der Hafendarbeiterstreik nach elf Wochen erfolglos zu Ende gegangen war. Dieser Aufstand war nicht nur ein Tarifkonflikt, sondern eine Kraftprobe zwischen Arbeit und Kapital gewesen. (...)

Für die Arbeiter war das eine einschneidende Erfahrung gewesen. Ohnehin wurde ihnen immer wieder vor Augen geführt, dass sie immer noch Bürger zweiter Klasse waren. Der mit dem Wahlrecht verbundene Steuersatz lag so hoch, dass die große Masse der SPD-Anhänger weiterhin von der Bürgerschaft ferngehalten wurde“, schrieb der Journalist

175 Uwe Bahnsen: Als August Bebel an die Spitze der Genossen trat. In: „Die Welt“ vom 30.9.2007. www.welt.de/wams_print/article1223774/Abs_August_

176 Christa Hempel-Küter: Die kommunistische Presse und die Arbeiterkorrespondentenbewegung in der Weimarer Republik. Das Beispiel „Hamburger Volkszeitung“. Diss.

Uwe Bahnsen am 30. September 2007 in einem Artikel in der „Die Welt“. 175)

„Hamburger Volkszeitung“ und KPD-Bezirksleitung „Wasserkante“

Im Mai 1923 zog die Druckerei der „Hamburger Volkszeitung“ aus dem Parteibüro der KPD an der Börsenbrücke in das neue Parteihaus am Valentinskamp 40–42, das die Genossenschaft (Rechtsform der Zeitung) ein Jahr zuvor erworben hatte. In der Druckerei wurde nicht nur die KPD-Zeitung „Hamburger Volkszeitung“ gedruckt, sondern auch Visitenkarten und Geschäftsbögen.

Neben der Redaktion und Druckerei der Volkszeitung hatte auch die KPD-Bezirksleitung „Wasserkante“ hier ihren Sitz. Die Redaktionsräume der „Hamburger Volkszeitung“ befanden sich im „Engelsaal“.

Von November 1923 bis März 1924 war, wie alle kommunistischen Tageszeitungen, auch die „Hamburger Volkszeitung“ verboten worden, und „die Geschäftsräume der Genossenschaft und des Verlages sowie die Druckerei waren behördlich versiegelt, ihre Geschäftsbücher vom kommandierenden General in Stettin beschlagnahmt worden. Außerdem war das gesamte Vermögen der Genossenschaft eingezogen worden. Erst ab dem 7.4.1924 lagen der Genossenschaft ihre Geschäftsbücher wieder vollständig vor. (...)“¹⁷⁶⁾

„Während der Illegalität, am 21.1.1924, wurde die Genossenschaft, offensichtlich wirtschaftlichen wie politischen Faktoren gleichermaßen Rechnung tragend, in ‚Graphische Industrie eGmbH‘ umbenannt.“¹⁷⁷⁾

Chefredakteur der „Hamburger Volkszeitung“ war 1924 der damalige Bürgerschaftsabgeordnete Paul Dietrich (1889–1937 in einem Lager umgekommen) und von 1929 bis 1931 der von 1931 bis 1932 als Bürgerschaftsabgeordnete tätige Heinrich Meyer

Frankfurt a. M. 1989, S. 96.

177 Christa Hempel, a. a. O., S. 266.

(1904–1938, erschossen in Butowo bei Moskau). 1930 hatte die „Hamburger Volkszeitung“ eine tägliche Auflage von ca. 40 000 Exemplaren.

Eine der Hauptwerbformen der Zeitung war die Agitation der Parteimitglieder, damit diese neue Leserinnen und Leser für die Zeitung werben. Deshalb warnte sie ihre Mitglieder vor der „Schlammflut der bürgerlichen Presse“ und insistierte: „Die herrschende Klasse lenke durch ihre Zeitungsschreiber die Hirne der Massen nach welcher Richtung sie wolle. Nur die kommunistische Presse setze sich rückhaltlos für die Interessen der Werktätigen ein. (...) ‚Darum heraus aus Euren Wohnungen mit den Zeitungen Eurer Feinde! Sie bringen nicht Euch, sondern ihren kapitalistischen Besitzern Gewinn. Ihr dürft sie durch Eure Abonnements nicht noch in Nahrung setzen. (...) Willst Du Deinen Gegnern gewachsen sein, so mußt Du die ‚Hamburger Volkszeitung‘ bestellen.“¹⁷⁸⁾

„1926 wurden Verlags- und Druckereileitung der Zeitung formal getrennt; fortan erschien die ‚Hamburger Volkszeitung‘ in der ‚Norddeutschen Verlagsgesellschaft‘ (ab 5.1.1927); die vermehrten Zeitungsverbote um 1930 brachten aber die ‚Norddeutsche Verlagsgesellschaft‘ in eine ‚schwierige Finanzlage‘, wie die Politische Polizei Hamburgs beobachtete, so dass die Gesellschaft 1931 aufgelöst wurde (...). Verlag und Redaktion der Hamburger Volkszeitung wurden nun nach Altona verlagert. (...) Die Politische Polizei Hamburg vermutete als Motor für die Umsiedlung des Verlages nach Preußen [Altona gehörte damals zu Preußen] den Versuch von Redaktion und Verlag, ‚dem in Hamburg vielleicht mehr als in Preußen drohenden Verbotes‘ zu entgehen.“¹⁷⁹⁾

„Anfang März“ 1933, schreibt Christa Hempel in ihrer Dissertation über die „Hamburger Volkszeitung“ weiter, „meldete das Hamburger Staatsamt für auswärtige Angelegenheiten an den Reichsminister des Innern: ‚dass bereits vor Eingang des Funkspruchs die Beschlagnahme sämtlicher kommunistischer Flugblätter und Plakate sowie aller kommunistischer periodischer Druckschriften vom Senat angeordnet ist. Die Polizeibehörde ist ferner angewiesen, eine verstärkte Streifenförmigkeit auszuüben und die gesamte Beamtenschaft in Alarmzustand zu halten.

Ebenso sind auch hier ab gestern [1.3.1933] sämtliche kommunistische Versammlungen und Aufzüge auch in geschlossenen Räumen verboten. Auf Grund § 22 der Verordnung zum Schutze des deutschen Volkes vom 4. d. M. sind hier heute etwa 75 bekannte Funktionäre der KPD bis auf weiteres in polizeiliche Haft genommen.“¹⁸⁰⁾

Bis Ende März 1933 konnte die Bezirksleitung der KPD „Wasserkante“ noch legal agieren. Ab Mitte März bis 1935 „erschieden illegale Ausgaben der ‚Hamburger Volkszeitung‘ wöchentlich bis monatlich in einer Auflage von 1000 Exemplaren.“¹⁸¹⁾

„Auf Druck der Reichsregierung ließ der sozialdemokratisch-bürgerliche Senat am 1. Mai 1933 75 bis 100 Hamburger KPD-Funktionäre festnehmen und das Parteihaus am Valentinskamp versiegeln. Nachfolger der KPD in dem Gebäude wurde der HJ-Bann 424.“¹⁸²⁾

Stolperstein für Gustav Bruno Endrejat

Vor dem Haus Valentinskamp 42–43 liegt ein Stolperstein für Gustav Bruno Endrejat (19.5.1908–23.4.1945, hingerichtet im KZ Neuengamme).

Bruno Endrejat wurde als Sohn des Gutskammerers Heinrich Endrejat und seiner Ehefrau Maria Bertha, geb. Lenuweit, in Friedrichswalde geboren. Etwa um 1929 kam er nach Hamburg und heiratete am 26. Mai 1934 die 1910 in Groß Engelau/Ostpreußen geborene Schneiderin Grete Erna Liedtke (1910–1991). Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 wurden politische Gegner und Gegnerinnen mit einer massiven Verfolgung konfrontiert. Mitglieder einzelner Organisationen versuchten, ihre Widerstandsarbeit nach 1933 im Verborgenen fortzusetzen, so auch Bruno Endrejat. Er bildete mit dem Heizungsmonteur Heinrich „Hein“ Matz (1908–1945 KZ Neuengamme), dem Chemigraphen Kurt Schill (1911–1944 KZ Neuengamme), dessen Frau Hilde (Hilda) (1912–1988), dem Schlosser William Dabelstein (1898–1943 verstorben im Universitätskrankenhaus Hamburg Eppendorf, nach Verlegung dorthin aus dem KZ Fuhlsbüttel) und anderen eine so genannte Fünfergruppe. Ihre Aktivitäten konzentrierten sich

178 Zit. nach: Christa Hempel, a. a. O., S. 146.

179 Christa Hempel, a. a. O., S. 267.

180 Mitteilung des Hamburger Staatsamtes für auswärtige Angelegenheiten

an den Reichsminister über Maßnahmen gegen die KPD, 2. 3. 1933. Zit.

nach: Christa Hempel, a. a. O., S. 297.

181 Christa Hempel, a. a. O., S. 297f.

182 Werner Skrentny (Hrsg.): Zu Fuß

durch Hamburg. 21 Stadtteilrundgänge durch Geschichte und Gegenwart. Hamburg 2006, S. 62.

auf die Wohngebiete rund um den Großneumarkt. Dort sammelten sie Geld für verfolgte Freunde und Genossen. Sie besaßen einen kleinen Vervielfältigungsapparat und stellten für bestimmte Anlässe Flugzettel her. So auch zur bevorstehenden Hinrichtung des populären Arbeiterführers der KPD Etkar André (1894–1936). Dieser wurde wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ am 4. November 1936 im Untersuchungsgefängnis Hamburg enthauptet.

Von 1942 bis 1944 arbeitete Bruno Endrejat in der Werkzeugausgabe der Firma August H. Lehnhoff in Hamburg-Eimsbüttel. Zuvor hatte er in den Otten-sener Eisenwerken gearbeitet und dort den Schiffszimmerer Walter Bohne (1903–1944 erschossen) kennengelernt. Im Juli 1943 nahm er ihn für kurze Zeit illegal bei sich auf. Ein gefährliches Unterfangen, da sich mittlerweile das Hitler-Jugend-Heim im Erdgeschoss des Hauses befand. Walter Bohne, Mitglied der Widerstandsorganisation Bästlein-Jacob-Abshagen, war nach einem Hafturlaub nach den schweren Bombenangriffen der britischen und amerikanischen Luftwaffe auf Hamburg nicht in die Untersuchungshaft zurückgekehrt und untergetaucht. Als Walter Bohne am 5. Januar 1944 bei seiner Verhaftung am Bahnhof Klosterstern von dem Gestaposekretär Helms erschossen wurde, fand man eine „Milchkarte“ bei ihm, die zu Kurt Schill führte. Er hatte Walter Bohne mit Lebensmittelkarten versorgt. Bereits einen Tag nach der Tötung Walter Bohnes wurden Kurt Schill und auch das Ehepaar Endrejat verhaftet. Ein ehemaliger Mithäftling aus Fuhlsbüttel berichtete nach dem Krieg, dass Bruno Endrejat sich in Einzelhaft befunden, aber die Möglichkeit auf Freilassung bekommen hatte, würde er bereit sein, sich im Hafen als Spitzel zu betätigen. Da er sich weigerte, blieb er in Haft.

Als das Polizeigeängnis Fuhlsbüttel angesichts der bevorstehenden Besetzung Hamburgs durch die alliierten Streitkräfte am 20. April 1945 geräumt wurde, sollten die Häftlinge in das Arbeitslager Kiel-Hassee gebracht werden. Da dieses Lager ungenügend gesichert war, kamen die „schweren Fälle“, vorwiegend politische Gefangene verschiedener Widerstandskreise, sowjetische Kriegsgefangene und französische

Zwangsarbeiter, in das KZ Neuengamme. Bruno Endrejat und der ebenfalls verhaftete Heinrich Matz gehörten mit zu den 71 Männern und Frauen, die dort auf Befehl des Höheren SS- und Polizeiführers Georg Henning Graf von Bassewitz-Behr (1900–1949) ohne Urteil am 21. und 23. April 1945 hingerichtet werden sollten. Die Frauen waren die ersten Opfer. Sie wurden in zwei Gruppen an Schlachterhaken im Bunker nebeneinander aufgehängt.

Einige der Männer ahnten, was ihnen bevorstand, und verbarrikadierten sich in ihren Zellen. Daraufhin wurden Handgranaten durch die Bunkerfenster geworfen, die einen Teil der Männer töteten. Die noch Lebenden wurden anschließend erschossen oder gehängt.

Kurt Schill hatte man dort bereits am 14. Februar 1944 ohne Gerichtsurteil gehängt. Grete Endrejat verblieb nach ihrer Festnahme sechzehn Monate in Haft und wurde nach der Räumung des KZ Fuhlsbüttel zusammen mit anderen Gefangenen in das Arbeitslager Kiel-Hassee gebracht. Dort zog sie sich eine schwere Ohrenentzündung zu, die zur rechtsseitigen Ertaubung führte. Grete Endrejat starb am 5. August 1991 in Hamburg. Georg Henning Graf von Bassewitz-Behr, verantwortlich für die Ermordung der 71 Gefangenen, starb im Januar 1949 in sowjetischer Haft.¹⁸³⁾

Text: Susanne Rosendahl

„Engelsaal“ seit der Nachkriegszeit

Das Haus Valentinskamp 42–43 wurde während des Krieges stark zerstört und 1950 provisorisch wieder aufgebaut und der „Engelsaal“ als Versteigerungssaal eines Auktionshauses genutzt. 1997 wurde das Gebäude durch private Investitionen saniert (siehe dazu auch S. 153 das so genannte Gängeviertel). 1999 eröffnete dort ein Bar- und Restaurantbetrieb. Der „Engelsaal“ wurde als Kulturraum genutzt bis 2005 Karl-Heinz Wellerdick den „Engelsaal“ als Theater wiederbelebte. Seitdem finden dort in dem „wunderschön umgestalteten Saal“¹⁸⁴⁾ Theateraufführungen statt.

¹⁸³ benutzte Quellen: Staatsarchiv Hamburg, 351-11 AfW (Amt für Wiedergutmachung Hamburg), Abl. 2008/1, 05071910 Endrejat, Grete.

Literatur, vgl. dazu: Herbert Diercks: Gedenkbuch Kola-Fu. Für die Opfer aus dem Konzentrationslager, Gestapogefängnis und KZ-Außenlager Fuhlsbüttel. Hamburg 1987, S. 51.

Hans-Robert Buck: Der kommunistische Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Hamburg 1933 bis 1945. München 1969, S. 170–172. Gertrud Meyer: Nacht über Hamburg,

Valentinskamp 43: „Otto Steins Verkehrslokal der Arbeiter“

Diese Kneipe lag neben dem Parteibüro der KPD und dem Büro der der KPD-Zeitung „Hamburger

Volkszeitung“. Solche Arbeiterlokale gab es vielfach im „roten“ Gängeviertel. Besucht wurden sie u. a. von Kommunisten, Sozialisten, Anarchisten, Gewerkschaftern. Hier wurde diskutiert, gestritten und agitiert. Nach 1933 wurde das Haus abgerissen.

45. STATION

Valentinskamp 38 und Valentinskamp 34

historische Häuser

Valentinskamp 38

Der Putzbau aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Schier's Passage als Durchgang wurde zwischen 1860 und 1870 erbaut (siehe auch S. XXX Stiftung Denkmalpflege). Die Hofbebauung ist mit einer einfachen Wohnterrasse mit Backsteinfassaden versehen. Von dort gibt es einen Durchgang zur Speckstraße, wo das Geburtshaus des Komponisten Johannes Brahms (1833–1897) (siehe auch S. 134) stand. Das Haus wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört. Heute befindet sich an dieser Stelle ein Gedenkstein für Johannes Brahms.

Valentinskamp 34

Das dreigeschossige Fachwerkhhaus ist eines der ältesten erhaltenen profanen Baudenkmale in Hamburg. Erbaut 1634/1650 als zweigeschossiges Wohnhaus, folgten im Laufe des 18. Jahrhunderts verschiedene Erneuerungen und Umbauten zu modernen Mietwohnungen. Im 19. Jahrhundert kamen eine Aufstockung um ein drittes Geschoss, Ladenfenster im Erdgeschoss und eine neue Treppe hinzu. 1987 wurde das Haus unter Denkmalschutz gestellt. Die Instandsetzung des Hauses begann 1991. Unter abgehängten Decken wurden Renaissance-Deckenmalereien aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit biblischen Motiven in gemalten Kartuschen und Rokoko-Stuckaturen entdeckt, die auf bürgerliche Wohnkultur in diesem Haus hinweisen.



Valentinskamp 38 mit Schier's Passage, erbaut zweite Hälfte 19. Jh. PHOTO: MARINA BRUSE



Das Fachwerkhhaus Valentinskamp 34 ist eines der ältesten erhaltenen profanen Baudenkmale in Hamburg, erbaut 1634/1650. PHOTO: JÜRGEN BRÖMME

Berichte und Dokumente 1933–1945. Frankfurt/Main 1971. S. 103–109.
Ursula Puls: Die Bästlein-Jacob-Abshagen-Gruppe. Berichte über den antifaschistischen Widerstandskampf in

Hamburg und an der Wasserkante während des Zweiten Weltkrieges. Berlin 1959.

184 Werner Hugo Dabbelstein: Der Hamburger Engelsaal und seine Nach-

barn. Gängeviertel, Valentinskamp und Dragonerstell – ein Spaziergang durch das Hamburg von gestern. 2. überarb. Aufl. Hamburg 2009, S. 14.

46. STATION

Caffamacherreihe

Benannt nach den dort wohnenden und arbeitenden Webern, die „Caffa“, einen halb seidenen und samtene Damaststoff auf Atlasgrund, mit Blumenmustern durchwirkten. Erstmals bebaut wurde die Straße zwischen 1618 und 1630.

Gastwirtschaften/Kellerkneipen in der Caffamacherreihe. Arbeiterkneipen in der Caffamacherreihe im Jahre 1906: links Nr. 1, 3, 21, 67, 75–77, 117. Auf der rechten Seite von der Fuhlentwiete her: Nr. 12, 14/16 (Hinterhaus), Nr. 60/62, 94. Restaurants: links Nr. 13, 15 (v. Salzen), Nr. 27, 18/20, 78/80; „Verschleppt nach Marokko“: Mädchenhandel (50er Jahre des 20. Jh.)

Arbeiterkneipen: „Ohne Wirtshaus giebt es für den deutschen Proletarier nicht blos kein geselliges, sondern auch kein politisches Leben“

1906 gab es in der Caffamacherreihe mehr als sechzehn Wirtschaften und Restaurants, dies auch deshalb, weil nicht wenig Arbeiter diese Straße aufsuchten – war doch eine Ecke weiter seit Jahrzehnten in Nr. 15 [heute Ecke Specksplatz zum Specksgang führend] das große Lokal von Salzen, das schon Ende der 1870er Jahre dem Hamburger Senat als Treffpunkt der Sozialdemokraten bekannt war. Im Jahre 1906 befanden sich im gleichen Hause der Arbeitsnachweis (Selbsthilfe-Arbeitsamt) der Sattler, der Textilarbeiter, ebenso der Gewerkschaftsnachweis (Gewerkschaftsbüro) der Maler/Lackierer und der Sattler. Und in der Nr. 3 [heute Gelände des Axel-Springer-Verlags] residierte im Hinterhof die Poliklinik des „Vaterländischen Frauen-Hilfsvereins“, in Nr. 100 die „Allgemeine Kranken- und Sterbekasse“ und die „Weibliche Kranken- und Sterbekasse“, seinerzeit waren das in der Regel Selbsthilfeeinrichtungen. Passenderweise residierte im gleichen Hause der „Zahnbehandler Hirsch“, der gleichzeitig ein Beredigungsunternehmen hatte! In dieser Straße lebten in den engen und bis zu vierstöckigen Häusern „kleine Leute“ aller Berufe, vom kleinen Angestellten bis zum Schumacher, vom Postillion bis zur Wärterin.

Eine weitere Hilfseinrichtung für Arbeiterfrauen befand sich nicht weit davon, in der Dammthorstraße, dort residierte in der 1. Etage vom Haus Nr. 13 ein Rechtsschutz für Frauen und eine Stellenvermittlung des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“ für weibliches Hilfspersonal e. V.

Wirft man einen Blick in das Branchen-Adressbuch von Hamburg im Jahre 1897, so kann man feststellen, dass es in Hamburg etwa 4000 Kneipen, Gastwirtschaften, Bierhallen und Restaurants gab – und das bei knapp 700 000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Man muss sich die unterschiedlichsten Formen vorstellen: Die

so genannten Detailhandlungen, die es früher an jeder Ecke gab, waren weniger geworden, dort konnte man dies und das kaufen und im Stehen mal einen Schnaps trinken. Die Kellerkneipen wurden oft von einer Witwe geführt, meistens waren es Hungerexistenzen, das Mobiliar bestand häufig nur aus ein, zwei Bänken, einem Tresen. Doch nach dem wirtschaftlichen Aufschwung in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts durch die Freihafenbauten stellte sogar der Senat fest, dass die Arbeiter nunmehr anspruchsvoller in Bezug auf ihre Stammlokale und Gastwirtschaften geworden seien, jetzt, in den 90er Jahren, gab es Wirtschaften mit Klubräumen, meistens im Parterre, manchmal mit Räumen im 1. Stock, außerdem mehrere große Restaurants, Bier-, Musik- und Festhallen, die von Arbeitern und ihren Vereinen genutzt wurden. Die Klubräume dienten auch als Zahlstelle für Beiträge zu den Gewerkschafts- und Unterstützungskassen, als Sammelstelle für Solidaritätsspenden, zur Aufbewahrung von Büchern, Notenheften der Gesangsvereine und des Eigentums sonstiger dort regelmäßig tagender Gruppen.

Kneipen hatten damals eine andere Funktion als heute, besonders für Arbeiter. Wenn die Bürger über die „Trunksucht“ der Arbeiter sprachen, so betraf das nicht die Mehrheit, denn die meisten Arbeiter hatten gar nicht das nötige Geld. Auf die „Alkoholfrage“, die von besorgten Sozialreformern und Abstinenzlern immer wieder erörtert wurde, antwortete

der Politiker Karl Kautsky (1854–1938), „dass das Wirtshaus das einzige Lokal ist, in dem die niederen Volksklassen frei zusammenkommen und ihre gemeinsamen Angelegenheiten besprechen können. Ohne Wirtshaus giebt es für den deutschen Proletarier nicht bloß kein geselliges, sondern auch kein politisches Leben.“¹⁸⁵⁾

Anders Hermann Molkenbuhr (1851–1927), später Mitglied des Reichstags und im Vorstand der SPD. Er hielt das Trinken für problematisch: „Mancher Agitator trank mehr Schnaps, als es im Interesse unserer Sache lag.“¹⁸⁶⁾ Aber er trat weder dem Guttempler-Verein noch dem Altonaer „Tugendbund“ bei, der alle Schnapstrinker von Ehrenämtern der Partei ausschließen wollte.

Die meisten Arbeiter lebten in überfüllten, kleinen Wohnungen, und nach einem zehn- bis zwölfstündigen Arbeitstag besuchte man oft – aber nicht immer – sein Stammlokal, blieb eine knappe Stunde, trank einen Branntwein oder ein Bier und besprach die Ereignisse des Tages. So trafen sich abends, meistens samstags, nachdem der Lohn ausgezahlt worden war, Hunderte von Arbeitern in den Wirtshäusern und Kneipen – und politisierten. Oder sie kamen in der Woche zu Vereinsversammlungen, sei es der Gewerkschaften, der Partei, des Skat- oder Sparklubs, übten mit ihrem Chor. Das Politisieren gehörte dazu. Der Historiker Johannes Schult (1884–1965) stellt

fest: „Es ist nicht verwunderlich, dass sich die besonders Interessierten dadurch erstaunliche Kenntnisse aneigneten und im Diskutieren sehr gewandt waren.“

In der Zeit der Jahrhundertwende waren Tausende Mitglieder der Gewerkschaften oder der sozialdemokratischen Partei, und natürlich waren ihre Stammlokale diejenigen, in denen das sozialdemokratische „Hamburger Echo“ (siehe S. 259) auslag.

Es gab auch Restaurants oder Wirtschaften, in denen sich die Anhänger anderer politischer Parteien trafen, aber für den Senat der Freien und Hansestadt Hamburg waren die Gespräche in Kneipen, in denen die Arbeiter über sozialdemokratische und gewerkschaftliche Angelegenheiten sprachen, von besonderem Interesse. Fürchtete man doch die revolutionären und gleichmacherischen Tendenzen dieser „Umsturzpartei“.

Von 1878 bis 1890 war auf Bestreben Otto von Bismarcks (1815–1898) das so genannte „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ in Kraft gewesen, die Partei war verboten, ihre Führer und Funktionäre wurden aus Hamburg und Umgebung ausgewiesen. Treibende Kraft war Preußen gewesen, denn der Preußischen Regierung war die Gelassenheit, mit der der Hamburger Senat einen von Preußen „für gefährlich erachteten Verein“ gewähren ließ, stets ein Dorn im Auge gewesen.



Caffamacherreihe 15/17: Lokal von Salzen, Anfang des 20. Jh. ein Treffpunkt der Sozialdemokraten. POSTKARTE

185 Ulrich Wyrwa: Branntwein und „echtes“ Bier. Die Trinkkultur der Hamburger Arbeiter im 19. Jahrhundert. Hamburg 1990, S. 205. Die Arbeit Wyrwas dürfte die gründlichste Unter-

suchung zu dem Thema sein.

186 Ulrich Wyrwa, a. a. O., S. 132.

Dennoch stärkte der wirtschaftliche Aufschwung während der Zollanschlussbauten die gewerkschaftlichen Zusammenschlüsse, Fachvereine genannt. Über die Arbeit der Fachvereine konnte die SPD auch in der Verbotszeit neue Anhänger gewinnen und über nicht unbeträchtliche finanzielle Mittel für Wahlkämpfe verfügen. Tatsächlich überstanden Partei und Gewerkschaften die Verbotszeit gestärkt – das sollte 1933 zu Illusionen über Dauer und Brutalität des NS-Systems führen.

Als Zentrum der SPD-nahen Gewerkschaften war Hamburg Sitz der 1890 gegründeten Generalkommission, des Zusammenschlusses der freigewerkschaftlichen Verbände. Nach dem Fall des Sozialistengesetzes im Jahre 1890 wurden, wie schon vor der Verbotszeit, die Versammlungen der SPD – und andere politische Veranstaltungen auch – von Polizisten in Uniform überwacht. Versammlungen fanden in Klubzimmern größerer Wirtschaften – deren Wirte natürlich Parteimitglieder waren – oder auch in großen Festhallen statt (siehe dazu S. 67 „Sagebiel“ und S. 165 „Tütge's Etablissement“).

Seit 1892 begnügte sich die Hamburger Polizeibehörde jedoch nicht mehr nur mit der Überwachung der Versammlungen. Zu groß war die Angst vor Aufruhr, und man wollte mehr wissen über die „Hetze gegen die Obrigkeit und die besitzenden Klassen“. Nahm doch die Unruhe unter den Arbeitern zu, da sie noch immer, benachteiligt durch das

Wahlrecht zur Bürgerschaft, keinen Vertreter im Rathaus hatten. Erst 1901 kam mit Otto Stolten (1853–1828), der 1919 Zweiter Bürgermeister wurde, ein Sozialdemokrat in die Bürgerschaft. So wurde im Rahmen einer Polizeiorganisation eine „Vigilanztruppe“ von Polizisten, die extra dafür geschult wurden, aufgestellt, die, verkleidet als Arbeiter, turnusmäßig Kneipen und Wirtschaften besuchten, die Gespräche belauschten und darüber Berichte anfertigten. So schrieb der als Arbeiter verkleidete Polizist Erleben über seinen Besuch in der Wirtschaft der Witwe Günzlein, Caffamacherreihe 1 [Heute ist hier der Eingang in die Axel-Springer-Passage.] im Jahre 1897: „Mehrere Gäste sprachen über die Stadthagensche Zeitung und die heutigen Kriege. Der eine: Der Krieg würde zurzeit weit mörderischer sein als in den früheren Jahren, weil die Waffen schon dazu hergerichtet sind, mehrere Menschen auf einmal zu vernichten. Der andere: Dies sei nicht der Fall. Weil die Geschosse heute eine weit größere Durchschlagskraft besitzen, gehen sie durch mehrere Menschenkörper hindurch, ohne steckenzubleiben und gefährlich zu verletzen, wenn nicht gerade die edelsten Teile getroffen werden. Der Krieg von 1870/71 sei lange nicht so mörderisch gewesen als der Siebenjährige Krieg und der Dreißigjährige Krieg.“¹⁸⁷⁾

In der Wirtschaft Meyer, Holstenplatz (heute: Johannes-Brahms-Platz) Nr. 2 notierte der Spitzel ein 1893 geführtes Gespräch über die ein Jahr zuvor ausge-



Blick vom Valentinskamp in die Caffamacherreihe in Richtung Axel-Springer-Passage. So sieht heute der Teil der Caffamacherreihe aus, in dem es zu Beginn des 20. Jh. viele Arbeiterkneipen gab, in denen über Politik und das Weltgeschehen diskutiert wurde.

PHOTO: MARINA BRUSE

187 Richard J. Evens (Hrsg.): Kneipengespräche im Kaiserreich. Stimmungsberichte der Hamburger Politischen Polizei 1892–1914. Reinbek 1989.

brochene Choleraepedemie: „(...) dass schon vor mehreren Jahren eine andere Einrichtung von Trinkwasser geschaffen werden sollte, jedoch sei es in Hamburg immer sehr langwierig, ehe solches in Angriff genommen würde. Hieran könne man wieder sehen, dass zu viele Köpfe in der Hamburger Regierung seien, die etwas zu befehlen haben, (...) die Cholera sei jetzt so ziemlich vorbei und folglich sagt die Bürgerschaft: ‚Nun trinkt man das Wasser ruhig weiter.‘ (...) Ebenso langwierig würde von Seiten des Staates mit dem Bauen von Arbeiterwohnungen vorgegangen (...).“¹⁸⁸⁾

Noch interessanter fanden die „Offizianten“, wie sie genannt wurden, die Äußerungen einiger Arbeiter anlässlich der Einweihung des Neuen Rathauses 1897. Da sei doch gesagt worden, dass bei der Einweihung hauptsächlich das Fressen und Saufen eine ganz hervorragende Rolle spiele, dass dies die betreffenden Herren ja kein Geld koste, sondern auf die Taschen der Steuerzahler gehe. Außerdem: „(...) damit die Herren mit ihren versoffenen Bierschädeln ausschlafen können, würde doch auf alle Fälle die Bürgerschaftssitzung am Mittwoch ausfallen. Triebe sich ein Arbeiter in eben dem angetrunkenen Zustand in den Straßen umher, dann würde ein Wesen gemacht, wer weiß nicht wie.“¹⁸⁹⁾

Vor allem interessierte die Polizeiführung sich jedoch für alle Äußerungen über das Bürgerschaftswahlrecht, die innere Verfassung und die Aktivitäten bzw. zukünftigen Absichten der Sozialdemokratischen Partei. Insgesamt rund 20 000 solcher Spitzelberichte wurden zwischen 1892 und dem Ersten Weltkrieg angefertigt.

Text: Helga Kutz-Bauer

„Verschleppt nach Marokko“: Mädchenhandel

Ein auch heute aktuelles Thema machte das Magazin „Der Spiegel“ in seiner 44. Ausgabe vom 31. Oktober 1951 zur Schlagzeile. Unter dem Titel: „Mädchenhandel. Blonde Ware für Marokko“ war zu lesen, dass der Impresario des Jungmädchenballetts

„Mille fleurs“, Otto Hörnkes, u. a. Hamburger Balletttänzerinnen aus der Nachwuchsschule der „Hamburgischen Staatsoper“, darunter auch eine junge Balletteuse, die bei ihren Eltern in der Caffamacherreihe wohnte und deren Wohnung ein Treffpunkt von „Hamburgs kümmerndem klassischem Ballettnachwuchs“ war, unter „Vorspiegelung eines langfristigen honorigen Auslands-Engagements in die Sackgasse des internationalen Mädchenhandels führen wollte“.¹⁹⁰⁾ Versprochen hatte der Herr den jungen Damen Auftritte im exklusiven Mailänder Edel-Varieté „Odeon“. In Wirklichkeit sollten die Balletteusen „nach Marokko in die Fremdenlegionärsbordelle von Meknes und Sidi-bel-Abbés geschleust werden“.¹⁹¹⁾ Zuvor mussten sie aber noch im Mailänder Embassy-Nachtklub auftreten. Um sie für die Prostitution gefügig zu machen, wurden die Frauen geschlagen. Glücklicherweise konnten die jungen Frauen flüchten und Hilfe beim deutschen Generalkonsulat suchen (siehe zum Thema Prostitution auch S. 129).

Nach diesem Vorfall war der Präsident der „Internationalen Artistenloge“, deren Sitz in Hamburg am Besenbinderhof 56 war und die sich um die arbeitsrechtlichen und gewerkschaftlichen Interessen von Artisten, Tänzerinnen etc. kümmerte, alarmiert und erklärte: „Das Schönheitstanzen [barbusiges Tanzen] von Jugendlichen ist eine Nachkriegsseuche, die vor allem in Deutschland grassiert. Ich kenne in Hamburg Nachtkabarets, in denen sich fünfzehnjährige Mädchen mit Einwilligung ihrer Eltern halbnackt zur Schau stellen dürfen.“¹⁹²⁾ Jugendlichen war zwar der Besuch von Varietés nicht erlaubt, jedoch mit Einwilligung der Eltern durften Jugendliche aktiv an Nuditätsveranstaltungen teilnehmen.

Im Fall des Herrn Hörnkes hatte auch die „Internationale Artistenloge“ versagt, denn gutgläubig hatte sie die von Hörnkes vorgelegten Verträge mit Nachtclubs abgezeichnet, so dass Otto Hörnkes sich von nun an „Ballettmeister“ nennen und als seriöser Manager auftreten konnte. Dies wiederum veranlasste die Eltern der Mädchen, ihren Töchtern die Erlaubnis zum Auftritt in Nachtclubs zu geben.

188 Richard J. Evens, a. a. O., S. 86f.

189 Staatsarchiv Hamburg, Akte S 3930-23, 26.10.1897.

190 www.spiegel.de/spiegel/printd-29195003.html 8.5.2010.

191 ebenda.

192 ebenda.

47. STATION

**Valentinskamp/
Ecke Caffamacher-
reihe***(alte Adresse: Auf dem
Kamp Nr. 4)***„Concertsaal Auf dem Kamp“
(Standort: 1761–1804)**

Um 1760 hatte der Baumeister und Bodenspekulant Jochen Nicolassen unbebaute Gärten auf dem Kamp erworben, mit ca. 30 kleinen Häusern bebaut und inmitten des neubebauten Gartenlandes den ersten ausdrücklich für öffentliche Konzerte gebauten Saal, den „Concertsaal Auf dem Kamp“, wie damals der Valentinskamp hieß, errichtet. Heute steht an der Ecke Caffamacherreihe/Valentinskamp auf der Straßenseite zum „Unilever/Emporio-Haus“ das 1980/83 erbaute Berolina-Backsteinbürohaus.

Auf diesem Areal, von der Straße „Drehbahn“ begrenzt, führte der Eingang zum Saal über den Konzerthof, der über zwei Eingänge verfügte. Mitten im Konzerthof stand das Konzerthaus/der „Concertsaal“. Mit diesem Gebäude hatte Hamburg „einen modernen, beheizbaren Ort für Musikaufführungen, der von Anfang an als Konzertstätte konzipiert worden war. Die Akustik des Saals wurde gerühmt und es hieß, dass dort 20 Instrumentalisten mehr bewirken konnten als andernorts 30.“¹⁹³⁾

Zur Eröffnung des „Concertsaals“ am 14. Januar 1761 hieß es im „Hamburger Correspondenten“: „Den Liebhabern der Tonkunst wird hierdurch bekannt gemacht, daß am bevorstehenden Mittwochen, als am 14ten dieses Monates, in einem zur Musik neuerbauten, auch zur erforderlichen Wärme bequem eingerichteten geräumigen Saale, belegen auf dem Kampe, in der Mitte der daselbst neuerbauten Häuser, ein vollstimmiges Concert in Instrumental- und Vocal-Musik aufgeführt werden, und der Anfang des Nachmittags praecise um 6 Uhr gemacht werden soll. Für den Eingang wird eine Mark 8 Sl. gezahlt und sind die Billets entweder bey der

Entrée, oder auch vorgängig bey Herrn Hartmann Graff [1727–1795], wohnhaft bey dem Goldschmiede Imstock in der großen Johannisstraße zu bekommen.“¹⁹⁴⁾

Bei solchen Großereignissen waren auch damals schon Verkehrsstaus vorprogrammiert. Um dem vorzubeugen, vermerkte der „Hamburger Correspondent“: „Weil es auch zur Bequemlichkeit der Herrschaften, damit dieselben mit ihren Kutschen nicht aufgehalten werden, wegen des ermangelnden Platzes, ganz notwendig erforderlich ist, daß die Einfahrt der Kutschen sowohl beym Anfange, als bey Endigung des Concertes nur allein von der Seite des Kampes, die Ausfahrt nur allein von der Seite der großen Dreybahn genommen werde; so wird die Verfügung gemacht werden, daß bey den Einfahrten die Kutschen dazu gehörig angewiesen werden; und werden demnach alle und jede Herrschaften nach Standes-Gebühr hiermit ganz gehorsamst ersuchet, ihren Domestiquen anzubefehlen, daß sie in Ansehung des Ein- und Ausfahrens sich nach obgedachter Anweisung richten mögen.“¹⁹⁵⁾

„Nicht [Georg Philipp] Telemann [1681–1767] als amtierender Musikdirektor [eröffnete] den Saal, sondern der zum damaligen Zeitpunkt noch unbekannte Friedrich Hartmann Graf. (...) Graf war sowohl Komponist als auch Flötist und Sänger und hielt sich seit 1759 in der Hansestadt auf. Er hatte nicht nur die musikalische Leitung dieses Eröffnungskonzerts inne, sondern organisierte auch den gesamten Ablauf sowie den Vorverkauf der Eintrittskarten. Es darf vermutet werden, dass Graf beabsichtigte, durch dieses Eröffnungskonzert die Möglichkeit zu erlangen, eine eigene Konzertreihe einzurichten. Er benötigte dazu die Zustimmung des Rates (...).

Nachdem Graf zunächst die Erlaubnis bekommen hatte, vom 14. Januar 1761 bis zur ersten Fastnachtwoche Konzerte zu veranstalten, wurde ihm am 25. Februar 1761 die Frist um die Fastenzeit verlängert. Seine Konzertreihe dauerte bis 1764 an, dann jedoch verließ Graf die Stadt wieder.

Dass Friedrich Hartmann Graf die Erlaubnis erteilt worden war, auch in der Fastenzeit Konzerte zu veranstalten, missfiel dem Oberhaupt der Hambur-

193 Sonja Esmyer: Hamburger Konzertstätten von der Mitte des 18. bis Anfang des 20. Jahrhunderts vor dem Hintergrund der Entwicklung des öffentlichen Hamburger Konzertwesens.

Magisterarbeit. Lüneburg 1996, S. 23.
194 „Hamburger Correspondent“, Nr. 6. Am Sonnabend, den 10. Januar 1761.
195 ebenda.

gischen Kirche Johann Melchior Goeze [1717–1786]. (...) Es heißt, der konservative Pastor hätte alles versucht, um die Erlaubnis des Senats, dem das Geistliche Ministerium unterstellt war, in Frage zu stellen. So wollte er in einem Schreiben an den Ratssyndicus Jacob Schuback [1728–1784] seine Abneigung gegen so genannte weltliche Lustbarkeiten deutlich machen und zumindest eine ausführliche Ankündigung der Konzerte unter Verwendung der Betitelung Passionsstück fordern. Doch er stieß bei Schuback, der selbst komponierte, dirigierte und Klavier spielte, auf Widerstand. Schuback verteidigte sogar die Auführung anderer Musikgattungen. Er hielt es nicht für nötig, ausschließlich Passionsstücke aufzuführen“,¹⁹⁶⁾ schreibt Sonja Esmyer in ihrer Magisterarbeit über die Hamburger Konzertstätten von der Mitte des 18. bis Anfang des 20. Jahrhunderts.

Im „Concertsaal auf dem Kamp“ war die Vielfalt damaligen Musiklebens zu erleben. Passionsoratorien („Tod Jesu“), Kantaten („Ino“, „Die Tageszeiten“), Opernauszüge und Instrumentalmusik-Konzerte wurden von Hamburger und reisenden Virtuosen und Virtuosinnen, Sängerinnen und Sängern und Ensembles dargeboten, die auch außergewöhnliche Instrumente wie Carillons und Glockenspiele vorführten. Doch das Konzertleben wurde nicht öffentlich gefördert, die Künstlerinnen und Künstler mussten meist auf eigene Rechnung reisen und auftreten. Sie hatten nicht nur die Klaviatur der Kunst, sondern auch die der Selbstvermarktung zu beherrschen. „Die Concerte verursachten bedeutende Auslagen; so führt der Hamburger Referent der Leipziger Allgemeinen Musikalischen Zeitung im zweiten Jahrgang von 1799 aus, dass das Orchester allein schon, wenn es auch nur mäßig besetzt werde, einige hundert Mark koste“, schreibt Josef Sittard 1890 in seiner „Geschichte des Musik = und Concertwesens“.¹⁹⁷⁾ Und weiter heißt es bei ihm: „Es sey deshalb den

Künstlern zu rathen, kein Concert zu geben, ehe durch Subscription oder vorläufige Unterbringung von Billeten, die Kosten gedeckt seien. Viele auswärtige Künstler versuchen daher, zunächst in Privatconcerten sich hören zu lassen, um Stimmung zu machen, das heißt die Gemüther und besonders die Abnahme einer das Concert pekuniär sichernden Anzahl von Billeten zu gewinnen. Diese von Privaten in ihren Wohnungen veranstalteten Concerte florierten besonders in den neunziger Jahren; sie begannen erst nach Schluß des Theaters und endigten selten vor Mitternacht.“¹⁹⁸⁾

Am 17. Dezember 1794 eröffnete die aus Brüssel geflüchtete französische Hofschauspielergesellschaft hier ihre Bühne. 1797 zog die Truppe in das „Französische Theater“ an der Drehbahn (siehe S. 62). Nach dem Bau des „Apollo Saals“ (siehe S. 64) wurde das „Concerthaus“ geschlossen. Das Gebäude und auch die Wohnungen im Konzerthof dienten 1813/1814 während der Napoleonischen Herrschaft als Militärlazarett und ebenso als Kaserne für die Kavallerie und Artillerie, deren Pferde im Dragoner-stall (siehe S. 140) standen. 1914 wurde der Konzerthof als Garage und Werkstatt der Hamburger Elektrischen Droschken-Automobilgesellschaft genutzt und ist dann später abgerissen worden.

Text: Birgit Kiupel



Das 1761 erbaute Concerthaus auf dem Kamp. Zeichnung aus einem Zeitungsartikel. STAATSARCHIV HAMBURG

196 Sonja Esmyer a. a. O., S. 24f.

197 Josef Sittard: Geschichte des Musik = und Concertwesens. Hamburg 1890, S. 83.

198 Josef Sittard, a. a. O., S. 83f.

48. STATION

**Valentinskamp 57
beim Gänsemarkt***(alte Nummerierung)***Bar „Bohème“ (Standort bis****1964/65): Das Tanzverbot (1961)**

In einer Anzeige aus dem Jahre 1958 präsentierte die intime Bar „Bohème“ ihre Öffnungszeiten: täglich zwischen 17 und 4 Uhr nachts, sonnabends von 17 bis 6 Uhr morgens und sonntags ab 16 Uhr Tanztee.

„Rüdiger Trautsch erinnert sich an das Lokal: ‚Erst nach dem Klingelzeichen öffnete sich die dunkle Tür. Zwischen den schweren Portieren stand sie da – sumpfdottergelbe Löckchen umrahmten ein rosa gepudertes, altersloses Gesicht. Eine kleine, schnee-weiße Kellnerinnen-Schürze auf schwarzem Kleid löste sie von dem diffusen Hintergrund. Unbekannte Besucher hatten ihre kritischen Blicke aus kleinen blauen Augen zu bestehen, ehe ein weiteres Eindringen in den nur spärlich beleuchteten Klubraum möglich wurde. Ja, man musste erst einmal an dieser Institution vorbei, die heute durch Guckloch und Kamera Ersatz findet, denn schließlich soll hier Gustaf Gründgens [1899–1963] verkehrt haben. Vereinzelt saßen rosige Herren, meist mittleren oder höheren Alters, in behäbige Sessel gesunken; auf jedem der beigegestellten zierlichen Tischchen ein Telefon. Die Szenerie war seltsam nett und weltentrückt. Wir haben noch nicht September 1969. Man hörte nicht selten von Prozessen gegen Homosexuelle, die bei Liebe im Grünen erwischt oder später erpresst wurden. Bei Sahnertorte und Kaffee, Klatsch über Opernpremierer, das ewige Wer-mit-wem, wurden solche Vorkommnisse als Neuigkeit mit Schauer und erhobenem Zeigefinger angesehen.‘¹⁹⁹⁾

Zu traurigem Ruhm gelangte das ‚Bohème‘ 1961: Das Wirtschafts- und Ordnungsamt Hamburg-Mitte untersagte den Homosexuellen dieses Lokals als Ersten das Tanzen.

Obwohl jahrelang geduldet, wenngleich nicht unbedingt gern gesehen, wurde Männern 1961 auch in Hamburg das Tanzen mit einem gleichgeschlechtlichen Partner verboten. Ältere Zeitzeugen beschuldigen bisweilen sehr heftig den damaligen Innensenator Helmut Schmidt [geb. 1918], den Homosexuellen das Tanz-Vergnügen genommen zu haben. Diesen Gerüchten steht andererseits die Tatsache gegenüber, dass das Tanzverbot im Oktober 1961 gerichtlich bestätigt wurde und Helmut Schmidt erst nach der Bürgerschaftswahl am 12. November 1961 Innensenator wurde. Insofern hat er mit der Einführung des Tanzverbotes nichts zu tun. Andererseits hat er nach Amtsantritt allem Anschein nach auch nichts unternommen, um diese Art der Diskriminierung von Homosexuellen rückgängig zu machen. Als oberster Dienstherr der Innenbehörde unterstand ihm auch die Polizei, und hier hätte er durchaus seinen Einfluss geltend machen können.

Wie kam es zu diesem Tanzverbot? 1961 stellten Polizeibeamte der Abteilung KK II D 4 bei einer routinemäßigen Überprüfung von 34 Freundschaftslokalen fest, dass ‚in geradezu widerwärtiger Weise die Männer in diesen Lokalen miteinander tanzen.‘²⁰⁰⁾

Auf Grund des Berichtes erteilte das Wirtschafts- und Ordnungsamt Hamburg-Mitte in einem Präzedenzfall den Inhabern des Lokals ‚Bohème‘ am Valentinskamp die Auflage, das Tanzen zukünftig nicht mehr zu dulden. Wie von der Behörde erwartet, klagten die Wirte gegen diese Reglementierung. Daraufhin kam es zum Prozess beim Verwaltungsgericht, das in einem Urteil vom 26. Oktober 1961 feststellte, ‚daß der Tanz unter Männern, wie er in den Homo-Lokalen zelebriert wurde, gegen die guten Sitten verstoße‘.²⁰¹⁾

Damit wurde die Auffassung des Wirtschafts- und Ordnungsamtes bestätigt. Seitdem durften Männer in der Freien und Hansestadt Hamburg nicht mehr miteinander tanzen! Viele Bars und Lokale kamen dadurch in finanzielle Schwierigkeiten, weil die Gäste fortblieben. Das berühmte und immer sehr gut besuchte Stadtcasino [am Großneumarkt 1/Ecke Alter Steinweg] schloss Anfang 1962 für immer seine Türen. Einige Lokale versuchten das Tanzverbot zu um-

199 W. Voigt/K. Weinrich: Hamburg ahoi! Der schwule Lotse durch die Hansestadt. Berlin 1982.

200 Staatsarchiv Hamburg, Auskunft aus 331-1 III Polizeibehörde III 15

Band 2 (Chronik der Kriminalinspektion Sitte) vom 26.1.2005.

201 ebenda.

gehen, indem sie einen Türsteher anstellten, der im Falle einer Razzia die Gäste warnte. Diese konnten dann getrennt voneinander weitertanzen. Das Verbot bezog sich nämlich nur auf beim Tanzen sich berührende Männer. Obwohl die Polizisten ahnten, was sich tatsächlich abspielte, konnten sie nichts unternehmen.

Werner Landers (genannt Therese) und seine Mutter, die das neu-Stadt-Casino im Oktober 1963 eröffnet hatten,²⁰² bezahlten 1800 Mark Strafe, weil sie gegen das Tanzverbot verstoßen hatten. Die beiden fanden eine clevere, aber nicht ganz einfache Lösung: Einmal im Monat organisierten sie eine Fahrt mit zwei oder drei Bussen à 60 bis 70 Personen nach Hannover ins Wielandseck, wo das Tanzen zwischen Männern nach wie vor erlaubt war. Die Hin- und Rückfahrt kostete 10 Mark, kein hoher Preis für die Entfernung. Unterwegs wurde auf einem Autobahnparkplatz eine Pause eingelegt. Auf mitgebrachten Klappstühlen und an weiß gedeckten Campingtischen saßen die Gäste und bekamen Getränke serviert. In Hannover boten die Bars Kaffee und Kuchen kostenlos an. Die Lokale waren brechend voll mit

Männern aus Hamburg, Kassel, Braunschweig, Hannover, Göttingen und aus dem Umland. Bei der Rückfahrt um 22 Uhr waren die Busse meistens halb leer, weil viele dort Freunde kennen gelernt und sich dafür entschieden hatten, erst am nächsten Tag zurückzufahren. Die Hannover-Touren waren eine aufwändige, aber lohnende Werbung für das neu-Stadt-Casino.

Allmählich wurde das Tanzverbot durch neue Musik und neue Tanzstile uninteressant, da sich die jungen Leute beim Shake etc. ohnehin nicht anfassten. Wann – und ob – das Tanzverbot abgeschafft wurde, kann nicht festgestellt werden, da die Gerichtsentscheidungen nach Ablauf der Aufbewahrungsfrist vernichtet wurden und Behördenakten entweder ebenfalls dem Reißwolf zum Opfer gefallen sind oder wegen der einzuhaltenden Schutzfristen noch nicht eingesehen werden können.“

*Text mit freundlicher Genehmigung der Autoren aus:
Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg
auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen
Lebens in der Hansestadt. 2. überarb. Aufl.,
Hamburg 2006, S. 99–100, und S. 104.*

49. STATION

Valentinskamp 274

(alte Nummerierung)

**Erste lithographische Anstalt
in Norddeutschland: Johann
Michael Speckter (18. Jh.)**

1818 gründete der Kaufmann Johann Michael Speckter (1764–1845) zusammen mit dem Maler Heinrich Herterich (1772–1852) in seinem Haus am Valentinskamp eine Steindruckerei. Heinrich Herterich hatte die neue Kunst des Steindrucks in München erlernt, und Speckter hatte sich beim Hamburger Senat ein „ausschließliches Privilegium“ für zehn Jahre besorgt. So ausgerüstet gründeten beide am Valentinskamp 274 die erste lithographische Anstalt in Nord-

deutschland: „Hamburger Steindruckerei Speckter & Herterich“. Ab 1829 firmierte die Firma unter dem Namen „Speckter & Co.“. 1830 zog die Firma in die Carolinenstraße.

Johann Michael Speckter war auch Sammler und Händler von Kupferstichen, die später den Grundstock für das Kupferstichkabinett der Hamburger Kunsthalle bildeten.

In der Steindruckerei waren auch Speckters Söhne Erwin (1806–1835) und Otto (1807–1871) als Zeichner und Illustratoren beschäftigt. Letzterer übernahm 1834 den Betrieb seines Vaters und wurde durch seine Lithographien in Hamburg sehr bekannt.

202 Staatsarchiv Hamburg, Zentralgewerkebehörde.

50. STATION

St. Anscharplatz 1 und 2

(alte Nummerierung)

Um 1859 benannt nach Ansgar (801–865), dem christlichen Missionar des Nordens.

Deutsch-reformierte Kirche (Standort: Anfang 18. Jh.–1857); St. Anschar-Kapelle (Standort: 1860–Ende der 60er Jahre des 20. Jh.); Atelierhaus-Projekt (Standort: 1932–zur Zerstörung im 2. Weltkrieg, Wiederherrichtung, Abriss Ende der 90er Jahre des 20. Jh.)

Deutsch-reformierte Kirche

Vom Valentinskamp in Höhe des Hauses Nr. 20 führt ein Durchgang zum St. Anscharplatz. „Ende der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde das Gelände, welches durch den Zweiten Weltkrieg kaum zerstört worden war, saniert: Die aus dem neunzehnten Jahrhundert stammende St. Anschar-Kapelle wurde abgerissen, „(...) der 1986 wichtige Teile des dazugehörigen neugotischen, zuletzt von einer Hochschule genutzten Krankenhauses folgten. Dieses Gebäude umschloss einen Hof mit einigen hohen alten Bäumen und hatte ein ruhiges idyllisches Fleckchen inmitten der Stadt gebildet,“²⁰³) schreibt Ralf Weg-



Lage der Deutsch Reformierten Kirche am St. Anscharplatz. Kartenausschnitt aus: Hamburg gezeichnet und gestochen von Leo Müller. Hamburg [ca. 1830].

STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG KT H 22

ner in seinem Buch „Zum Wilhelminischen Hamburg zwischen Gänsemarkt und Justizforum“.

Die Anfänge der Deutsch-reformierten Kirche am St. Anscharplatz finden sich im 18. Jahrhundert. Als 1713 in Altona die Pest ausbrach, wurden Hamburgs Tore versperrt. So konnten die Hamburger Reformierten nicht mehr zum Gottesdienst in das liberale Altona gehen, wo sie an der Kleinen Freiheit ihre Kirche hatten. „Sie begaben sich deshalb unter den Schutz des holländischen Gesandten in Hamburg, kauften ein schon 1610 erbautes Haus am Valentinskamp und ließen dieses zur Wohnung des Gesandten mit einer Kapelle einrichten, in der anfänglich abwechselnd in holländischer und in deutscher Sprache gepredigt wurde (...).“²⁰⁴)

Das Haus war so beschaffen, dass man das Untergeschoss in den Garten hinein ausbauen konnte. Die übrigen Räume standen dem holländischen Gesandten zur Verfügung, der hier gegen eine geringe Miete lebte. Die Gottesdienste galten als Privatgottesdienste des Residenten in seinem Haus am Valentinskamp.

Wie missliebige Hamburgs Lutheraner auf die Reformierten sahen, zeigt ihr Unmut, den sie 1714 gegenüber der Erweiterung des Kirchensaals, in dem nun 500 Personen dem Gottesdienst beiwohnen konnten, bekundeten. Auf ähnliche Weise äußerten sie sich auch gegenüber einer 1719 durchgeführten Vergrößerung einer katholischen Kapelle am Kraysenkamp und erinnerten dabei an den Erweiterungsbau der reformierten Gemeinde am Valentinskamp. Man hielt den Reformierten vor, „dass das große Gebäude in dem Garten zu einer recht formalen Kirche mit allen Stücken, so bei und in den Kirchen aller Orte, wo Calvinisten öffentliche Kirchensammlungen haben, adaptiert worden, [sei] desgleichen auch beim holländischen Residenten anzutreffen und halten sich (...) zu derselben nicht nur 100, sondern 1000 Personen, welche mit etlichen 40 bis 50 Kutschen Sonntags und Donnerstags zusammenkommen, die in dieser Stadt angesetzten, in evangelischen Kirchen zu celebrierenden Buß-, Bet- und Fasttage eben zu der Zeit und Stunde, da die Evangelischen in ihren Kirchen versammelt sind (...).“²⁰⁵)

203 Ralf Wegner: Zum wilhelminischen Hamburg zwischen Gänsemarkt und Justizforum. Hamburg 1990, S. 21.

204 Reinhold Pagel: Alte Hamburger

Straßennamen. Bremen 2001, S. 248.

205 Zit. nach: Rudolf Hermes: Aus der Geschichte der Deutschen evangelisch-reformierten Gemeinde in Hamburg. Hamburg 1934, S. 135.

„Schließlich kam es sogar zu einem Ratsbeschluss, der ‚fremden Religionen‘ die Religionsausübung unter dem Schutz von Residenten bei Strafe verbot. Die Reaktionen der betroffenen Staaten, nämlich Preußen (für die Französisch-reformierte Gemeinde) und der Generalstaaten, war schnell und eindeutig. Beide wiesen auch auf die Duldung von Lutheranern in reformierten Gebieten hin. Der Status quo blieb erhalten“,²⁰⁶ heißt es in dem Buch „Evangelisch-reformierte Kirche in Hamburg 1588–1988“.

„Erst als 1785 die öffentliche Anerkennung der Gemeinde mit Erteilung der Konzession kam, (...) erhielt [die Gemeinde] die freie Verfügung über ihr Eigentum [das Haus am Valentinskamp]. Als ein neuer Pastor Scheiffler gewählt war, zog er als erster Prediger in das Haus am Valentinskamp ein, das nun Pfarrhaus geworden war.“²⁰⁷

Am 18. Januar 1857 fand der letzte Gottesdienst am Valentinskamp statt. Wegen Baufälligkeit musste die Kirche abgerissen werden. Die reformierte Gemeinde ließ eine neue Kirche an der Ferdinandstraße errichten.

St. Anschar-Kapelle

Im selben Jahr kaufte der „Verein für Innere Mission“ der Deutschen-reformierten Gemeinde den Garten auf dem Valentinskamp plus Haus und den früher als Kirche benutzten Gebäuden ab. Auf dem angekauften Platz wollte die Innere Mission eine Kapelle und eine Schule nebst Lehrerwohnung errichten. Und so wur-

de die St. Anschar-Kapelle erbaut, deren Einweihung am 27. März 1860 erfolgte. In der Kapelle wurden evangelisch-lutherische Gottesdienste und Versammlungen der Inneren Mission abgehalten. Eine Trennung der Geschlechter auf den Kirchenbänken fand nicht statt, denn die Familien sollten zusammensitzen können.

Einer der exponiertesten Prediger an der St. Anschar-Kapelle war der Pastor und Schriftsteller Carl Wilhelm Theodor Ninck (1834–1887). Er wurde im Dezember 1872 an St. Anschar zum Prediger gewählt und trat sein Amt im März 1873 an. Zuvor hatte er eine Arbeiterkolonie gegründet und die diakonische Anstalt Scheuern bei Nassau zu einer Behinderteneinrichtung ausgebaut. Mit Theodor Ninck, der neben seiner Tätigkeit als Pastor auch die Herausgabe des Blattes „Der Nachbar Hamburg. Ein christliches Volksblatt für Stadt und Land“, durch das die Ideen der Inneren Mission verbreitet werden sollten, übernommen hatte, wurde die Anschar-Kapelle „ein Mittelpunkt der Inneren Mission (...). Den Grund hierzu hatte schon Nincks Vorgänger, der Pastor Wilhelm Baur [1826–1897], (...) durch die Gründung eines Anschar-Armenvereins gelegt; eine Volksschule bestand in dem Erdgeschoss der Capelle, eine Sonntagsschule und eine Kleinkinderschule hatten sich

„Gruss“ vom Anscharplatz mit St. Anschar Kapelle, St. Anschar Schule und Diakonissenheim Bethlehem.

POSTKARTE ANFANG 20. JH.



²⁰⁶ Evangelisch-reformierte Kirche in Hamburg 1588–1988. Hamburg 1988, S. 33.

²⁰⁷ Rudolf Hermes, a. a. O., S. 134.

gebildet; ein Asyl für gefährdete junge Mädchen war errichtet. In diese Arbeit trat N. ein. (...) Um Helferinnen für die Pflege der Kranken und Armen zu gewinnen, wurde die weibliche Diakonie weiter ausgebildet. Auf dem Anscharplatz wurde ein Diakonissenhaus, Bethlehem genannt, für zehn

Gottesdienste in der St. Anschar-Kapelle

„Die Kirchenbesucher werden freundlich und dringend gebeten, sich doch pünktlich beim Beginn des Gottesdienstes, und nicht erst während des Gesanges in der Kapelle einzufinden.

1. Der Morgengottesdienst beginnt um 9 ½ Uhr.
2. Der Kindergottesdienst beginnt um 2 Uhr Mittags. (...)
3. Der Abendgottesdienst beginnt jeden Sonn- und Feiertag abends um 7 Uhr.

Es wird freundlich gebeten, die Sonntagstexte vorher durchzulesen und womöglich die Bibel mit in die Kirche zu bringen.

Tageskalender:

Sonntagabend 8 Uhr: Versammlung des Männervereins im Kirchensaal der Anscharkapelle, des Junglingsvereins Valentinskamp 16, des Jungfrauenvereins im Diakonissenhause.

Dienstagabend 7 Uhr: Bibelstunde (Am 1. Dienstag im Monat immer Missionsstunde). Es werden in den Missionsstunden auch Gaben für die Norddeutsche-, Leipziger und Hermannsbürger Mission entgegengenommen, doch wolle man dieselben in Papier einschlagen (...).

Donnerstagabend 8 1/2 Uhr: Bibelbesprechung für Männer und Jünglinge im Kirchensaal. Alle Männer und Jünglinge sind herzlich willkommen und wollen dazu ihre Bibel mitbringen.

Freitagabend 8 Uhr: Vorbereitung auf den Kindergottesdienst im Kirchensaal.

Sonntagabends 8 Uhr: Gebetsstunde im Saale des Diakonissenhauses.

Pastor Ninck hat jeden Tag mit Ausnahme des Sonntagabends von 12–1 Uhr Sprechstunde, am Sonntag und Dienstagabend von 8 Uhr ab ‚offenen Abend‘.²⁰⁸⁾



St. Anschar Kapelle. STAATSARCHIV HAMBURG

Pflegerinnen errichtet, das 1881 für 40 Diakonissen und auf vier Krankenzimmer für weibliche Kranke und Kinder erweitert wurde. Die ‚Bethlehem-Schwestern‘ wurden aber außer zur Krankenpflege auch zur Beaufsichtigung der Kinder in der ‚Krippe‘ und im ‚Kinderheim‘ und mehrere nach bestandenen Examen als Lehrerinnen in der Mädchenschule von St. Anschar verwandt.²⁰⁹⁾

Als das Grundstück am St. Anscharplatz mit den Gebäuden der Inneren Mission bebaut war und es hier keine Erweiterungsmöglichkeiten mehr gab, konnte durch eine Spende von Emilie Jenisch (1838–1899), die damals am Neuen Jungfernstieg, also in der Nähe des St. Anscharplatzes, wohnte (siehe S. 264), eine Fläche von achtzehn Morgen Land an der Anscharhöhe in der Tarpenbekstraße (heute in Hamburg-Eppendorf) gekauft werden, um hier ein Altenheim, eine Kirche, eine Erholungsstätte für Diakonissen etc. zu erbauen.

208 Carl Ninck: Ein Gruß an die Gemeinde. Hamburg 1886.

209 Ninck, Karl Wilhelm Theodor. Aus: http://de.wikisource.org/wiki/ADB:Ninck,_Karl_Wilhelm_Theodor

Atelierhaus-Projekt

1932 wurden in einer mit fünf Zimmern, zwei Kammern und einer Küche ausgestatteten Wohnung im 2. Stock des Wohnhauses St. Anscharplatz 1 und in einer Erdgeschosswohnung des Hauses St. Anscharplatz 2 Atelierräume für Künstler bereitgestellt. Um diese Räumlichkeiten hatte der damalige Staatsrat Alexander Zinn (1880–1941) den Präses der Finanzdeputation Dr. Walter Matthaei (1874–1953) gebeten. In den stark sanierungsbedürftigen Wohnungen zog als einer der Ersten der Maler Hermann Junker (1903–1985) ein: „Er begrüßt für seine Kollegen die Möglichkeit, auf diese Weise mit den Volkskreisen in Fühlung zu kommen und bittet, die Räume nicht als ‚Vergünstigung‘ zu vergeben, sondern den Künstlern aufzuerlegen, sie künstlerisch instandzusetzen und die Instandsetzung von ihnen als Entgelt zu fordern.“²¹⁰

Die Kunsthistorikerin und Autorin fundierter Publikationen über Hamburger Künstlerinnen und Künstler in der Zeit des Nationalsozialismus, Maïke Bruhns, schreibt dazu weiter: „Die erwähnten ‚Volkskreise‘ waren die vorwiegend kommunistisch gesinnte Arbeiterschaft der so genannten Gängeviertel. Im Dezember 1932 gab die Finanzdeputation Wohnungen in den Häusern Anscharplatz 1 und 2 für ein Jahr mietfrei an notleidende Künstler, die anschließend eine angemessene Miete in halber Höhe zu entrichten hatten. Sie sollten die stark verwohnten Wohnungen und das Treppenhaus renovieren. Für die Belegung einigte man sich nach einigem Hin und Her auf ‚ganz junge opferfähige enthusiastische Leute ... , die sich nicht scheuten, zunächst mit dem unbehaglichen Zustand vorliebzunehmen‘.“²¹¹

In die Ateliers zogen „Bohemien und links gesonnene Künstler“ ein, wie z. B. Reinhold Zulkowski (1899–1966), Walter Siebelist (1904–1978), Felix Walner (1906–1981) und der Bildhauer Richard Steffen (1903–1964).²¹²

Die Ateliergemeinschaft war eine Einrichtung des gemeinnützigen Vereins Künstlernothilfe. „Eine Extragruppe innerhalb des bunten Haufens bildeten Gustav Tolle [1902–1987] und seine Freundin, die

Kunststudentin Hilde Martin, Otto Wild [1898–1971], Michael Komorowski [1905–1970] und Peter Ahrweiler. Als bekanntes ‚Kommunistennest‘ wurde das Atelierhaus regelmäßig von der Gestapo überprüft. (...) Ende 1935 verließen die Freunde nach zunehmender Bespitzelung und Denunziation wegen ihrer systemkritischen Äußerungen und nach vermehrtem Zuzug von Regime-nahen Künstlern die Gemeinschaft am Anscharplatz. Auch Walter Kaiser [1899–1973] lebte hier. Er arbeitete zeitweilig im Hafen, war KPD-Anhänger und Bohème. Ab 1933 malte er freiberuflich in einem großen Wohn-Atelier am St. Anscharplatz, vermietete einige Zimmer an Gustav Tolle, Otto Schierup und andere. (...) Bei einer der häufigen Kontrollen des Künstlerhauses kam die Gestapo auf einen anonymen Hinweis auch zu Kaiser, der gerade an einem Bild zu seinem Generalthema, dem Arbeiteraufstand in Hamburg, malte. Kaiser besaß die Geistesgegenwart, eine rote Fahne auf dem Bild als Untermalung für die schwarze Bundschuhfahne im Bauernaufstand auszugeben. Danach zeigte er seine politischen Bilder nur noch engsten Freunden und zog sich zurück. Das Künstlerhaus wurde im Krieg ausgebombt, später wieder hergerichtet. (...) Der Abriss erfolgte in den 90er Jahren“,²¹³ schreibt die Kunsthistorikerin Maïke Bruhns.



Heute am St. Anscharplatz. Einige alte Gebäude stehen noch. Siehe auch die Postkarte aus der Zeit Anfang des 20. Jh., Seite 179. PHOTO: MARINA BRUSE

²¹⁰ Zit. nach Maïke Bruhns: Kunst in der Krise. Bd. 1: Hamburger Kunst im „Dritten Reich“. Hamburg 2001, S. 45.

²¹¹ ebenda.

²¹² vgl. ebenda.

²¹³ Maïke Bruhns, a. a. O., S. 133 f.

51. STATION

Valentinskamp 1 und 2/Ecke Dammtorstraße

Schlegel's Weltrestaurant

(Standort: 1901–1928); das
Gänsemarktviertel

Dort, wo heute das „Deutschlandhaus“ steht, eröffnete 1901 der deutschnational gesinnte Paul Schlegel seine „Deutsche Bierstube“. „Nach 1917 war er

‚Stahlhelmer‘ und ängstigte seine Kellner, wenn er die schwarz-weiß-rote Fahne draußen aufsteckte, die ihm jedes Mal Kommunisten abrissen. So kam aus Wut und Wahn die Selbstbezeichnung ‚Welt-Restaurant‘ zustande: um die Ecke tagten die Kommunisten in ‚Sagebiel's Etablissement‘ [siehe S. 67] und lauschten [Ernst] Thälmann [1886–1944 KZ Buchenwald]. 1928 wich Schlegel der Gewalt des Staates, der hier das ‚Deutschlandhaus‘ [siehe S. 78] errichtete, und führte seine ‚Deutsche Bierstube‘ bis 1941 in den Colonnaden 49 weiter, ehe eine Hotel-pension daraus wurde.“²¹⁴⁾

Das Gänsemarktviertel

Das Viertel um den Gänsemarkt, die Dammtorstraße, die Esplanade und den Neuen Jungfernstieg „unterschied sich (...) in seiner Bebauung bis ins 19. Jahrhundert hinein stark von der übrigen Neustadt: Gegenüber der dortigen dichten Wohnbebauung blieb es nur dünn besiedelt. (...) Die Wohnbebauung beschränkte sich auf den südlichen und westlichen Rand des Viertels. Sein Inneres wurde wie die Ost- und Nordseite erst durch die Anlage neuer Straßen im 19. Jahrhundert erschlossen, nämlich durch den 1826 angelegten neuen Jungfernstieg [siehe S. 228] mit seiner großbürgerlichen Bebauung (...) und durch die 1829 angelegte Esplanade [siehe S. 270] an der Nordseite (...). Mit der Aufgabe des Kalkhofkanals und der Errichtung des Stadt-Theaters 1827 wurde der Kalkhofkanal überflüssig. Er wurde 1825/26 zugeschüttet und in seinem Verlauf entstand die Große Theaterstraße 1827 [siehe S. 245],

gleichzeitig wurde die Kleine Theaterstraße angelegt. Ebenfalls der inneren Erschließung dieses Gebietes dienten die Schwierigerstraße 1829 [siehe S. 205], die erste und zweite Fehlandtstraße 1828–1830 [siehe S. 255] und schließlich die Büschstraße 1841–1842 [siehe S. 210]. Sie alle wurden auf Privatgrund von privaten Unternehmern angelegt; die durch Neuparzellierungen gewonnenen Baugrundstücke wurden meistbietend verkauft oder durch die Unternehmer selbst einheitlich bebaut (...). Insgesamt hatte die Bebauung des Viertels um 1850 entlang den genannten Straßen eine gleichmäßige Dichte erreicht, die freilich noch immer nicht mit der der übrigen Neustadt verglichen werden konnte: Statt der dort üblichen schmalen Straßen und hohen, dicht gestellten Fachwerkbauten fanden sich hier vor allem ‚moderne‘, das heißt klassizistische – wenn auch meist schlichte – Putzbauten mit Gärten, darunter auch die ersten neuzeitlichen Mietshäuser Hamburgs. (...)“²¹⁵⁾

214 Udo Pini: Zu Gast im alten Hamburg. 2. Aufl. München 1995, S. 69.

215 Hermann Hipp: Colonnaden. Arbeitshefte zur Denkmalpflege Nr. 2. Hamburg 1975, S. 9ff.

52. STATION

Gänsemarkt

Benannt im 17. Jahrhundert. Kein Marktplatz im üblichen Sinne. Es wurden hier auch keine Gänse gehandelt. Der Name ist vielleicht abgeleitet von dem Nachnamen „Gosen“, einem dort wohnenden Grundbesitzer, und der Begriff „Markt“ von „Gemarkung“.

Um 1300 war der spätere Gänsemarkt ein von Wiesen und Weiden umgebener Platz vor den Mauern der Stadt Hamburg. Im 15. Jahrhundert wurde in Richtung der heutigen Gerhofstraße eine Gerberei auf dem Platz eingerichtet, und nach 1600 begann die Bebauung des Platzes.

Im 17. Jahrhundert hatte Hamburg hundert bewaffnete Nachtwächter zur Erhaltung der nächtlichen Ordnung und Sicherheit. Sie werden auch auf dem Gänsemarkt ihre Runden gedreht haben. Trafen sie des Nachts auf der Straße eine Frau in Begleitung an, die ihnen als „Courtisane“ verdächtig erschien, konnten sie die Frau festnehmen. Gab die Frau beim Verhör an, wer ihr Begleiter gewesen war, wurde auch dieser festgenommen. Der Mann wurde zu einer Geldstrafe verurteilt, die Frau hingegen wurde als liederliche Person bezeichnet und der Öffentlichkeit zur Schau gestellt, indem sie auf dem Pferdemarkt (heute: Gerhart-Hauptmann-Platz) an den Pranger gestellt, ausgepeitscht, gebrandmarkt und der Stadt verwiesen wurde.

Bürgermilitär (Standort: 1814–1868); Hamburger Dom (Standort: 1804–1892); Europamarkt (Standort: seit 2005); Kundgebungsplatz bei Demonstrationen (20. und 21. Jh.)

Hamburgs Bürgerwache und Bürgermilitär

Seit dem Mittelalter mussten die männlichen Bürger Hamburgs als Gardisten ihren Dienst in der Bürgerwache leisten. „Die Ausnahme der ‚Wachfreiheit‘ galt nur für Inhaber bestimmter öffentlicher Ämter oder für besonders privilegierte Personen. Von Anfang an war es jedoch für Wohlhabende möglich, sich dem unpopulären Dienst zu entziehen. Dazu war dem

Kapitän der jeweiligen Kompanie das ‚Wachgeld‘ zu zahlen, der damit (zumeist niedrig besoldete) Stellvertreter anmietete.

Die militärische Qualität der wenig disziplinierten Truppe war schon im 17. Jahrhundert so gering, dass sie nur zur nächtlichen Bewachung des Befestigungsareals und zu Schanzenarbeiten eingesetzt werden konnte. Mit Beginn der Franzosenzeit wurde die Bürgerwache abgeschafft. An ihre Stelle trat 1814



Gänsemarkt mit Wachparade des Bürgermilitärs, 1841. STAATSARCHIV HAMBURG

in völlig neuer Organisation das Bürgermilitär“,²¹⁶ schreibt Daniel Tilgner im „Hamburg Lexikon“.

Auch zum Bürgermilitär waren alle Bürger und Einwohner sowie deren Söhne dienstverpflichtet, konnten sich aber – wie zu Zeiten der Bürgerwache auch – durch Finanzierung eines Stellvertreters von ihrer Pflicht befreien.

„Jeder Gardist besaß Uniform und Gewehr. Mit dieser teuren und selbst zu beschaffenden Ausrüstung musste er durchschnittlich vier Wachen pro Jahr ableisten und noch einmal so viele Tage mit militärischen Übungen und Manövern verbringen – zu wenig, um soldatische Fähigkeiten zu erlernen.“²¹⁷



Gänsemarkt um 1910. STAATSARCHIV HAMBURG

Für einen Kriegseinsatz war das Bürgermilitär nicht geeignet. Es gab aber sein Bestes bei Ordnungseinsätzen, bei der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in der Stadt und bei Wachdiensten. „Mit Aufhebung der Torsperre (1861) (siehe S. 115) und der Akzisekontrolle zwischen Hamburg und St. Georg (1863) fielen wichtige Aufgabenfelder der 1858 ca. 8500 Mann starken Truppe fort. 1867 lehnte die Bürgerschaft die Reorganisation des Bürgermilitärs ab, und nach dem Ende der Hamburger Wehrhoheit im selben Jahr erfolgte 1868 seine Auflösung“,²¹⁸ so Daniel Tilgner weiter zum Thema „Bürgermilitär“.

Der Gänsemarkt: Vom weihnachtlichen Budenzauber zu politischen Aktionen und zum Europamarkt

Neben militärischen Wachtparaden fand nach dem Abriss des Hamburger Mariendoms im Jahre 1804, in dessen Kreuzgängen seit dem 14. Jahrhundert alljährlich zur Weihnachtszeit der „Hamburger Dom“ (Weihnachtsmarkt) durchgeführt worden war, auf dem Gänsemarkt bis 1881 auch der „Hamburger Dom“ statt. 1892 zog er dann zum Heiligengeistfeld. Doch zur Weihnachtszeit duftet es auch heute noch auf dem Gänsemarkt nach gebrannten Mandeln und Lebkuchen, wenn dort einer der Hamburger Weihnachtsmärkte veranstaltet wird.

Aber auch Märkte mit politischem Angebot finden hier statt: „Seit 2005 ruft die Senatskanzlei vor dem Europatag am 9. Mai Schülerinnen und Schüler, Auszubildende und Studierende auf, am Europamarkt teilzunehmen und diesen selbst zu gestalten. Der Europamarkt ist ein Markt von jungen Menschen für junge Menschen, der die Vielfalt Europas illustriert. An rund 25 Informations- und Aktionsständen bieten Experten, Vereine und Organisationen den Jugendlichen Antworten auf ihre Fragen und jede Menge Aktionen rund um das Leben in der EU. Es werden vielfältige Informationen, wie zum Beispiel zu den Themen Austausch oder Freiwilliges Jahr im europäischen Ausland, geboten. Auf dem Europamarkt können sich aktive Jugendliche und junge Erwachsene versammeln, um sich gemeinsam mit anderen mit Europa auseinanderzusetzen und ihr Engagement für die europäische Integration zu zeigen. Für Spaß und Unterhaltung sorgen neben den Aktionsständen ein kreatives Bühnenprogramm, die EU-Kletterpyramide, die Europarallye und vieles mehr. So wie sich die Europäische Union stetig verändert, wird sich auch die europapolitische Öffentlichkeitsarbeit weiterentwickeln und das Konzept des Europamarktes weiter an die europäischen Gegebenheiten anpassen,“ so Jaqueline Gerhard von der Senatskanzlei. Auch als Stätte politischer Proteste wird der Gänsemarkt seit Jahrzehnten häufig genutzt. An dieser Stelle sollen nur zwei Beispiele genannt werden:

²¹⁶ Franklin Kopitzsch, Daniel Tilgner (Hrsg.): Hamburg Lexikon. Hamburg 1998, S. 96.

²¹⁷ Franklin Kopitzsch, Daniel Tilgner, a. a. O., S. 92.

²¹⁸ ebenda.

- Nachdem am 28. September 1985 der damals 36-jährige Maschinenschlosser Günther Sare (1949–1985) bei einer Demonstration von NPD-Gegnerinnen und -Gegnern gegen eine Versammlung der NPD im Bürgerhaus des Frankfurter Stadtteils Gallus vom Strahl eines Wasserwerfers getroffen zu Boden gefallen und dann von einem Wasserwerfer tödlich überrollt worden war, kam es in anderen Städten, so auch auf dem Hamburger Gänsemarkt, zu Demonstrationen und teilweise zu Straßenschlachten.
- Am 5. Februar 2009 hatte die Vereinigte Dienstleistungsgewerkschaft „ver.di“ alle Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, Auszubildende und Praktikantinnen und Praktikanten der Freien und Hansestadt Hamburg aufgerufen, für eine Erhöhung der Löhne auf die Straße zu gehen. Der Demonstrationzug führte vom Gewerkschaftshaus am Besenbinderhof zum Gänsemarkt, wo auch die Abschlusskundgebung stattfand.



Demonstration auf dem Gänsemarkt 1985 anlässlich des Todes von Günther Sare, der bei einer Demonstration von NPD-Gegnerinnen und -gegnern in Frankfurt a. M. von einem Wasserwerfer tödlich überrollt worden war. PHOTO: GÜNTER ZINT

53. STATION

Gänsemarkt

Lessing Denkmal (Standort: seit 1881); Nationaltheater (Standort: 1767–1769); Gotthold Ephraim Lessing und Eva König (18. Jh.)

Das Lessing-Denkmal

Seit 1881 steht auf dem Gänsemarkt ein von Fritz Schaper (1841–1919) entworfenes Bronze-Denkmal für den bedeutenden Aufklärer, Schriftsteller und Kritiker Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781). „Das liberal gesonnene bürgerliche Denkmalkomitee wollte mit dem Denkmal auf dem Gänsemarkt die aufklärerischen Ideen demonstrativ ‚unters Volk‘ bringen.“²¹⁹

Ursprünglich war das Denkmal so ausgerichtet gewesen, dass Lessing in die Richtung blickte, wo von 1677 bis 1827 die Gänsemarktoper (siehe S. 211), von 1767 bis 1769 das Nationaltheater – Lessings

Wirkungsstätte – und später das „Comödienhaus“ (siehe S. 216) beheimatet waren. Als der Gänsemarkt 1985/86 neu gestaltet wurde, „erhielt auch das Lessing-Denkmal einen neuen Standort vor der Einmündung der Gerhofstraße (...).“²²⁰ Dort sitzt er noch heute und blickt in eine andere Richtung.

Das Nationaltheater

Lessing war während seiner Hamburger Zeit Dramaturg am Hamburger Nationaltheater gewesen, welches am 22. April 1767 unter dem Namen „Entreprise“ eröffnet worden war und seine Spielstätte im „Comödienhaus“ am Gänsemarkt gefunden hatte. Das Nationaltheater wurde deshalb „Entreprise“ genannt, weil es privat finanziert war. Der Kaufmann Abel Seyler (1730–1800), zweiter Ehemann der im Comödienhaus engagierten Schauspielerin Sophie Friederike Hensel (1738–1789), hatte mit zwei weiteren Kaufleuten die Bühne gepachtet. Um die Idee eines deutschen Nationaltheaters zu verwirklichen, wurden der Schriftsteller Johann Friedrich Löwen (1727–1771) als Direktor und Gotthold

²¹⁹ Hermann Hipp: Freie und Hansestadt Hamburg. DuMont Kunst-Reiseführer. 2. Aufl. Köln 1990, S. 191.
²²⁰ ebenda.

Ephraim Lessing als Dramaturg engagiert. Lessing hatte 1755 das bürgerliche Trauerspiel „Miss Sara Sampson“ geschrieben, welches der erste große Erfolg des deutschen Dramas war.

Ziel des Nationaltheaters war es, „eine Nationalbühne dem ganzen Volke zu verschaffen“. Die Idee eines Nationaltheaters geht zurück auf die 1680 in Frankreich gegründete Comédie française.



Das Lessing-Denkmal auf dem Gänsemarkt heute.

PHOTO: MARINA BRUSE

In Deutschland steht sie im Zusammenhang mit Bemühungen um ein Drama, das gegen das dominierende französische Vorbild ‚deutsche Eigenarten‘ und ‚deutsches Wesen‘ widerspiegeln soll.

Allerdings enthält das Programm des Hamburger Nationaltheaters nur einen geringen Anteil von Stücken neuerer deutscher Autoren (...), französische Dramatiker überwiegen auch hier. Immerhin wird Gotthold Ephraim Lessings ‚Minna von Barnhelm‘ mit 16 Aufführungen zum erfolgreichsten Stück der Bühne am Gänsemarkt.²²¹

Für das Nationaltheater entwarf Lessing eine „Hamburgische Dramaturgie“. In der „Chronik Hamburg“ steht dazu: „In Form einer Theaterzeitschrift will Lessing ‚ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken‘ bieten und ‚jeden Schritt, den die

Kunst, sowohl des Dichters, als des Schauspielers, hier tun wird‘ kommentieren. (...)

Seine ursprüngliche Absicht einer kritischen Würdigung der aktuellen Theaterarbeit am Nationaltheater muss Lessing dabei jedoch schon bald ändern. Allein die Besprechung der ersten Aufführung erfordert sieben Hefte; die späteren Texte erscheinen mit erheblichen Verzögerungen, zeitweise werden gar keine neuen Hefte herausgebracht. Frühzeitig hat Lessing seine eigentliche Absicht aufgegeben, auch die Leistungen der Schauspieler in seine Reflexionen zur Schauspielkunst einzubeziehen.

Unter diesen Umständen entwickelt sich die ‚Hamburgische Dramaturgie‘ zu allgemeinen Urteilen über die Ästhetik des Dramas und zu einer Auseinandersetzung mit der aristotelischen Poetik.²²² Als das Unternehmen Nationaltheater 1769 auf Grund interner Querelen und der Diskrepanz zwischen Anspruch und Realisierung scheiterte, führte Abel Seyler seine Gesellschaft zu einem Engagement nach Hannover, und Lessing nahm eine Berufung zum Bibliothekar an die Wolfenbütteler Bibliothek an.

Lessing und Eva König

Lessing, der der Nachwelt viele bedeutende Dramen und Schriften hinterließ, musste viel Schmerz und Trauer erfahren. Nach dem Tod seiner Frau Eva König, geb. Hahn (22.3.1736-10.1.1778, verheiratet in zweiter Ehe mit Gotthold Ephraim Lessing), schrieb er aus Wolfenbüttel an die in der Hamburger Fuhlenwiete 122 wohnende Elise Reimarus (1735-1805): „Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, teuer bezahlen (...). Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich seyn wollen, als andere Menschen!“²²³ Eva König, mit der Lessing knapp einhalb Jahre verheiratet war, starb am 10.1.1778 im Kindbett, nachdem ihr neugeborenes Kind bereits einige Tage zuvor verstorben war.

221 Ernst Christian Schütt: Chronik Hamburg, 2. aktualisierte Aufl. München 1997, S. 160.

222 ebenda.

223 Brief vom 9.8.1778. In: Lessings

sämtliche Schriften. Hrsg. von Karl Lachmann. Bd. 12. Leipzig 1897.

Die beiden hatten sich kennengelernt, als Eva König noch in erster Ehe mit dem Hamburger Seidenhändler Engelbert König verheiratet gewesen war, mit dem sie vier Kinder hatte. Das Paar führte ein gastfreundliches Haus, in das es regelmäßig Künstlerinnen und Künstler, Dichter, Schauspielerinnen und Schauspieler einlud, so auch Lessing. Zwischen ihm und dem Hausherrn entwickelte sich eine enge Freundschaft. Als Engelbert König unerwartet im Alter von 41 Jahren während einer Geschäftsreise in Italien starb, kümmerte sich Lessing um Eva König. In geschäftlichen Angelegenheiten vermochte er ihr jedoch nicht zu helfen.

Eva König übernahm die Geschäfte ihres Mannes, reiste auf Messen, führte die Seiden- und Tapetenlager und leitete die Wiener Samt- und Tapetenmanufaktur ihres verstorbenen Mannes. Damit war sie eine der wenigen Manufakturbesitzerinnen des 18. Jahrhunderts.

Lessing und Eva König verliebten sich ineinander. 1771, als sie sich auf einer Rückreise von Wien nach Hamburg bei Lessing in Braunschweig aufhielt, machte er ihr einen Heiratsantrag. Doch weil beide in finanziell ungesicherten Verhältnissen lebten, lehnte sie zuerst einmal ab. Dennoch blieben sie weiterhin ein Liebespaar, doch sahen sie sich wegen der vielen Geschäfte, denen Eva König in Wien nachgehen musste, nur sehr selten. Den Kontakt zueinander hielten sie in erster Linie über Briefe. Am 10. August 1771 schrieb Eva König aus Hamburg an den in Wolfenbüttel weilenden Lessing: „Mein lieber Freund! (...) Machen Sie, daß Sie bald kommen, sonst kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies ist die härteste Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinnedichte aus den Händen, und bin in meiner längst gehegten Meinung – Sie seyen ein Erzweiberfeind, nun völlig bestärkt. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter machen! Sie müssen an verzweifelt böse Weiber gerathen sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen, sonst aber müssen Sie wahrhaftig! für alle die Bosheit, so Sie an uns ausüben, noch gestrafet werden. Das Mädchen, das Sie sich wünschen, sollen Sie wenig-

tens nie finden. Aber nun im Ernste. Wenn kommen Sie denn? Sie müssen es mir wirklich schreiben. Ich verspreche Ihnen nicht entgegen zu kommen, wenn Sie es nicht haben wollen, und es auch keinem Menschen zu sagen. Ich wollte es nur wissen, um mich auf den gewissen Tag recht freuen zu können – Ob Sie bei mir logiren wollen, stelle ich in Ihren Willen. Sie können Ursache haben, warum Sie es nicht tun wollen. Ich habe keine, die mich abhält, es zu wünschen. (...) Leben Sie recht wohl! Ich bin Dero aufrichtigste Freundin E. C. König.“

Die Historikerin Eva Horvath charakterisierte den Briefwechsel zwischen Lessing und Eva König in ihrem Aufsatz über die drei Frauen Meta Klopstock (1728–1758), Eva König und Elise Reimarus, die sie in Beziehung zueinander setzte: „Hinter dem scheinbar sachlichen, fast nüchternen und gefassten Ton der Briefe verbergen sich unermessliche Sehnsucht, Liebe und gegenseitiger Respekt. Unverborgen ist dagegen die fast den ganzen Briefwechsel beherrschende gegenseitige Sorge wegen der häufig angegriffenen Gesundheit der Partner. Bedrückend sind die Berichte über die verschiedenen Unternehmungen, um die finanziellen Sorgen zu lösen. In den gewandt formulierten Briefen Evas widerspiegeln sich die Gedanken einer reifen, verantwortungsbewussten und an praktischen Dingen orientierten Frau. Ihr ist die Schwärmerei der Meta Moller [verh. Klopstock] völlig fremd. Güte, Wärme und Zurückhaltung bestimmen ihren Charakter. Trotzdem kommt in den spärlichen Worten ihre Zuneigung und Liebe Lessing gegenüber stets zum Ausdruck.“²²⁴)

Lessing hielt das Getrenntsein nicht aus. Er verfiel immer mehr in seine schon lange währende Melancholie, bekam Schreibblockaden und ging noch lustloser seiner Arbeit als Bibliothekar in Wolfenbüttel nach. 1775 setzte er sich kurzentschlossen in eine Postkutsche und reiste zu Eva König nach Wien. Ein Jahr später heirateten sie endlich. Die Hochzeit fand in York im Haus ihres Freundes Johann Schuck (1732–1817) statt. Danach zog das Paar mit Eva Königs Kindern aus erster Ehe nach Wolfenbüttel, wo es eine glückliche Ehe führte, die durch den Tod Eva Königs jäh beendet wurde.

224 Eva Horvath: Die Frau im gesellschaftlichen Leben Hamburgs. Meta Klopstock, Eva König, Elise Reimarus. In: Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, Bd. III. Wolfenbüttel 1976.

54. STATION

Gänsemarkt 36

Privatgarten (17. Jh.); preußisches Oberpostamt (Standort: 1841–1888); Finanzbehörde (Standort: seit 1918); Leo Lippmann (NS-Zeit); Leo-Lippmann-Saal (Standort seit den 80er Jahren des 20. Jh.); Berthold Walter (NS-Zeit); die Rolle der Finanzbehörden in der Judenverfolgung (NS-Zeit)

Das heutige Gebäude am Gänsemarkt 36 wurde zwischen 1918 und 1926 von dem damaligen Oberbaudirektor Fritz Schumacher (1869–1947) als Dienstgebäude der Finanzdeputation erbaut. Der Stahlbetonskelettbau mit seinen 490 Zimmern verbindet in seiner Architektur Merkmale der Hamburger Kontorhäuser mit Schumachers hamburgischer Backsteinbauweise. Die keramische Bauplastik schuf Richard Kuöhl (1880–1961).

Wie ein privater Garten zum Sitz von Ämtern und Behörden wurde

In 17. Jahrhundert befand sich auf dem Areal des heutigen Gänsemarktes 36 ein großer Garten, den 1616 Hans Kellinghusen erworben hatte. 1803 kaufte der Kaufmann Georg Wortmann (1748–1816) das Grundstück und ließ nach den Entwürfen des dänischen Architekten Friedrich Hansen (1756–1845) dort ein Haus im klassizistischen Stil mit Stall und Lust-



haus (Gartenpavillon) erbauen. 1838 erwarb der preußische Vizekonsul William O'Swald (1798–1859) das Grundstück für die preußische Post. Ab 1841 wurde das Haus dann als preußisches Oberpostamt genutzt. Nun befanden sich im Gebäude die Dienstwohnungen der Postbediensteten. Die Geschäftsräume lagen am Valentinskamp. 1876 kam das Grundstück ans Deutsche Reich, das das Gelände später an den Hamburger Staat gegen das Gelände der neuen Post am Stephansplatz eintauschte (siehe S. 117).

Ab 1888 waren am Gänsemarkt 36 verschiedene behördliche Ämter untergebracht: so etwa die Kasse des Amtsgerichts (1888–1903), das Hauptzollamt Kehr wieder (1907–1919), die Staatslotterie (1891–1919) und die Postzollabfertigungsstelle (1888–1919). Auch die Straßenreinigung, die Feuerwehr und das Gartenwesen besaßen 1914 hier Räume.

„Nachdem bereits zwischen 1866 und 1876 die Remisen abgerissen und ein neuer Bau für das Paketpostamt an der Neuen ABC-Straße sowie größere Wagenunterstände errichtet worden waren, trug man 1894 die Häuser Gänsemarkt 40 (Apotheke) und Valentinskamp 1 ab, um den Zugang zum Valentinskamp zu verbreitern. An ihrer Stelle besetzten eine Trinkhalle und ein Pissoir die markante Ecke von Gänsemarkt und Valentinskamp.“²²⁵

1918 wurde das Haus für den Bau der Finanzbehörde abgerissen. Dem war eine acht Jahre andauernde zähe Standortsuche vorausgegangen. Neben den von der Finanzdeputation „vorgetragene Motiven, dem Bemühen um möglichst geringe Ausgaben für den Grunderwerb und der Suche nach einem funktional geeigneten Gebäude, dürften allerdings auch politische Gründe für die zögerliche Haltung verantwortlich gewesen sein. Immerhin bedeutete der Auszug aus dem Rathaus nicht nur wegen der vermehrten Wege eine gewisse Arbeiterschwernis auf der Leitungsebene, sondern auch die tatsächliche Entfernung aus dem Zentrum staatlicher Macht,

Wo heute das Gebäude der Finanzbehörde steht, hatte Georg Wortmann 1803 ein Haus im klassizistischen Stil erbauen lassen, das ab 1841 als preußisches Oberpostamt genutzt wurde. 1918 wurde das Haus abgerissen.

STAATSARCHIV HAMBURG

225 Stefan Kleineschulte: Fritz Schumacher – Das Gebäude der Finanzbehörde am Gänsemarkt. Hamburg 2001, S. 17f.

wo kurze Wege, mehr oder weniger zufällige Begegnungen und regelmäßige Kontakte eine direkte Kommunikation und leichtere Einflussnahme erlaubten. Darüber hinaus war die Unterbringung im Rathaus mit einem Ansehen verbunden, das ein Neubau nicht ersetzen konnte. Bei der (Mindest-) Forderung nach einem Neubau (statt des Umbaus eines bestehenden Gebäudes) im Zentrum der Stadt ging es daher nicht nur um praktische Erwägungen wie die größtmögliche Anpassung des Baus an die Anforderungen und die beste Erreichbarkeit für das Publikum, sondern auch um eine politische Schadensbegrenzung, bei der die Prestigeverluste so gering wie möglich gehalten werden sollten.“²²⁶

Das Gebäude wurde damals – in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit – als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme begonnen. Die Bauarbeiten mussten aber 1914 wegen des beginnenden Ersten Weltkriegs unterbrochen werden. „Dass die Errichtung des Gebäudes durch den Weltkrieg verzögert wurde, erscheint wenig überraschend. Dagegen erstaunt die Aufnahme der Bauarbeiten jeweils in wirtschaftlichen und politischen Krisenzeiten: Den ersten Anlauf unternahm man direkt nach Kriegsende, als die Novemberrevolution gerade eineinhalb Monate zurücklag, den zweiten während einer sich immer weiter beschleunigenden Inflation, die zunächst durchaus in staatlichem Interesse lag. Senat und Bürgerschaft verfolgten damit zumindest in diesem Fall eine Politik, die, aus der praktischen Erfahrung abgeleitet, dem später von [dem Ökonomen] John Maynard Keynes [1883–1946] propagierten antizyklischen Eingreifen des Staates entsprach. Diese Haltung spricht auch aus den Begründungen für das Projekt, das in erster Linie als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme dargestellt wurde, wenn auch weniger der soziale Aspekt als vielmehr die Möglichkeiten zur Einsparung von Arbeitslosenunterstützung bzw. ihre sinnvolle Investition in eine Immobilie im Mittelpunkt standen. Indessen blieb das ‚klassische‘ Argument der Verwaltungsvereinfachung und Effizienzsteigerung durch Zentralisierung nachrangig. Während die Bürgerschaft, wenn sie denn mit dem Vorhaben befasst war, den Neubau überwiegend befürwortete, zeigte

sich die Finanzdeputation sehr um die Vermeidung von Ausgaben bemüht und blockierte den Bau. Der lange Baustopp von 1920 bis 1923 jedenfalls geht nicht auf die Inflation zurück. Neben der prekären wirtschaftlichen Lage dürfte auch die Neuorganisation des Steuerwesens unter Reichsfinanzminister Matthias Erzberger [1875–1921] eine gewisse Unsicherheit geschaffen haben, die der Errichtung eines Neubaus nicht förderlich war. Am 1. April 1920 ging die Steuerhoheit, die sich das Reich (für die indirekten Steuern) und die Länder (für die direkten) vorher geteilt hatten, fast vollständig auf das Reich über, so dass die frühere Abhängigkeit des Reichs von Zuweisungen der Länder nun aufgehoben wurde. Da das Reich eine eigene, dreigliedrige Steuerverwaltung etablierte, wurden die beiden hamburgischen Steuerbehörden, die Steuerdeputation und die Deputation für indirekte Steuern und Abgaben, mit diesem Tage aufgelöst, und die Finanzdeputation erhob die dem Hamburger Staat verbliebenen Steuern“²²⁷) führt Stefan Kleineschulte in seinem Buch „Fritz Schumacher – Das Gebäude der Finanzbehörde am Gänsemarkt“ aus. 1923 wurden dann zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit zwei Milliarden Mark zum Weiterbau bewilligt. Doch wegen der Inflation wurden die Bauarbeiten im Dezember desselben Jahres wieder eingestellt. Zwei Jahre später, 1925, wurde mit der Fortsetzung der Arbeiten begonnen, die schließlich 1926 abgeschlossen waren.

Leo-Lippmann-Saal; Staatsrat Dr. Leo Lippmann: Opfer des Nationalsozialismus

Vom Haupteingang, durch die Drehtür kommend, liegt direkt der Tür gegenüber der Leo-Lippmann-Saal, ein im Innenhof der Finanzbehörde erbauter Saal mit einem verglasten Dach, der heute für Ausstellungen und Vortragsveranstaltungen genutzt wird. Früher diente dieser Saal als Kassenhalle. Doch nachdem seit den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts die Steuern kaum noch bar eingezahlt wurden und deshalb die große architektonisch schöne Kassenhalle nicht mehr benötigt wurde, wurde die Halle in

²²⁶ Stefan Kleineschulte, a. a. O., S. 15.

²²⁷ Stefan Kleineschulte, a. a. O., S. 24f.

einen Lagerraum umgewandelt. Erst bei Renovierungsarbeiten in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts entdeckte man die Halle neu und richtete sie wieder her. Der Saal erhielt den Namen des von den Nationalsozialisten verfolgten jüdischen Staatsrats der Finanzdeputation, Dr. Leo Lippmann (26.5.1881–11.6.1943 Suizid).

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten im März 1933 wurde Leo Lippmann aus dem Staatsdienst entlassen. „Auch von meinen früheren Mitarbeitern, Kollegen und Untergebenen haben nur wenige gewagt, mir ein Wort der Teilnahme zu übermitteln.“²²⁸⁾

Der aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie stammende Jurist war seit 1906 in der Finanzdeputation tätig gewesen. Zuerst als Regierungsrat, später ab 1921 als Staatsrat. Leo Lippmann hatte während des Ersten Weltkriegs die Kriegsversorgung organisiert, wurde mit dem „Eisernen Kreuz am schwarz-



Leo-Lippmann-Saal im Gebäude der Finanzbehörde.

PHOTO: MARINA BRUSE

weißen Bande“ ausgezeichnet und war der erste jüdische Mitbürger Hamburgs gewesen, der die Position eines Staatsrates erreichte. Der Beamte Leo Lippmann schrieb in seinen Aufzeichnungen: „Ich habe stets die Auffassung vertreten, dass ein Verwaltungsbeamter sein Amt nicht nur unparteiisch, sondern auch unpolitisch führen soll.“²²⁹⁾

Frank Kürschner-Pelkmann schreibt in seinem Buch „Jüdisches Leben in Hamburg. Ein Stadtführer“ über

Leo Lippmann: „Um so größer war Lippmanns Erschrecken, als die neuen Herrscher ihn aus der Finanzdeputation vertrieben und in der Presse Korruptionsvorwürfe verbreitet wurden. Zunächst kämpfte er noch um ein ehrenhaftes Ausscheiden aus dem Amt, wohl auch in der Hoffnung, er könne bald wieder in seine Behörde zurückkehren. Als das abgelehnt wurde und sich das Unrechtssystem immer mehr etablierte, geriet Lippmann in eine Krise. Eine Auswanderung aus der geliebten Heimat kam für seine Frau Anna-Josephine und ihn nicht in Frage. So stellte er sich im November 1935 der Deutsch-Israelitischen Gemeinde als Vorstandsmitglied zur Verfügung. Das Nazi-Regime hatte ihn zurück zum Judentum geführt.“²³⁰⁾

In der Gemeinde übernahm Leo Lippmann die Finanzen, die durch die Auswanderung reicher jüdischer Familien und der notwendig gewordenen Unterstützung von Gemeindemitgliedern in Unordnung geraten waren. Auch half er Gemeindemitgliedern bei ihren Auswanderungsvorbereitungen und führte Verhandlungen mit der Gestapo und den Behörden um die Weiterführung von Alten- und Pflegeheimen und den Verkauf von Grundstücken etc.

Als das Ehepaar Lippmann den Deportationsbefehl bekam, nahm es sich in der Nacht vom 10. auf den 11. Juni 1943 das Leben.

Berthold Walter: Opfer des Nationalsozialismus

Acht Jahre zuvor war Berthold Walter (19.3.1877–7.8.1935 Suizid) wegen der ihm durch die Nationalsozialisten zugefügten Repressalien und Schikanen aus dem siebten Stock des Finanzbehördengebäudes in den Tod gesprungen.

Berthold Walter wurde am 19. März 1877 in München als sechstes Kind von Jakob und Amalie Walter (geb. Oestreicher) geboren. Nach dem Besuch der Königlichen Ludwig-Kreisrealschule in München widmete er sich der Kaufmannslaufbahn und war 24 Jahre lang Inhaber eines gut gehenden Getreide- und Futtermittelgroßhandels. Am 19.1.1922 heiratete er in München Herta Block, geboren am 4.10.

228 Zit. nach: Frank Kürschner-Pelkmann: Jüdisches Leben in Hamburg. Ein Stadtführer. Hamburg 1997, S. 53.

229 Zit. nach: Frank Kürschner-Pelkmann, a. a. O., S. 54.

230 ebenda.



Lichthof der Finanzbehörde, in den sich am 7. August 1935 Berthold Walter in den Tod stürzte.

PHOTO: MARINA BRUSE

1893 in Bochum. Die Töchter Nora und Elisabeth kamen 1923 und 1926 in München zur Welt.

Die in Bayern schon früh einsetzende antisemitische Hetze führte mehr und mehr dazu, dass von der NSDAP aufgehetzte Bauern Getreide „vom Juden“ weder kauften noch verkauften und sich weigerten, schon gelieferte Waggonsendungen Getreide und Futtermittel zu bezahlen. 1929 musste Berthold Walter sein Geschäft aufgeben.

Mit der Familie zog er zunächst nach Berlin und dann nach Hamm, wo er jeweils die Vertretung für eine Seifenfabrik innehatte. Mit deren Arisierung wurde er entlassen und emigrierte am 1. Mai 1934 mit der Familie nach Paris. Dort versuchte er vergeblich, mit einem Lebensmittelgeschäft eine neue Existenz zu gründen. Bedrückt und tief entmutigt entschloss er sich, allein nach Deutschland zurückzukehren, um zumindest seinen Unterhalt zu verdienen.

Er hoffte, in der Großstadt Hamburg dafür günstigere Bedingungen zu finden, doch er hoffte vergebens.

Nur wenige Monate lebte er in der Heinrich-Barth-Straße 8 im Grindelviertel zur Untermiete. Man verweigerte dem äußerlich sehr „jüdisch“ aussehenden Mann die Handelserlaubnis und die Vermittlung einer angemessenen Arbeit, so dass er versuchte, als Hausierer zu überleben. Mehr als einmal wurde er von Nationalsozialisten mit Schlägen bedroht, einmal wurde ein großer Hund auf ihn gehetzt, der ihm die Hose zerriss, ein anderes Mal wurde er die Treppe hinuntergeworfen.

Diese entwürdigende Behandlung brach seine Widerstandskraft. Am 7. August 1935 nahm sich Berthold Walter das Leben, indem er vom siebten Stock des Finanzgebäudes am Gänsemarkt in die Tiefe sprang. Er wurde 58 Jahre alt.

Seine Witwe überlebte die Nazizeit unter schwierigen Bedingungen in Frankreich und später in der Schweiz, die Töchter in Dänemark, wo sie ein Landschulheim besuchten, und später in England. Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrten sie nach Deutschland zurück.

Von Bertholds Geschwistern starben drei schon weit vor 1933, drei weitere überlebten das „Dritte Reich“: Die Zwillingsschwwestern Betty und Ida waren rechtzeitig in die Schweiz ausgewandert, der Bruder Heinrich Walter wurde aus München nach Theresienstadt deportiert und von dort 1945 mit dem einzigen Transport, der in die Freiheit führte, in die Schweiz gebracht.²³¹⁾

Die 1914 geborene jüdische Widerstandskämpferin Hilde Meisel (Deckname Hilda Monte, 1914–April 1945 erschossen) schrieb aus Betroffenheit über den Tod Berthold Walters das nachstehende Gedicht.

Hamburg 1935

*Von dieser Brüstung werde ich gleich springen.
Gleich wird mein Körper auf dem Hof zerschellen.
Ich höre noch den Bettler drüben singen,
Ich höre einen Hund ein Pferd anbellern.
Bleich werde ich gestorben sein.*

*Ich sterbe mitten im Gewühl der Stadt,
und nicht im Kämmerlein mit Veronal,
denn wer den Todessprung verschuldet hat,*

231 Quellen:
Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus, Gedenkbuch. Hamburg 1995.
Wiedergutmachungsakten Berthold

Walter, Versorgungsamt Hamburg.
Zit. aus: „Hamburger Tageblatt“ vom 7.8.1935.

*wer schuldig ist an meiner Lebensqual,
soll ihren schreckensvollen Ausgang sehn.*

*Zwei Jahre lebte ich als Emigrant
Und konnte Frau und Kinder nicht ernähren,
und sehnte mich nach meinem Heimatland.
Schließlich entschloss ich mich, zurückzukehren,
verzweifelt, und verängstigt, und verzagt.*

*Ein alter Jude, schwach und hoffnungslos,
Kehrt' ich zurück ins Deutschland der Barbaren.
Ich wollte arbeiten. Ich wollte bloß
den Kindern, die so lange hungrig waren,
ein wenig Brot und Kleidung noch verschaffen.*

*Ihr ließt es nicht zu. Ihr seid so roh!
Ach, wüsstet ihr, wie meine Kinder froren,
als ich von ihnen ging. Sie weinten so . . .
Doch ihr habt eure Seelen längst verloren,
seit euch das Hitlerreich die Freiheit nahm.*

*Er ist so mächtig! Kann ich meine Kinder schützen
vor Banden, die sich frech Regierung nennen?
Was kann ich alter Jud den Kleinen nützen?
Vielleicht wenn sie mich nicht mehr kennen,
wird ihnen irgendwo ein Tor zur Welt.*

*Drum geh ich fort. Doch geh ich nicht im Stillen.
SA-Mann dort: in einem Augenblick
hörst du die aufgeschreckte Masse brüllen:
„Ein Mann fiel, und er brach sich das Genick.
Und dieser Mann – es war ein armer Jude.“*

J U D E

*Man drängt um seinen Leichnam. Zieht den Hut.
Doch wenn du kommst, weicht angstvoll man zurück.
Dein braunes Hemd, es riecht so stark nach Blut –
und aus dem toten Körper saugt ein Blick
anklagend sich an deinem Auge fest.*

*Bekommen starrst du auf den toten Mann,
siehst Kinder um den alten Juden weinen,
und selbst die arischdeutsche Marktfrau kann,*

*so sehr sie sich bemüht, nicht teilnahmslos erscheinen –
Barsch forderst du zum Weitergehen auf.*

*Man geht. Man wendet sich noch einmal um -
ein letzter Blick – birgt er nicht ein Verstehen?
Birgt er die Frage nicht an diese Zeit: Warum
müssen wir über dieses Juden Leiche gehen?
Und das Geständnis: Unser ist die Schuld?*

*Ich bin ein Jude. Und ich sterbe hier,
damit ihr denken möget an das Leben
der Abertausend, über die, gleich mir,
ihr euer Todesurteil abgegeben.
Wer seid ihr, dass ihr unsere Richter seid?*

Hilda Monte wurde im Frühjahr 1945, kurz vor Kriegsende, bei der illegalen Arbeit gegen das „Dritte Reich“ von einer SS-Patrouille an der österreichisch-schweizerischen Grenze erschossen. In Berlin erinnert ein Stolperstein an sie.

Text: Thomas Nowotny (Der Autor ist ein Enkel von Berthold Walter und lebt heute in Süddeutschland.)

Die Rolle der Finanzbehörden in der Judenverfolgung

Als sich der jüdische Kaufmann Berthold Walter im August 1935 vom siebten Stock des Finanzgebäudes am Gänsemarkt in den Lichthof zu Tode stürzte, wies er mit seinem Suizid symbolisch auf die besondere Rolle der Finanzbehörden in der Judenverfolgung hin.

Von Anfang an legten die nationalsozialistischen Machthaber großen Wert darauf, das Vermögen der Juden schrittweise zu konfiszieren und den – wie sie es nannten – „Abfluss von Judenkapital“ ins Ausland zu verhindern. Bei diesem handelte es sich nach nationalsozialistischer Definition nämlich nicht um Privatbesitz, sondern um „Volksvermögen“. Deshalb entwickelte der NS-Staat ein ausgeklügeltes System von Steuern und Zwangsabgaben, um Juden vor allem bei der Emigration weitgehend auszuplündern. Eine besondere Rolle spielte dabei die „Reichsflucht-

steuer“, die ab Mai 1934 schon bei einem Vermögen über 50 000 Reichsmark erhoben wurde. Im Haushaltsjahr 1938/39 spielte die Reichsfluchtsteuer 342 Millionen RM in die Staatskasse. Noch im Februar 1938 erfassten die Listen der bei den Hamburger Finanzämtern registrierten „reichsfluchtsteuerfähigen Nichtarier“ insgesamt 877 Personen.

Tauschten Juden bei der Auswanderung ihre Reichsmark in ausländische Devisen, mussten sie eine Abschlagszahlung an die „Deutsche Golddiskontbank“ (DeGo) leisten, die bereits im August 1934 insgesamt 65 % der transferierten Gesamtsumme betrug und bis September 1939 auf 96 % stieg. Wer zu diesem Zeitpunkt auswanderte und 100 000 RM in Devisen umtauschen wollte, konnte also nur 4000 RM tatsächlich transferieren.

Im April 1938 wurden alle deutschen Jüdinnen und Juden gezwungen, deren Vermögen 5000 RM überstieg, ihren Besitz in umfangreichen Vermögenslisten aufzuführen und den zuständigen Finanzämtern einzureichen, so dass die Finanzverwaltung über den Gesamtbesitz der deutschen Jüdinnen und Juden genauestens informiert war.

Nach dem Novemberpogrom 1938 erhoben die Finanzämter die so genannte „Judenvermögensabgabe“, die den damals noch im Deutschen Reich lebenden Jüdinnen und Juden als Zwangskontribution auferlegt wurde, um u. a. die Pogromschäden zu beseitigen. Sie erbrachte mehr als 1,25 Milliarden RM und wurde vielerorts – auch in Hamburg – noch durch „Auswandererabgaben“ ergänzt, die von der Gestapo erhoben wurden.

Seit November 1941 wurde schließlich nicht nur das in Deutschland verbliebene Vermögen der jüdischen Emigranten, sondern auch der Besitz der jüdischen Deportierten zugunsten des Deutschen Reiches konfisziert. Für die „Verwertung“ des Besitzes der Deportierten wurde eigens eine „Vermögensverwertungsstelle“ eingerichtet.

Eine besonders aktive Rolle in der Judenverfolgung spielte die Devisenstelle der jeweiligen Oberfinanzdirektion, die sich in Hamburg am Großen Burstah

befand und von Oberregierungsrat Josef Krebs [1891–1966] geleitet wurde. Durch Reichsgesetz wurden sie in die Lage versetzt, so genannte „Sicherungsanordnungen“ zu erlassen, die den jüdischen Eigentümern jegliche Verfügungsgewalt über ihr Vermögen raubten, das auf „Sicherungskonten“ eingezahlt wurde, über die nur mit Genehmigung der Devisenstelle verfügt werden konnte. Bis November 1939 erließ allein die Hamburger Devisenstelle insgesamt 1372 dieser „Sicherungsanordnungen“.

Wie sich diese zahlreichen Einzelmaßnahmen zu einem lückenlosen finanziellen Ausplünderungsnetz verknüpften, wird am Beispiel des Hamburger Kauf-



Gebäude der Finanzbehörde, erbaut 1918/1926.

PHOTO: MARINA BRUSE

manns Albert Aronson deutlich, der im Juli 1938 noch zu den wohlhabendsten Geschäftsleuten Hamburgs gehörte. Er war Alleininhaber der Schokoladenfabrik „Reese & Wichmann GmbH“, der Zigarettenimportfirma „Havana-Import-Compagnie“ und von 36 Grundstücken, darunter einige in exponierter Lage. Der Gesamtwert seines Besitzes betrug über 4 Millionen RM. Als Aronson sechs Wochen später nach London auswanderte, konnte er nur 1,7 % seines Vermögens ins Ausland retten. Um Geld für die Auswanderung zu erhalten, hatte er bei seiner Bank M. M. Warburg & Co. einen Kredit von 800 000 RM aufgenommen, von denen nur 66 000 RM (= 5413 £) transferiert wurden, während 734 000 RM als Ab-

schlagszahlung an die Deutsche Golddiskontbank flossen. Zur Tilgung des Kredits hatte Aronson den größeren Teil seiner Grundstücke zum Schleuderpreis verkaufen müssen, während seine beiden Firmen „arisiert“ wurden. Der Erlös der Firmenverkäufe von 800 000 RM, der dem tatsächlichen Firmenwert nicht entsprach, wurde auf ein Sicherungskonto überwiesen, über das Aronson nicht frei verfügen konnte. Die Hamburger Oberfinanzdirektion hatte am 12. Juli 1938 nämlich eine Sicherungsanordnung gegen ihn erlassen. An Abgaben musste Aronson 613 713 RM „Reichsfluchtsteuer“, 245 410 RM „Judenvermögensabgabe“ und 100 000 RM an einen Ge-

heimfonds des Hamburger NSDAP-Gauleiters zahlen, um die Freigabe seines Passes zu erreichen. Das verbleibende Geldvermögen und die restlichen Grundstücke wurden aufgrund der 11. Durchführungsverordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25. November 1941 zugunsten des Deutschen Reiches konfisziert, das sich damit 98,3 % seines Besitzes angeeignet hatte.

Keiner der Hamburger Finanzbeamten wurde nach 1945 für seine Beteiligung an der Judenverfolgung zur Rechenschaft gezogen.

Text: Frank Bajohr

55. STATION

Gänsemarkt 35

„Lessinghaus“ (Standort: seit 1908/09); „Lessinghalle“:
zentraler Ort der Gewerkschaftsbewegung (Standort:
2. Hälfte des 19. Jh.)

Bevor das heute noch stehende „Lessinghaus“ am Gänsemarkt 35 von den Architekten Albert Lindhorst (1874–1938) und Emil Schaudt (1871–1957) erbaut wurde, befand sich hier in einem älteren Gebäude die „Lessinghalle“.

Die „Lessinghalle“ war der zentrale Ort der Hamburger Gewerkschaftsbewegung gewesen. Die Räume im Parterre sowie im II., III. und IV. Stock waren für ein Restaurant reserviert. In der ersten Etage befand sich der „Central-Verein der Maurer Deutschland“ – die wohl reichste Gewerkschaft Deutschlands in jener Zeit –, weiterhin die Arbeitsnachweise mehrerer Gewerke, z. B. der Klempner und Transportarbeiter, die Arbeiter-Bibliothek und die Bibliothek des Gewerkschaftskartells.

In der „Lessinghalle“ wurde am 28. Juli 1898 die Hamburger „PRO“ oder, wie sie damals hieß, der „Konsum-, Bau- und Sparverein ‚Produktion‘ auf Beschluss des Hamburger Gewerkschaftskartells ge-

gründet und ein provisorischer Vorstand und Aufsichtsrat gewählt. Diese Selbsthilfeeinrichtung hatte bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts Bestand. Die „Lessinghalle“ war faktisch das Haus der Hamburger Gewerkschaften. Als 1906 das Gewerkschaftshaus am Besenbinderhof in Hamburg fertiggestellt wurde, dürften viele Wirte in den Straßen um den Gänsemarkt schlechtere Geschäfte gemacht haben.

Text: Helga Kutz-Bauer



„Lessinghaus“, erbaut 1908/09. PHOTO: M. BRUSE

56. STATION

Gänsemarkt 21/23

Girardet-Haus (Standort: seit 1896, erbaut von Puttfarcken & Emil Rudolf Janda (1855–1915) als Zeitungsverlagsgebäude); „General-Anzeiger für Hamburg-Altona“ (19. Jh., ab 1921: „Hamburger Anzeiger“ (1921–1944 und 1952–1957)); „Neue Hamburger Zeitung“ (1896–1921); Hans W. Fischer, Leiter des Feuilletons der „Neuen Hamburger Zeitung“ (20. Jh.); der „Hamburger Anzeiger“ in der NS-Zeit; Erich Lüth, Journalist, später Chef der Senatspressestelle (20. Jh.); Hugo Sieker, Redaktionschef des Feuilletons am „Hamburger Anzeiger“ (20. Jh.); Wolf Schramm, Feuilleton-Chef und Theaterkritiker am „Hamburger Anzeiger“ (20. Jh.); Vilma Mönckeberg-Kollmar, Märchenerzählerin (20. Jh.); Harry Reuß-Löwenstein, Kunstkritiker beim „Hamburger Anzeiger“ (20. Jh.); Zeitungswesen im Girardet-Haus während der Nachkriegszeit



Girardet-Haus Gänsemarkt 21/23, erbaut 1896 als Zeitungsverlagsgebäude. PHOTO AUS: HANS W. FISCHER: HAMBURGER KULTURBILDERBOGEN. HAMBURG 1998, S. 164

„General-Anzeiger für Hamburg-Altona“

Der Essener Zeitungsverleger Wilhelm Girardet (1838–1918) hatte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Presse mit einem neuen Zeitungstyp, der Generalanzeigerpresse revolutioniert. Die Zeitung war unparteilich und hatte eine lebendige Aufmachung mit kurzen und aktuellen Texten. Auf der Titelseite gab es nicht nur Politik-, sondern auch Lokalnachrichten, Sportberichte und bunte Meldungen. Die Zeitung sollte nicht nur eine Lektüre für das Bildungsbürgertum sein, sondern auch den Industriearbeiter ansprechen. „Das Blatt wollte bei linksliberaler Einstellung ‚eine unentbehrliche Hausfreundin jeder Familie‘ werden. (...)“

Durch den schnellen Erfolg seines General-Anzeigers animiert, expandierte der von Hugenotten abstammende Rheinländer mit einem zweiten Blatt, der ‚Neuen Hamburger Zeitung‘, die vom 17. April 1896 an den gebildeten Mittelstand erreichen sollte. Au-

ßerdem ließ er ein repräsentatives Verlagsgebäude am Gänsemarkt 21–23 bauen, das über eine öffentliche ‚Generalanzeiger Anleihe‘ in Höhe von 500 000 Mark finanziert und im Herbst 1897 bezogen wurde. Von der ersten Verlagsadresse an der Dammtorstraße 32 hierher war es nur ein Katzensprung.“²³²⁾

Hans W. Fischer

Die „Neue Hamburger Zeitung“ war eine liberale Tageszeitung. Zwischen 1909 und 1922 leitete Hans W. Fischer (1876–1945) das Feuilleton dieser Zeitung. Geboren am 18. Dezember 1876 in Schweidnitz hatte der promovierte Philologe und Historiker zuvor als freier Schriftsteller in Berlin und Thüringen gelebt. Nach seinem Weggang aus Hamburg arbeitete er in Berlin als Kritiker, Schriftsteller und Herausge-

232 Presseschau! 400 Jahre Zeitungen in Hamburg. Dokumentation der gleichnamigen Ausstellung des Vereins Deutsches Pressemuseum Hamburg im Leopoldmann-Saal der Hamburger Finanz-

behörde vom 11. bis 25. Januar 2006. Hamburg 2006, S. 65.



Das Girardet-Haus heute. PHOTO: MARINA BRUSE

ber der „Lesestunde“ (Zeitschrift der deutschen Buch-Gemeinschaft). Hans W. Fischer starb am 18. Juli 1945 in seinem Heim in Berlin-Zehlendorf.

Der Schriftsteller Hans Leip (1893– 1983), der zwischen 1918 und 1920 für das Feuilleton der „Neuen Hamburger Zeitung“ Kunstbesprechungen und Erzählungen schrieb, zeichnete in seiner Erzählung „Trunkene Litanei“ ein Portrait Hans W. Fischers und beschrieb die Situation in der Feuilleton-Redaktion: „Als ich Hans W. Fischer kennenlernte, saß er in seinem engen Büro am Schreibtisch, kurz-halsig, untersetzt, ducknackig, die runde Schädelwölbung spärlich rötlich bedeckt, die Nase witzig spitzig, den Mund sarkastisch mit hochgezogenen Winkeln, die kurz-sichtig quellenden Augen mit ‚Silberblick‘, blitzend bebrillt, die Stimme belegt; wer hätte wohl als-bald sein Inneres zu ahnen vermocht und auch, dass der große Mädchenräuber, Herr Halewyn, sein heimliches Idol sei. Er war nicht groß, er war nur selten gut angezogen, aber er hatte feine

Hände, und er hatte Charme. Und er war klug. Er war einer der fähigsten Journalisten jener Zeit, ein unnachsichtiger Beobachter, dem ein unwahrscheinliches Gedächtnisarchiv zur Verfügung stand, und er war ein Meister in raschen und trefflichen Wendungen und Anwendungen des Wortes.“²³³)

„Hamburger Anzeiger“

Ab 1921 hieß der „General-Anzeiger für Hamburg-Altona“ nur noch „Hamburger Anzeiger“. In ihm ging die „Neue Hamburger Zeitung“ auf.

In der Zeit der Weimarer Republik versammelten sich an Wahltagen vor dem Zeitungshaus spontan Tausende von Menschen, die die neuesten Wahlergebnisse, die fortlaufend auf großen Tafeln an der Fassade des Verlagshauses „im Lichtbild“ präsentiert wurden, verfolgten. Damals gab es noch keine Hochrechnungen und repräsentativen Meinungsumfragen, und so dauerte ein Wahlabend recht lange, bis endlich das Endergebnis feststand.



Am Tag der Reichstagswahl am 16. Juni 1903 abends um 20.30 Uhr: Das Publikum vor dem Girardet-Haus, wo die „Neue Hamburger Zeitung“ und der „Generalanzeiger“ ihre Räumlichkeiten hatten, wartet auf die neuesten Wahlergebnisse, die auf großen Tafeln an der Fassade des Verlagshauses präsentiert wurden. STAATSARCHIV HAMBURG

233 Hans Leip: Trunkene Litanei. In: Hugo Sieker (Hrsg.): Hans W. Fischer. Ein Buch des Gedenkens. Hamburg o. J., S. 123.

Der „Hamburger Anzeiger“ in der NS-Zeit

In seiner Dissertation über „Medienkarrieren. Biografische Studien über Hamburger Nachkriegsjournalisten 1946–1949“ schreibt Christian Sonntag: „In der zweiten Hälfte der 20er Jahre stieg der Anzeiger zur auflagenstärksten Zeitung Hamburgs auf, was ihn für die Nationalsozialisten nach ihrer Machtergreifung zum Objekt der Begierde machte, zumal die Redaktion Hitler [1889–1945 Suizid] als ‚eine ungeheure Gefahr für den Frieden unseres Volkes‘ [Hamburger Anzeiger vom 30. Januar 1933] ablehnte (...).

Als die Redaktion ein angeblich aus dem Ausland stammendes, zum Widerstand aufrufendes Flugblatt abdruckte und sich in ironischem Unterton davon zu distanzieren suchte (...), griffen die Machthaber unter Führung von Gauleiter Karl Kaufmann [1900–1969] durch: Sie verboten die Zeitung für 14 Tage, ersetzten den Chefredakteur Alois Winbauer [geb. 1896?–?] durch den Parteigenossen und bisherigen Chefredakteur des Hamburger Tageblatts Hans Jacobi [1900–?] und erteilten ihm den Auftrag, ‚die notwendigen personellen Veränderungen im Redaktionsstab (...) durchzuführen‘. Am 22. April 1933 teilte die Staatliche Pressestelle mit, dass sich ‚auf Grund der Vereinbarungen zwischen dem Hamburger Senat, der hiesigen Gauleitung der NSDAP und dem Verlag des Hamburger Anzeigers‘ letztgenannte Zeitung ‚rückhaltlos in den Dienst der Reichs- und hamburgischen Regierung‘ stelle. 15 Monate später konnte Jacobi auf einer Betriebsversammlung stolz verkünden: ‚Die Betriebszelle des Hamburger Anzeigers steht auf nationalsozialistischer Grundlage und bildet ein treues, zuverlässiges und geachtetes Glied in der Gemeinschaftsfront, die freudig dem Rufe des Führers folgt.‘

Die Redaktion des Anzeigers erlebte den größten personellen Bruch der Hamburger Zeitungen. Dennoch konnte eine Studie über den Kulturteil der Zeitung während des Krieges zwar keinen Widerstand, aber doch eine ‚konsequente und kontinuierliche Distanzierung‘ vom NS-Regime ausmachen sowie eine Nichtanpassung an den ideologischen Tenor des Hamburger Parteiorgans. Konsequenzen für die Besitzverhältnisse des Hamburger Anzeigers

ergaben sich bis auf die Auswechslung des Verlegers Justus Hendel [1875–1946] durch den Parteigenossen Hans Gisbert Krümmer [1890–1965] erst mit der Amann-Anordnung vom April 1935 ‚Zur Wahrung der Unabhängigkeit des Zeitungsverlagswesens‘, die Verlegern den Besitz oder die Beteiligung an mehreren Publikationen untersagte. Verleger Wilhelm Girardet verfügte über vier große Zeitungen, die den Nationalsozialisten wegen ihrer hohen Auflage ein Dorn im Auge waren. Über die von [Alfred] Hugenberg [1865–1951] übernommenen Holdinggesellschaft Vera übernahm der Eher-Verlag im Auftrag Max Amanns [1891–1957] den größten Teil des Düsseldorfer Girardet-Verlages, indem er 57 Prozent des Hamburger Anzeigers und 50 Prozent des Stamm-Verlages in Essen aufkaufte. Girardets Protest gegen diese Enteignung blieben wirkungslos. Sein Blatt aber prosperierte, erreichte 1944 eine Auflage von 181 596 und erschien bis zur kriegsbedingten Zusammenlegung mit dem Hamburger Tageblatt am 1. August 1944 selbstständig.“²³⁴

Die Stürmung des „Hamburger Anzeigers“ Ende Januar 1933 durch die Nationalsozialisten beschrieb der Journalist und nach dem Zweiten Weltkrieg als Pressesprecher des Senats amtierende Erich Lüth (1902–1989) in seinem Essay „Heimkehr“: „Dem Pförtner, der das eiserne Tor zu schließen suchte, fuhr eine Faust ins Gesicht. Sein Mund blutete, und als er ausspü, schwammen Zähne in der kleinen Blutlache. Die Braunhemden suchten den Chef der Zeitung. Auf der Straße brüllten sie seinen Namen. Er war die Hintertreppe hinuntergegangen, hatte den Hof überquert und gelangte durch einen Torweg auf den Marktplatz. Nun stand er inmitten der Entfesselten, die nach ihm schrien. Aber sie erkannten ihn nicht. Der Pförtner lehnte blass und geschunden in seiner Loge.

Der Chef dachte: ‚Hier bin ich! Mitten unter Euch! Seht Ihr mich nicht? Ihr könntet mich greifen! Weshalb greift Ihr mich nicht?‘

Dann ging er. Unerkannt.

Am Tage danach standen wir auf dem Marktplatz vor dem gleichen Gebäude. Man hatte uns vor die Tür gesetzt. Unser Herz war schwer. Wir begriffen, was geschehen war. ‚Unsere Welt‘ war in Scherben ge-

234 Christian Sonntag: Medienkarrieren. Biografische Studien über Hamburger Nachkriegsjournalisten 1946–1949. Dissertation. Hamburg 2005, S. 44 f.

gangen, und wir ahnten, einer wie der andere, was kommen würde. Das war mit den Händen wohl nicht zu fassen, doch wir fühlten die Finsternis, die hervor- kroch.

Wir zogen zu viert in den Keller von ‚Tante Clara‘ am Valentinskamp. Der niedrige Raum roch nach schweren südlichen Weinen. Wir saßen auf einem Sofa, das mit weißen Knöpfen umsäumt war.

Noch hatten wir Geld, und Tante Clara schenkte dickflüssigen fahlglänzenden alten Malaga aus.

Das Dritte Reich war angebrochen, lastete auf uns, drückte uns zu Boden.

Wir tranken an seiner Schwelle auf das Vierte Reich. Man suchte bereits einige von uns. Man fand uns nicht in unserer Traurigkeit. Wir grübelten: Wo sollen wir Widerstand leisten? Wie ihn führen? Alles schien paralysiert. Wir waren besiegt, beschämt und verloren, unfruchtbar auf Wochen, Monate, Jahre hinaus. Am Abend strich ich über den Jungfernstieg. Es schien nicht zweckmäßig, heimzugehen. Die Ampeln über der Lombardsbrücke brannten wie immer, gelb und kugelrund wie hundert milde Monde.

Mein Gott, es war immer noch die gleiche, alte Stadt. Die Fassaden schienen unberührt, die Türme unzerbrochen, die Alster war noch vorhanden; ihre Fluten bedeckten den moorigen Grund. Niemand hatte die Schleusen geöffnet, niemand ließ den See zerrinnen, auf dass der Sumpf über den sinkenden Spiegel emporstieg.

Aber ein großer Abschied hatte begonnen. Die Glocken von Sankt Michael läuteten ihn ein.

Viele tauchten unter, verschwanden, sanken hin, flohen, wurden ergriffen, in Kerker geworfen, gepeinigt, starben, ohne dass wir näheres um ihren Tod erfuhren.

Wie sicher hatten wir zuvor in dieser Stadt gelebt, waren verwurzelt in ihr, und diese Wurzel wollte uns festhalten. Es roch nun auch hier nach Elend, Jammer, Fäulnis, Grausamkeit, Schande und Barbarei. Nun war für die meisten von uns kein Wachsen mehr, nur noch ein Vegetieren.

Wir waren gewohnt zu sprechen und hatten niemals Furcht empfunden. Nun fürchteten wir plötzlich das Echo unserer Stimmen. Wir waren es gewöhnt,

zu lachen. Nun fürchteten wir die Resonanz unseres Lachens und flüsterten nur noch.“²³⁵⁾

Erich Lüth, Hugo Sieker und Wolf Schramm

Erich Lüth war nach der „Gleichschaltung“ des „Hamburger Anzeigers“ von aller Mitarbeit an dieser Zeitung ausgeschlossen worden. Dennoch hielt er weiterhin Kontakt zu Hugo Sieker (1903–1979), der von 1939 bis zum Einstellen der Zeitung am 30. September 1944 Redaktionschef des Feuilletons des „Hamburger Anzeigers“ war. In dieser Zeit trat die kleine Gruppe von Journalisten der Kulturredaktion des „Hamburger Anzeigers“ in den „stillen Widerstand“. Obwohl nicht mehr beim „Anzeiger“ beschäftigt, gehörte auch Erich Lüth zu dieser Gruppe. Hugo Sieker ließ Lüths Texte anonym veröffentlichen. Damit blieb Erich Lüth illegal Mitarbeiter im Sinne der Schramm’schen Feuilleton-Politik (s.: Wolf Schramm). Hugo Sieker publizierte 1958 erstmals einen Bericht über die „Kulturarbeit im Widerstandsgeist 1933–1944“²³⁶⁾: „Man hat die Männer, die während der ‚zwölf Jahre‘ auf ihren Posten als Journalisten und Redakteure ausharrten, oft zu Unrecht der ‚Gesinnungslumperei‘ verdächtigt. Dass jemand imstande war, im Dritten Reich überhaupt journalistisch tätig zu sein, war vielfach Grund genug, die Lauterkeit seiner Haltung anzuzweifeln, sein Tun zu verurteilen. (...)“

Es gab damals auch einen ‚inneren Widerstand‘. (...) Jedenfalls hatten sich mit mir mehrere andere Kollegen (...) entschlossen, nach anfänglichem Boykott wieder in der Presse mitzumachen. Wir waren schon vorher derselben Meinung gewesen, dass für die Kulturarbeit ein Standpunkt einzunehmen sei, der jenseits von Parteihader und zeitgebundenen Tendenzen lag. Jetzt waren wir erst recht überzeugt, dass es durch ‚heimliche Beeinflussung der Leser von der Zeitung aus möglich sein müsse, das Spiel der neuen Machthaber zu durchkreuzen und den Fanatikern der NSDAP ein Schnippchen zu schlagen‘.

Wolf Schramm [(1896–1965)], der gerade [1933] einem Ruf von Dr. Justus Hendel aus seiner Magdeburger Position nach Hamburg gefolgt war, nahm

235 Erich Lüth: Heimkehr. Aus: Bernhard Meyer-Marwitz, Conrad Kayser (Hrsg.): Unter Hamburgs Türmen. Ein Almanach. Hamburg 1948, S. 15–17.

236 Hugo Sieker: „Kulturarbeit im

Widerstandsgeist 1933–1944“. Hamburg 1958. Nachdruck Hamburg 1973, S. 7f.

mich im Sommer 1933 in seinen Mitarbeiterstab auf. Schramm machte keinen Hehl aus seiner Einstellung zu dem fragwürdigen Zeitgeschehen und stellte ganz bewusst seine engeren Mitarbeiter als eine Kolonne des heimlichen Widerstandes gegen die zum Siege gekommene Ära der Diktatur zusammen. (...) Wir waren Verschworene, die sich stark genug fühlten, in bedachtsamer und zäher Bemühung nach und nach den wild anrollenden Strom der nationalsozialistischen Verfügungen aufzufangen und in geistiger Verantwortung eigene Wege zu gehen. (...)

1939 verlor **Wolf Schramm** wegen einer Theaterbesprechung, die den nationalsozialistischen Machthabern nicht genehm gewesen war, seine Position am „Hamburger Anzeiger“. Er hatte in einem von ihm verfassten Artikel über eine im Schauspielhaus aufgeführte Shakespeare-Inszenierung geschrieben: eine alte Dame habe als Letzte das Haus verlassen: „die Phantasie!“ Diese Äußerung bedeutete das Ende seiner Tätigkeit.

Wolf Schramm war schon vorher wiederholt mit „Schutzhaft“ gedroht worden. Doch nach dieser Theaterbesprechung riet ihm der damalige Oberregierungsrat Stephan vom Propagandaministerium, der als Liberaler galt, sich in Sicherheit zu bringen. Dies bedeutete: Wehrmacht.

Hugo Sieker übernahm Wolf Schramms Stelle und führte die von ihm begonnene Arbeit bis zur Stilllegung des „Hamburger Anzeigers“ am 30. September 1944 fort. Wolf Schramm überlebte den Krieg. Nach 1945 schrieb er für die „Hamburger Morgenpost“ Theater-Kritiken. Und auch in dieser Zeit blieb er ein kritischer Betrachter des Zeitgeschehens.

Vielfältig waren die Methoden, die wir in der Redaktionspraxis anwandten. Es gab offene und versteckte Mittel in elastischem Wechsel – und diese Elastizität bedeutete keineswegs Verrat an den Grundgedanken der Kulturarbeit.

Wir benutzten die Schlagworte des Braundeutschen und die Parolen des Propagandaministeriums gewissermaßen nur in der Aufmachung und tarnten damit

Texte, die eine zeitlose Sache der Kunst meinten. (...) Schwerhörig stellten wir uns (...), wenn die Propagierung von Rassetheorien oder imperialistischen Zielsetzungen von uns gefordert wurde. In diesen heiklen Fragen bekundeten wir eine Dickfelligkeit, die natürlich nicht immer verheimlicht werden konnte. Spitzel wirkten innerhalb und außerhalb des Hauses, und da sie leider auch aus den Reihen der Intelligenz stammten, gab es mehrfach Verwarnungen vom Propagandaamt oder gar seitens der Reichspressekammer.

Das heimliche Programm, nach dem wir verfahren, hielt sich etwa an folgende Richtlinien:

1. Möglichst internationale Haltung des Feuilletons, trotz des Krieges, bis zur Stilllegung der Zeitung 1944. Veröffentlicht wurden zahlreiche Übertragungen aus dem Französischen, Englischen, Russischen, Dänischen, Schwedischen, Bulgarischen.
2. Keine Beteiligung am Kampf gegen die Juden. Trotz schließlicher direkter Anweisungen der Reichskulturkammer Berlin kein Beitrag zum Propagandafeldzug gegen die Juden.
3. Festhalten an geächteten Künstlernamen wie Mary Wigman [1886–1973], Käthe Kollwitz [1867–1945], Ernst Barlach [1870–1938]. Ständige aufmerksame Berichterstattung über zeitgenössische, so genannte ‚entartete‘ Künstler und ihre Ausstellungen. Unmittelbare Zusammenarbeit für die Illustration der Zeitung mit solchen Künstlern, z. B. [Eduard] Bargheer [1901–1979], [Heinrich] Stegemann [1888–1945], [Karl] Kluth [1898–1972], [Karl] Opfermann [1891–1960] u. a. m.
4. Eintritt für eine freie, objektive, tendenzlose Wissenschaft, z. B. im Feuilleton, zum anderen Teil auf groß aufgezogenen Sonderseiten.
5. Trotz des Goebbel’schen Verbotes Weiterpflege der Kritik.
6. Vorsichtige, jedoch deutliche Opposition gegen gewisse kulturpolitische Parolen der Partei. Z. B. im Zusammenhang mit der Beurteilung der Münchner Kunstaussstellung direkt angesprochene oppositionelle Forderungen, wie etwa die stärkere Berücksichtigung der norddeutschen Kunst im Rahmen der parteioffiziellen Kunst.

7. Schaffung einer Art Insel für alle freiheitlich denkenden Künstler und Schriftsteller in der Redaktionsstube. (...)

In dem Netz, das in den ‚zwölf Jahren‘ immer feinmaschiger von eifrigen Mitläufern, Spitzeln und NS-Sektierern gesponnen wurde, erwies sich manchmal das offene Bekenntnis zu den gefährdeten alten Kulturgütern als sehr nützlich. Oftmals waren es die Frauen, die den Mut zum freimütigen Bekenntnis aufbrachten – zu ihnen gehörte besonders Vilma Mönckeberg. Von ihr erhielten gelegentlich auch wir Artikel oder Briefe von einer Unverblümtheit, dass dem Redakteur der Atem stocken konnte. Ein Beispiel: ‚Ich habe viel über die Weihnachtsbräuche gelesen – alte gediegene wissenschaftliche Arbeiten von objektiven Gelehrten – und wildes, oberflächliches, verantwortungsloses Gewäsch von hasserfüllten Demagogen. Ich war gleichermaßen erschüttert vom Reichtum, der Fülle, der Gestaltungskraft, die das christliche Weihnachten im Volke und im Künstler bewirkt. (...) Und ebenso erschüttert von der Skrupellosigkeit, mit der das alles geleugnet und geschmäht wird als undeutsch und artfremd.

Ich nannte meine Veranstaltung ‚Deutsche Weihnacht‘. Die Wirkung war, dass dem Betriebsführer der Angstschweiß ausbrach wegen der anwesenden Parteibonzen. Dann aber ergab sich, dass vom Pförtner – einem strammen SA-Mann – bis zum Generaldirektor – der einer der Adjutanten von Himmler [1900–1945 Suizid] ist – alles schwer begeistert war. Mich hat es bestärkt, unbeirrt weiter nur das zu tun, was in meinen Augen und vor meinem Gewissen echt, gut und deutsch ist. Ganz anders sah die offizielle Weihnachtsfeier eines benachbarten Werkes aus: vierzehnmal wiederholt und vom KdF mit einer silbernen Medaille als Musterveranstaltung ausgezeichnet. Die Lehrlinge boxten, die Stenotypistinnen exerzierten eingedrillte Operettentänze (‚Es war in Schöneberg, im Monat Mai‘), ein aus Meistern bestehendes Männerquartett sang in Fracks (...), ‚Wohlauf noch getrunken ...‘ und den Beschluss machte eine ‚Sauf- und Raufszene‘. Von der Weihnachtsbotschaft kein Wort, vom Ernst der Zeit kein Wort, von den Opfern des Krieges kein Wort.‘

Vilma Mönckeberg-Kollmar, geb. Pratl (29.7.1892–4.4.1985), war die Tochter eines österreichischen Beamten. Ihre schulische Ausbildung erhielt sie in Deutschland, wo sie von 1909 bis 1910 in Berlin die Schauspielschule besuchte. Zwischen 1910 und 1913 hatte sie Engagements in Lüneburg und am Hamburger Schauspielhaus. Doch ihr wurde kein Talent bescheinigt. So heiratete sie 1913 den Juristen Dr. Dr. Adolf Mönckeberg, den Sohn des Bürgermeisters Johann Georg Mönckeberg (1839–1908), und entdeckte das Märchenerzählen. Ihr Mann wurde als Soldat im Ersten Weltkrieg getötet. Sieben Monate nach dem Tod ihres Ehemannes kam der Sohn Jasper Adolf auf die Welt. Von 1917 bis 1919 studierte Vilma Mönckeberg-Kollmar an den Universitäten Berlin und Hamburg Phonetik, Sprecherziehung und Literatur. 1918 heiratete sie den holsteinischen Kaufmann Kollmar. Ein Jahr später erhielt sie an der Universität Hamburg eine Anstellung als Lektorin für Sprecherziehung und Vortragskunst. Im selben Jahr begannen ihre Vortragsabende mit Volksmärchen der Weltliteratur, die sie in viele europäische Länder führten. Zwischen 1923 und 1924 arbeitete sie mit Rudolf von Laban (1879–1958) in dessen Sprech- und Bewegungschören mit und von 1924 bis 1932 in der Jugendmusikbewegung, führte in dieser Zeit Lehrgänge am Zentral-Institut für Erziehung und Unterricht in Berlin mit Junglehrerinnen und -lehrern und Erzieherinnen durch und war von 1925 bis 1933 für verschiedene Rundfunksender tätig. Von 1924 bis 1932 arbeitete sie mit der freideutschen, sozialistischen, christlichen Jugendbewegung und führte von 1929 bis 1932 Lehrgänge am Hamburger Institut für Lehrerfortbildung durch. 1933 wurde ihr an der Hamburger Universität gekündigt. 1939 erfolgte die endgültige Kündigung. Im selben Jahr zog sie zu ihrem in der Niederlausitz tätigen Mann und widmete sich der Schriftstellerei. Vilma Mönckeberg-Kollmars Sohn fiel im Zweiten Weltkrieg. 1945 flüchtete sie nach Hamburg zurück. Ihren Besitz musste sie zurücklassen. 1946 erhielt sie einen Lehrauftrag für Sprecherziehung an der Universität Hamburg, jedoch ohne Vergütung. Zwei Jahre später widmete sie all ihre Kraft dem Aufbau der Deutschen Sektion der W.O.M.A.N. (Weltorgani-

sation der Mütter aller Nationen), deren Bundesvorsitzende sie von 1948 bis 1958 war. Der Landesverband der W.O.M.A.N. hatte in der ABC-Straße 46/47 seine Geschäftsstelle. Nach ihrem Rücktritt als Vorsitzende wurde sie in den internationalen Mütterrat der W.O.M.A.N. gewählt und übernahm 1961 als Bundesvorsitzende erneut die Deutschlandzentrale der W.O.M.A.N.

Insgesamt dürfte sie in den folgenden Jahren in siebzehn Ländern Erwachsene und Kinder mit ihrer außergewöhnlichen Rezitationskunst für das Märchen fasziniert haben.

Im Februar 1944 mussten wir in einem Gedenkartikel von Kurt Ritter Abschied nehmen, um den mit uns die vielen Freunde unserer Jugendbeilage ‚Für Jungs und Deerns‘ trauerten. (...) Kurt Ritter war der vielseitig talentierte Bruder von Else Reuß [1903–1989] – und Else Reuß hatte schon mehrere Jahre hindurch die redaktionelle Arbeit ihres Mannes – Harry Reuß-Löwenstein [1880–1966] – gedeckt. Er war der eigentliche Begründer der Jugendbeilage und vielgeliebter ‚Onkel Jan‘ der Kinder. Seit 1934 war es ihm, als ‚Nichtarier‘ verboten, sich journalistisch zu betätigen. Wir führten trotzdem seine Arbeit für die Kinder in ihrer Originalität fort und veröffentlichten auch literarische Beiträge von ihm, sogar den Roman ‚Die Maaten von der Pensacola‘. Ein alter Seekamerad von Harry Reuß-Löwenstein gab seinen Namen als Verfasser her, um den tatsächlichen Autor abzuschirmen.

Harry Reuß-Löwenstein

Der Maler und Schriftsteller Harry Reuß-Löwenstein (27.1.1880–15.4.1966), der als Kunstkritiker beim ‚Hamburger Anzeiger‘ arbeitete, wurde 1935, nachdem er einen Nachruf auf Max Liebermann (1847–1935) veröffentlicht hatte, entlassen und bekam Schreibverbot. Zehn Jahre lebte er als Verbannter. Nach 1945 wurde er Erster Vorsitzender des nach dem Kriege von Adolph Wittmaack (1878–1957) gegründeten ‚Schutzverbandes Deutscher Autoren‘ und Ehrenpräsident der Vereinigung Deutscher Schriftstellerverbände.

Diese Tarnkappe hatten wir für manchen anderen wertvollen Mitarbeiter bereit, der vom Schreibverbot betroffen war. Unter dem Decknamen ‚Paul Willis‘ verbarg sich kein anderer als Wilhelm Lamszus [1881–1965], der mit zahlreichen Beiträgen im Kulturteil des ‚Hamburger Anzeigers‘ erschien. Der Verfasser des ‚Menschenschlachthauses‘ (1912) hatte mit leidenschaftlicher Sprachgewalt den modernen Maschinen- und Materialkrieg vorausgesagt, was natürlich den zum Krieg rüstenden Nazis keineswegs passte. (...)

Spricht es gegen uns, dass uns die gemeinschaftliche Arbeit in unserem kleinen Widerstandsnest am Gänsemarkt viel Freude bereitete, vielleicht gerade weil sie ein Spiel mit der gefährlichen Sturheit und der sturen Gefährlichkeit unserer nationalsozialistischen Umwelt war?

Spricht es gegen uns, dass wir nicht recht behielten mit unserer Überzeugung, wir könnten manche schädliche Absicht ins gute Gegenteil umdirigieren? Spricht es gegen uns, dass schließlich jegliche Teilarbeit, auch die von echtem Idealismus getragene, einmündete in die verhängnisvolle Aggressionspolitik der Machthaber?

Kein Leser konnte und durfte herausfinden, wo in den Spalten der Zeitung Pseudonyme verwandt wurden, obwohl ihm vielfach gerade diese ‚getarnten‘ Autoren mit ihren Beiträgen viel Spaß bereiteten. Wir setzten auf diese Weise eine Kulturarbeit fort, wie wir sie seit jeher verstanden – mussten allerdings durch besondere Tricks Sorge tragen, dass die NS-Kontrolleure nicht dahinterkamen. Zu jeder Stunde waren wir uns bewusst, dass uns Abgründe vom jahrmaktmäßigen Kulturrummel Goebbel’scher Prägung trennten. (...)

Die Leser erkannten vielleicht, dass der Kulturteil des ‚H. A.‘ ‚anders‘ gemacht wurde als in anderen Gazetten. Sie spürten, dass dauernd Mitarbeiter beschäftigt wurden, die keine Parteigenossen waren, ja die nicht einmal der Vorschrift genügten, im PDP (Presse) oder PDS (Schrifttum) organisiert zu sein. Sie sahen, dass immer noch Künstlernamen auftauchten, die Goebbels [1897–1945 Suizid] schon längst auf die ‚Schwarze Liste‘ gesetzt hatte – während auf der an-

deren Seite die Namen von Arrivierten fehlten, die in der Hitlerzeit hochgelobt worden waren. Unsere Leser sahen es und fühlten es, dass viel ‚zwischen den Zeilen‘ stand, aber sie konnten nicht ahnen, wie viel alle diese ‚Kleinigkeiten‘ uns gekostet hätten, wenn unser Geheimnis gelüftet worden wäre. Mehr als einmal ist uns von eingeweihten Besuchern aus Berlin gesagt worden, sie wunderten sich, dass es mit dem Kulturteil des ‚H. A.‘ immer noch ‚gut ginge‘.“²³⁷⁾ Im August 1944 verlor der „Hamburger Anzeiger“ seine Selbstständigkeit. Das „Hamburger Fremdenblatt“, das NS-Organ „Hamburger Tageblatt“ und der „Hamburger Anzeiger“ wurden zusammengefasst unter dem Titel „Hamburger Zeitung“.

Zeitungswesen im Girardet-Haus während der Nachkriegszeit

„Nach dem Krieg richteten die Engländer in dem requirierten Betrieb und der unter Zwangsverwal-

tung gestellten Firma am Gänsemarkt ihr Pressehauptquartier ein, weil Setzerei und Druckerei kaum gelitten hatten. (...)

Die ersten publizistischen Schritte unternahm die britische Militärregierung in ihrem Pressehauptquartier im Girardet-Haus am Gänsemarkt mit dem täglich erscheinenden ‚Hamburger Nachrichten-Blatt‘, das zum ersten Mal am 9. Mai 1945 herauskam. Zur besseren Information der Bevölkerung legte sie einen Monat später die ‚Neue Hamburger Presse‘ nach. (...) Ende März 1946 stellten die Briten ihre Blätter ein, da sie inzwischen deutsche Zeitungen lizenziert hatten.“²³⁸⁾

1952 versuchte der „Hamburger Anzeiger“ einen Neuanfang und übernahm zwischenzeitlich die der CDU nahestehende „Hamburger Allgemeine Zeitung“. Doch gegen die Springer-Zeitungen wie „Hamburger Abendblatt“ und „DIE WELT“ konnte sich die Zeitung nicht behaupten. Im März 1957 erschien die letzte Ausgabe des „Hamburger Anzeigers“.

57. STATION

ABC-Straße 55

Benannt im 17. Jahrhundert nach der Bezeichnung der Häuser, die nach den Buchstaben des Alphabets nummeriert waren.

Kellerkneipe: „Palette“ (Standort: 50er Jahre – 1964)

Vom Gänsemarkt waren es in den 50er und frühen 60er Jahren des 20. Jahrhunderts nur wenige Schritte bis zur legendären Kellerkneipe „Palette“ in der ABC-Straße 55, direkt gegenüber der Abzweigung Poststraße und Hohe Bleichen. Heute steht hier der Hotelkomplex des Marriott-Hotels.

Der Schriftsteller Hubert Fichte (1935–1986) war in der „Palette“ Stammgast und schrieb über die Gäste ein Buch. Im Klappentext zu diesem Buch heißt es: „Im Rückblick ist gar nicht mehr vorstellbar, dass dieses Buch bei seiner Erstveröffentlichung (1968)

so viel Aufregung auslöste. Autor und Verlag mussten sich gegen etliche Strafanzeigen wehren. Gewiss, Jäcki [Hauptfigur des Romans] und seine Kumpane – Gammler, Gauner, Nutten, Strichjungen, entlassene Häftlinge und andere Vertreter aus Gottes großem Zoo – nennen Dinge beim Namen, die bis dahin allenfalls im Flüsterton benannt wurden. ‚Die Palette‘ (...) war seinerzeit Treffpunkt für allerlei unangepasste junge Zeitgenossen, die später das nichtssagende Etikett ‚Beatgeneration‘ aufgepappt bekamen.“²³⁹⁾

Einige Auszüge aus Hubert Fichtes Buch mögen die Stimmung und auch die politische Auffassung dieser jungen Kneipengängerinnen und -gänger verdeutlichen: „Am Freitag ist viel los in der Palette. Das ist der Tag der Fetenanfänge. Die tippenden Zähne und die Cocacolafahrer im festen Angestelltenverhältnis können ausschlafen am Sonnabend. Am Sonnabend ist noch mehr los in der Palette. Die meisten haben bis Mittag gepopt und können noch einmal am Sonntag auspopen. Auch der Sonnabend ist der Tag der Feten. (...) Am Sonntag ist gar nichts los. (...) Am

237 Hugo Sieker, a. a. O., S. 9–10, 14–15, 29, 30–32.

238 Presseschau! a. a. O., S. 67 und S. 79.

239 Hubert Fichte: Die Palette. Frankfurt a. M. 1981.

Montag ist schon wieder viel los, denn die meisten sind über Sonntag ungeduldig geworden.“²⁴⁰)

Die „Palette“ war damals auch „ein Zufluchort, wenn zu Hause die ‚Nazi-Parents‘ ihr Programm abspulen, wie Cäsar flucht, wenn daheim in Lokstedt die Glogauer Gläser aus dem Buffet geholt werden, wie Jäcki beobachtet, wenn unterm Strohdach Konzertkerzen angezündet werden und ‚was Seltenes auf dem Cembalo gespielt‘ wird, wie Liane Pozzi, die alterslose Schriftstellerwitwe, Jäckis Begleiterin aus Jugendtagen, fürchtet.“²⁴¹)

1964 wurde die „Palette“ wegen Drogenhandels und Kleinkriminalität geschlossen. „Als die Palette geschlossen wird, heiratet Schudl Elke, die ein Kind mit in die Ehe bringt. Schudl ist bei der Bundeswehr und kriegt nun duftelobi, weil er verheiratet ist und ein Kind hat. Fein raus. Immer Messerschnitt. Sanitärer.

Enoch heiratet Trippersusi.

Hammed heiratet Uschi.

Albert heiratet, als die Palette geschlossen wird.

Bernhardt ist schon verheiratet und holt sich was bei Lausi, das ärgert ihn. (...)

Der Gebrauchsgrafiker heiratet. Beide arbeiten wegen der vielen Abzahlungen. Das Kind geben sie zur Großmutter und nehmen es übers Wochenende zu sich.

Ziffra war mit einem Schauspieler verheiratet, der hat sich dann umgebracht; als die Palette geschlossen wird, heiratet sie wie-

der und tingelt auf Westerland. Was sie da tingelt, sagt sie nicht. (...)

Hieselber besteht seine Gesellenprüfung als Patis-sier.

Dr. Rosenkreutzer entbindet das Jahr 1000 Säuglinge.

Das Jahr werden in Deutschland 90 Kinder von ihren Eltern umgebracht.“²⁴²)

2005 erschien das Buch „Palette revisited“, in dem der Sprachwissenschaftler Jan-Frederik Bandel, der Journalist Lasse Ole Hempel und der Filmemacher und Musiker Theo Janßen einige der damaligen Kneipenbesucherinnen und -besucher in Interviews über die damalige Zeit zu Wort kommen lassen. In einer Rezension im „Textem“ vom 19. Oktober 2005 heißt es: „In dieser Zeit schwappte der Lebensstil der Beatniks über den Atlantik, ‚Gammler‘ mutierten zum Schrecken des Nachkriegs-Bürgertums, Existenzialisten übten sich im Ausharren. Für diese unklare Formation von Widerständlern war die Palette eine Art Sammelbecken. (...) Hamburg war rough damals. Nicht so edel wie heute, nicht so abgeklärt. Man spürte den Hafen viel stärker in der City. Alles hätte sich anders entwickeln können. Aber der Großteil der Bevölkerung sehnte sich wohl nach Sicherheit, Knechtschaft und Ruhe und nicht nach Abenteuern, Revolte und Wildwuchs.“²⁴³)



Die Kneipe „Palette“ in der ABC-Straße/Ecke Hohe Bleichen. STAATS-ARCHIV HAMBURG

240 Hubert Fichte, a. a. O., S. 255.

241 Jan-Frederik Bandel, Lasse Ole Hempel, Theo Janßen: Palette revisited. Eine Kneipe und ein Roman. Hamburg 2005, S. 9.

242 Hubert Fichte, a. a. O., S. 315 f.

243 Rezension in: „Textem“ vom 19.10.2005.

58. STATION

Gänsemarkt 44

„Stadtbackerei“ (seit: 17. Jh.);
Kontorhaus „Stadtbackerei“
(Standort: seit 1913)



Kontorhaus „Stadtbackerei“, erbaut 1913.

PHOTO: MARINA BRUSE

Seit 1913 steht am Gänsemarkt 44 das von Heinrich Theodor Speckbötel (1861–1938) erbaute Kontorhaus „Stadtbackerei“, das Elemente alt-hamburgischer Bürgerhausmotive aufnimmt: Giebel, Backstein mit Werksteinierrat. Das 1979 bis 1981 errichtete Nachbarhaus, das die Straße Kalkhof überbaut, hat die Fassade vom Kontorhaus „Stadtbackerei“ übernommen.

Der früheste Besitzer des Grundstückes Gänsemarkt 44 war 1630 Andreas Heineke. 1672 vererbte er das Grundstück an seine Tochter Margaretha, verw. Moller. Diese verzweigte 1681 ein Erbe mit dem Recht der Fast-, Los- und Grobbäckerei an Peter Flohr ab. Seitdem gibt es am Gänsemarkt eine Bäckerei. Damals hatte die Bäckerei das Privileg sowohl der Weiß- und Fastbäckerei, der Los- und Kuchenbäckerei und der Grobbäckerei. Dies war eine Besonderheit, denn die Bäckereien hatten in der Regel jeweils nur eines dieser Privilegien.

Die „Stadtbackerei“ erlebte in den folgenden Jahrhunderten verschiedene Besitzer. 1913 wurde das kleine Bäckereigebäude abgebrochen und das heute noch stehende Haus mit einem Vorderhaus, in dem Kontore untergebracht wurden, und einem sechsstöckigen Hinterhaus ausgestattet, in dem die damals modernsten Bäckereieinrichtungen eingebaut wurden. Seitdem heißt die Bäckerei „Stadtbackerei“.



Treppenhaus des Kontorhauses „Stadtbackerei“. Auf Buntglasscheiben werden der Anbau und die Ernte des Korns dargestellt. PHOTO: MARINA BRUSE

59. STATION

Kalkhof

(Benennung seit 1922; von 1829–1922 Benennung: Schwiegerstraße)

Benannt 1829 als Schwiegerstraße nach dem Vorbesitzer des Geländes Christian Diedrich Schwieger. Dieser hatte durch Abriss der dortigen Häuser am Gänsemarkt einen Durchgang zum „Stadt-Theater“ (siehe S. 87) erbauen lassen. 1922 wurde die Straße in „Kalkhof“ umbenannt, da sie zum ehemaligen Kalkhof (siehe S. 86) führte. Im Kalkhof entstand ein geschlossener Bordellbezirk, der zum Gänsemarkt von Sperrtoren begrenzt wurde. Bei den Bombenangriffen 1943 wurden die Häuser im Kalkhof zerstört.



Schwiegerstraße 1901, später benannt als Kalkhof.

POSTKARTE

Die Straße Kalkhof heute. PHOTO: MARINA BRUSE

60. STATION

Gänsemarkt 45

„Lessing-Theater“ (Standort: 1913–ca. 1955); Der neue „Ufa-Palast“ (Standort: 1958–2006); Skandal im „Lessing-Theater“: „Anders als die Andern“ (1919)

„Lessing-Theater“

Zwischen Kalkhof und Büschstraße wurde 1913 das „Lessing-Theater“ eröffnet, ein Betrieb für lebende Photographie. Spätestens mit der Eröffnung des

„Lessing-Theaters“ am 14. November 1913 hatte der Kintopp in Hamburg sein Schmutzel-Image überwunden und wurde auch fürs Bürgertum akzeptabel. Der Architekt Claus Meyer entwarf ein Rangkino mit 928 Plätzen, dessen prächtige Ausstattung sich der Formensprache des Theaters bediente: Dieses Kino war ein Filmtheater. Als besonderen Luxus gab es einen Fahrstuhl mit Liftboy, der die Besucherinnen und Besucher in die oberen Ränge beförderte. Vor der Eröffnung des neuen Lichtspieltheaters gab es prompt Protest von der „Literarischen Gesellschaft“: „Wir empfinden es als entwürdigend, wenn an der Stelle, wo die ‚Hamburgische Dramaturgie‘ [siehe S. 186] entstand, ein Kino den Namen

„Lessing-Theater‘ tragen darf.“ Albert Bozenhard (1860–1939), ein beliebter Schauspieler am heimischen „Thalia Theater“, sprach in seinem Einweihungsprolog das Thema an: Lessing, der vom Denkmal herüberschaute, werde darüber wachen, dass das Kino nicht das Schauspiel vernichte.

Der erste Betreiber hieß Adolf Tiedemann; vier Jahre später verleihte James Henschel (1863–1939) das „Lessing-Theater“ seinem Imperium ein. Die Niederlage im Ersten Weltkrieg und die Revolution gingen an dem Kino nicht vorüber: Am 18. November 1918

schel machte sein letztes Geschäft: Er überließ seine Kinos, darunter auch das „Lessing-Theater“, der Ufa. Der mächtige Ufa-Konzern hatte alle drei Bereiche der Filmindustrie: Produktion, Verleih und Kinos in einer Hand und konnte entsprechend effektiv seine Filme auswerten. Das „Lessing-Theater“ war für die Ufa der Ort, wo man die Vorzeigefilme zur Hamburger Erstaufführung brachte. Im März 1924 verschickte man Einladungskarten zur Premiere von Fritz Langs (1890–1976) zweiteiligem Film-Epos „Die Nibelungen“. „Gesellschaftsanzug erbeten“ stand da, außerdem: „Nach Beginn der Ouvertüre bleiben die Saaltüren geschlossen.“

Angeführt von Bürgermeister Carl Petersen (1868–1933) kam eine illustre Gesellschaft aus Politik, Wissenschaft und Kunst, um sich „Siegfried“ anzusehen. Neun Wochen lief Teil eins des „Nibelungen“-Films am Gänsemarkt und wanderte dann in die Ufa-Kinos in Barmbek, Eppendorf und Eilbek, während nun im „Lessing-Theater“ „Kriemhilds Rache“ Einzug hielt.

Auch nachdem die Ufa, ein paar Hundert Meter weiter im Valentinskamp, im Dezember 1929 mit dem weitaus größerem „Ufa-Palast“ sich selbst Konkurrenz machte (siehe

S. 78), blieb das „Lessing-Theater“ das Erstaufführungskino für anspruchsvolle Filmkunst. Auch Filme zur nationalen Erbauung wie „Yorck“ oder „Das Flötenkonzert von Sanssouci“, die unterschwellig sich gegen die nicht gefestigte Weimarer Republik richteten, überließ man lieber dem Traditionshaus am Gänsemarkt. In der NS-Zeit stellte sich das „Lessing-Theater“ in den Dienst der Propaganda, so gab es am 15. September 1933 eine Festvorstellung von „Hitlerjunge Quex“, als Vorprogramm sangen 80 Hitlerjungen in Uniform Marsch- und Kampflieder. Als die Stadt gegen Kriegsende in Schutt und Asche versank, zeigte man am 8. Dezember 1944 „Opfergang“, anschließend Premierenfeier mit dem Regisseur Veit Harlan (1899–1964), seiner Darstellerin Kristina Sö-



Das „Lessing-Theater“ am Gänsemarkt, eröffnet 1913.

STAATSARCHIV HAMBURG

– an diesem Tag wurde das allgemeine Wahlrecht vom Arbeiter- und Soldatenrat verkündet, das Kaiserreich war Vergangenheit – inserierte das „Lessing-Theater“ erstmals in der „Roten Fahne“: Das Kino zeigte aus aktuellem Anlass den Film „Ferdinand Lasalle“. Doch die Revolution war ein Strohfeder, und dass der Krieg verloren ging, dafür machte man auch das Kino verantwortlich: Deutschland hätte der ausländischen Propaganda nichts entgegenzusetzen können. Das sollte sich nun ändern dank eines neu gegründeten nationalen Filmkonzerns: Mit 25 Millionen Mark wurde die Universum Film-AG, kurz Ufa, ins Leben gerufen. Der Patriot Hen-

derbaum (1912–2001) und den Direktoren der Ufa im Atlantic Hotel.

Das im Krieg unzerstört gebliebene „Lessing-Theater“ nutzten die Briten zehn Jahre lang, von 1945 bis 1955, als Truppenkino. Als die Besitzer das beschlagnahmte „Lessing-Theater“ als letztes Kino wieder freigaben, entschied sich die Ufa – der gesamte Gebäudekomplex von der Büschstraße (siehe S. 210) bis zum Kalkhof (siehe S. 86) gehörte dem Filmkonzern –, das Haus abzureißen und einen Neubau zu errichten.

Der neue „Ufa-Palast“

1958 hatte Hamburg wieder einen „Ufa-Palast“. Nicht am alten Platz, aber doch an ebenfalls traditionsreicher Stätte. Die Eröffnung am 26. Februar brachte trotz Eis und Schneegestöber 8000 Fans auf die Beine, die auf ihren Star warteten: Romy Schneider (1938–1982). Der „Abendblatt“-Reporter berichtete vom „Belagerungszustand“ auf dem Gänsemarkt. „Autoauffahrt wie noch nie. Premiere nach Hollywood-Muster. Lautsprecher verkünden die Prominenz. 20.45 Uhr: Romy fährt vor mit Regisseur [Alfred] Weidenmann [1918–2000]. Der Trubel wird frenetisch. Romy in hellblauer, paillettenglitzernder Robe (ohne Mantel!) im Blitzlichtfeuer. Lächelnd, winkend. Fast drei Minuten lang.“ Die Begeisterung über den „Ufa-Palast“ dagegen hielt sich in Grenzen. „Das neue Haus? Eine riesige ovale Muschel. Sehr warm wirkend durch die Teakholz-Verkleidung. Türkisblaue und lindgrüne Sessel. Modern. Ansprechend.“ Von dem Film, der an diesem Abend Premiere hatte, war kaum die Rede. „Scampolo“ war – wie die gesamte Ufa der 1950er Jahre – ein Remake, eine Imitation, die das Original nie vergessen ließ. Nach der Übernahme der Ufa-Kinos durch Heinz Riech (1923–1992) 1971 wurde der einstige Filmpalast zerlegt: Radikal unterteilte man den großen Saal – der ursprünglich knapp 1000 Sitzplätze und eine sechzehn Meter breite und sieben Meter hohe Leinwand hatte – durch den Einzug von Zwischendecken in mehrere kleine Säle, wobei Teile der ursprünglichen Wanddekoration einfach belassen wurden,

auch mussten aus statischen Gründen schon einmal Betonsäulen mitten in den Sälen stehen bleiben. Nach dem Umbau bestand der „Ufa-Palast“ aus vielen kleinen, so genannten „Schachtelkinos“. Zwischen Tiefparterre (Ufa 5, 6 und 7) übers Erdgeschoss (Ufa 1 und 2) bis hinauf in den ersten (Ufa 3 und 8) und zweiten Stock (Ufa 4) irrten verwirrte Zuschauerinnen und Zuschauer durch das Haus, um ihren Film zu finden. Es wurde noch schlimmer: 1983 fand noch einmal eine Unterteilung in dreizehn und 1990 in insgesamt sechzehn Kinosäle statt. Minderwertige Projektion, grauenhafter Ton-, wahrlich eine trostlose „Abspielstätte“ für Filme.

Das war das vorletzte Kapitel. Angesichts der Bedrohung durch die CinemaxX-Konkurrenz (siehe S. 290), die am Dammtorbahnhof gerade ihr erstes Hamburger Multiplex-Kino plante, beschloss die Ufa-Theater-AG, den inzwischen bizarr verschach-



Blick auf den „UFA-Filmpalast“ am Gänsemarkt, der 1958 an der Stelle des „Lessing-Theaters“ errichtet wurde. Abriss 2006. STAATSARCHIV HAMBURG

telten Kino-Palast abzureißen und durch ein eigenes Multiplex zu ersetzen. Am 27. Februar 1997 wurde – nun zum dritten Mal – ein „Ufa-Palast“ in Hamburg eröffnet. Auf acht Etagen gab es in zehn Sälen nunmehr 3200 Plätze. Komfort und Technik waren auf dem neuesten Stand, doch ein Filmopalast, der an die goldenen Zeiten der Kinokultur erinnert, war das neue Haus nicht. Es habe den Charme eines Einkaufszentrums, bemerkte die „taz“ zur Eröffnung: „Keine schönen Materialien, kein architektonischer Einfall, keine großzügige Geste stört die plumpe Stapelung von Kinoraum.“

Der Multiplex-Boom fiel bald in sich zusammen, das Kinosterben begann. Die Ufa gehörte dem Insolvenzverwalter, Miete wurde schon seit Längerem nicht gezahlt; das Grundstück am Gänsemarkt war wertvoll, eine Shopping Mall versprach mehr Rendite. Zum 31. Mai 2006 wurde der „Ufa-Palast“ geschlossen, zwei Monate später, im August 2006, begann bereits der Abriss. Der „Ufa-Palast“ war Geschichte. Seit 1913 hatte es an diesem Ort ein Kino gegeben, das Multiplex stand jedoch keine zehn Jahre. Ein unruhmlisches Ende.

Text: Michael Töteberg; Volker Reißmann

Skandal im „Lessing-Theater“: „Anders als die Andern“

Am 14. August 1919 zeigte das „Lessing-Theater“ erstmals den Film „Anders als die Andern“ und löste damit einen „Skandal“ aus. Was war geschehen? „Der Filmregisseur Richard Oswald [1880–1963] drehte ab 1917 verschiedene Aufklärungsfilm mit medizinischem oder sexuellem Inhalt, beispielsweise ‚Es werde Licht‘, in dem er sich mit Geschlechtskrankheiten auseinandersetzte. 1919 nahm er sich mit ‚Anders als die Andern‘ des Themas Homosexualität an. Das Drehbuch hatte er gemeinsam mit Dr. Magnus Hirschfeld [1868–1935] erarbeitet. Im Filmprogramm erläuterten die beiden ihre Ziele: ‚Das vorliegende Filmwerk ‚Anders als die Andern‘ will alles Sensationelle vermeiden und schlicht an einem Einzelschicksal zeigen, wie die so Veranlagten

schuldlos leiden, wie sie von Erpressern ausgesogen und durch den unseligen § 175 und die auf dem Homosexuellen ruhende Ächtung in Verzweiflung und in den Tod getrieben werden.“²⁴⁴⁾

Oswald gelang es, die aufklärerischen Filmpassagen, in denen Hirschfeld selbst auftritt, mit einer melodramatischen Handlung zu verknüpfen. Mit dem Star Conrad Veidt (Paul Körner) [1893–1943] und der lesbischen Tänzerin Anita Berber (Else) [1899–1928] standen ihm hochkarätige Schauspieler zur Verfügung.

Zum Inhalt dieses ‚sozialpsychologischen Filmwerkes‘: Der berühmte homosexuelle Violinspieler Paul Körner widmet sich der Förderung seines Schülers Kurt Sieders. Zwischen den beiden Männern entsteht eine Zuneigung, die nur durch Blicke und einen Händedruck angedeutet wird. Als Körner seinen Schüler nach einem Faschingsball mit zu sich nach Hause nimmt, gerät er in die Hände des Erpressers Franz Bollek. Nachdem er zunächst auf dessen Forderungen eingeht, ist er es nach einiger Zeit leid, Geldzahlungen zu leisten. Er zeigt sich selbst nach § 175 und seinen Erpresser an. Bollek wird zwar verurteilt, doch der Richter muss auch – gegen seine Überzeugung – Körner zu zehn Tagen Gefängnis verurteilen. Bevor er die Strafe antritt, bringt er sich mit Gift um.

Nachdem Hirschfeld bereits in seinem Filmbeitrag auf das Unrecht durch den § 175 hingewiesen hatte, erscheint zum Schluss das Strafgesetzbuch im Bild. Der Film endet damit, dass § 175 mit großen Pinselstrichen durchgestrichen wird.

Nach der Berliner Premiere am 24. Mai 1919 lief der Film im Deutschen Reich und im europäischen Ausland. Trotz oder gerade wegen erheblicher Proteste und Unruhen bei den Aufführungen war ‚Anders als die Andern‘ ein Kassenschlager. In den Zeitungen löste der Film eine Kontroverse über Homosexualität aus. In Wien, München und Stuttgart wurde der Film verboten.²⁴⁵⁾

In Hamburg war am 14. August 1919 Premiere im ‚Lessing-Theater‘ am Gänsemarkt. Dafür war bereits zwei Tage vorher geworben worden. In den ‚Hamburger Nachrichten‘ hatte das Lichtspieltheater eine

244 Best Male Stars: Conrad Veidt: Anders als die Andern. In: him applaus 2/1979.

245 Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850–1950. Ge-

schichte, Alltag und Kultur. Hrsg. vom Berlin Museum. Berlin 1984.

relativ große Anzeige geschaltet. Darin wurde der Filmtitel mit dem Schriftzug ‚§ 175‘ unterlegt.²⁴⁶⁾ Auch in Hamburg sorgten reaktionäre Kräfte bei der Aufführung für Störungen. Das DDP-nahe [Deutsche Demokratische Partei] ‚Hamburger Fremdenblatt‘, das im ganzen Deutschen Reich erschien, lobte den Film wegen seiner Sachlichkeit und seines Einfühlungsvermögens: ‚Im Lessing-Theater am Gänsemarkt wird gegenwärtig ein Film unter dem Titel ‚Anders als die Andern‘ gezeigt, bei dessen Erstaufführung es zu lärmenden Kundgebungen gekommen war. Auch uns war schon vor der Aufführung eine Protestkundgebung zugegangen. Wir beschlossen daher, uns den Gegenstand des Aergernisses erst selbst einmal anzusehen. Das ist inzwischen geschehen, und wir müssen gestehen, dass für ein Publikum, das nicht von vornherein gewillt ist, hier Protest zu erheben, kein Grund zu irgendwelcher Entrüstung besteht. Gerade wer der Mehrzahl unserer Filme scharf ablehnend gegenübersteht, auch den meisten, die im Lessing-Theater vorgeführt wurden, muss feststellen, dass hier eine ernste Sache ernst, ohne eine Spur von Spekulation auf niedere Instinkte, behandelt wird. Das gilt selbstverständlich nur von der moralischen Seite der Angelegenheit; das Aesthetische steht auf einem anderen Blatt. Es ist gewiss nicht jedermanns Sache, einen Vortrag des bekannten Sexualforschers Dr. Magnus Hirschfeld bei den Klän-

gen des Andantes aus Beethovens 5. Symphonie zu hören. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass in diesem Film ein Problem weitesten Kreisen vorgeführt wird, das bisher ängstlich und scheu, aber in noch schlimmer Weise heimlich beredet wurde und gerade dadurch nur Unwohl stiftete. Derartige Aufklärung kann man sich nicht nur gefallen lassen, sondern muss sie auch begrüßen; denn es handelt sich ja nicht darum, dass die ‚Andern‘ nun Gegenstand unserer Begeisterung (vieles an ihrem Gehabe wird stets unsympathisch wirken), sondern lediglich unseres Mitleids werden sollen.²⁴⁷⁾

Der erste homosexuelle Emanzipationsfilm war in konservativen Kreisen, zumindest hinter vorgehaltener Hand, ein wichtiges Argument, um 1920 die Filmzensur wieder einzuführen. Am 18. August 1920 wurde der Film verboten. Nach wie vor gestattet waren Aufführungen vor ‚bestimmten Personenkreisen, nämlich Ärzten und Medizinalbeflissenen, in Lehranstalten und wissenschaftlichen Instituten‘. Dr. Magnus Hirschfeld nutzte diese Möglichkeit in seinem Berliner ‚Institut für Sexualforschung‘.²⁴⁸⁾

Text mit freundlicher Genehmigung der Autoren aus dem Buch Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. 2. überarb. Aufl., Hamburg 2006, S. 37–38.

61. STATION

Gänsemarkt/ Büschstraße

Zahlenlotto des Herrn

Franz Peter Hiß (1770–1774)

Am 17. Juni 1770 fand die erste Ziehung des Zahlenlottos auf dem Gänsemarkt statt. Die Hamburgische Bürgerschaft hatte die Idee dazu, um „der Ausschleppung des Geldes (...) durch fremde Collecteurs (...) entgegenzuwirken“. Die Ziehung „5 aus 90“ begann um 15 Uhr und stand unter der Aufsicht

von Senatsvertretern. Zwei Waisenjungen zogen die Lose.

Der aus Frankreich stammende Bankier Franz Peter Hiß hatte vom Rat der Stadt Hamburg gegen Zahlung einer hohen Pachtgebühr ein zehnjähriges Privileg erhalten, diese Zahlenlotterie abzuhalten. „Der Ort der Ausspielung sollte Lossaus Haus am Gänsemarkt sein. Dieses Haus aber war das vierstöckige Gebäude, das Ernst Georg Sonnin [1713–1794] geschaffen hatte. Es stand an der Stelle des palastartigen, auch vierstöckigen Bauwerkes, das als Schott’sches Haus bekannt ist, das von der Straße so weit zurücklag, dass an jeder Seite noch ein Platz für ein zweistöckiges Haus mit Dachzimmern, bis an

246 Anzeige zum Film § 175 – ‚Anders als die Andern‘. In: Hamburger Nachrichten vom 14.8.1919.

247 Rezension von ‚Anders als die Andern‘. In: Hamburger Fremdenblatt

vom 20.8.1919 (Abendausgabe).

248 Eldorado, a. a. O., S. 28ff.



1170: Lottoziehung auf dem Gänsemarkt vor dem vierstöckigen Lossau'schen Haus, das von der Straße stark zurückgesetzt stand, so dass zwischen den beiden Vorderhäusern ein zweistöckiger Aufbau errichtet wurde, der eigentliche Ort der Lotterie.

STAATSARCHIV HAMBURG

die Straße reichend, [war]. (...) Zum Zwecke der Ausspielung wurde zwischen den beiden Vordergebäuden ein zweistöckiger Aufbau angebracht, der eigentliche Ort der Lotterie, den das auf dem Gänsemarkt gedrängt stehende Publikum einsehen konnte.“²⁴⁹

Da auch die umliegenden dänischen Städte Altona und Wandsbek das Zahlenlotto einführten, war die

Konkurrenz für Hiß so stark – zumal er selbst, im Gegensatz zu Wandsbek und Altona, wo der dänische Staat dieses finanzielle Risiko übernahm, das Risiko einer Gewinnauszahlung trug –, dass er bereits nach vier Jahren sein Privileg zurückgab.

62. STATION

Büschstraße

Benannt nach „Antrag des Grundeigentümers Wilhelm Sillem nach der Familie seiner Mutter Wilhelmine (1722–1852), einer Tochter des Professors am Akademischen Gymnasium Johann Georg Büsch (1728–1800)“.²⁵⁰ Diese kleine Straße geht vom Gänsemarkt ab und führt zur Großen Theaterstraße

Der Kaufmann Wilhelm Sillem (1804–1885) hatte den Grund und Boden gekauft, um dort eine mit vornehmen Häusern bebaute Straße anzulegen, „die, als Parallele zu Böckmanns Neuem Jungfernstieg [siehe S. 228] angesehenen Bürgern der Stadt ein Domizil gehobenen Geschmacks bieten sollte. Er war kaum ein halbes Jahr Besitzer, als er schon im Oktober 1841 dem Hypothekenamt einen Aufteilungsplan zur Parzellierung vorlegen konnte. Ge-

plant waren 16 Plätze, acht an jeder Stelle einer Straße (...).“²⁵¹

Die Büschstraße erhielt eine einheitliche klassizistische Bebauung. Hiervon ist heute nur noch die Fassade des Hauses Nr. 9 erhalten, das 1841/42 von Eduard Averdieck (1810–1882) erbaut wurde.



Büschstraße, 1841/42, aus: Hermann Hipp: Colonnaden. Arbeitshefte zur Denkmalpflege Nr. 2. Hamburg 1975.

²⁴⁹ Armin Clasen: Der Gänsemarkt. Zur Bau- und Grundstücksgeschichte seiner Nordseite. Hrsg. von der Hamburg-Mannheimer Versicherungs-AG in Zusammenarbeit mit dem Verein für

Hamburgische Geschichte. Hamburg 1979, S. 60.

²⁵⁰ Horst Beckershaus: Die Hamburger Straßennamen. Woher sie kommen und was sie bedeuten. Hamburg 1997,

S. 67.

²⁵¹ Armin Clasen: Der Gänsemarkt. a. a. O., S. 61.

63. STATION

Gänsemarkt 66–69

(alte Nummerierung, heute: Colonnaden 17/19)

Gänsemarktoper/„Opernhof“ (Standort: 1677–1757 Abriss); die Oper ein Wirtschafts-, Standort- und PR-Faktor (17.–18. Jh.); Inneneinrichtung, Operntechnik und das Publikum (17.–18. Jh.); der Niedergang der Gänsemarktoper (18. Jh.); Opernchefin mit Ausstrahlung: Margaretha Susanna Kayser, geb. Vogel (18. Jh.); „Comödienhaus“ (Standort: 1765–1827, Abriss 1877); Nationaltheater (siehe S. 185)

Gänsemarktoper/„Opernhof“

Als die Colonnaden noch nicht erbaut waren, hieß die Adresse des Opernhauses: Gänsemarkt 66–69. Sein Standort war östlich des Gänsemarktes, dort, wo sich heute in den Colonnaden 17/19 der Hintereingang zur Gänsemarktpassage befindet.

Der „Opernhof“ war nur vom Gänsemarkt her zugänglich. An dessen Ende stand das 1677 gegründete Opernhaus, welches 1765 durch einen Neubau ersetzt wurde (siehe „Comödienhaus“ S. 216). Innerhalb des Bereiches „Opernhof“ befanden sich der Böckmann'sche Garten (siehe S. 228), der östlich und nördlich an den „Opernhof“ anschloss und ursprünglich bis an die Alster reichte, und der Buek'sche Garten, der im nördlichen Teil des Terrains lag.

Lage des „Opernhofes“ / Oper am Gänsemarkt / „Comödienhaus“. Kartenausschnitt aus: Grundriss der Kaiserl. Freien Reichs-Stadt Hamburg im Jahr 1794, gestochen von T. A. Pingeling, Hamburg 1794. STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG KT H144



Im „Opernhof“ standen auch kleine Wohnbuden, überragt vom Opernhaus.

Die erste stehende und kommerziell betriebene Opernbühne in Deutschland war kein Prunkbau, wie etwa ein Hoftheater, sondern ein unscheinbares Ziegelfachwerkhäus.

Oft wird die Gänsemarktoper als „Bürgeroper“ bezeichnet. Zwar waren alle Operneigentümer bürgerlich und ein Großteil der Direktionen und Pächter, aber der Einfluss der Adelskultur blieb prägend.²⁵²⁾ „Der Anstoß zur Gründung eines ständigen Opernunternehmens kam von außen und resultierte unmittelbar aus der (...) Rolle Hamburgs als diplomatisches Zentrum.“²⁵³⁾ Gesandte und Mitglieder verschiedener Höfe wollten auch in Hamburg auf den Genuss eines Opernbesuches, so wie es an den adligen Höfen üblich war, nicht verzichten. Einer, der besonderen Wert auf solch eine Freizeitgestaltung legte, war Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein (1641–1695), der auf Grund politischer Auseinandersetzungen zwischen Dänemark und Schweden in Hamburg Zuflucht gefunden hatte und dort von 1676 bis 1679 und von 1684 bis 1689 im Exil lebte. Zusammen mit ihm wurde zur Übernahme der finanziellen Risiken ein Konsortium zum Bau einer Oper gegründet. Zu diesem Konsortium zählten auch der Rechtsanwalt und spätere Ratsherr Gerhard Schott (1641–1702), der Jurist und spätere Bürgermeister Peter Lütkens (siehe auch S. 25) und der Organist der Hauptkirche St. Katharinen Jan Adam Reinken (1643–1722).

252 Vgl.: Joachim R. M. Wendt: Neues zur Geschichte der Hamburger Gänsemarktoper. In: Hans Joachim Marx (Hrsg.): Beiträge zur Musikgeschichte Hamburgs vom Mittelalter bis

in die Neuzeit. Hamburger Jahrbuch für Musikwissenschaft. Bd. 18. Frankfurt/M., Berlin, Bern u. a. 2001, S. 190.
253 Hans-Dieter Loose: Kaufleute, Mäzene und Diplomaten – Finanzie-

rung und Organisationsstruktur der alten Hamburger Oper am Gänsemarkt. In: Siegfried Schmalzriedt (Hrsg.): Aspekte der Musik des Barock. Aufführungspraxis und Stil. Bericht über die

Eröffnet wurde die Bühne 1678 mit einem biblischen Stoff: einer Adam- und Eva-Oper: „Der erschaffene, gefallene und auffgerichtete Mensch“ (Musik: Johann Theile (1646–1724), dem Hofkapellmeister von Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein; Libretto: Christian Richter), „(...) doch war sie vermutlich nicht die offizielle Eröffnungsooper, sondern sollte als Vorausvorstellung die einflussreichen Hamburger Persönlichkeiten mit dem neuen musikalischen Medium vertraut machen und versöhnen, denn in Hamburg gab es viele und heftige Vorbehalte gegen die Oper.“²⁵⁴) Die Hauptkritikpunkte waren – ganz kaufmännisch gedacht – die hohen Kosten für Opernaufführungen, „zum zweiten waren sie höfischer Herkunft, was die bürgerliche Skepsis gegen alles Aristokratische heraufbeschwor, und zum dritten waren sie ungewohnt und seltsam, denn kein Mensch unterhielt sich im normalen Leben mit dem Gesprächspartner singend.“²⁵⁵)

Besonders heftig reagierte aber die Hamburger Geistlichkeit auf die Oper. Dabei gab es auch hier zwei Lager. „Die eine Seite ließ die Oper unter bestimmten Bedingungen gelten und verfasste sogar selbst manche Libretti, die Gegenseite verteufelte die Oper und verlangte vom Rat ein Verbot. Hier beruhigend einzuwirken, war vermutlich der Sinn der ‚geistlichen‘ Voreröffnung mit Theiles Adam- und-Eva-Oper (...).“²⁵⁶)

Die Befriedung gelang, doch 1681 brach der Streit erneut heftig auf. So verlangte der Pietist Anton Rei-

ser [1628–1686], Pastor an St. Jacobi, in seiner gedruckten Schrift „Theatromania oder die Werke der Finsterniß in den öffentlichen Schauspielen, von den alten Kirchenlehrern und etlichen heidnischen Scribenten verdammet“ ein Verbot von Oper und Theater. „Der Pietismus setzte sich in diesen Jahren intensiv mit dem Einfluss der Künste auf die Menschen und ihr Seelenheil auseinander, da er begriffen hatte, dass die Künste – selbst in kirchlichem Zusammenhang – eine ästhetische Eigenqualität entfalteten, die die Sinne der Betrachter und Zuhörer von den dadurch vermittelten geistlichen und moralischen Wahrheiten ablenkte, und speziell die Musik mit ihrem berausenden Zauber galt als unheilig.“²⁵⁷)

Gegen diese Schrift wurden mehrere Gegenschriften veröffentlicht, so dass schließlich wieder Ruhe einkehrte. Doch diese war nur von einiger Dauer. „Mit dem ersten Höhepunkt der innerpolitischen Hamburger Auseinandersetzungen [siehe dazu auch S. 26 Dammtorstraße 14, Garten von Peter Lütkens] 1685/86 geriet jedoch auch die Oper wieder zwischen die feindlichen Fronten und musste auf Beschluss der Bürgerschaft für mehr als ein Jahr den Betrieb einstellen. Als Gerhard Schott schließlich auf Wunsch der Residenten der auswärtigen Mächte am 14. April 1687 die Opernaufführungen wieder aufnahm, brach der Sturm der Entrüstung seitens der inzwischen verstärkten pietistischen Partei der Geistlichkeit los. Schott versuchte, durch eine Unterschriftenaktion an der Börse, den Opernbetrieb zu retten, doch der geringe Erfolg zwang ihn, die Oper erneut zu schließen, während der Rat beim Geistlichen Ministerium eine Entscheidung einholte, ob das Theater den Status der theologischen ‚Adiaphora‘, also der ‚geistlichen Mitteldinge‘, die weder von sich aus gut noch von sich aus schlecht wären, für sich beanspruchen könnte. Die Geistlichen waren uneins, und Schott erreichte endlich beim Rat die Erlaubnis, wieder Opern spielen zu lassen, doch die Predigten gegen die Oper hörten nicht auf. Dadurch sah sich Schott veranlasst, sich in seinem Bemühen um die Oper der Meinung auswärtiger Autoritäten zu versichern, und holte gegen Ende des Jahres 1687 Gutachten von den theologischen und



Das erste Opernhaus am Gänsemarkt (1677–1757), Abbildung von 1726. STAATSARCHIV HAMBURG

Symposien der internationalen Händel-Akademie Karlsruhe 2001 bis 2004. Karlsruhe 2006, S. 324.

254 Gisela Jaacks: Hamburg zu Lust und Nutz. Bürgerliches Musikverständ-

nis zwischen Barock und Aufklärung (1660–1760). Hamburg 1997, S. 80.

255 Gisela Jaacks, a. a. O., S. 81.

256 ebenda.

257 ebenda.

juristischen Fakultäten der Universitäten Jena, Rostock und Wittenberg und von dem gelehrten, musikliebenden und pietistenfeindlichen neuen Hamburger Jakobihauptpastor Johann Friedrich Mayer ein [1650–1712].“²⁵⁸)

Damit wurde dann wieder Ruhe erreicht. Doch es flammten in der Folgezeit immer wieder von Seiten der Kirche Proteste gegen die Oper auf, besonders dann, wenn in ihren Augen die gesellschafts-politische Situation solch ein Vergnügen nicht zuließ, so in Zeiten von Unruhen, Kriegen und während des Ausbruchs der Pest.

Die Oper, ein Wirtschafts-, Standort- und PR-Faktor

In Hamburg, einem Zentrum der Diplomatie und des Nachrichtenwesens, wurde mit Festen, Musik, Tanz und Oper Politik gemacht – auch vom Rat der Stadt. Und das nach dem Vorbild der Fürstenhöfe, auch wenn die Stadtkämmerer immer wieder auf die Sparbremsen traten. „Das Theater diene nicht nur zur Unterhaltung der Hamburger Bürger, die Aufführungen waren mitunter auch Teil von diplomatischen Bemühungen (...). Der Hamburger Rat bezeugte z. B. seine Kaiserstreue durch aufwendige Festopern zu Ehren des Habsburger Herrscherhauses, auswärtige Gesandte verherrlichten ihre Regierungen mit ebensolchen Produktionen im Opernhaus.“²⁵⁹)

Die Oper war ein Wirtschafts-, Standort- und PR-Faktor. „Es gab im deutschen Reich während des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts kein zweites Opernhaus, das wie das Theater am Gänsemarkt im Schnittpunkt unterschiedlicher Propagandarichtungen lag und von allen beteiligten Parteien (bis auf eine) genutzt werden konnte: Politische Botschaften im musikalischen Gewand wurden vom Rat an den Kaiser übermittelt, von Botschaften auswärtiger Mächte an andere Botschafter und die Stadt Hamburg, vom Operndirektor als ‚Sprachrohr‘ des Rates an fremde Monarchen und Fürsten, und vom Rat an die eigene Bevölkerung, die als einzige Partei nur rezipierte und nicht mit Bühnenwerken, sondern

mit Aufsässigkeit oder Unterordnung reagierte. Die Gänsemarkt-Bühne verdankte diese singuläre Position dem besonderen Status Hamburgs, das zum einen als zweitgrößte Stadt des Reiches und Zentrum von Handel, Diplomatie und Geistesleben den intellektuellen und finanziellen Nährboden für Gesamtkunstwerke wie etwa das Fest zur Kaiserkrönung von 1712 bot, zum andern durch seine exponierte Lage am Nordrand des Reiches und seine innen- und außenpolitisch labile Situation zum ständigen Lavieren zwischen verschiedenen Mächten gezwungen war. (...) So wie Deutschlands Territorialfürsten durch den Bau von einander übertrumpfenden Residenzanlagen die ‚grandeur‘ ihres Hauses demonstrieren wollten, versuchte auch eine Stadt wie Hamburg ihre Rolle im Reich und ihre Ressourcen plakativ dazustellen – und fand in diesem Fall das Fest und die Oper als geeignetes Medium dafür. Wenn es zu Auseinandersetzungen um die Kosten für die Festopern kam, wurde ihre Berechtigung ja in etlichen Fällen damit begründet, dass sie Hamburg zur Ehre gereichten und das Ansehen der Stadt nicht nur im Reich, sondern auch in anderen Ländern erhöhten. Man sah die Ausgaben also auch, modern gesprochen, als ‚Werbungskosten‘ an, die auf keinen exakt bezifferten Gegenwert bezogen waren, sondern indirekt (auch durch das Anlocken von ‚Kulturtouristen‘) zur Förderung der Wirtschaft beitragen sollten.

Welche Bedeutung den Festopern zugemessen wurde, belegt das Bemühen der Hamburger Textdichter, über die Standardmotive der Fürstenverherrlichung hinaus ihre Libretti den politischen oder dynastischen Gegebenheiten genauestens anzupassen. In der bewundernswert geschickten Auswahl von neuen, noch nie auf der Opernbühne gesehenen Sujets, in der Loslösung von den vorherrschenden italienischen und französischen Modellen und im Streben nach historischer Authentizität des Dargestellten liegt ein Teil der künstlerischen Qualität von vielen dieser Werke“²⁶⁰) schreibt Dorothea Schröder in ihrem Buch „Zeitgeschichte auf der Opernbühne“. 1745 wurde die letzte politisch motivierte Hamburger Festoper aufgeführt.

258 Gisela Jaacks, a. a. O., S. 87.

259 Rüdiger Thomsen-Fürst: Hamburg musikalisch. Spurensuche in der Neustadt. Hamburg 2000, S. 30.

260 Dorothea Schröder: Zeitgeschich-

te auf der Opernbühne. Barockes Musiktheater in Hamburg im Dienst von Politik und Diplomatie (1690–1745). Göttingen 1998, S. 297 f.

Inneneinrichtung, Operntechnik und das Publikum

Viele Quellen rund um die Oper sind durch mangelnde Wertschätzung, Brände und Kriegsverlust verloren gegangen. So sind keine Zeichnungen der alten Bühnentechnik und des Zuschauerraumes überliefert. Aber es gibt Beschreibungen von Opernbesuchern, literarische Texte und Bilder von Aufführungen, die Pracht und ausgefeilte Bühnentechnik belegen. Die Bühne war eine sehr tiefe Bühne, mit drei hintereinanderliegenden Spielflächen: einer Vorbühne mit je sieben seitlichen Kulissenpaaren und zwei Hinterbühnen mit acht Kulissenpaaren. Diese vielen Kulissen waren für die damalige Zeit außergewöhnlich und imponierend.²⁶¹⁾

Die Anordnung der Kulissen entsprach der zentralperspektivischen barocken Bühnenanlage und ermöglichte rasante Szenenwechsel. Zur Trickkiste gehörten auch Konstruktionen für Versenkungen und Flugmaschinen in den Ober- und Unterwelten. Dorothea Schröder berichtet von ausgeklügelter Lichtregie, mit deren Hilfe Sonnenaufgänge und Gewitterszenen inszeniert werden konnten. Es konnten sogar Feuerwerke, Feuerräder und Raketen auf der Bühne abgebrannt werden, was natürlich nicht ungefährlich war. Deshalb wurde die Bühne mit Sand abgestreut und hinter den Kulissen von Mitgliedern der Bürgerwache mit gefüllten Wassereimern beobachtet. Theaterbrände aus anderen Städten sind bekannt, in Hamburg ist nie etwas wirklich Schlimmes passiert. Nur in einer Quelle hat Dorothea Schröder den Hinweis gefunden, dass das Theater beinahe abgebrannt wäre. Danach wurden die Feuerwerke abgeschafft und so genannte Illuminationen aufgebaut. Das waren transparente Bühnenbilder, die von hinten beleuchtet wurden – etwa wie Beamer- oder Diaprojektionen, sicher ein überwältigender Anblick.

Auch wird in Quellen davon berichtet, dass in diesem mit Logen, Parterre und Gallerien versehenen Gebäude keine Kosten gespart wurden: „Die Logen waren zu Sitzplätzen so eingerichtet, dass sie 9 bis 12 Personen bequem fassen konnten. Sie waren alle mit dünnem Bretterwerk voneinander geschieden

und vom Theater her hinlänglich durchhellte, damit die Damen und Herren in ihren Opernbüchern (die zu jeder neuen Oper gedruckt erschienen und verkauft wurden) nachlesen konnten.“²⁶²⁾

Über die Zusammensetzung und Sitzplätze der Besucherinnen und Besucher lässt sich jedoch mangels Quellen nichts Eindeutiges sagen, denn für Hamburg sind keine Logen- oder Vermietungspläne der einzelnen Plätze überliefert, wie es sie beispielsweise aus italienischen Barocktheatern gibt. Dadurch kann nicht genau festgestellt werden, wie die einzelnen sozialen Schichten auf das Theater verteilt ihre Plätze hatten – ob es Stammkunden gab oder ob zu jeder Saison neue Kunden hinzukamen –, aber man kann sich aus einigen Berichten ein gewisses Bild vom Publikum machen: Die rund 2000 Besucherinnen und Besucher werden kaum in andachtsvoller Stille dem Operngeschehen gelauscht haben. 1680 hatte der Hamburger Rat ein Mandat gegen Tätlichkeiten im Opernhaus erlassen.²⁶³⁾

Farbig und aufschlussreich sind die Berichte von Thomas Lediard (1684–1743), einem vielseitigen Sekretär der Britischen Gesandtschaft, Bühnenbildner und Ausstatter prunkvoller Opernaufführungen, zur Feier des englischen Königshauses. Lediard schrieb in der Maskerade eines anonymen Kundschafters: „Ich bath meinen Wirt mit mir zur Oper zu gehen, und hoffete, mich mehr mit dem Anblick der Gesellschaft als mit dem Stück selbst zu ergötzen, weil ich hörte, daß der Platz im Parterre nur einen halben Thaler, oder ungefähr zwey englische Schilling kostete. Allein ich betrog mich hierin und fand, dass die Oper meine Erwartungen weit übertraf. Das Haus ist groß und hübsch. (Die Schaubühne ist sehr lang, und wie ich glaube, bey der weitesten Öffnung nicht viel weniger als hundert Fuß tief, und verhältnismäßig breit, aber zu niedrig für seine Länge und zu abhängig.) Das Parterre ist sehr schön und bequem in Gestalt eines Amphitheaters mit einem Platz zwischen ihm und dem Orchester von ungefehr zehn Fuß breit, für die Herren, welche Spazieren gehen und sich unterreden wollen, welcher so viel tiefer als das Amphitheater liegt, dass man daselbst immerhin stehen kann, ohne den andern Zuschauern die Ansicht zu benehmen.

²⁶¹ Vgl.: Joachim E. Wenzel: Die Geschichte der Hamburger Oper 1678–1978. Hamburg 1978, S. 10.

²⁶² Friedrich Wilhelm Schütz: Hamburgische Theatergeschichte. Hamburg

1794. Zit. nach: Joachim E. Wenzel, a. a. O.; S. 11.

²⁶³ J. E. Wenzel, a. a. O., S. 18.

An dem einen Ende dieses Ganges ist eine Bude, worin Thee, Caffee, gebrannte Wasser und andere Erfrischungen verkauft werden.“²⁶⁴)

Für acht Schillinge konnten die Besucherinnen und Besucher ein Libretto kaufen und im erleuchteten Zuschauerraum mit- und nachlesen, was auf der Bühne passierte. Doch blieben Missverständnisse keineswegs ausgeschlossen, bei der Vielzahl von Stoffen und Figuren. So wird 1724 in der satirischen Maskerade eines jungen Mannes und Opernneulings in der moralischen Wochenschrift „Der Patriot“ berichtet: „Die wenigsten hatten Bücher und musten entweder alles vorher auswendig gelernt haben oder sich auch eine Ehre machen, dass sie durchaus nicht zuhören wollten. Ich hatte dessen in der Loge neben mir verschiedene Proben, die mich nicht wenig beunruhigten, wiewohl auch zugleich von der Einfalt eines jungen wohl-brodirtten, und, dem Ansehen nach, sonst artigen Herren, der vielleicht eben wie ich, zuvor noch nie eine Oper gesehen hatte. Dieser, so noch am emsigsten zuhörte, fragte mich einst: was itzund für eine Person sünge? Und ich antwortete ihm: Gensericus. Ey sagte er, und zeigte sein Buch, hier steht ja: Aria. Ich hatte Mühe, meine Befremdung über diesen Handel nicht bloß zu geben; unter seiner Gesellschaft hingegen, die es nothwendig hören musste, entstund darüber ein lautes Gelächter.“

Der Niedergang der Gänsemarktoper

Über 300 verschiedene Opern wurden in der Oper am Gänsemarkt aufgeführt. Viele Opern waren deutschsprachige Bearbeitungen von italienischen oder französischen Vorlagen oder Neuschöpfungen, gelegentlich mit Hamburger Lokalkolorit und plattdeutschen Einlagen. Rund 50 Opern, also ein Sechstel, waren Festopern (Singballette, Serenaten, Prologe, Epiloge). Gewidmet den gekrönten oder zumindest adligen Häuptern waren sie Spezialanfertigungen für Krönungen, Fürstinnen- und Fürstengeburtstage, Hochzeiten und militärische Erfolge, die von den in Hamburg residierenden Gesandten dieser Fürsten in Auftrag gegeben worden waren.²⁶⁵) Doch trotz künstlerischer Hochleistungen war die

Oper am Gänsemarkt nach Gerhard Schotts Tod 1702 angewiesen auf Zuschüsse aus Adels- und Diplomatkreisen. „Ausnahmslos arbeiteten die Operndirektionen von 1722 bis 1734 und darüber hinaus bis April 1738 mit Verlust.“²⁶⁶)

Die Operndirektionen wechselten, einzig Margaretha Susanna Kayser, eine berühmte Sängerin, behauptete sich über einen längeren Zeitraum.

Opernchefin mit Ausstrahlung: **Margaretha Susanna Kayser**, geb. Vogel, (21.3.1690–8.3.1774)

„Madame Kayserin“, wie sie respektvoll genannt wurde, war wohl die berühmteste Sängerin an der Hamburger Gänsemarktoper. Sie stammte aus einer Musikerfamilie und war nicht verwandt mit dem Opernkomponisten Reinhard Keiser (1674–1739). Ihr Vater war der Opersänger Johann Heinrich Vogel, über die Mutter ist noch nichts bekannt. Margaretha Susanna Kayser verkörperte Kaiserinnen und Zauberinnen ebenso wie Dienstbotinnen, sang in Festmusiken und Konzerten, war Konzertunternehmerin und eine enge Mitarbeiterin des Hamburger Musikdirektors Georg Philipp Telemann (1681–1767). Sie sang in seinen Oratorien, Opern und Kapitänsmusiken und wirkte als erste Frau mit Johann Mattheson (1681–1764) bei Kirchenmusiken im Hamburger Dom mit. „Den 17. Sept. [1714] hielt er [Mattheson] Musik im Dom, und führte Madame Kayser aufs Chor, welches, ausser obigem Exempel, zuvor in keiner hamburgischen Kirche geschehen war, daß ein Frauenzimmer mit musiciret hätte; hinführo aber im Dom allemahl, bey seiner Zeit, geschah.“²⁶⁷)

Außerdem trat Madame Kayser in Brüssel, Kopenhagen und in Darmstadt auf, wo sie zwischen 1709 und 1717 als bestellte Hofsängerin wirkte. Ihr Operndebüt in Hamburg als Mirtenia in Christoph Graupners (1683–1760) Oper „Antiochus“ (1708) war so erfolgreich, dass ihr Johann Ulrich König (1688–1744) ein Lobgedicht widmete. Später verkörperte sie fast alle weiblichen Hauptrollen des Repertoires – darunter so schillernde Figuren wie 1725 die Königin Kleopatra in Georg Friedrich Händels (1685–1759) „Julius Caesar“.

264 Thomas Lediard: Der deutsche Kundschafter. Aus der zweyten Londoner Ausgabe von 1740 übersetzt. Lemgo 1764, S. 120f.
265 Vgl.: D. Schröder, a. a. O., S. 1.

266 J. R. M. Wendt, a. a. O., S. 186.
267 Johann Mattheson: Grundlage einer Ehren-Pforte, Hamburg 1740. Nachdr. Berlin 1910, S. 203.

Aber auch resolute Dienstbotinnen wie Gesche und Gretje in Opern mit Hamburger Lokalkolorit kreierte sie. Zwischen 1729 und 1737 übernahm sie auch noch die Leitung des Opernhauses. Einige ihrer neun Kinder wirkten als Sängerinnen und Sänger und Musiker, wie Sophie Amalia verh. Verocai (vor 1712–1747) und Gottfried Otto (1718–1796). Hohe Gagen erhielt die Kayserin für ihre Auftritte bei bürgerlichen Hochzeiten, für die sie gelegentlich auch Hochzeitskantaten-Texte beisteuerte. 1751 ging sie nach Stockholm, ist dort spätestens ab 1754 als Hof-sängerin nachgewiesen. Trotz ihres respektierten Wirkens in der Öffentlichkeit spiegelte ihre Ehe alltägliche patriarchale Gewaltverhältnisse wider: 1706 hatte sie in Hamburg den Violinisten und Holzbläser Johann Kayser (1685?–1766) geheiratet, der sie verprügelte und betrog.²⁶⁸⁾

Im April 1738 wurde das Hamburger „Theatro“ als „selbständiges Unternehmen“ geschlossen.²⁶⁹⁾

Fortan wurde das Haus vor allem von fahrenden italienischen Opernunternehmern besucht. In den Jahren von 1740 bis 1754 kamen die Brüder Mingotti (Pietro um 1702–1750; Angelo um 1700 bis nach 1767) regelmäßig mit den berühmten Primadonnen Francesca Cuzzoni (1698–1770) und Marianne Pirker (1717–1782) nach Hamburg.

Mit dem Niedergang der Oper ging der langsame und mühsame Aufstieg des Sprechtheaters einher, der in Deutschland eng mit dem Namen einer Frau, der Prinzipalin Friederike Caroline Neuber, geb. Weißenborn, gen. Die Neuberin (9.3.1697–30.11.1760), verbunden ist, die eine Wandertruppe leitete.

Caroline Neuber, der begabten und gebildeten Tochter eines Advokaten aus Zwickau, ging es darum, das Theater in den Rang einer anerkannten hohen Kunst zu heben und zu professionalisieren. Sie verwarf Gaukelei und wildes Possenspiel und orientierte sich stattdessen in Repertoire und Darstellungsweise an der französischen Klassik mit ihrem Geist edler Gefasstheit, Würde und Pflicht. Um das gesellschaftliche Ansehen des als „Fahrendes Volk“ diskreditierten Schauspielerstandes zu verbessern, stellte

sie die unverheirateten jungen Mädchen unter ihre Aufsicht und drängte sie zur Ehe. Die unverheirateten Männer nahm sie als Kostgänger, damit sie nicht ins Wirtshaus gingen.

Obwohl sie das erbetene Privileg, zwölf Jahre in Hamburg spielen zu dürfen, um Ruhe für eine kontinuierliche Arbeit zu haben, nicht erhielt, pachtete sie 1738 das Opernhaus. Doch dem an Opernhaus und Amusement gewöhnten Publikum missfiel das Neue. Selbst als die Neuberin im zweiten Jahr gewisse Konzessionen an den Publikumsgeschmack machte, konnte sie das Theater nicht halten und zog nach einer bitteren Abschiedsrede 1740 weiter nach Petersburg. 1751 musste sie verarmt und verschuldet ihre Truppe aufgeben.

Ab Oktober 1751 stand das Haus leer und wurde 1757 wegen Baufälligkeit abgerissen.²⁷⁰⁾ Wegen der niedrigen Lage des Grundes hatte sich immer wieder Alsterwasser im Keller des Opernhauses gesammelt, so dass das unterste Gebäck verfault war.

Text: Birgit Kiupel

Das „Comödienhaus“

An Stelle des Opernhauses wurde das Ackermann'sche „Comödienhaus“ errichtet, das am 31. Juli 1765 eröffnet wurde. Konrad Ernst Ackermann (1712–1771) hatte auf eigene Rechnung das „Comödienhaus“ bauen lassen. „Der Platz, auf dem das Haus [„Comödienhaus“] stand, war nicht sehr geräumig, der Eingang zu dem selben wurde von zwei schmalen, mit Buden besetzten Höfen gebildet, die schlecht gepflastert waren, und bei schlechtem Wetter grundlose Pfützen aufwiesen, genau wie der Platz vor dem Theater, was manchen vom Besuche abhielt. Die Zugänge des Theaters, die zu den Sitzplätzen führten waren eng und unbequem angelegt“,²⁷¹⁾ schrieb J. K. Heckscher.

Das Haus „war (...) nur ein schmuckloses, mit Brettern belegtes Gebäude, das versteckt im Hintergrund eines engen Hofes lag. Vor dem Hause hingen ständig auf ausgespannten Leinen die den Hausbewohnern gehörenden Hosen, Hemden und andere Wä-

268 Biographisches über Schauspielerinnen und Sängerinnen der Hamburger Oper siehe auch die Publikation: Rita Bake, Brita Reimers: So lebten sie! Spazieren auf den Wegen von Frauen in

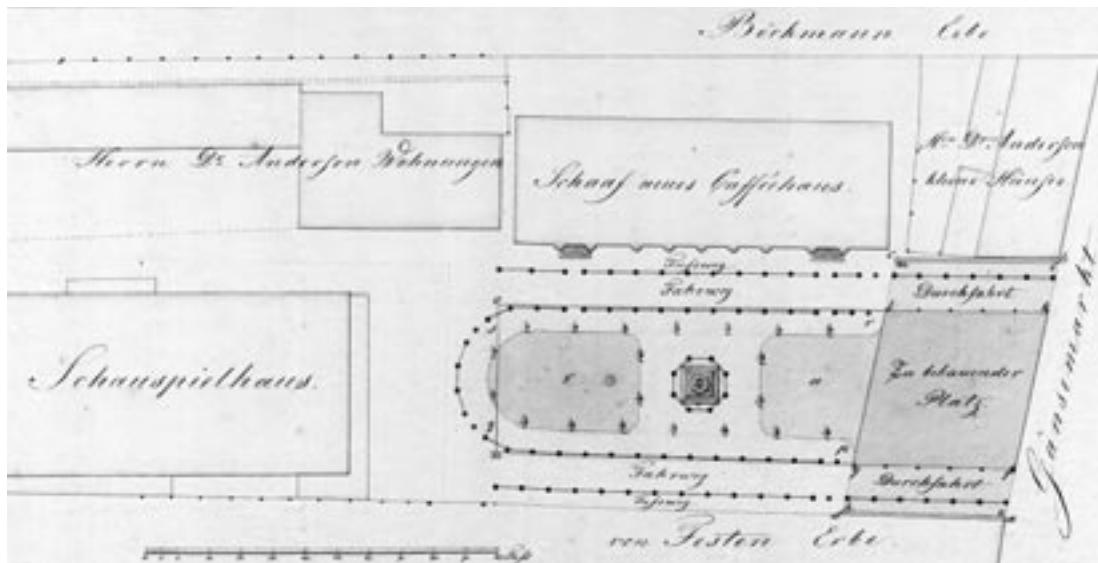
Hamburgs Alt- und Neustadt. Hamburg 2003.

269 J. R. M. Wendt, a. a. O., S. 188.

270 J. R. M. Wendt, a. a. O., S. 190.

271 J. K. Heckscher im Jahresbericht

des Museums für Hamburgische Geschichte. In: Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. Bd. 11. H. 1. Nr. 1. 1911, S. 8.



Grundriss des Platzes vor dem Ackermann'schen „Comödienhaus“ am Gänsemarkt, Zeichnung von 1814.

STAATSARCHIV HAMBURG

schegegenstände, die dort trocknen sollten, und gaben den Theatergängern Anlass zu allerlei Scherzreden. Hatte man die auf der Straße stehende kleine Kasse passiert, so gelangte man über einen engen, schwach erhellten Korridor zu einer schmalen steilen Treppe, die man erklimmen musste, um ins Parterre zu gelangen. Hier standen dann einige einfache, mit dunklem Tuch überzogene Bänke ohne Lehne, auf denen nur wenige Zuschauer Platz fanden, während die meisten unmittelbar hinter dem Orchester oder zu beiden Seiten der Sitzplätze standen. Außer dem

Parterre gab es einen ersten und zweiten Rang und darüber eine Galerie, deren Besucher bei Regenwetter ihre nass gewordenen Mäntel und Umhänge einfach über die Logenbrüstung zum Trocknen aushängten, so dass die Leute im Parterre zu ihrem größten Ärger stets betröpfelt wurden.²⁷²

Nach zwei Jahren war Ackermann ruiniert. Die Bühne ging an Abel Seyler (1730–1800) und zwei weitere Kaufleute über, die das erste deutsche Nationaltheater gründeten (siehe dazu S. 185). Nach Seylers Scheitern übernahm Ackermann 1769 die Bühne erneut auf eigene Rechnung. Ein halbes Jahr vor seinem Tod übergab er sie 1771 offiziell an seine Frau Sophie Charlotte Schröder, geb. Biereichel, in zweiter Ehe verheiratete Ackermann (10.5.1714–13.10.1792) und seinen Stiefsohn Friedrich Ludwig Schröder (1744–1816), der aus einer kurzzeitigen Wiedervereinigung Sophie Charlotte Schröders mit ihrem ersten Ehemann stammte.

Sophie Charlotte Schröder, Tochter eines Goldstickers, hatte in Berlin den Organisten Schröder geheiratet, sich jedoch 1738 von ihm getrennt, weil der trunksüchtige Mann sie nicht ernähren konnte. In Hamburg suchte sie mit Näharbeiten ihr Auskommen, bis der berühmte Schauspieler Konrad Ekhof (1720–



Anstelle des Opernhauses wurde 1765 das Ackermann'sche „Comödienhaus“ errichtet, das 1765 eröffnet wurde. STAATSARCHIV HAMBURG

272 Max W. Busch und Peter Dannenberg (Hrsg.): Die Hamburgische Staatsoper I. 1678–1945. Bürgeroper-Stadt-Theater-Staatsoper. Zürich 1988.

1778) sie 1740 mit zur Schönemann'schen Truppe nach Lüneburg nahm. Ob es um einen Rollenstreit oder eine unerfüllte Geldforderung ging, 1741 packte Madame Schröder kurz entschlossen ihre Habe zusammen und gründete eine eigene Truppe, wobei sie die Kollegen Konrad Ackermann, ihren späteren zweiten Ehemann, und das Ehepaar Starke mit sich nach Hamburg zog. Schönemann reiste ihr nach, um seine Privilegien in Hamburg zu sichern. Nach einem sechswöchigen Prozess erhielt jedoch Madame Schröder die Genehmigung, in Hamburg zu spielen. Wie die Neuberin versuchte sie, das Niveau des Schauspiels auf der Bühne des Opernhauses zu heben. Aber wie diese hatte sie wenig Erfolg. Ihre Truppe war zu schwach, und das Publikum wollte sich vor allem amüsieren. 1744 musste sie das Vorhaben wieder aufgeben. So wanderte sie, nachdem sie an anderen Orten in der Stadt wie im „Hof von Holland“ und in der „Fuhlentwietenbude“ an der Fuhlentwiete 10 ihr Glück versucht hatte, mit Konrad Ernst Ackermann bis nach Moskau, wo sie ihn nach dem Tode ihres ersten Mannes 1749 heiratete. Ihre Töchter Dorothea (1752–1821) und Charlotte (1757–1775) Ackermann wurden berühmte Schauspielerinnen.

Von jetzt an hatte Konrad Ernst Ackermann die führende Rolle inne. 1753 übernahm er eine reisende Gesellschaft, mit der er 1755 in Königsberg und von 1760 bis 1763 in Mainz spielte. Danach kehrte das Paar mit der Truppe nach Hamburg zurück, wo es das „Comödienhaus“ bauen ließ.



Nachdem Sophie Charlotte Ackermann kurz vor dem Tod ihres Mann die Leitung des „Comödienhauses“ übernommen hatte, trat sie 1772 zum letzten Mal als Schauspielerin auf die Bühne und kümmerte sich fortan um die Finanzverwaltung, um Übersetzungen und die Bearbeitungen von Theaterstücken. Den Kostümen widmete sie eine bis dahin nicht dagewesene Sorgfalt und zog auch ihre Töchter zum Nähen, Sticken und Vergolden heran. Bei Gastspielen hielt sie mitreißende Begrüßungsreden über die Aufgabe des Theaters und die Würde des Schauspielerberufes. Vor allem aber war sie Repetitorin der Truppe und studierte nicht nur mit Frauen und Kindern, sondern häufig auch mit den Männern die Rollen ein. Ihr Sohn Friedrich Ludwig Schröder (1744–1816) hatte die künstlerische Leitung der Bühne inne bis er 1781 wegen interner Schwierigkeiten die Direktion des Theaters niederlegte und ans Hoftheater nach Wien ging.

1783 übernahm Abel Seyler erneut das „Comödienhaus“. Doch als Friedrich Ludwig Schröder 1785 von Wien nach Hamburg zurückgekehrt war, übernahm dieser von 1786 bis 1797 vollständig die Leitung des „Comödienhauses“. Zwischenzeitlich war seine Mutter Charlotte Ackermann 1792 gestorben.

Schröder, der mit der ebenfalls am „Comödienhaus“ spielenden Schauspielerin Anna Christina Schröder, geb. Hart (1755–1829), verheiratet war, lebte mit seiner Frau auf einem Landsitz in Rellingen. Dort hatte das Ehepaar Schröder für kranke und bedürftige alte Schauspielerinnen und Schauspieler bei freier

Kost und Logis ein kleines Nebenhaus eingerichtet. Darüber hinaus hatte Schröder eine Pensions- und Sterbekasse für Bühnengehörige ins Leben gerufen. Anna Christina Schröder stimmte als Erbin ihres Mannes in den 1820er Jahren einem Neubau des Theaters auf dem Kalkhof an der Dammtorstraße (siehe S. 87) nur zu, weil die Verein-

1827–1877: Das alte Theatergebäude am Opernhof, in dem Wohnungen eingebaut wurden.

STAATSARCHIV HAMBURG

barungen den Fortbestand dieser Kasse garantieren.

Eine Episode im Kriegsjahr 1813 zeigt, wie sehr die Bühne damals als neben der Kanzel einziger öffentlicher Ort für Fragen von allgemeiner politischer und moralischer Bedeutung verstanden wurde, eine Funktion, die insbesondere dort, wo eine Obrigkeit die Freiheit im Denken einschränkt, immer wieder wahrgenommen wird. Am 18. März 1813 erwies Sophie Schröder (1781–1868) den in Hamburg einmarschierten Kosaken die Ehre, indem sie in August von Kotzebues (1761–1819) Schauspiel „Der Russe in Deutschland“ mit der russischen Kokarde am Busen erschien. Als einige Wochen später die Franzosen Hamburg wieder besetzten, befahl der Gouverneur, dass sie die Bühne nunmehr mit der französischen

Kokarde betreten solle. Wütend erschien sie mit einer tellergroßen Kokarde – in einer stummen Rolle. Danach verließ sie Hamburg und ging nach Wien.

Der französische Marschall Louis-Nicolas Davout (1770–1823) war ein eifriger Besucher des „Comödienhauses“, doch nahm er „Anstoß an den berühmten überlichsamen Zugängen, welche die Auffahrt seiner Equipage behinderten, und ließ Anfang 1814 alle Häuser und Buden des ‚Opernhofes‘ abbrechen“.²⁷³⁾

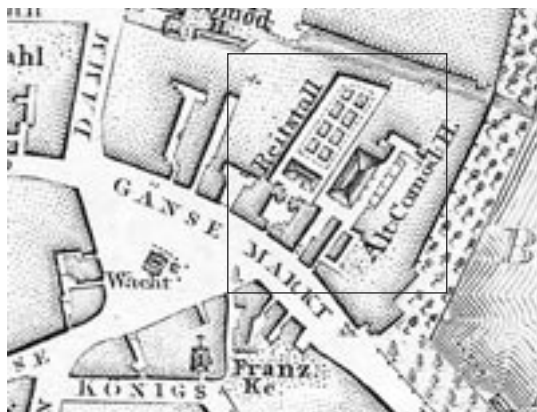
Am 1. Mai 1827 gab es die letzte Vorstellung im „Comödienhaus“. Zunächst wurden in dem Gebäude Wohnungen eingebaut, und schließlich wurde es 1877 beim Bau der Colonnaden abgerissen.

Text: Brita Reimers

64. STATION

Gänsemarkt 71–74
 (alte Nummerierung) und
Colonnaden 17/19

Englischer Reitstall von Johann Teich (Standort: 1724–1885 Abriss); Colonnaden 17/19: Reitinstitut (Standort: 1885–1920, Abriss: 1977)



1724–1885: Lage des Englischen Reitstalls in den Colonnaden am heutigen Hintereingang in die Gänsemarktpassage. Kartenausschnitt aus: C. L. B. Mirbeck, B. Baker Sculps. Hamburg 1827.

STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG Kt H35B

Neben der Gänsemarktoper zur Büschstraße hin befand sich von 1724 bis zu seinem Abriss 1885 der Englische Reitstall von Johann Teich, Stallmeister der Englischen Court.

Der Reitstall erlebte wechselnde Besitzer. Die letzten Besitzer Lau und Oppenheimer ließen den Reitstall 1885 abbrechen, um ein neues Reitinstitut an den Colonnaden 17/19 zu errichten. Dieser neue Reitstall war „ein Geschäftshaus eigener Art. Im Erdgeschoss war eine Stallung für 130 Pferde. Darüber befand sich eine Reithalle, die vom Stall aus über eine Rampe zugänglich war“.²⁷⁴⁾ „Das obere Stockwerk hatte neben der 35x20 m großen Reithalle auch die Haferkammern, an der Nordseite erhöht die Logen für die Besucher und die Musikkapelle.“²⁷⁵⁾ 1920 schloss der Reitstall, und die Autofirma Raffey & Co. zog ein. In den folgenden Jahren wurde der Reitstall als Autogarage und Autoreparaturwerkstatt genutzt und 1977 schließlich abgerissen.

273 Armin Clasen: Der Gänsemarkt. Zur Bau- und Grundstücksgeschichte seiner Nordseite. Hrsg. von der Hamburg-Mannheimer Versicherungs-AG in Zusammenarbeit mit dem Verein für

Hamburgische Geschichte. Hamburg 1979, S. 36.

274 Hamburg und seine Bauten. Hrsg. v. Architekten- u. Ingenieurverein zu Hamburg. Hamburg 1890, S. 656f.

275 Armin Clasen: Der Gänsemarkt. a. a. O., S. 53.

65. STATION

Gänsemarkt 53/55

(alte Nummerierung; heutiger Standort:
Gänsemarktpassage)

Hauptgeschäftsstelle des „Hamburger Abendblattes“ (Standort: 1949–1977); Nikolauspantoffeln/Nikolauspakete: Hilfe für Arme (1957ff.) und Zeichen der Verbundenheit mit Berliner Familien (1959 ff.)

Am 12. Mai 1949 eröffnete die Hauptgeschäftsstelle des „Hamburger Abendblattes“ auf einer ausgebauten Fläche am Gänsemarkt 53/55. 1977 wurden die Behelfsbauten abgerissen und 1980 mit der Gänsemarktpassage ein Neubau eines Büro- und Geschäftshauses errichtet.

Für die Vorweihnachtszeit 1957 dachte sich das „Hamburger Abendblatt“ eine Aktion für diejenigen Menschen aus, „die im Schatten des allgemeinen Wohlergehens stehen“. In der Nacht zum Nikolaustag ließ das Blatt in der Stadt 500 grüne Nikolauspantoffeln an Ecken, Mauersimsen und Treppenstufen verteilen. Alle, die am Nikolaustag einen Pantoffel

fanden, konnten einen Tag später diesen in der „Abendblatt-Geschäftsstelle“ am Gänsemarkt abgeben und erhielten dafür zwei Weihnachtspakete: eines für die Finderin oder den Finder und das andere, „mit einer Adresse versehen, für einen armen und einsamen Nachbarn. Doch das war das Wichtigste: Der Finder wurde gebeten, das Paket selbst zu überbringen.

Die Nikolauspantoffeln waren ein solcher Erfolg, dass sie auch in den kommenden Jahren an jedem Nikolaustag ausgestreut wurden.“²⁷⁶⁾

Zwei Jahre später, 1959, gab es drei Weihnachtspakete für den Fund eines kleinen grünen Nikolauspantoffels. Das dritte Paket war für „einen Berliner oder eine Berliner Familie: als Zeichen der Verbundenheit, als Brücke der Freude. Die Adressen standen schon auf dem Paket. Der Finder wurde gebeten, einen persönlichen Gruß beizulegen.“²⁷⁷⁾

Zur gleichen Zeit sammelten Senats- und Bürgerchaftsmitglieder unter dem Aufruf „Macht das Tor auf!“ des „Kuratoriums Unteilbares Deutschland“ auf dem Rathausmarkt Geld und verteilten das kleine Abzeichen mit dem „Brandenburger Tor“. Der Verleger Axel Springer soll 3000 „Berlin-Abzeichen“ gekauft haben. Im „Hamburger Abendblatt“ forderte

er, dass die Abzeichen „solange und jeden Tag getragen werden, bis der Ruf ‚Macht das Tor auf‘ seine Erfüllung gefunden habe“. Sarkastisch schrieb der „Spiegel“ dazu am 4. Februar 1959: „Das

Das Gebäude der Hauptgeschäftsstelle des „Hamburger Abendblattes“ am Gänsemarkt in den 50er Jahren des 20. Jh. Heute befindet sich hier die Gänsemarktpassage.

STAATSARCHIV HAMBURG



276 Zit. nach: Erik Verg: Vierzig Jahre Hamburger Abendblatt. Hamburg 1988, S. 100.
277 ebenda.

Opfer, das den Bürgern diesmal abverlangt wird, ist gering und hat infolgedessen auch nur symbolische Bedeutung. Die Zwanzig-Pfennig-Spenden, für die der Bundesbürger seine Verbundenheit mit Berlin in Form einer Anstecknadel ‚Brandenburger Tor‘ erkaufen kann, werden (...) gerade ausreichen, die Selbstkosten der Berlin-Propaganda zu decken.“²⁷⁸) Dieser Aktion war die im November 1958 begonnene „Zweite Berlin Krise“ vorausgegangen. Der Ministerpräsident der UDSSR, Nikita Chruschtschow (1894–1971), hatte die Umwandlung West-Berlins in eine „Freie Stadt“ gefordert hatte. „Sollte das nicht binnen 6 Monaten geschehen, werde die SU ihre Hoheitsrechte in und um Berlin an die Deutsche Demokratische Republik abtreten (Berlin-Ultimatum). Der sowjet. Ministerpräsident (...) spekulierte mit dieser ‚Kraftprobe‘ auf ein Nachgeben des Westens. Die 3 Westmächte wiesen das Ultimatum jedoch ein-

mütig zurück, hielten am Vier-Mächte-Status für Berlin fest und machten glaubhaft, dafür auch eine milit. Auseinandersetzung in Kauf zu nehmen. Dieses Risiko wollte die SU, die im Januar 1959 den Entwurf eines Friedensvertrages mit Dtl. nachgeschoben hatte, auch angesichts von Verhandlungsangeboten des Westens nicht eingehen. Nachdem sie im Frühjahr 1959 das Ultimatum zurückgezogen hatte, tagte vom 11. bis 20.7. und vom 13.7. bis 5.8. in Genf eine ergebnislose Außenministerkonferenz der Vier Mächte unter Teilnahme von Beraterdelegationen aus beiden dt. Staaten. Dennoch setzte v. a. durch den Besuch Chruschtschows beim US-Präsidenten D.D. Eisenhower [1890–1969] eine Beruhigung der Lage ein (...) und es bestand Aussicht auf eine insb. von der SU gewünschte Gipfelkonferenz. Als diese jedoch im Mai 1960 scheiterte, spitzte sich der Berlin-Konflikt wieder zu.“²⁷⁹)

66. STATION

Jungfernstieg 50

Benannt 1684, davor hieß die Straße „Resendam“ nach dem dortigen Müller Heinrich Re(e)se.

Buchhandlung „Agentur des Rauhen Hauses“, ab 1960: „Buchhandlung am Jungfernstieg Anneliese Tuchel“ (Standort: 1926–1998); Widerstandskreis „Hamburger Zweig der Weißen Rose“ (NS-Zeit): Traute Lafrenz, Felix Jud, Hannelore Willbrandt, Marie-Luise Jahn, Reinhold Meyer, Elisabeth Lange, Dr. rer. nat. Katharina Leipelt, Hans Leipelt, Maria Leipelt, Margarethe Mrosek, Heinz Kucharski, Margaretha Rothe, Erna Stahl, Prof. Rudolf Degwitz, Albert Suhr, Frederik Geussenhainer, Dr. Kurt Ledien; Kunstaustellungen in der Buchhandlung der „Agentur des Rauhen Hauses“ während der NS-Zeit; Johannes P. Meyer (20. Jh.); Anneliese Tuchel (20. Jh.); Klaus Tuchel: Kirche und Homosexualität (20. Jh.)

Die Buchhandlung „Agentur des Rauhen Hauses“ und der Widerstandskreis „Hamburger Zweig der Weißen Rose“

Bis vor wenigen Jahren befand sich in dem von Johannes Grotjan (1843–1922) 1879 erbauten grün-

derzeitlichen Etagenhaus die Buchhandlung „Agentur des Rauhen Hauses“ (seit 1960 unter dem Namen „Buchhandlung am Jungfernstieg Anneliese Tuchel“), seit 1950 geführt von Anneliese Tuchel. Heute hat in diesen Räumen ein Frisör seinen Laden eingerichtet. Eine Gedenktafel an der Fassade erinnert an den Widerstandskreis: „In der Buchhandlung dieses Hauses trafen sich während des Zweiten Weltkrieges Gegner des NS-Regimes bei dem Junior-Chef und Studenten Reinhold Meyer, dem Bruder von Anneliese Tuchel. Als Widerstandskreis verbreiteten sie u. a. die Flugblätter der ‚Weißen Rose‘ aus München. Ende 1943 verhaftete die

Gestapo etwa 30 Angehörige der Gruppe. Durch unmenschliche Haftbedingungen oder Hinrichtung fanden den Tod: Frederik Geussenhainer, Elisabeth Lange, Dr. Kurt Ledien, Hans Leipelt, Dr. Katharina Leipelt, Reinhold Meyer, Margarethe Mrosek und Margaretha Rothe.“

²⁷⁸ www.spiegel.de/spiegel/print/d-42624033.html

²⁷⁹ Axel Schildt (Hrsg.): Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert. Ein Lexikon. München 2005, S. 63 f.

Der Freundeskreis, der sich hier traf, nannte sich selbst nicht „Hamburger Zweig der Weißen Rose“. So wurde er erst nach dem Zweiten Weltkrieg bezeichnet, weil die 1942/43 an der Münchner Universität studierende Traute Lafrenz (geb. 1919, Lichtwarkschülerin, Medizinstudentin in München, Verbindungsglied zur „Weißen Rose“ in München; März 1943 in München verhaftet, verurteilt zu einem Jahr Gefängnis, entlassen März 1944, erneut festgenommen Ende März 1944 in München, von dort ins Polizeigefängnis Fuhlshüttel, ab November 1944 in diversen Haftanstalten, April 1945 im Frauengefängnis Bayreuth befreit) und Hans Leipelt „die Ideen und Flugblätter der ‚Weißen Rose‘ in ihre Hamburger Freundeskreise brachten. Hier fand das Wirken der Münchner Widerstandsgruppe eine Fortsetzung.



Jungfernstieg 50: Ehemalige „Buchhandlung am Jungfernstieg Anneliese Tuchel“. In der NS-Zeit war hier der Treffpunkt eines Widerstandskreises, der nach dem Zweiten Weltkrieg als „Hamburger Zweig der Weißen Rose“ bezeichnet wurde. PHOTO: MARINA BRUSE

Der Kreis, der als „Hamburger Zweig der Weißen Rose“ bezeichnet wird, bestand aus verschiedenen, voneinander unabhängigen Freundeskreisen. (...) In der Hamburger Innenstadt waren die Buchhandlung ‚Agentur des Rauhen Hauses‘ am Jungfernstieg, die Hamburger Bücherstube Felix Jud [1899–1985, siehe S. 239] in den Colonnaden und die Buchhandlung Conrad Kloss in der Dammthorstraße [dort im „Deutschlandhaus“] mit den Buchhändlern Reinhold

Meyer und Felix Jud und der Buchhändlerin Hannelore Willbrandt [geb. 1923. Sie arbeitete als Buchhandlungsgehilfin in der Buchhandlung Conrad Kloss und schrieb mit Albert Suhr das dritte Flugblatt der „Weißen Rose“ ab; verhaftet am 18.12.1943, Untersuchungshaftanstalt des Frauenzuchthauses Cottbus, Frauengefängnis Meusdorf, verurteilt zu einer langjährigen Haftstrafe, von den Alliierten befreit] Treffpunkte oppositioneller Intellektueller – viele von ihnen Studentinnen und Studenten der Universität Hamburg. (...) Ihre Mitglieder gehörten teils mehreren dieser Kreise an oder waren mit anderen Kreisen über Freundinnen und Freunde verbunden. (...) Über die Verhaftungen von Hans Leipelt und Marie-Luise Jahn [seiner Freundin, geb. 1918, als „Hochverräterin“ Zuchthausstrafe von zwölf Jahren wegen des Hörens ausländischer Rundfunksender, wegen „Wehrkraftzersetzung“ und „Feindbegünstigung“. 29.4.1945 Befreiung zum Kriegsende durch US-Soldaten] im Oktober 1943 führten die Ermittlungen der Gestapo zu den Hamburger Freundeskreisen, in deren Reihen sich inzwischen auch ein Gestapospitzel befand. (...)

Am 6. November 1944 sandte der Generalstaatsanwalt beim Hanseatischen Oberlandesgericht die Ermittlungsunterlagen an den Volksgerichtshof. Die Gefährlichkeit der Hamburger Gruppe begründete die Staatsanwaltschaft u. a. mit angeblichen Plänen, die Lombardsbrücke in die Luft sprengen oder das Hamburger Trinkwasser vergiften zu wollen. Weiter warf sie der Gruppe vor: ‚Verbreitung jüdisch-bolschewistischer Ideen durch Veranstaltung von Leseabenden, Verteilung von dafür geeigneten Büchern und Schriften mit jüdisch-bolschewistischer oder sonst staatsfeindlicher Tendenz, wie auch durch persönliche Unterhaltung in diesem Sinne (...). Hervorzuheben ist, dass es sich bei den Beschuldigten mit wenigen Ausnahmen um Angehörige gebildeter Kreise (Studenten, Ärzte und Kaufleute), also um Intellektuelle mit staatsverneinender Einstellung handelt. Ihr zersetzender Einfluss geht über den Kreis der in diesen Verfahren erfassten Beschuldigten infolgedessen weit hinaus. Daraus ergibt sich die große Gefahr, die sie bis zu ihrer Festnahme gebildet haben.“²⁸⁰

²⁸⁰ Herbert Diercks: „Die Freiheit lebt!“ Widerstand und Verfolgung in Hamburg 1933–1945. Texte, Fotos, Dokumente. Hrsg. von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Hamburg 2010, S. 45.

Mitglieder des „Hamburger Zweigs der Weißen Rose“

Reinhold Meyer (1920–12.11.1944 Polizeigefängnis Fuhlsbüttel, angeblich an Diphtherie gestorben) hatte „in seinem Elternhaus eine religiöse, musische und humanistische Erziehung erhalten. Nach dem Abitur (...) absolvierte er ab April 1940 eine zweijährige Buchhändlerlehre und studierte anschließend an der Universität Hamburg Germanistik. Durch seinen Schulfreund Albert Suhr sowie auf Veranstaltungen seines Professors Wilhelm Flitner [1889–1990] lernte er regimekritische Studentinnen und Studenten kennen: Die Buchhandlung ‚Agentur des Rauhen Hauses‘ entwickelte sich zu einem ihrer Treffpunkte. Von Albert Suhr (...) erfuhr er von den Widerstandsaktivitäten in München. Die Gestapo verhaftete Reinhold Meyer am 19. Dezember 1943. Vernehmungen, Einzelhaft im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel und eine mehrmonatige Haft im KZ Neuengamme zerstörten seine Gesundheit“,²⁸¹ schreibt Herbert Diercks in seinem Buch über den Widerstand und die Verfolgung in Hamburg 1933–1945.

Die katholische Hausfrau **Elisabeth Lange** (7.7.1900–28.1.1944 Polizeigefängnis Fuhlsbüttel, angeblich Suizid) wurde im Dezember 1943 mit ihrem Mann, dem Reisenden Alexander Lange (1903–?), als Mitglied der „Weißen Rose“ und wegen „Vorbereitung zum Hochverrat, Wehrkraftzersetzung, Feindbegünstigung und Abhörens und Verbreitens von Nachrichten ausländischer Sender“ verhaftet. (A. Lange: 1944 Entlassung)

Dr. rer. nat. **Katharina Leipelt** (28.5.1893–9.1.1944 KZ Fuhlsbüttel), ihre Kinder **Hans Leipelt** (18.7.1921–29.1.1945 gehängt im Gefängnis München Stadelheim) und **Maria Leipelt** (1925–2008) gehörten auch zum „Hamburger Widerstandskreis der Weißen Rose“. Katharina Leipelt stammte aus einer jüdischen, dem evangelischen Glauben angehörenden Wiener Familie und war mit Konrad Leipelt (?–1942 ? Herzinfarkt) verheiratet. Im selben Jahr, als Maria geboren wurde, zog die Familie Leipelt von Wien nach Hamburg, wo Konrad Leipelt eine Anstellung als Hüttendirektor in den Wilhelmsburger Zinnwerken

erhalten hatte. Während der Zeit des Nationalsozialismus bekam der Sohn Hans Leipelt in seinem Studienort München Kontakt zu oppositionellen Gruppen, und die Wilhelmsburger Wohnung der Leipelts wurde zu einem Treffpunkt von Gegnerinnen und Gegnern des NS-Regimes. Im Oktober 1943 wurde Hans Leipelt wegen Beteiligung am Widerstandskreis der „Weißen Rose“ verhaftet. Seine Schwester Maria Leipelt kam Anfang November und seine Mutter Anfang Dezember 1943 in Haft. In der Nacht vom 8. zum 9.1.1944 starb Katharina Leipelt im KZ Hamburg-Fuhlsbüttel. Angeblich soll sie sich erhängt haben. Hans Leipelt wurde 1945 in München enthauptet. Maria Leipelt wurde zu elf Monaten Haft verurteilt und kam ins Frauenzuchthaus Cottbus. Von dort wurde sie, als die sowjetische Armee die Oder überquerte, gen Westen gebracht, wo sie im April 1945 in Bayreuth von den Amerikanern befreit wurde. Am Wohnhaus der Familie Leipelt in der Vogteistraße 23 in Rönneburg bei Hamburg befindet sich eine Gedenktafel.

Die Hausfrau **Margarethe Mrosek** (25.12.1902, gehenkt am 21.4.1945 im KZ-Neuengamme) war mit der jüdischen Familie Leipelt befreundet, die zum Freundeskreis um Reinhold Meyer, Margaretha Rothe und Heinz Kucharski (1919–2000, war vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt worden, konnte aber auf dem Weg zur Hinrichtungsstätte Bützow-Dreibergen bei einem Luftangriff entkommen) gehörte. Vermutlich wurde Margarethe Mrosek am 7. Dezember 1943 von der Gestapo verhaftet. Margarethe Mrosek gehörte zu den dreizehn Frauen und 58 Männern, die am 18. April 1945 kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges aus dem Polizeigefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel ins KZ Neuengamme überführt wurden. Da ihnen kein Prozess gemacht worden war, ahnten sie nicht, was ihnen bevorstand. Sie dachten, sie würden entlassen werden. In den Nächten vom 21. bis zum 23. April 1945 wurden sie getötet. Sie waren in zwei Gruppen eingeteilt worden und mussten die Ermordung ihrer Kameradinnen und Kameraden mit ansehen. Nacheinander wurden sie nackt nebeneinander an Schlachterhaken erhängt.

281 Herbert Diercks, a. a. O., S. 49.

Die Lichtwarkschülerin und Medizinstudentin **Margaretha Rothe** (13.6.1919–15.4.1945) traf sich mit anderen ehemaligen Lichtwarkschülerinnen und -schülern bei ihrer früheren Lehrerin Erna Stahl (1900–1980, am 4.12.1943 verhaftet, beschuldigt des „Hochverrates“, zehn Monate Einzelhaft bis Oktober 1944 im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel, dann in verschiedenen Gefängnissen: Cottbus, Berlin, Leipzig, Bayreuth, Befreiung im April 1945 durch die Alliierten), wo sie politische Themen diskutierten und die von den Nationalsozialisten verbotene Literatur und Malerei kennenlernten. Margaretha Rothe schloss sich dem antifaschistischen Kreis ihres Schulkameraden Heinz Kucharski an. Zusammen mit ihm verbreitete sie auf Flugblättern die Sendezeiten und die Wellenlänge des „Deutschen Freiheitssenders“. Durch ihr Studium lernte sie auch den Ordinarius für Kinderheilkunde Prof. Rudolf Degwitz (1889–1973, verhaftet September 1943, Polizeigefängnis Fuhlsbüttel, später Strafanstalt Berlin Tegel, Hauptverhandlung vor dem Volksgerichtshof Berlin, Verurteilung zu sieben Jahren Zuchthaus, zur Verbringung der Haftstrafe ins Zuchthaus Celle. Bei der Räumung der Haftanstalt am 8.4.1945 konnte er fliehen und bis Kriegsende untertauchen) kennen, der Mitglied der Gruppe „Candidates of Humanity“ war – eine oppositionelle Gruppe von Ärzten des Universitätskrankenhauses Hamburg-Eppendorf. Er teilte Margaretha Rothes politische Haltung und bestärkte sie darin. 1941/42 erweiterte sich der Freundeskreis, zu ihm stieß nun auch der Chemiestudent Hans Leipelt. Margaretha Rothe wurde durch Heinz Kucharski mit Reinhold Meyer bekannt und freundete sich mit ihm an. Sie trafen sich nachts mit dem Assistenzarzt Albert Suhr (1920–1996, von der Gestapo im September 1943 verhaftet, freigelassen im April 1945 in Stendal) im Keller der Buchhandlung, um, wie Anneliese Tuchel schrieb, „die verbotene Literatur zu lesen und zu diskutieren. Wir ahnten, dass Reinhold etwas Gefährliches tat, aber keiner fragte danach. Denn sein Freundeskreis setzte sich ja zusammen aus Leuten, von denen wir wussten, das sind alles Nazigegner. Es verband diese ganze Gruppe vor allem der Zorn gegen die geistige Unfreiheit. Das Wort

„Widerstandskämpfer“ ist hier sicher nicht angebracht, das ist besetzt durch Leute wie [Claus Schenk Graf von] Stauffenberg [1907–1944 standrechtlich erschossen]. Diese jungen Menschen haben gekämpft für die Freiheit des Geistes, indem sie Texte abschrieben, verbreiteten und auch über die Zeit nach dem ‚Dritten Reich‘ diskutierten. (...) Der Freundeskreis begann nach der Hinrichtung der Scholls [Geschwister Scholl: Hans: 1918–1943; Sophie: 1921–1943] aktiv zu werden“,²⁸²⁾ so Anneliese Tuchel.

Traute Lawrenz, Margaretha Rothe und Hans Leipelt „brachten zumindest das letzte Flugblatt der Weißen Rose nach Hamburg. Das wurde gemeinsam gelesen und solche Texte wie von Erich Kästner [1899–1974] ‚Ihr und die Dummheit zieht in Viererreihen in die Kasernen der Vergangenheit‘ wurden abgeschrieben mit der Maschine und weiterverteilt. (...) Sie haben ein Netz gesponnen. Und davor hatte die Gestapo am meisten Angst. (...) Leider ließ man ihnen nicht viel Zeit. Ihre Treffen flogen auf durch Verrat.“²⁸³⁾ Am 9.11.1943 wurden Margaretha Rothe, Heinz Kucharski und Maria Leipelt verhaftet. Im November 1944 wurde Margaretha Rothe aus dem Gestapogefängnis Fuhlsbüttel über Berlin nach Cottbus transportiert und kam schwer erkrankt am 10.2.1945 ins Frauengefängnis Leipzig-Kleunmeusdorf. Am 18.2.1945 wurde sie ins Gefängnislazarett gebracht und von dort am 6.3.1945 ins Städtische Krankenhaus St. Jacob. Dort starb sie am 15.4.1945 an den Folgen einer Lungentuberkulose. Zur Todesursache schrieb ihre Schwester Ingeborg Staudacher-Rothe am 13. Juni 1989 in ihrem „In memoriam“, welches sich im Staatsarchiv Hamburg befindet: Sie starb „an den Krankheiten, die sie sich während der Haft zugezogen hatte und für die sie zum Teil von klein auf eine Disposition zeigte. Gretha verbrachte die letzten 5 Wochen ihres kurzen Lebens als Privatpatientin in dem o. g. Krankenhaus bei optimaler Pflege und erfuhr hier große menschliche Zuwendung seitens des Personals und einer Mitpatientin. Alle anderen Darstellungen ihres Todes und Sterbeortes, wie sie erst kürzlich noch trotz vorherigen Hinweises auf die Unrichtigkeit publiziert wurden, entsprechen nicht der Wahrheit.“ Margaretha Rothe selbst

282 Anneliese Tuchel: Der braucht keine Blumen. Erinnerungen an Reinhold Meyer. Hamburg 1994.

283 ebenda.

schrrieb am 9. März 1945 aus dem Städtischen Krankenhaus St. Jacob: „Ich liege als Privatperson!!!! Abteilung BG. Kein Brief geht durch die Zensur, solange ich hier bin! Ohne Alarme wäre es ein Paradies! Warum muss es nur so weit von Hamburg entfernt sein?!“²⁸⁴

Der Medizinstudent **Frederik Geussenhainer** (24.5.1912–April 1945 verhungert im KZ Mauthausen), der sich 1942 mit Albert Suhr befreundet hatte, war eines der Bindeglieder zwischen „Candidates of Humanity“ und dem Kreis von Reinhold Meyer. Im Juli 1943 wurde Geussenhainer verhaftet und kam ins Polizeigefängnis Fuhlsbüttel. Im Juni 1944 wurde er als Schutzhäftling ins KZ Neuengamme gebracht und einige Wochen später ins KZ Mauthausen, wo er im April 1945 verhungerte.

Kurt Heinrich Ledien (5.6.1893–23.4.1945 gehängt im KZ Neuengamme) war nach dem Jurastudium Amtsgerichtsrat in Altona geworden, später dann Landgerichtsrat in Dortmund. Wegen seiner jüdischen Herkunft entließen ihn die Nationalsozialisten aus dem Dienst. Kurt Ledien schloss sich dem „Hamburger Zweig der Weißen Rose“ an und wurde am 17.12.1943 von der Gestapo verhaftet und ins KZ Fuhlsbüttel gebracht. Am 23.4.1945 wurde er im KZ Neuengamme gehängt.

Ein von Rita Bake von der „Landeszentrale für politische Bildung“ und Jens Michelsen (1952–2007) von der „KZ-Gedenkstätte Neuengamme“ konzipierter und erarbeiteter szenischer Rundgang unter dem Titel „Wege nach Neuengamme“ mit der Schauspielerin Herma Koehn und dem Schauspieler Wolfgang Hartmann setzt dieses oben beschriebene Geschehen in Szene.

Kunstausstellungen in der Buchhandlung der „Agentur des Rauhen Hauses“ während der NS-Zeit

Reinhold Meyers Vater, der Buchhändler Johannes P. Meyer (?–1950), führte bis zu seinem Tod die evangelische Buchhandlung der Agentur des Rauhen Hauses. Mit „Unterstützung des Architekten Bernhard Hopp [1893–1962] und des Journalisten Hugo

Sieker²⁸⁵ (1903–1979, siehe S. 198f.) stellte er dort „ab 1939 Kunst“²⁸⁶ aus. Wie die Besucherbücher ersehen lassen, in die sich auch NS-Anhänger und Gegner moderner Kunst eintrugen, fanden die Ausstellungen in Hamburg und auch außerhalb starke Beachtung. Die zweite Schau im Jahre 1942 zeigte etwa den verfemten und als ‚entartet‘ geltenden Maler F. [Friedrich] K. [Karl] Gotsch [1900–1984]. (...).

Reinhold Meyer und ein Freund retteten während der Bombenangriffe im Sommer 1943 hunderte von Aquarellen Eduard Bargheers [1901–1979], der seit 1940 in Italien lebte, aus dessen brennendem Atelier am Jungfernstieg. Sie trugen sie zunächst in den Keller der Buchhandlung und lagerten sie später nach Worspewede aus. Rückblickend äußerte Hugo Sieker über den Buchhändler Johannes P. Meyer: „(...) Es war ihm vergönnt, in den Räumen der Agentur des Rauhen Hauses am Jungfernstieg etwas von einer echten freien Kulturgesinnung über chaotische Zeitläufte hinweg zu retten. Zustatten kam dem schwäbischen Bauernsohn die von den Vätern ererbte Zähigkeit und sein Standvermögen. Er verlor den Sohn Reinhold im ‚Widerstandskampf‘, war persönlich unaufhörlich von Bomben, geschäftlichen Widrigkeiten und Nazityrannei aufs schwerste bedroht. Doch führte er das Ausstellungsprogramm in der Agentur fort und sprach das unvergessene Wort: ‚Solange diese einzige Ausstellungsstätte im Stadtzentrum von Bomben verschont bleibt, soll die Kunst nicht untergehen!‘“²⁸⁷ schreibt die Kunsthistorikerin Maike Bruhns in ihrem Buch „Kunst in der Krise“.

Johannes P. Meyers Tochter Anneliese Tuchel (5.4.1926–27.2.2000) wurde ebenfalls Buchhändlerin und „übernahm im Jahre 1950 die Buchhandlung. Sie setzte die Ausstellungen auch nach dem Krieg fort, zeigte zum Beispiel 1946 den Zyklus ‚Aus Tagen der Not‘ des Malers Fritz Husmann [1896–1982].“²⁸⁸ Gleichzeitig hielt sie die Erinnerung an ihren Bruder und das Unrechtsgeschehen der NS-Zeit bis zu ihrem Tode wach.

284 Zit. nach: Angela Bottin: Enge

Zeit. Berlin, Hamburg 1992.

285 Maike Bruhns: Kunst in der Krise.

Bd. 1.: Hamburger Kunst im „Dritten

Reich“. Hamburg 2001, S. 222f.

286 ebenda.

287 ebenda.

288 ebenda.

Klaus Tüchel: Kirche und Homosexualität

Anneliese Tüchel war mit dem Pastor Klaus Tüchel (1927–1971) verheiratet. Von seinem Schicksal als verfolgter Homosexueller war auch sie betroffen. „Das Wegsehen in der Öffentlichkeit von kirchlichen Bekannten, ja das Ausradieren aus dem kirchlichen Gedächtnis ist Anneliese Tüchel als schlimmste Verletzung in Erinnerung geblieben.“²⁸⁹⁾

„Die Beziehungen zwischen Homosexuellen und Kirchen prägten ein historisch bedingtes Spannungsverhältnis, denn in der Geschichte stand die religiöse Verfolgung Homosexueller der staatlichen in nichts nach. Eher im Gegenteil. Das Christentum – wie auch Judentum und Islam – sah Homosexualität üblicherweise als schweren Verstoß gegen die göttliche Ordnung, der aus dogmatischen Gründen nicht toleriert werden durfte.

Nun waren und sind nicht alle Homosexuellen Atheisten oder kirchenfern – so mancher Homosexuelle litt und leidet an seiner Kirche, und die Kirchen sind ihrerseits in der Auslegung der Heiligen Schrift nicht so unbeweglich, dass in ihnen nicht auch Positionen vertreten werden, die Homosexuelle nicht ausgrenzen.

In den Hamburger Homosexuellen-Zeitschriften ‚Die Insel/Der Weg‘ erschienen in den 50er Jahren immer wieder Artikel zum Thema Christentum und Homosexualität, wobei hervorgehoben wurde, dass es in der Bibel nur sehr wenige Stellen gebe, die eindeutig auf Ablehnung der Homosexualität zielen.

Im Maiheft 1954 der Zeitschrift ‚Der Weg‘ beschäftigte sich Reinhard Wolter kritisch mit dem Bericht über die Lage der Evangelischen Kirche in Hamburg von 1948 bis 1951, den Bischof Dr. Dr. Johann Simon Schöffel [1880–1959] erstattet hatte. Schöffel, der den Nationalsozialismus begrüßt hatte, war von 1933 bis 1934 und von 1946 bis 1954 Landesbischof in Hamburg.

In diesem Bericht hieß es im Abschnitt ‚Das sittliche Leben‘: ‚Ein Letztes, was mich bei dem Überblick über das sittliche Leben schwer belastet und was immer wieder auf uns zukommt, das ist die Not der Homosexualität. Es scheint in Deutschland so wer-

den zu wollen, wie es in manchen Ländern schon ist: dass man dieses Übel nur noch wie eine Art angeborener Natur ansieht und frei sich austoben lässt, solange nicht öffentliches Ärgernis erregt wird oder Jugendliche verlockt und gefährdet werden. Dass hier die Kirche nur ‚Nein‘ sagen kann, dürfte wohl allgemein anerkannt sein. Jedenfalls möchte ich heute feststellen, dass eine Kirche, die hier Kompromisse schließt und von der so genannten Situation her ihr Urteil fällen würde, anstatt von dem her zu urteilen, was Paulus im 1. Kapitel des Römerbriefes sagt, dass diese Kirche ihren Lohn dahin hätte. Wir haben in der letzten Zeit uns mit dieser Frage befassen müssen.‘ Wolter warf Schöffel vor, zu verallgemeinern, Röm. 1 nicht richtig ausgelegt und alle Homosexuellen über einen Kamm geschoren zu haben, denn ‚wir sind die letzten, die die ‚Freiheit eines Christenmenschen‘ zum Deckmantel sittlicher Zügellosigkeit zu machen gedenken‘.

In einer solchen Kirche war auch unter dem als liberal eingeschätzten Landesbischof Volkmar Hertrich [1908–1958] kein Platz für einen homosexuellen Geistlichen, wie der Fall Tüchel zeigt: Pastor Klaus Tüchel musste im Juli 1958 ‚unter Verzicht auf die Rechte des geistlichen Standes‘ aus der Hamburgischen Landeskirche ausscheiden, nachdem er zusammen mit einem Strichjungen in einem Hamburger Park von einer Polizeistreife festgenommen worden war.²⁹⁰⁾

Tüchel arbeitete nach seinem Ausscheiden aus dem kirchlichen Dienst als Lektor bei einem Verlag und ist später Philosophieprofessor in London gewesen. Laut Aussagen eines Zeitzeugen soll er dort ebenfalls wegen seiner Homosexualität mit dem Gesetz in Konflikt geraten sein.²⁹¹⁾

1971 beging er Selbstmord, dessen Motive offiziell nie geklärt worden sind. Aus seinem Testament wird Tüchels tiefe Verbitterung über das Verhalten der Kirche deutlich: ‚Was meine Beerdigung angeht, so verbitte ich mir die Mitwirkung eines kirchlichen Amtsträgers. In der Todesanzeige soll kein Kreuz oder anderer Text als mein Name erscheinen.‘²⁹²⁾ Erst die gesellschaftliche Entwicklung seit Beginn der 70er Jahre schlug sich auch in der Kirche nieder:

289 Ortwin Löwa: Verschweigen und abstrafen – Der Fall Tüchel erschütterte die Hamburger Kirche. In: Nordelbische Kirchenzeitung vom 27.2.2005.
290 Gespräch zwischen Bernhard Ro-

senkranz und Horst Hellmuth am 5.8.2005.
291 Ortwin Löwa, a. a. O.
292 ebenda.

Im März 1996 bekannte sich die Nordelbische Synode zur Schuld der Kirche an der Verfolgung Homosexueller. Die ehemalige Präsidentin der Synode der Nordelbischen Kirche und Hamburger Senatsdirektorin Elisabeth Lingner [geb. 1939] setzte sich später vehement für die Einführung der gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaft durch den Staat ein.²⁹³

*Text mit freundlicher Genehmigung der Autoren aus:
 Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg
 auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen
 Lebens in der Hansestadt. 2. überarb. Aufl.,
 Hamburg 2006, S. 74–75.*

67. STATION

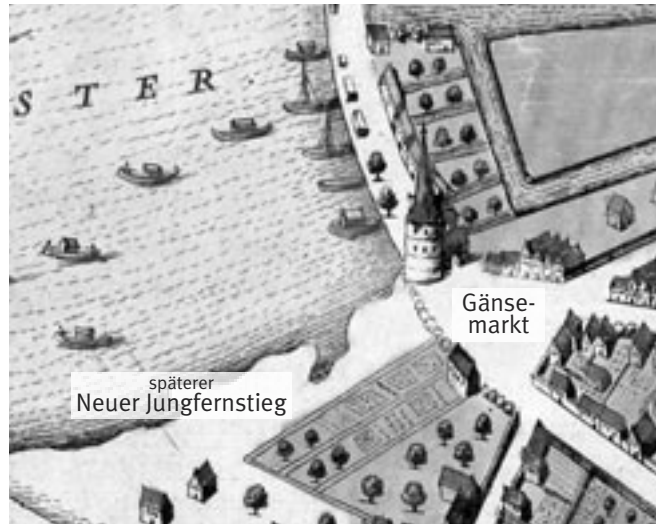
Ecke Jungfernstieg/ Neuer Jungfernstieg

Altes Dammtor/Befestigungsturm: „Isern Hinnerk“ (Standort: 16. Jh.–1728)

Das erste Dammtor stand am Ende der Bergstraße (heutige Kreuzung Hermannstraße/Bergstraße) und hieß das Alte Mühlentor. Als dann der Damm über die Alster gebaut wurde, und es am Anfang des 16. Jahrhunderts bis zu den Arkaden vorgerückt wurde, erhielt es den Namen Dammtor, weil es in einen Damm hineingebaut war, durch den man das Alsterflüsschen zu einem Mühlenteich aufgestaut hatte: den Resendamm [Jungfernstieg].²⁹⁴

Das Dammtor befand sich an der Ecke Jungfernstieg/Neuer Jungfernstieg an der Alster. „An der Einmündung des Jungfernstieges in den Platz [Gänsemarkt] stand als vorgeschobenes Brückenkopfbollwerk noch bis 1728 ein mittelalterlicher Turm.“²⁹⁵ „Der Turm – Isern Hinnerk genannt – diente als Abschluss der Altstadt zur Neustadt. Er war ein Befestigungsturm mit bläulich glänzenden Schieferdach und wurde deshalb auch Blauer Turm genannt.“²⁹⁶ „Von hier aus ging die Landstraße nach Norden, später durch das neue Dammtor im Wall des 17. Jh.“²⁹⁷ (siehe zum neuen Dammtor S. 115)

Anfang des 17. Jahrhunderts wurde das Dammtor nach Westen in die Gegen des heutigen Stephansplatzes verlegt.



Ecke Jungfernstieg/Neuer Jungfernstieg: Der Befestigungsturm „Isern Hinnerk“, Standort vom 16. Jh. bis zu seinem Abbruch 1728. Kartenausschnitt aus: *HamburgumHambvrgvm [Amsterdam] [1657]*. STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG Kt H27

293 Vgl. Interview Elisabeth Lingners im Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt Nr. 29/2000 vom 21.7.2000.

294 Hamburger Fremdenblatt vom 28.4.1928.

295 Hermann Hipp: Freie und Hansestadt Hamburg. DuMont Kunst-Reiseführer. 2. Aufl. Köln 1990, S. 190.

296 Hamburger Fremdenblatt, a. a. O.

297 Hermann Hipp, a. a. O., S. 190.

68. STATION

Neuer Jungfernstieg 1*(alte Nummerierung)**Benannt um 1825. 1825/27 als vornehme Wohnstraße mit Bäumen zur Wasserseite angelegt.**Im Zuge der Einebnung des Walles wurden die östlich des Dammtores liegenden Bastionen „Petrus“ und „Didericus“ abgetragen und auf deren Grund die Esplanade angelegt. Aus dem übrig gebliebenen Erdmaterial wurde vor dem westlichen Ufer der Binnenalster, das damals nur aus wenig bebautem Gartenland bestand, ein Damm für eine Wohnstraße aufgeschüttet. Die Gärten, die meist zu den Häusern des Gänsemarktes und der Dammtorstraße gehörten, wurden parzelliert, in Bauplätze umgewandelt und ab 1831 mit vornehmen dreigeschossigen weißen Putzbauten in spätklassizistischen Formen bebaut.**Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden viele dieser Häuser abgerissen und an ihrer Stelle Geschäftshäuser und Hotels errichtet.**Eines der schönsten Häuser hatte sich 1832 Dr. August Abendroth (1796–1867) von dem Architekten Alexis de Chateauneuf (1799–1853) am Neuen Jungfernstieg 16/Ecke Große Theaterstraße erbauen lassen. Dies Haus wurde 1905 abgebrochen. Von den spätklassizistischen Gebäuden stand damals schließlich nur noch das auch heute noch an dieser Stelle vorhandene Haus Neuer Jungfernstieg 18 – errichtet 1831–1833 (siehe S. 262) und daneben das Haus 17a, welches um 1840 erbaut wurde und wesentlich schlichter ausgefallen war.***Böckmann'scher Garten (Standort: 18.–19. Jh.); „Alsterhalle“ / Konditorei A. Giovanoly (Standort: 1831–1866); Hep-Hep-Krawalle (1835); „Neuer Union-Club“ (Standort: 19. Jh.)****Böckmann'scher Garten**

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war es nicht möglich, ganz um die Binnenalster zu flanieren, die Uferstraße „Neuer Jungfernstieg“ gab es noch nicht. Zier- und Gemüsegärten erstreckten sich bis ans Ufer. Mitte des 17. Jahrhunderts waren in der Gegend des Gänsemarktes und in der Neustadt „eine Reihe von Kunstgärtnereien, die mit zur Bedeutung

Hamburgs als Zentrum des Gartenbaus beitragen [zu finden]. Dabei verfügten auch sie teils über größere Anwesen, um die gezogenen Pflanzen, Samen und Bäume an die Besitzer von Liebhabergärten verkaufen zu können.“²⁹⁸⁾

Der Böckmann'sche Garten lag zwischen der Ecke Jungfernstieg/Neuer Jungfernstieg und der heutigen Großen Theaterstraße. 1796 beschrieb Jonas Ludwig von Hess (1756–1823) diesen für seine seltenen Pflanzen bekannten und durch hohe Bäume und Laubbögen geschmückten Garten: „Der Böckmann'sche Garten prangt mit den schönsten Blumenfluren die ganze schöne Jahreszeit durch. Er ist immer an Menge voll von allen Blumen gewächsen, von der Schneeglöckchen an bis zur Winterleukoje, zwischen welchen einen jeden zu allen Stunden des Tages ein freier Spaziergang verstatet ist.“²⁹⁹⁾ Schon Anfang des 18. Jahrhunderts hatte der Senat die Idee gehabt, entlang der Gärten eine Straße anzulegen. Zu einem Senatsbeschluss kam es 1819, als begonnen wurde, die Festungswerke einzuebnen. Als dann ab 1825 vor den Gärten zwischen Lombard und Jungfernstieg ein neuer Damm aufgeschüttet und am Ufer der Alster eine Felswand errichtet wurden, um eine Straße mit einer Promenade zu bauen, parzellierte der renommierte Kunstgärtner Böckmann seine Gartengrundstücke und verkaufte diese. Nur die Grundstücke für sein Familienhaus und das der „Alsterhalle“ behielt er.

Die „Alsterhalle“

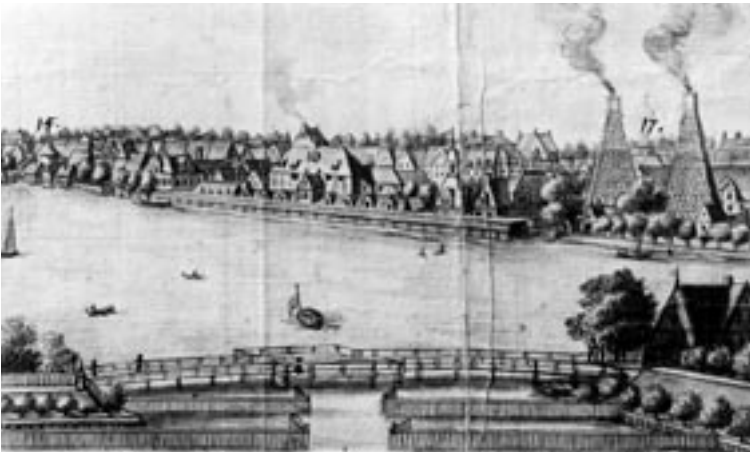
An der Ecke Jungfernstieg/Neuer Jungfernstieg stand im 19. Jahrhundert die Konditorei der Herren Perrini et Josty. Daneben wurde 1831 die dazugehörige „Alsterhalle“ erbaut. Wilhelm Melhop schreibt in seinem Buch „Die Alster“: „Neben dieser Kondi-

298 Carsten Prange: Hamburg als Zentrum des Gartenhandels im 17. und 18. Jahrhundert. In: Claudia Horbas (Hrsg.): Gartenlust und Blumenliebe. Hamburgs Gartenkultur vom Barock bis ins 20.

Jahrhundert. Ostfildern-Ruit 2006, S. 81.

299 Zit. nach: Armin Clasen: Der Gänsemarkt. Zur Bau- und Grundstücksgeschichte seiner Nordseite.

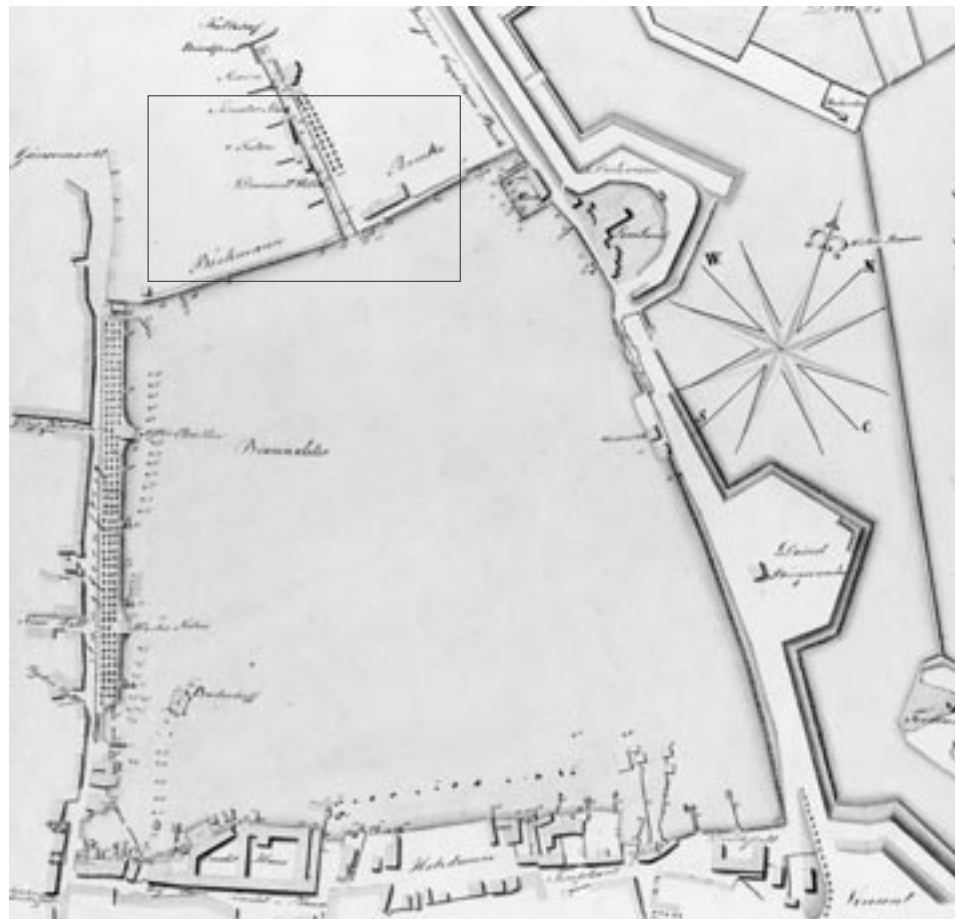
Hrsg. von der Hamburg-Mannheimer Versicherungs-AG in Zusammenarbeit mit dem Verein für Hamburgische Geschichte. Hamburg 1979, S. 18.



1726: Damals war der Neue Jungfernstieg (oberes Ufer der Binnenalster) noch nicht angelegt. Im Hintergrund in der Bildmitte ist das Gebäude der ersten Oper zu sehen. Rechts im Bild befinden sich die zwei Türme der Kalkbrennöfen auf dem Kalkhof. STAATSARCHIV HAMBURG



Der als vornehme Wohnstraße angelegte Neue Jungfernstieg. Litho. Peter Suhr von 1830. STAATSARCHIV HAMBURG



„Carte der Binnenalster nebst dem dazu gehörigen Inventarie über die darin befindlichen Bäume, Stege, Siele, Schlammkisten, Pfähle u.s.w. Aufgenommen im Jahre 1804.“ Oben im Bild der Böckmann'sche Garten, dahinter der Kalkgraben, der zum Kalkhof führt. STAATSARCHIV HAMBURG

toerei (später Giovanoly) stand am Neuen Jungfernstieg die ‚Alsterhalle‘, eine auch von Frauen und Mädchen der Gesellschaft viel besuchte Gaststätte. Sie war 1831 von [Carl Ludwig] Wimmel [1786–1845] erbaut worden und bestand aus einem 20 m langen einstöckigen Gebäude mit einer Veranda davor. Im Innern war ein großer Saal, an jedem Ende mit Spiegelscheiben, so dass man nach beiden Seiten eine unendliche Reihe von Sälen mit Kronleuchtern von böhmischem Glas zu sehen glaubte. Links lag die Schenke, darüber eine größere Empore für Musikaufführungen. Im Hintergrund befanden sich Billard- und Lesezimmer. Die Wandpfeiler zwischen den Fenstern und Zimmern waren mit Malereien geschmückt (...). Man bezahlte jährlich 2 Mark, wofür an einigen Wochentagen größere Orchesteraufführungen stattfanden. Der Name jedes Zahlenden wurde in ein großes Buch geschrieben, und am Eingange stand zur Überwachung ein mit schönem Bart und einem grün-goldenen Anzug geschmückter mächtiger Pförtner, der aber jeden anständig gekleideten einließ (...).³⁰⁰

Bis 1838 führten die Herren Perrini et Josty die Konditorei und „Alsterhalle“. Danach übernahm A. Giovanoly die Konditorei.

Gedicht über die Alsterhalle (um 1837)

*Willst du recht pomadig laben dich an Schönheit und an Pracht,
Welche Architekt und Maler einverständlich angebracht,
Daß von solcher Augenweide fast geblendet wird der Sinn –
Rath' ich dir, spazier' des Abends nach der Alsterhalle hin.
Auf antiken Säulen ruhet schlank das zierlich leichte Dach;
Gerne sitzt man unter ihnen, ist's ein schöner Sommertag.
In dem Saal blickst du zur Decke, einfach aber schön geziert,
Wo ein eleganter Lustre vor den andern all' brillirt.*

*Von den Wänden schau'n Gestalten aus vergangner Wunderzeit,
Schlingend sich zu Arabesken mit genialer Leichtigkeit:
In der Hinterwand gespiegelt, blickst du dich staunend an,
Wendest dich zur Billardstube und zum Lesezimmer dann.*

*Sieh' und an der andern Seite hebt sich äusserst elegant,
Das Buffet, so zierlich wie man's nie vordem in Hamburg fand.*

*Dosen, Flaschen, sonder Ende, voll von köstlichem Liqueur,
Kuchenflächen, Tortenberge, stehen dort – parole d'honneur!*

*Und geschäftig heiter regt sich's und bei'm muntern Geldesklang:
„Punsch!“ – „Wein!“ – „Butterbrot!“ – „Thee!“ – „Caffee!“ tönt's melodisch wie Gesang.*

*Kaum bestellt, ist's abgeliefert, und es tragen eilig fort
Grüngeschürzte Marqueure Jegliches an seinen Ort.*

*Setz' dich an ein Mamortischchen, strecke dich behaglich aus,
Zünde (rauchst du) `ne Cigarr' an, thu' als wärest du zu Haus,
Rufe dem Marqueur, bestelle – ist ein Abendbrot dein Wunsch –
Dir ein gutbelegtes Rundstück und ein Gläschen Arrackpunsch.*

*Jetzt dein Abendbrot genießend, schau dir an das Publicum;
An den Tischen sitzt's, vor ihnen, hinter ihnen steht's herum.
Dieser elegante Jüngling, lock'gen Haupts, mit steifem Col
[Kragen]*

*Und frisirtem Backenbarte, weiß nicht, wie er dreh'n sich soll.
Jener grünbebrillte Doctor mit dem abgetrag'nen Rock,
Wichtiger Gelehrtenmiene und dem dicken Bambusstock,
Disputirt mit einem Dito, zwei Decennien wen'ger alt,
Der in des Gespräches Hitze fast an jeden Kommer prallt.*

*Da, für seine Enehälfte und die Kinderschaar, der Mann
Keuchend schleppt ein halbes Dutzend Extrasessel sich heran,
Und im murmelnden Gedibber, Wort an Wort sich reihend schnell,
Sprechen hier sechs arrogante mod'sche Kinder Israel.*

*Comfortable hingestreckt, in vollkomm'ner Seelenruh,
In die West' die Daumen häkelnd, siehet dort ein Britze zu,
Wie dicht vor ihm mit Verlangen ein geschniegelter Friseur –
Hier als Petit-maitre glänzend – um sich blickt nach dem Marqueur.*

*Liebst du etwa, dir mit Lesen zu vertreiben deine Zeit,
Ist das stille Lesezimmer aufzunehmen dich bereit.
Bei der Lampe hellem Scheine schließ' dich dort dem Kreis nur an,
Welchen, ganz vertieft in Blätter, scheinbar Nichts d'rin stören kann.*

*So, Freund! Was an solchen Häusern dir besonders wohlgefällt,
Find'st du, dass die Alsterhalle in dem schönsten Styl enthält.
Doch du irrst dich, glaubst du, dass ich mit dem Besten fertig sey;
Jetzt erst sprech' ich dir von ihrer glänzenden Conditorei!*

*Trittst du ein, mein Freund, in dieses ausgeführte Ideal,
Scheint vielleicht dir minder zierlich selbst der Alsterhallensaal,
Denn du findest hier vereint auf solch' winzig kleinem Raum
Solche Eleganz als vordem du dir ließeſt träumen kaum.*

*Spiegelsäulen – Marmortischen, gleich dem Ort patent und klein –,
Ottomane, ein Fontainchen – glaubst im Orient zu seyn.
Doch, es soll dir nicht verrathen All' was dort ist mein Gedicht;
Sieh' es selbst, und dann entscheide: log ich oder log ich nicht? ³⁰¹⁾*

Mit der Strophenzeile „Sprechen hier sechs arrogante mod'sche Kinder Israel“ macht auch dieses Lobgedicht auf die Alsterhalle aus dem Jahre 1837 die damals in weiten Kreisen des Bürgertums vorherrschende antisemitische Einstellung deutlich.



Die Alsterhalle und Giovanolys Conditorei [Deppermann und Ruschke] um 1845, Federlitho. STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HAMBURG AH A, 117

cher Debatten geworden und stand für den Anspruch der jüdischen Minderheit auf Zugehörigkeit zur bürgerlichen Gesellschaft.“³⁰³⁾

1835 kam es erneut zu „Hep-Hep-Krawallen“ in den Alsterpavillons. „Wieder wurden allabendlich jüdische Gäste unter Misshandlungen aus den Kaffeehäusern vertrieben; die Behörden schritten äußerst zögerlich ein und ahndeten die ‚Ordnungswidrigkeit‘ von Juden, die sich verteidigt hatten, härter als die Gewalttaten ihrer Angreifer. Der Ausbruch der Krawalle wurde als Reaktion auf eine damals in Aussicht genommene Reform der Hamburger Judengesetzgebung aufgefasst, die allerdings nach den Krawallen wieder aufgegeben wurde, noch ehe sie konkrete Gestalt angenommen hatte.“³⁰⁴⁾



Der alte und neue Jungfernstieg mit hinten rechts im Bild der Alsterhalle. STAATSARCHIV HAMBURG

Hep-Hep-Krawalle in der Alsterhalle

1835 kam es in der Alsterhalle zu „Hep-Hep-Krawallen“. Solche antijüdische Manifestationen, die ihren Anfang in Würzburg genommen hatten, wo „im Anschluss an einen Studentenumzug, bei dem erstmals der Sprechchor ‚Hep-Hep, Jud' verreck!' ertönt[e], (...) jüdische Läden verwüstet und mehrere Juden getötet“³⁰²⁾ worden waren, hatten sich in Hamburg erstmals im August 1819 ereignet. So waren aus den Hamburger Alsterpavillons allabendlich jüdische Gäste gewaltsam vertrieben worden. „Der Kaffeehausbesuch von Juden war in der Hansestadt mehrfach zum Gegenstand erregter öffentli-

Über die Hep-Hep-Krawalle in der Alsterhalle schrieb der Schotte und Kunstkritiker John Strang (1795–1863) in seinen Briefen über Hamburg: „Das verbreitete und in Hamburg so lange herrschende Vorurteil gegen die Juden äußert sich in häufigen Streitigkeiten, die den Frieden der Stadt ernsthaft gefährden. So wird vor kurzem, im August 1835, in der Zeitung ein Aufruhr dieser Art beschrieben. ‚Hamburg, 4. August. Am letzten Donnerstagabend, gegen 9 Uhr, griffen etwa fünfzig Personen vorsätzlich sechs oder sieben Juden in der Alsterhalle ‚einem öffentlichen Gasthaus‘, an, warfen sie gewaltsam hinaus und behandelten jeden eintretenden Juden in der gleichen Weise. Am folgenden Tag be-

³⁰¹ Aus: Hamburg wie es ist und trinkt: Scenen aus dem Hamburger Volksleben. Hamburg 1837.

³⁰² Ernst Christian Schütt: Chronik Hamburg. 2. aktualisierte Aufl. Güters-

loh 1997, S. 194.

³⁰³ Stefan Rohrbacher: Ausschreitungen, antijüdische. In: Das jüdische Hamburg. Ein historisches Nachschlagewerk. Hrsg. vom Institut für die Ge-

schichte der deutschen Juden. Göttingen 2006, S. 27.

³⁰⁴ ebenda.

schlossen vierzig junge Männer jüdischen Glaubens, Gewalt mit Gewalt zu vergelten, und begaben sich am Abend zur Alsterhalle. Bis etwa 10 Uhr, als sie einen jungen Mann den Billardsaal zu verlassen zwangen, blieb alles ruhig. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Angriff, und es fand ein zerstörerischer und mörderischer Kampf statt. Diese vierzig jungen Leute hatten sich gegen 200 bis 250 Raufbolde zu verteidigen und blieben eine Zeitlang Sieger. Nach einstündigem Kampf hatten sie ihre Kräfte nahezu erschöpft und hätten unter einem von draußen hereingetragenen frischen Angriff zusammenbrechen müssen, wenn nicht Militär und Polizei eingetroffen und dem Tumult ein Ende gesetzt hätten.³⁰⁵



kaufte das Grundstück und ließ dort sein Klubgebäude von dem Architekten Martin Haller (1835–1925) errichten. Dieser Klub war der Nachfolger des 1838 ins Leben gerufenen „Union-Club“. Beide waren „eine geschlossene Gesellschaft von Herren (...), die sich in ihren Mußestunden zu freundschaftlicher Unterhaltung und Gedankenaustausch sowie durch Lektüre von Zeitungen und Journalen sowie durch erlaubtes Spiel Erholung von ihren Geschäften suchen“. (...) Allerdings war der Umgang mit ‚vornehmen Fremden‘ nicht so ausgeprägt wie früher; auch Senatoren fanden sich nicht mehr unter den Mitgliedern. ‚Der Kaufmann überwog, und eine gewisse Rolle spielte (nach Einrichtung der neuen Garnisonen in Hamburg und Umgebung) der Offizier‘. Aber nach wie vor waren ‚Entspannung und Unterhaltung sowie geselliges Beisammensein die Hauptziele des Union-Club‘.³⁰⁶

Zwischen den Weltkriegen suchte sich der „Neue Union-Club“ ein anderes Domizil.

Alsterhalle 1842: Innenansicht des Privatvereins an der Alster.
STAATSARCHIV HAMBURG

Der Polizeiherr legte den Ältesten der jüdischen Gemeinde am nächsten Tag nahe, ihre Freunde vom Besuch öffentlicher Stätten abzuhalten, da er für die Folgen nicht einstehen könnte. Gleichzeitig wurde den Ältesten gegenüber angedeutet, ein altes aus dem Jahre 1640 stammendes Gesetz, das den Juden den Aufenthalt an bestimmten Plätzen und auf bestimmten Straßen verbietet, sei noch immer in Kraft!³⁰⁵ Am 11. Oktober 1866 wurde die „Alsterhalle“ geschlossen. Der 1867 gegründete „**Neue Union-Club**“

305 Gesine Espig, Rüdiger Wagner (Hrsg.): John Strang, Hamburg 1831. Hamburg 1981, S. 118.

306 Herbert Freudenthal: Vereine in Hamburg. Hamburg 1968, S. 91, S. 213.

69. STATION

Colonnaden 5

Direkte Straßenverbindung (heute Fußgängerzone) vom Jungfernstieg zum Dammtor, angelegt 1876/77, Bebauung 1877–1880 und 1885. Benannt nach den Ladenarkaden am Südende der Straße.

Die Colonnaden sind ein Beispiel für den spekulativen Städtebau der Gründerzeit. „Mit der Anlage der Diagonalstraße wurden die tiefen, aber teilweise völlig untergenutzten Blöcke zwischen Neuer Jungfernstieg und Esplanade erschlossen. Die Grundstücke nördlich der Theaterstraße wurden von den Gebrüder Wex [Rechtsanwalt Dr. F. H. Wex; Architekt E. E. Wex und Ingenieur F. B. Wex] eingebracht (...), diejenigen südlich davon von Friedrich J. Leser und seinen Erben. Ein Vertrag mit der Finanzdeputation sicherte den Spekulanten 1876 die Realisierung der Immobilienwerte zu, während die Straße selbst nach ihrer Fertigstellung in den Stadtbesitz übergehen sollte“,³⁰⁷ schreibt Ralf Lange in seinem „Architekturführer Hamburg“. Und Hermann Hipp erläutert: „Im vollen Umfange erfüllten die Colonnaden wohl nie den Zweck einer besseren Verbindung der Innenstadt mit den nordwestlichen Vororten, da ihre Einmündungen weder im Norden noch im Süden direkt auf die dort vorhandenen wichtigen Kreuzungen treffen. (...) Der besonders anspruchsvolle Charakter der Straße hängt allerdings wohl doch damit zusammen, dass sie, als ein wahres Bedürfnis für den direkten Verkehr der vor dem Dammtor wohnenden Vornehmen Welt mit dem ‚Herzen der Stadt‘ empfunden wurde.“³⁰⁸

Bauherr des Gebäudes: Senator Schemmann (19. Jh.); Heinz Liepman(n), Schriftsteller (20. Jh.); erste schwule Buchhandlung Hamburgs, Redaktion der Homosexuellen-Zeitschrift „Der Weg“ (Standort: 1953–1957)

Hier wohnte Senator Hermann Schemmann

1877 ließ der damalige Senator Conrad Hermann Schemmann (1842–1910) dieses heute noch vorhandene vornehme Etagenwohnhaus errichten und zog damals dort selbst in eine 300 qm große Wohnung. Die Zimmerdecken waren mehr als vier Meter hoch und mit Stuck geschmückt. In die Etagen über ihm

zogen Ärzte ein, die dort wohnten und ihre Praxen hatten. Im Souterrain gab es eine Portierswohnung und eine kleine Wäscherei mit Heißmangel.

Hier wohnte der jüdische Schriftsteller Heinz Liepman(n)

Auch der Schriftsteller und Journalist Heinz Liepman(n) (27.8.1905–6.6.1966) wohnte in den Colonnaden 5. Er „veröffentlichte mehrere erfolgreiche Romane und das Theaterstück ‚Columbus‘, das 1932 im Hamburger Schauspielhaus uraufgeführt wurde. In Artikeln für die ‚Weltbühne‘ und das sozialdemokratische ‚Hamburger Echo‘ [siehe S. 259] warnte L. früh vor den Gefahren des immer virulenter werdenden Antisemitismus und vor der erstarkenden NSDAP. Als stadtbekannter Feind der neuen Machthaber musste L. 1933 emigrieren, seine Bücher fielen im Mai 1933 der Bücherverbrennung zum Opfer.“³⁰⁹

Heinz Liepman(n) emigrierte zunächst nach Frankreich, später kam er über Holland, Belgien und England in die USA. Im Exil schrieb er Romane – wie z. B. „das Vaterland“, in dem er die Machtübernahme der Nationalsozialisten beschrieb.

1947 kehrte er als Berichterstatter der „Times“ nach Deutschland zurück.

1949 nach der Hochzeit mit Ruth Lienenstein (1909–2001) „gründete das Paar zusammen die noch heute existierende und weltweit bekannte Literaturagentur Liepman. Als sich die Hoffnungen auf einen wirklichen, mit der NS-Vergangenheit brechenden gesellschaftlichen Neuanfang in der Bundesrepublik nicht erfüllten und sich stattdessen gegen Ende der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts neonazistische und vor allem antisemitische Vorfälle

³⁰⁷ Ralf Lange: Architekturführer Hamburg. Stuttgart 1995, S. 49.

³⁰⁸ Hermann Hipp: Colonnaden. Arbeitshefte zur Denkmalpflege Nr. 2. Hamburg 1975, S. 16f

³⁰⁹ Stefanie Schüler-Springorum: Heinz Liepman(n). In: Das jüdische Hamburg. Ein historisches Nachschlagewerk. Hrsg. vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden. Göttingen 2006, S. 176f.



Hausflur Colonnaden 5. PHOTO: MARINA BRUSE

häuften, setzte sich L. wieder mit mehreren großen Artikeln zur Wehr. 1961 entschloss er sich zusammen mit seiner Frau, ein zweites Mal zu emigrieren und sich in Zürich niederzulassen, wo er bis zu seinem Tod als freier Publizist tätig war“,³¹⁰ schreibt Stefanie Schüler-Springorum in dem Nachschlagewerk „Das jüdische Hamburg“.

70. STATION

Colonnaden 11

(alte Nummerierung)

Jazzklub „Barett“ (1953–1966)

Der Jazzkeller „Barett“ war in den 50er- und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts eine bekannte Institution in Hamburg. Dort traf sich die Bebop- und Hardbop-Musikszene. 1956 gründete sich hier das „Michael-Naura-Quintett“. Sieben Jahre spielte es

Redaktion der Homosexuellen-Zeitschrift „Der Weg“

„Die erste ‚schwule Buchhandlung‘ in Hamburg war das Stadtbüro des Putziger-Verlages in den Colonnaden 5. Dort befand sich zwischen Oktober 1953 und März 1957 die Redaktion der Homosexuellenzeitschrift ‚Der Weg‘. Literaturempfehlungen waren eine ständige Rubrik in dieser Zeitschrift. Im März 1954 wurde auf 27 Bücher hingewiesen, beispielsweise auf [Roger] Peyrefittes [1907–2000] ‚Diplomaten‘, Hermann Hesses [1877–1962] ‚Demian‘ (‚ein hohes Lied der Freundesliebe‘³¹¹) oder auf den Roman ‚Der Wendepunkt‘ von Klaus Mann [1906–1949] (‚In großartiger nichts verschweigender Offenheit geschrieben, gehört es in die Bibliothek eines jeden WEG-Lesers‘).³¹² Die Bücher konnten entweder beim Verlag bestellt oder im Stadtbüro gekauft werden. An sechs Tagen in der Woche konnten Interessierte das Verlagsbüro aufsuchen. Neben Neuerscheinungen und älteren Titeln gab es auch eine Auswahl englischsprachiger Zeitschriften wie ‚Man’s World‘ und ‚Art in Physique Photography‘. In den Verlagsräumen wurde darauf hingewiesen, dass die Mitarbeiter auch ‚unverbindlich und kostenlos in allen auftretenden, uns interessierenden Fragen‘ zur Verfügung stünden.“

Text mit freundlicher Genehmigung aus: Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens der Hansestadt. Hamburg 2006, S. 245.

im „Barett“ im festen Engagement sechs Nächte pro Woche. Auch die sich in den 50er Jahren zusammengefundene „Rubin Combo“ trat in der Kellerbar „Barrett“ auf.

Wie die „Palette“ (siehe S. 202) war auch das „Barett“ „eine Art geheime Unterwelt, eine Treppenlänge unter Unscheinbarsten: ‚Das war eine ziemlich tiefgelegene, finstere Höhle, allerdings mit einer sehr guten Akustik und einem Barkeeper, der wirklich wusste, was er verkaufte. (...) Es gab wunderbare, geheimnisvoll dunkle Ecken, da konnte man zur

310 ebenda.

311 Rubrik: Das Buch für Sie. In: Der Weg, Nr. 3/1954.

312 ebenda.

Sache kommen. Das Publikum war eine Mischung aus sehr begeisterten Jazzfans und Paaren, die sich mal richtig abgreifen wollten. (...) Gründer des Barettts ist Günther Suhrbier (...).“³¹³) (siehe auch S. 271 Bauzentrum)

71. STATION

Colonnaden 40a

Stolpersteine für Flora und Edgard Francke (NS-Zeit)

In den Arkaden bei der Durchfahrt zum Hintereingang des Hotels „Vier Jahreszeiten“ (siehe S. 241) liegen vor dem Haus Nr. 40a die Stolpersteine für Flora Francke (6.10.1862, deportiert am 18.11.1941 nach Minsk) und Edgard Wilhelm Francke (29.8.1900, deportiert am 8.11.1941 nach Minsk).

Flora war die Tochter von Eduard Francke und seiner Ehefrau Sara, geb. Dreyer. Nach ihren eigenen Angaben war ihr Vater ein angesehener Kaufmann gewesen und stammte, wie ihre Mutter, aus einer „alten Hamburger Familie“. Er besaß in der Straße Neuer Wall ein großes Herrenkonfektionsgeschäft (später Modehaus Gebr. Hirschfeld). Dort am Neuen Wall wurde Flora geboren. Ihr Bruder Benno war Bankangestellter und wohnte 1927 in der Gertrudenstraße 8 in der Hamburger Altstadt. Ihren Sohn Edgard hatte sie in Hannover unehelich zur Welt gebracht, den Vater ihres Kindes, Siegfried Fürst, heiratete sie nicht.

Flora Francke betrieb in den Colonnaden 40a im Hinterhaus eine Zimmervermietung, in der hauptsächlich Artisten aus dem „Trocadero“, Große Bleichen 32, untergebracht waren. In diesem damals legendären Lokal fanden bis zum späteren Tanzverbot täglich Konzerte und Kabarettts statt.

Im Zuge der Inflation geriet auch Flora Francke in finanzielle Nöte und sah sich 1928 zum ersten Mal gezwungen, Wohlfahrtsunterstützung zu beantragen. In einem späteren Antrag 1931 gab sie an, keine Verwandten mehr zu haben, die sie unterstützen könnten. Vermutlich war ihr Bruder Benno Francke zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben. Ihr

Sohn Edgard konnte zum Lebensunterhalt nicht viel beitragen. Er litt an epileptischen Anfällen und war in seiner Erwerbstätigkeit eingeschränkt. Eine Zeit lang war er als Bote und Hausdiener beschäftigt, später als „Fürsorgearbeiter“ auf einem Flugplatz und zuletzt als Erdarbeiter. Auf Veranlassung des Erbgesundheitsgerichtes wurde Edgard im Mai 1937 wegen „Erblicher Fallsucht“ sterilisiert.

Seine Mutter hatte sich schon seit geraumer Zeit um eine Unterbringung in einer Stifts-Wohnung bemüht. Nachdem ihr untersagt worden war, „arische“ Untermieter aufzunehmen, gab sie ihre Wohnung in den Colonnaden auf und zog am 1. Dezember 1938 zusammen mit ihrem Sohn in das Lazarus-Gumpel-Stift in die ehemalige Schlachterstraße 47, Haus 6. Später wurde dieses Stift zum „Judenhaus“ deklariert und von der Jüdischen Gemeinde zwangsverwaltet. Von dort wurde Edgard Francke am 8. November 1941 nach Minsk deportiert. Flora folgte ihrem Sohn nur zehn Tage später. Ob sie sich dort noch einmal trafen, ist ebenso wenig bekannt wie der Umstand ihres Todes.³¹⁴⁾

Text: Susanne Rosendahl



Stolpersteine verlegt für Flora und Edgard Francke in den Colonnaden 40a. PHOTO: MARINA BRUSE

³¹³ Jan-Frederik Bandel, Lasse Ole Hempel, Theo Janßen: Palette revisited. Eine Kneipe und ein Roman. Hamburg 2005, S. 17.

³¹⁴ Quellen:

Staatsarchiv Hamburg 522-1 Jüdische Gemeinden, 992 b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg.
Staatsarchiv Hamburg 351-14 Arbeits-

und Sozialfürsorge, Abl.1999/2 Francke, Flora.
Hamburger Jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv

72. STATION

**Colonnaden 25/27/
Ecke Büschstraße***(alte Nummerierung)***Antiquitätengeschäft Hecht****(Standort: 19. Jh. bis zur NS-Zeit); Felix Hecht (NS-Zeit); Ausstellungen der Künstlergruppe „Hamburger Gruppe“ (20. Jh.)**

Jacob Hecht, der 1892 das Hamburgische Bürgerrecht erworben hatte, betrieb in den Colonnaden ein renommiertes Antiquitätengeschäft, in dem es Stilmöbel, Gemälde und andere Antiquitäten zu kaufen gab. Nach seinem Tod übernahm sein Sohn Edgar Hecht das Geschäft. Dessen Bruder Felix Hecht (24.9.1883–1944/45 ermordet im KZ Auschwitz) veranstaltete in den Räumen des Geschäftes mit seiner Frau Edith, geb. von Sillich (1900–1979), Ausstellungen und Lesungen moderner Hamburger Künstler und Künstlerinnen. Als Edgar Hecht 1940 nach Shanghai auswanderte, „übernahm“ der Hausmeister das Geschäft.

Felix Hecht war seit ca. 1923/24 als Rechtsanwalt des Schriftstellers Hans Leip (1893–1983) tätig und wurde auch der juristische Beistand und Förderer der Künstlergruppe „Hamburger Gruppe“. 1925 hatten Hans Leip und Hans Much (1880–1932) die „Hamburger Gruppe“ gegründet. Die Gruppe „setzte sich in der zweiten Hälfte der 20er Jahre für die Belange Hamburger Künstler ein und versuchte, dem Ruf Hamburgs als einer kunstfeindlichen Stadt entgegenzuwirken. Sie organisierte kulturelle Ereignisse wie Lesungen und Künstlerfeste und wurde auch kulturpolitisch aktiv, indem sie sich beim Senat für finanzielle Unterstützung notleidender Hamburger Künstler einsetzte. Zu ihren Mitgliedern zählten noch heute bekannte Schriftsteller wie Hans Henny Jahnn [1894–1959] oder Hans Leip (...). Aber auch der Architekt des Chilehauses, Fritz Höger [1877–1949], der zu seinem Privatvergnügen plattdeutsche Gedichte schrieb, war Mitglied der Gruppe. (...) In

ihrem ideologisch wie literarisch breit gefächerten Spektrum standen sich Vertreter der damals in Hamburg einflussreichen, die Ideale einer ‚Heimatkunst‘ propagierenden ‚Heimatschutzbewegung‘ und Vertreter einer maßgeblich vom Expressionismus geprägten literarischen Avantgarde gegenüber.

Obwohl die daraus resultierenden Spannungen letztlich zur Auflösung der Gruppe führten, wirkten sie befruchtend und trugen zu einem lebendigen Austausch bei“,³¹⁵⁾ schreibt Rüdiger Schütt.

Felix Hecht veranstaltete z. B. im Dezember 1926 eine Ausstellung, in der Bilder von Eduard Hopf (1901–1973), Hans Leip, Paul Mehlen (1888–1961), Rudolph Neugebauer (1892–1961) und Karl Opfermann (1891–1960) gezeigt wurden. Auch lud er in seine Firmenräume zu einer Lesung von Adolph Wittmaack (1878–1957) und Ludwig Beil (1890–1961) ein. 1927 trat Felix Hecht aus der „Hamburger Gruppe“ aus.

1933 wurde seine Ehe in beiderseitigem Einvernehmen geschieden. Dennoch wurde noch eine Zeit lang ein gemeinsamer Haushalt aufrechterhalten. Nach der Scheidung von seiner „arischen“ Ehefrau verlor Felix Hecht den relativen Schutz einer „Mischehe“. Im November 1938 wurde ihm die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft entzogen, und am 10. November wurde er verhaftet und ins KZ Oranienburg deportiert, aus dem er einen Monat später wieder entlassen wurde.

Nachdem Felix Hecht und seine geschiedene Frau im Frühjahr 1940 denunziert worden waren, wurde das Paar wegen angeblicher „Rassenschande“ verhaftet. Edith Hecht kam für drei Wochen in „Schutzhaft“ und musste sich verpflichten, ihren geschiedenen Mann nie wiederzusehen.

Am 22. Februar 1944 wurde Felix Hecht ins KZ Theresienstadt und am 28. September 1944 ins KZ Auschwitz deportiert.³¹⁶⁾

Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme, Hamburg 1995.

315 Rüdiger Schütt u. a.: Bohemiens und Biedermänner. Die Hamburger

Gruppe 1925 bis 1931. Hamburg 1996 (Einleitung).

316 Mehr über die Familie Hecht in dem Buch der Tochter Ingeborg Hecht: Als unsichtbare Mauern wuchsen. Eine

deutsche Familie unter den Nürnberger Rassegesetzen. Hamburg 2004.

73. STATION

Colonnaden 47

Stolpersteine für Alfred Jacobsohn und Günther Ehrich (NS-Zeit)

Vor dem Haus Colonnaden 47 liegen Stolpersteine für Günther Ehrich (5.6.1915–19.8.1938 Suizid) und Alfred Jacobsohn (20.5.1869, deportiert von Berlin am 15.9.1942 nach Theresienstadt, dort gestorben am 3.3.1943)

Alfred Jacobsohn verbrachte die meiste Zeit seines Lebens in Breslau, wo er seit dem 1. April 1899 als selbstständiger Zahntechniker tätig war. Geboren wurde er in Bublitz als Sohn des Kaufmanns Sally und seiner Ehefrau Ernestine, geb. Heinsius. Alfred Jacobsohn heiratete am 30. März 1903 die aus einem evangelischen Elternhaus stammende Martha Melke. Sie wurde 1879 in Breslau geboren und war Näherin von Beruf. Ihr gemeinsamer Sohn Martin war bereits am 19. Dezember 1901 zur Welt gekommen. Georg folgte am 25. August 1903, Sohn Egon am 25. November 1907 und Horst am 24. Oktober 1918. Martha Jacobsohn war bei ihrer Hochzeit zum jüdischen Glauben konvertiert; dass die Söhne in ihrer Heimatstadt die katholische Knabenschule besuchten, scheint dazu in keinem Widerspruch gestanden zu haben. Zwei Jahre nach der Geburt des jüngsten Kindes Horst starb Martha Jacobsohn am 8. November 1920.

Nach dem Tod seiner Frau konnte Alfred Jacobsohn seine Praxis in Breslau noch bis Anfang 1931 betreiben, verlor dann aber seine Krankenkassenzulassung und zog zunächst mit seinem jüngsten Sohn Horst zu seinem verheirateten Sohn Martin nach Bremerhaven. Dieser fuhr als Steward zwischen Bremen und New York zur See und wohnte in der Rampenstraße 40. In der Hoffnung, mit seinen bereits 60 Jahren schneller wieder eine Beschäftigung zu finden, zog Alfred Jacobsohn kurze Zeit später mit Sohn Horst nach Hamburg, wo auch sein Sohn Georg, der seinen Lebensunterhalt als Pianist verdiente, wohnte. Die beiden bezogen ein Zimmer bei

Georgs Braut Anna Gustmann in den Colonnaden 47. Aber auch in Hamburg fand Alfred Jacobsohn keine Beschäftigungsmöglichkeit, so beantragte er im Juni 1931 Fürsorgeunterstützung. Sohn Horst beendete in Hamburg seine Schulzeit und begann im Januar 1933 eine Lehre als Radiotechniker im Radiohaus Nordmark im Alten Steinweg 46. Schon im August musste ihn sein Chef aus „rassischen“ Gründen entlassen. Horst besuchte daraufhin für ein Jahr eine Fachschule für Radiotechniker und arbeitete bis Februar 1937 im Radiohaus Carl Kessler, Große Allee 33 in Hamburg-St. Georg. Weil aber Juden keine



Stolpersteine verlegt für Günther Ehrich und Alfred Jacobsohn in den Colonnaden 47.

PHOTO: JÜRGEN BRÖMME

technischen Berufe mehr ausüben durften, konnte Horst seine Prüfung nicht mehr ablegen und ging deshalb in Begleitung seiner Freundin Vera Kotzleva, geboren 1916 in Moskau, nach Holland. Bei einer Kontrolle durch die niederländische Polizei wurde er festgenommen und am 1. März 1937 als jüdischer

Emigrant nach Deutschland abgeschoben und an die Gestapo übergeben. Obwohl Horst versicherte, dass er in Holland lediglich seine Prüfung ablegen und nicht illegal auswandern wollte, blieb er in Emmerich in Haft. Am 10. April 1937 erfolgte seine Überführung ins KZ Dachau. Dort erhielt er die Häftlings-Nr. 12037. Wegen Überfüllung des Lagers wurde er im September 1938 ins KZ Buchenwald verlegt, wo er die Häftlings-Nr. 1315 erhielt und in den Block 10 kam.

Alfred Jacobsohn, der sich zwischenzeitlich um die Auswanderung seines Sohnes bemüht hatte, konnte am 15. April 1939 dessen Entlassung bewirken. Am 17. Juni 1939 verließ Horst zusammen mit seiner Freundin Vera auf dem Dampfer „Saarland“ über Triest Deutschland in Richtung Shanghai. Die Kosten dafür hatte die Jüdische Gemeinde übernommen. Auch der ältere Bruder Martin hatte mittlerweile Deutschland verlassen und war nach Amerika emigriert.

Alfreds zweitjüngster Sohn Egon Jacobsohn, der in Görlitz das Kellnergewerbe erlernt hatte, war am 15. August 1931 seiner Familie nach Hamburg gefolgt. Dort arbeitete er zuletzt als Kellner im Tanzlokal „Neu China“ in der Großen Freiheit 11 und nebenbei als Bühnenarbeiter für den jüdischen Kulturbund. Am 4. August 1937 wurde Egon in seiner Unterkunft in der Kleinen Seilerstraße 4 III verhaftet. Man bezichtigte ihn der „Rassenschande“. Scheinbar stand er unter Beobachtung oder wurde denunziert, denn in den Ermittlungsakten heißt es: „Es wurde vertraulich in Erfahrung gebracht, dass der Egon Jacobsohn, damals wohnhaft Colonnaden, der Jude sein soll, der ein Liebesverhältnis mit einer ‚deutschblütigen‘ Frau gehabt hat.“ In der Anklageschrift steht: „Der Angeklagte Jacobsohn ist ‚Mischung 1. Grades‘, gilt aber nach Absatz 2 a des Reichsbürgergesetzes vom 14. November 1935 als Jude, da die Mutter, die zwar aus christlicher Familie stammt, bei ihrer Heirat den mosaischen Glauben angenommen hat.“ Egon Jacobsohn wurde vorgeworfen, „ohne tiefere seelische Bindung, nur seinen Trieben folgend, im vollen Bewusstsein der Strafbarkeit seiner Handlung in öffentlichen Tanzlokalen

die Bekanntschaft deutschblütiger Mädchen gesucht zu haben, und diese mit der Aufforderung, keinem etwas zu sagen, in echt jüdischer Manier, in Angst versetzt zu haben, um zu erreichen, dass ihre rassenschänderische Tätigkeit nicht entdeckt wird“.

Am 19. November 1937 wurde Egon Jacobsohn zu einem Jahr und drei Monaten Gefängnis verurteilt. Nach seiner Strafverbüßung am 4. November 1938 blieb er in Untersuchungshaft. Diesmal wurden ihm Verhältnisse, die er 1936 mit einer Garderobefrau des „Kaffee Laage“ und 1937 mit einem auf St. Pauli arbeitenden „Tanzmädchen“ gehabt haben sollte, unterstellt. Ging das Gericht im ersten Prozess noch von einem Gelegenheitsfall aus, „in dem die Zeugin es dem Angeklagten außerordentlich leicht gemacht hat“, wurde Egon Jacobsohn nun als „gewöhnheitsmäßiger Rassenschänder“ zu einer dreijährigen Zuchthausstrafe verurteilt und am 18. August 1939 in das Zuchthaus Bremen-Oslebshausen überführt. Zuvor hatte man ihn im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel noch auf seine Wehrtauglichkeit gemustert. Egon Jacobsohn befand sich nach Beendigung seiner zweiten Haftstrafe nur für kurze Zeit in Freiheit. Am 18. November 1941 wurde er bereits nach Minsk deportiert und dort ermordet. Sein letzter Hamburger Wohnort war in der heute nicht mehr existierenden Schlachterstraße 40, im „Judenhaus“, ehemals Marcus-Nordheim-Stift.

Alfred Jacobsohn wechselte während der neun Jahre, die er in Hamburg verlebte, viermal als Untermieter seinen Wohnraum. 1935 lebte er noch einmal in der Neustadt, in der Poolstraße 12. Seine letzte Adresse war in der Rappstraße 11, bevor er am 11. Juni 1940 zu seinem Sohn Georg nach Berlin in die Nollendorferstraße 35 zog. Von Berlin wurde Alfred Jacobsohn am 15. September 1942 nach Theresienstadt deportiert. Dort starb er im Alter von 74 Jahren am 3. März 1943.

Sein jüngster Sohn Horst und dessen Freundin Vera wurden nach ihrer Flucht in Shanghai als „feindliche Ausländer“ von der japanischen Besatzungsmacht bis zum 15. August 1945 gettoisiert. Erst im April 1948 konnten beide in die USA einreisen.³¹⁷⁾

Text: Susanne Rosendahl

317 Quellen:
Staatsarchiv Hamburg 522-1 Jüdische Gemeinden, 992 b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg.

Staatsarchiv Hamburg 351-11 AfW (Amt für Wiedergutmachung Hamburg), Abl. 2008/1, 241018 Jacobsohn, Jake (Horst).
Staatsarchiv Hamburg 314-15 OFP, FVg

4928.
Staatsarchiv Hamburg 213-11 Staatsanwaltschaft Landgericht –Strafsachen, 23/38.
Staatsarchiv Hamburg 351-14 Abl.

Max Günther Ehrich war „kaufmännischer Angestellter, zuletzt Verkäufer im Alsterhaus; ca. April 1936 Kriegsgericht der 20. Division Hamburg 3 Monate Gefängnis wegen ‚Fahnenflucht‘, Selbsttötungsversuch und Hinweis auf homosexuelle Veranlagung, 12. November bis 14. Dezember 1936 KZ Fuhlsbüttel, Dezember 1936 AG Hamburg 1 Jahr Gefängnis nach § 175 alter und neuer Fassung. 1937

Gnadengesuch der Mutter vom Reichsjustizminister abgelehnt, 19. August 1938 Hamburg, Flucht in den Tod durch Sturz aus dem Fenster.“

*Text mit freundlicher Genehmigung der Autoren aus:
Bernhard Rosenkranz, Ulf Bollmann, Gottfried Lorenz: Homosexuellen-Verfolgung in Hamburg 1919–1969. Hamburg 2009, S. 208f.*

74. STATION

Colonnaden 104

„Hamburger Bücherstube Felix Jud & Co.“ (Standort: 1923–1943, Neugründung 1948 am Neuen Wall); Felix Jud (20. Jh.); Treffpunkt verschiedener Widerstandskreise (NS-Zeit)

Als der 24jährige Felix Jud (7.3.1899–27.8.1985) am 20. November 1923 seine Buchhandlung in den Colonnaden eröffnete, hieß es in der Einladung: „Allen Verhältnissen zum Trotz – im Glauben an eine bessere Zukunft Deutschlands und im Vertrauen auf das literarisch gebildete Hamburger Publikum – haben wir uns entschlossen, eine neue Buchhandlung zu eröffnen: Die HAMBURGER BÜCHERSTUBE FELIX JUD & CO soll eine Pflegestätte sein für das gute und schöne Buch, für Publikationen über alte und moderne Kunst und für Bücher über Philosophie. Darüber hinaus werden alle wesentlichen Erscheinungen aller andern Wissensgebiete stets vorrätig sein.“³¹⁸⁾

Bevor der aus dem niederschlesischen Klingenthal stammende „Bücherwurm“ Felix Jud seiner Berufung als Buchhändler nachgehen konnte, hatte er nach der Schulzeit zuerst einmal eine kaufmännische Lehre im Eisenwarenhandel absolviert. Nach seiner Buchhändlerlehre „nahm er kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges (da war er 15 Jahre alt) die volle Verantwortung für die Fromman’sche Hofbuchhandlung in Jena. 1919 fand er eine Stelle

in Hamburg, und vier Jahre später“³¹⁹⁾ machte er sich mit der „Bücherstube Felix Jud & Co.“ in den Colonnaden selbstständig.

Mit den Nationalsozialisten verband Felix Jud nichts. Aus Opposition gegenüber dem NS-Regime stellte er ein Schild in sein Ladenschau fenster mit der Aufschrift: „Bücher kauft man beim Jud“. „1935, als jeder Buchhändler per Erlass dazu verpflichtet wurde, an Hitlers [1889–1945 Suizid] Geburtstag ein Sonderfenster in seinem Geschäft zu gestalten, platzierte Felix Jud ein eingerissenes Titelblatt mit dem Photo des Führers in der Mitte der Scheibe und füllte das Fenster mit diversen Exemplaren des Südsee-Reisebuches ‚Heitere Tage mit braunen Menschen‘ von Richard Katz [1888–1968].“³²⁰⁾



In den Colonnaden 104 hatte in der NS-Zeit die „Hamburger Bücherstube Felix Jud & Co.“ ihren Sitz, ein Treffpunkt verschiedener Widerstandskreise.

PHOTO: JÜRGEN BRÖMME

1999/2 Arbeits- und Sozialfürsorge, Jacobsohn, Alfred. Staatsarchiv Hamburg 242-1 II Gefängnisverwaltung II, Abl. 16, ältere Kartei der männlichen Untersuchungshaftge-

fangenen. Staatsarchiv Hamburg 218-1 Oberlandesgericht-Verwaltung, Abl. 8. 143E, L4b. 318 www.felix-jud.de/pages/historie [15.5.2010.]

319 ebenda.
320 ebenda.

„Natürlich erregte auch sein Name bei den Machthabern Anstoß und Verdacht. Wie kann ein Arier ‚Jud‘ heißen? Er reagierte mit einer Provokation. Er hängt einen großen Barockrahmen in sein Schau- fenster, oben unter der Bilderleiste war die Judenka- rikatur aus dem Stürmer ‚Jud bleibt Jud‘ – der krummbeinige, krummnasige, spitzbäuchige wö- chentliche Jude. Darunter Felix Jud, ein Foto als Säugling auf dem Lammfell, dann ein Foto als Kon- firmant, ein weiteres aus der Gegenwart, darunter ‚Jud bleibt Jud‘. Das war nicht zu bezweifeln. Aber quer zu dem ganzen ein Wäschebrett für ‚Persil bleibt Persil‘“, schreiben Wilfried Weber und Marina Krauth in ihrem Buch „Und wer besorgt das Spielzeug“? 75 Jahre Hamburger Bücherstube Felix Jud & Co.³²¹⁾

In der NS-Zeit versammelte sich in der Buchhandlung ein Kreis „Andersdenkender“ und diskutierte über die andere Literatur und das andere Leben. Unter ihnen war auch Axel Springer (1912–1985).

Am 19.12.1943 wurde Felix Jud wegen der Verbin- dung zur „Weißen Rose“ (siehe auch S. 221) und weil er „verbotene Bücher“ unter dem Ladentisch verkaufte, verhaftet und ins Polizeigefängnis Fuhls- büttel gebracht. Am 6.6.1944 folgte die Verlegung ins KZ Neuengamme. In der Anklage vom 23.2.1945 im

Verfahren gegen Albert Suhr (siehe S. 224) und vier anderen, wurde Felix Jud in der Hauptverhandlung am 19.4.1945 vor dem Volksgerichtshof in Hamburg zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Als im Mai 1945 die britischen Streitkräfte in Hamburg eintrafen, wur- de Felix Jud aus dem KZ Neuengamme befreit.

Nach dem Zweiten Weltkrieg besaß er kaum Geld. Seine Buchhandlung in den Colonnaden war 1943 durch Bomben zerstört worden. Mit finanzieller und tatkräftiger Hilfe durch Freunde gelang es Felix Jud, eine Ruine am Neuen Wall auszubauen und dort 1948 seine Bücherstube neu zu eröffnen. Als das Grundstück 1955 verkauft wurde, gab Axel Springer ihm ein Darlehen, dessen Rückzahlung später auf Axel Springers Weisung hin einfach vergessen wurde. Dadurch war Felix Jud in die finanzielle Lage versetzt worden, eine neue Bücherstube an einem anderen Standort eröffnen zu können. Dort am Neuen Wall 13 befindet sich die Buchhandlung noch heute.

Felix Jud war nach dem Zweiten Weltkrieg kultur- politischer Berater der Alliierten; Gründungsmitglied des FDP-Landesverbandes, Mitglied im Verwaltungsrat der Hamburger Öffentlichen Bücherhallen sowie Mitbegründer des Norddeutschen Verleger- und Buchhändlerverbandes.

75. STATION

Neuer Jungfern- stieg 11

Stadthaus der Familie Weber (Standort: 19. Jh.): die Weber- Abende; Hotel „Vier Jahreszei- ten“ (Standort: seit 1904)

Die Weber-Abende

Im 19. Jahrhundert befand sich an der Stelle, wo heute das Hotel „Vier Jahreszeiten“ steht, das Stadt- haus des Ehepaares Weber. Henriette Weber, geb. Nottebohm (22.10.1792–1.12.1886), die ihre Kindheit und Jugend auf dem Kupferhammer bei Brackwede,

einem großen Fabrikgut in der Nähe von Bielefeld, verbracht hatte, hatte 1814 David Fr. Weber (1786– 1868) geheiratet, der zusammen mit seinem Cousin Gottlieb Woermann (1780–1839) das Leinenhaus Woermann & Weber in Bielefeld gegründet hatte. Im Jahr seiner Heirat zog das Ehepaar nach Hamburg, um hier unter der Firma D. F. Weber & Co. mit Bie- lefelder Leinen Überseehandel zu betreiben.

Das Ehepaar bekam acht Kinder. In ihrem Stadthaus am Neuen Jungfernstieg 11 und in ihrem Landhaus in Oevelgönne pflegten die Webers große Gesell- schaften. Unter den zahlreichen Gästen des Hauses befanden sich viele prominente Künstler, so z. B. der Maler Valentin Ruths (1825–1905) und Otto Speckter (1807–1871) (siehe auch S. 177).

Im Winter waren die so genannten Weber-Abende, zu denen Henriette Weber jeden zweiten Mittwoch

321 Wilfried Weber, Marina Krauth (Hrsg.): „Und wer besorgt das Spiel- zeug“? 75 Jahre Hamburger Bücher- stube Felix Jud & Co. Hamburg 1998.

in ihr Haus am Neuen Jungfernstieg 11 einlud, von großer gesellschaftlicher Bedeutung. Junge wie ältere Menschen, oft bis zu 80 Personen, folgten der Einladung zu Vorträgen aus den unterschiedlichsten Themenbereichen. Danach lud die Dame des Hauses zu einem Imbiss ein, der an kleinen Tischen gereicht wurde, wo sich die illustre Gesellschaft bei Häppchen und Schnittchen angeregt über das Vorgetragene unterhielt.

Ein von Rita Bake von der „Landeszentrale für politische Bildung“ konzipierter und geschriebener szenischer Rundgang durch die Hamburger Altstadt führt auch zum Hotel „Vier Jahreszeiten“. Die Schauspielerin Herma Koehn spielt Henriette Weber, der Portier des Hotels begrüßt sie.

Das Hotel „Vier Jahreszeiten“

Leise Pianoklänge und im Winter prasselndes Kaminfeuer erfüllen und erwärmen zum Five o' Clock Tea das mit gediegenem Mobiliar und weichen Polstermöbeln eingerichtete Kaminzimmer des Hotels „Vier Jahreszeiten“. Das 1904 erbaute First-Class-Hotel ist ein würdiger Nachfolger des Weber'schen Domizils, das hier einst stand, bevor Friedrich Haerlin (1857–1941) 1897 dort sein kleines Elf-Zimmer-Hotel errichtete, das durch den Kauf der Häuser Nr. 9 bis 14 am Neuen Jungfernstieg zum „Vier Jahreszeiten“ vergrößert wurde.

Das Hotel kam nicht nur durch seine Gäste immer wieder hautnah mit Politik in Berührung. Während des Ersten Weltkrieges zum Beispiel beschlagnahmte 1915 die Heeresverwaltung Hamburg das Haus Nr. 14, damit dort im Parterre das Oberkommando der Küstenverteidigung einziehen konnte (heute befindet sich dort das hoteleigene „Restaurant Haerlin“). Dies wirkte sich 1918 während der Novemberrevolution (siehe dazu auch S. 105) fatal aus, denn das Oberkommando der Küstenverteidigung wurde von den Revolutionären auf der Suche nach kaisertreuen Offizieren vom Dach des Alsterpavillons aus beschossen. Auch das Hotel wurde von Marinesoldaten gestürmt. Mit Mettwürsten soll Friedrich Haerlin die Revolutionäre besänftigt haben. Wenige Tage

später „beschlagnahmte der ‚Oberste Marinerat der Unterelbe‘ das gesamte Hotel und machte es zu seinem Hauptquartier. (...) Anfang Dezember war das Hotel ‚Vier Jahreszeiten‘ Schauplatz einer Verschwörung innerhalb der Soldatenräte. Am Abend des 4. Dezember tagten im Hotel unter der Leitung [Magnus] Zellers [1888–1972] mehrere als gemäßigt geltende Revolutionäre. Der Plan: [Heinrich] Lau-



Hotel „Vier Jahreszeiten“. PHOTO: MARINA BRUSE

fenberg [1872–1932], [Wilhelm] Heise [1893–?] und andere Mitglieder des Soldatenrates sollten in der Nacht vom Sonntag 5. Dezember auf Montag in ihren Wohnungen verhaftet und durch die Putschisten ersetzt werden. Ein Teilnehmer verriet die ‚Vier Jahreszeiten‘-Verschwörer. Am Sonntagmittag wurden sie im Hotel verhaftet und im Rathaus verhört. Zeller konnte kurz darauf fliehen, seine Vertrauten saßen noch bis Ende Januar in Haft“,³²²) schreiben Sepp Ebelseder und Michael Seufert in ihrem Buch „Vier Jahreszeiten. Hinter den Kulissen eines Luxushotels“.

1932 übergab Friedrich Haerlin das Hotel seinem Sohn Fritz (1897–1975). Dieser trat im Juni 1933 der SS-Reiterinspektion bei und wurde 1937 Mitglied der NSDAP. Sepp Ebelseder und Michael Seufert schreiben dazu: „Fritz Haerlin reagierte auf den politischen Umsturz im Lande auf zwiespältige Weise. In seinem Hotel blieb alles beim alten, so als ob nichts geschehen wäre. Keine Hitler-Bilder, kein Hit-

322 Sepp Ebelseder, Michael Seufert: Vier Jahreszeiten. Hinter den Kulissen eines Luxushotels. Hamburg 2002, S. 117 ff.

ler-Gruß, keine Parteiveranstaltungen. Das ‚Vier Jahreszeiten‘ blieb eine politisch neutrale Insel im Meer der Hakenkreuzfahnen. Privat allerdings vollzog er einen Schritt, der nicht zum Bild des weltoffenen, weitgereisten Hoteliers mit den internationalen Verbindungen passen will.“³²³)

Im Februar 1935 fand im „Vier Jahreszeiten“ eine Geheimkonferenz zwischen den Offizieren der Garnison Hamburg und dem Chef der SS, Heinrich Himmler [1900–1945], statt. Auf diesem Treffen wurden bereits Themen zur Kriegsvorbereitung besprochen.

Während der NS-Zeit beschäftigte Fritz Haerlin noch Angestellte jüdischer Herkunft, als dies bereits nicht mehr erwünscht war. 1938 wurde dann aber, nachdem die „Geheime Staatspolizei“ Druck gemacht hatte, dem seit 1924 im Hotel „Vier Jahreszeiten“ als Nachtportier arbeitenden Harald Seligmann (1886–1942 ermordet) gekündigt. Fritz Haerlin soll bemüht gewesen sein, „ihm eine Reise ins Ausland zu ermöglichen“. Die ‚Gestapo‘ vereitelte alle Rettungsbe mühungen.“³²⁴) Der mit seiner nichtjüdischen Frau am Schwanenwik 29 wohnende Harald Seligmann kam wegen „Rassenschande“ vor Gericht und wurde 1939 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Am 26. Juni 1942 wurde er im KZ-Neuengamme ermordet. Auch jüdischen Emigranten, die von Hamburg aus in andere Länder auswandern wollten, soll Fritz Haerlin Unterkunft gegeben haben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg diente das Hotel von 1945 bis 1952 der britischen Besatzung als Hauptquartier. „Der linke Teil des Hotels wurde von den

Offizieren genutzt, hier richteten sie sich auch den legendären ‚Four Seasons Club‘ ein. Für die hohen Militärs des ‚Hauptquartiers der Britischen Rheinarmee‘ wie später für die Männer der ‚Kontrollkommission für Deutschland (britisches Element)‘, früher Militärregierung, wurde der Klub bevorzugter Treffpunkt.

Der rechte Teil des ‚Vier Jahreszeiten‘ wurde zum so genannten ‚Transittrakt‘ erklärt. Dort logierten die einfachen Soldaten, die auch ihre eigenen Bars und Speiseräume bekamen.“³²⁵) Das Hauptquartier konnte man nur nach strengen Kontrollen und mit Passierschein betreten.

Im Juli 1945 wurde Fritz Haerlin, der in der NS-Zeit SS-Hauptsturmführer gewesen war, verhaftet und in das „Zivilinternierungslager Neuengamme“ verbracht, aus dem er im August 1946 entlassen wurde. Im Entnazifizierungsverfahren kam man zu dem Ergebnis, dass Fritz Haerlins „Zugehörigkeit zur Reiter-SS (...) nur sportlich zu werten“³²⁶) sei. Fritz Haerlin wurde daraufhin in die Kategorie V („Entlastete“) eingestuft.

Anfang 1952 zog die britische Besatzungsmacht aus dem Hotel aus, und Fritz Haerlin erhielt sein Hotel zurück.

1989 wurde das Hotel an die japanische Aoki Corporation verkauft, die es 1997 an die Raffles International Limited weiterverkaufte. Zehn Jahre später wurde das Hotel an die nordamerikanische Hotelgruppe Faimont Hotels & Resorts veräußert. Das Hotel gehört heute zu den „Leading Hotels of the World“.

76. STATION

Binnenalster

Lustschützen auf der Binnenalster (17.–20. Jh.);
die Binnenalster: ein Ort für politische Großereignisse auf künstlichen Inseln (19. Jh.); rund um die Binnenalster: politische Veranstaltungen, Demonstrationen und Lichterketten (20.–21. Jh.)

Lustschützen auf der Binnenalster

Vom 17. bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren Lustpartien mit Schützen (kleinen Booten) auf der Binnenalster ein beliebtes Freizeitvergnügen, das auch gerne für Staatsgäste arrangiert wurde. Für die Passagiere gab es in den Schützen, die von starken Männern gerudert wurden, Bänke und in der Mitte des Bootes einen Tisch, worauf das Picknick eingenommen werden konnte. Bei Regen und Wind wur-

323 Sepp Ebelseder, Michael Seufert, a. a. O., S. 153.

324 Sepp Ebelseder, Michael Seufert, a. a. O., S. 176.

325 Sepp Ebelseder, Michael Seufert,

a. a. O., S. 225.

326 Sepp Ebelseder, Michael Seufert, a. a. O., S. 235.

den die Passagiere durch eine Plane geschützt. Oft wurden die Schützen begleitet von mit Musikern besetzten Booten.

Die Binnenalster: ein Ort für politische Großereignisse auf künstlichen Inseln

Im 19. Jahrhundert wurde die Binnenalster gerne auch für politische Großereignisse genutzt. Hierfür wurden künstliche Inseln in der Mitte der Binnenalster aufgebaut, um dort Kaisern und Königen ein opulentes Schauspiel zu bieten. Für den Besuch des preußischen Königs Wilhelm I. (1797–1888) im Jahre 1868 wurde die für die 15. Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure gestaltete 1200 qm große künstliche Insel durch Verankerung von Flößen und Schuten erweitert und auf der Insel mittels Grassoden, Brettern und Büschen eine Nachbildung des preußischen Schlosses Babelsberg errichtet. Gab es für den König nur eine Erweiterung einer bereits für eine andere Festivität errichtete künstliche Insel, wurden knapp dreißig Jahre später keine Kosten und Mühen gescheut, um den Besuch Kaiser Wilhelm II. (1859–1941) so grandios zu gestalten wie nur möglich. So wurde eigens anlässlich seines Hamburg Besuchs am 18. Juni 1895, dem Vorabend der Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals, eine Insel auf der Binnenalster errichtet. 750 Pfähle wurden dazu ins Wasser der Binnenalster gerammt, darauf eine Plattform für rund 1500 Personen gebaut, worauf ein Turm, Zelte, Grotten, Felsen und Blumenbeete arrangiert und mit Tausenden Glühbirnen illuminiert wurden. Die Eingänge der zwei Zelte (das große Gastzelt war 700 qm, das Kaiserzelt 75 qm groß) „zierten die Wappen und Standarten des kaiserlichen Hauses, sowie Preußens und Deutschlands“.³²⁷ Eine Kapelle spielte, und ein Feuerwerk bot den krönenden Abschluss.

Dem Fest war leider kein „Kaiserwetter“ vergönnt. Starke Stürme und viel Regen begleiteten die Festivitäten. Die Folge waren: morastige Wege, immer



Die Kaiserinsel auf der Binnenalster 1895, aus: Andreas Meyer: Die Insel in der Binnenalster für das Kaiserfest am 19. Juni 1895. Berlin 1896.

wieder ausfallende Beleuchtung und ein klägliches Feuerwerk.

Im Gegensatz zur Arbeiterpresse lobten die meisten Senatoren das Fest zu Ehren des Kaisers. „Für [die Arbeiterpresse] waren die Pannen und Unbilden des Wetters willkommene Anlässe, ihre Ablehnung des Kaisertages mit zusätzlicher Schadenfreude zu würzen. Der schroffe Gegensatz zur Hofberichterstattung der bürgerlichen Presse bezeichnete den Riss durch die wilhelminische Gesellschaft auch in Hamburg zwischen konservativem und nationalliberalem Bürgertum einerseits und sozialdemokratischer Arbeiterschaft andererseits. Der ganze Pomp habe wenigstens das eine Gute, bemerkt das Hamburger Echo [siehe S. 259], dass er dem ‚vom patriotischen Delirium nicht Ergriffenen‘ klar mache, dass eine unüberbrückbare Kluft die herrschenden Kreise und ihren Anhang vom Kern des Volkes trenne, dass diese herrschenden Kreise jede Fühlung mit dem Volk verloren hätten, ‚und dass das Volk nur zu seinem Rechte kommen kann, wenn es danach strebt, den herrschenden Kreisen die Zügel aus der Hand zu winden.‘ [Hamburger Echo, Nr. 141, 20.6.1895.] (...) Dass sich das Hamburger Bürgertum und der Senat nur allzu bereitwillig dem absolutistischen Gebaren Wilhelm II. anpassten, war durch die aufwendigen Festvorbereitungen offenkundig geworden, und das

327 Andreas Meyer: Die Insel in der Binnenalster für das Kaiserfest in Hamburg zur Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals am 19. Juni 1895. Berlin 1896.

‚bewies‘ für das Hamburger Echo diese Geschichte: ‚Des Kaisers Wille ist den Hamburger ‚Republikanern‘ Befehl. Männerstolz vor Königsthronen – pah! Unsinn!‘ [Hamburger Echo Nr. 137, 15.6.1895.]“³²⁸

schreibt Tobias von Elsner in seiner Dissertation „Das Hamburger und Wilhelminische Deutschland im Spiegel öffentlicher Festkultur“.

Trotz der scharfen Kritik des sozialdemokratischen „Hamburger Echo“ an diesem Pomp um den Kaiser, war an dem Festtag nicht nur das Bürgertum auf den Beinen gewesen, um sich das Spektakel anzusehen. Auch große Teile der Arbeiterschaft hatten als Zaungäste den Festivitäten vom Ufer der Binnenalster aus zugeschaut.

Die Insel blieb 45 Tage aufgebaut. In dieser Zeit fuhren jeden Tag von morgens früh bis abends spät Boote zur Insel, dicht gefüllt mit neugierigen Menschen, die die Insel besichtigen wollten.

Tobias von Elsner resümiert in seiner Dissertation: „Die Ersatzfunktion des wilhelminischen Feierstils, der Beteiligten wie Zuschauern das Geborgenheitsgefühl der ‚Volksgemeinschaft‘ suggerierte, personifiziert vor allem der Kaiser selbst.“ Das Bürgertum dachte „nicht daran, sich den aufstauenden innen- und außenpolitischen Problemen zu stellen, vom Kaiser berechenbares und zielgerichtetes Handeln zu verlangen, sondern es paarte unpolitisches Dulden mit blindem Vertrauen in den Obrigkeitsstaat.

Die Manifestationen kaisertreuer Gesinnung ersetzten solange die Auseinandersetzung um konkrete Interessen und Konflikte, bis man in der festgefahrenen Situation des Sommers 1914 nur noch von einem Krieg die Lösung aller Probleme erwartete.“³²⁹

Heute gibt es keine künstlichen Inseln mehr auf der Binnenalster, dafür aber eine Fontäne, an der sich alle – ohne Unterschied des gesellschaftlichen Standes und der politischen „Wichtigkeit“ – vom Ufer der Binnenalster aus erfreuen können.

1994: Veranstaltung „Um die Alster – gegen AIDS“. Blick vom Neuen Jungfernstieg auf die Binnenalster.

PHOTO: CHRIS LAMBERTSEN

Rund um die Binnenalster: politische Veranstaltungen, Demonstrationen und Lichterketten

Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dient die Binnenalster oft als beeindruckende Kulisse für politische Veranstaltungen und „Lichterketten“. Hier nur drei Beispiele: In den 80er und 90er Jahren des 20. Jahrhunderts fand rund um die Binnenalster die Veranstaltung: „Um die Alster – gegen AIDS“ statt. Am 13. Dezember 1992 bildeten ca. 45 000 Menschen rund um die Alsterbecken eine etwa 10 km lange Lichterkette, um unter dem Motto „Gegen Ausländerhass, für Toleranz“ gegen die zunehmende Migrantenfeindlichkeit in Deutschland zu demonstrieren. 250 Kirchen läuteten dazu zweimal zu Beginn der Aktion um 17 Uhr ihre Glocken. Anlass für diese Demonstration waren die zunehmenden gewalttätigen Übergriffe von Rechtsextremisten auf Migrantinnen und Migranten. Am 25. Juni 2009 bekundeten ca. 3000 Menschen, meist Iranerinnen und Iraner, mit einer Lichterkette um die Binnenalster ihre Solidarität mit den Menschen im Iran. Das Motto hieß: „Ein Licht zeigt Hoffnung. Tausend Lichter zeigen Gesicht“. Damit wollten die Teilnehmenden an die Opfer bei den Demonstrationen nach den Präsidentschaftswahlen im Iran erinnern.



³²⁸ Tobias von Elsner: Kaisertage. Die Hamburger und das Wilhelminische Deutschland im Spiegel öffentlicher Festkultur. Diss. Frankfurt am Main 1991, S. 328 ff.

³²⁹ Tobias von Elsner, a. a. O. S., 556.

77. STATION

Große Theaterstraße 44/45*(alte Nummerierung)*

Straße benannt 1827 nach dem in der Nähe gelegenen „Stadt-Theater“ (siehe S. 87). Vor dessen Bau führte hier der Kalkgraben, von der Alster kommend, entlang bis zum städtischen Kalkhof (siehe S. 86), der sich an der Stelle des „Stadt-Theaters“, der heutigen „Hamburgischen Staatsoper“ (siehe S. 99), befand. Für den Bau der Großen Theaterstraße wurde der Graben zugeschüttet.

SPD-Parteizentrale (Standort: 1887–1933; 1945–1957); Luise Zietz (19./20. Jh.); die SPD in der NS-Zeit

1887, in der Zeit des Sozialistengesetzes, als die SPD verboten war, erwarb die Partei das Grundstück Große Theaterstraße 44/45 für den Sitz ihrer Parteizeitung und der Druckerei des „Hamburger Echos“ (siehe dazu S. 259 Fehlandtstraße 11–19) sowie für die Geschäftsräume der Partei. Als 1890 das Sozialistengesetz fiel, konnten die Räume nun auch für Parteigeschäfte genutzt werden.³³⁰⁾

Nach der Novemberrevolution von 1918 wurde die Arbeit der Hamburger Parteizentrale immer vielfältiger und die Mitgliederzahl stieg beständig, so dass eine räumliche Erweiterung des Parteisekretariats notwendig wurde. Deshalb zogen der „Arbeiterrat für Groß-Hamburg“, die Geschäftsstelle der „Volksbühne“ und das Sekretariat des SPD-Bezirksverbandes Hamburg-Nordwest aus der Theaterstraße 44/45 aus und bezogen Räume in dem der SPD ebenfalls gehörenden Haus Große Theaterstraße 42/43.³³¹⁾

Große Theaterstraße 39–48. In den Häusern Nr. 44 und Nr. 45 hatten die Druckerei des „Hamburger Echo“ (1887–1901) und die Parteizentrale der SPD ihren Sitz.

STAATSARCHIV HAMBURG

Luise Zietz und die sozialdemokratische Arbeiterbewegung

Luise Zietz, geb. Körner (25.3.1865–27.1.1922), gehörte zu denjenigen, die damals in der Großen Theaterstraße 44/45 (das Haus steht nicht mehr) ein- und ausgingen. „Ehefrau Zietz aus Hamburg, ca. 44 Jahre alt, 165 cm groß, blind. Trug das Haar gescheitelt. Bekleidet war sie mit einem kleinen, runden Strohhut, roter Bluse und schwarzem Rock. Hat gelblichen Teint und macht den Eindruck, als gehöre sie dem Arbeiterstande an“, schrieb ein Spitzel 1906, als die damals 41-Jährige sich gerade mal wieder auf Agitationstour befand. Im selben Jahr wurde sie zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt, weil sie bei einem Massenstreik der Hamburger Arbeiterschaft eine Rede gehalten hatte.

Luise Zietz war die älteste Tochter eines Wollwirkers. Wie ihre fünf Geschwister musste auch sie bereits als Kind in der Wollspinnerei ihres Vaters arbeiten. Bevor sie im Fröbelseminar eine Ausbildung zur Kindergärtnerin begann, arbeitete sie als Dienstmädchen, Kaffeeläserin und Fabrikarbeiterin in der Zigarettenproduktion.



³³⁰ Vgl.: „Siebzig Jahre Hamburger Parteigeschichte“. In: „Der Sozialist“ vom 1.7.1957. Hinweis und Kopie des Artikels wurde freundlicherweise von Angelika Voß-Louis gegeben.

³³¹ Vgl.: ebenda.

Sie heiratete den Hafenarbeiter Karl Zietz. Doch die Ehe hielt nicht lange. Durch ihren Mann in Kontakt mit der Arbeiterbewegung gekommen, engagierte sie sich seit 1892 besonders in der sozialdemokratischen Frauenbewegung. Eines ihrer politischen Ziele: „Her mit dem Frauenwahlrecht!“.

Luise Zietz war eine begnadete Rednerin. Während des Hafenarbeiterstreiks 1896/97 sprach sie auf Frauenversammlungen und setzte sich für die Ziele des Streiks ein. Von 1900 bis 1908 war sie Vertrauensfrau der sozialdemokratischen Frauen. Zwischen 1908 und 1917 arbeitete sie als Reichsfrauensekretärin der SPD. Und als 1908 das neue Reichsvereinsgesetz den Frauen das Recht auf Mitgliedschaft in politischen Parteien zugestand, wurde Luise Zietz als erste Frau Mitglied des SPD-Parteivorstandes. August Bebel (1840–1913) wurde ihr Förderer. Als er 1912 an einer Lungenentzündung erkrankte, pflegte sie ihn.

Trotz ihrer exponierten Stellung innerhalb der SPD musste sie erfahren, dass „Genossen in leitender Stellung“, neidisch und von patriarchalen Vorurteilen durchdrungen ihr immer wieder Steine in den Weg legten. Sie schrieb: „Immer und immer wieder erlebte ich, dass meine frauenpolitischen Anträge im Parteivorstand aufgeschoben oder abgelehnt wurden.“

1908 setzte Luise Zietz zum ersten Mal die Quotierung durch. Es gelang ihr, dass folgender Passus in das Organisationsstatut der SPD aufgenommen wurde: „Die weiblichen Mitglieder müssten im Verhältnis zu ihrer Zahl im Vorstand vertreten sein.“

Wegen ihrer konträren Einstellung zur Kriegspolitik der SPD entthob sie 1917 der SPD-Parteivorstand ihres Amtes. Daraufhin gründete sie die USPD mit, für die sie 1919 in den Reichstag gewählt wurde, dem sie bis zu ihrem Tod im Jahre 1922 angehörte. Im Reichstag war sie eine der profiliertesten Rednerinnen. Wegen ihrer zahlreichen Zwischenrufe, in denen sie z. B. Reichswehrminister Gustav Noske (1868–1946) als „unverschämten Mörder“ bezeichnete, wurde sie als „Furie“ titulierte. Die bürgerliche Presse beschimpfte sie als „beschränkte Proletarierfrau“, die seitens der Natur eine „übergroße Menge männlicher Moleküle“ bekommen habe.³³²⁾

Die SPD in der NS-Zeit

„1929 wurde Karl Meitmann [1891–1971] zum Vorsitzenden der SPD-Landesorganisation Hamburg gewählt. 1931 kandidierte er erfolgreich für die Bürgerschaft. [Damals – 1932 – hatte Hamburg 1,2 Millionen Einwohnerinnen und Einwohner und die Hamburger SPD 57 000 Mitglieder.] In diesen Funktionen wurde er frühzeitig ein besonderes Ziel nationalsozialistischer Verfolgung. So inhaftierten die Nationalsozialisten Meitmann unter Bruch der Immunität zusammen mit dem Reichstagsabgeordneten Gustav Dahrendorf [1901–1954] am 24. März 1933 und ließen beide erst nach drei Tagen wieder frei. Zeitgleich mit der Besetzung der Gewerkschaftshäuser erfolgte am 2. Mai 1933 seine zweite Verhaftung, die bis zum 15. Mai 1933 andauerte.

Die Erwartung weiterer Übergriffe veranlasste die Parteiführung zu Vorsichtsmaßnahmen. Da die Aufbewahrung von Parteiunterlagen sowohl in den Räumen der Partei als auch in Meitmanns eigenem Haus zu gefährlich war, verbrannte der SPD-Vorsitzende in seiner Waschküche am Maienweg zahlreiche Dokumente, darunter einmalige Originale aus der Parteigeschichte von unersetzlichem Wert. Auch die Besetzung des Parteibüros und die Beschlagnahmung des Parteivermögens wurden befürchtet. Der als Kassierer für die Partei hauptamtlich tätige Claus Umland [1872–1957] setzte sich aus Furcht vor einer Verhaftung am 8. Mai 1933 nach Landskron im Sudetenland ab. Tatsächlich erschien die Gestapo am 10. Mai in seiner Wohnung und wollte ihn verhaften. Claus Umland kehrte am 25. Juni 1933 nach Deutschland zurück. Er hatte vorsorglich einen Großteil der Geldreserven mobilisiert, so dass den Nationalsozialisten von den Bankguthaben in Höhe von 59 000 Reichsmark nur 17 000 in die Hände fielen. Zuvor waren den Parteisekretären und -angestellten drei Monatsgehälter ausgezahlt worden. Über die Hälfte des Geldes wurde treuhänderisch einem Rechtsanwalt übergeben, der damit seine und die Unkosten anderer für die Verteidigung von Sozialdemokraten decken sollte. Mehrere Distriktsvorsitzende erhielten Geld für eine Existenzgründung.

³³² Zitate aus: Karen Hagemann, Jan Kolossa: Gleiche Rechte, gleiche Pflichten? Hamburg 1990. S. 40.

³³³ Mit freundlicher Genehmigung aus: Wegweiser zu den Stätten von

Verfolgung und sozialdemokratischem Widerstand in Hamburg. Teil I: Die innere Stadt. Hamburg. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten (AvS) Hamburg. Text

und Recherche Holger Martens. 2005, S. 35–36.

Der Rest wurde an Verfolgte und deren Familienangehörige verteilt.

Als am 10. Mai 1933 die erwartete Besetzung der Parteibüros und die Beschlagnahmung des Parteivermögens erfolgte, waren Geld und Parteidokumente in Sicherheit gebracht. Verabredungsgemäß befand sich die Parteiangestellte Irma Schweder (später Keilhack, [1908–2001]) allein im Parteibüro.³³³ „Mit ‚Hände hoch‘ und gezücktem Revolver sollte ich die Parteidokumente und Geld herausgeben, das wir bis auf ein paar wertlose Papiere und ein paar Mark natürlich bereits vorher in Sicherheit gebracht hatten. Die SA-Männer hausten aus Wut darüber wie Barbaren, zerfetzten und zerstörten, was ihnen in den Weg geriet, und schlossen das Büro. (...)“,³³⁴ berichtete Irma Keilhack. Am 22. Juni 1933 wurde

die SPD verboten. Der große Gebäudekomplex der SPD: Große Theaterstraße/Fehlandtstraße (siehe auch S. 259 Fehlandtstraße) und die Betriebseinrichtungen wurden von den Nationalsozialisten beschlagnahmt und an private Interessenten verkauft. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs konnte die Parteileitung der SPD im Spätsommer 1945 das Gebäude Große Theaterstraße 44 wieder beziehen – allerdings nur als Mieterin, nicht mehr als Eigentümerin des Hauses.³³⁵ Auch bekam die SPD nicht mehr die anderen, ihr ehemals gehörenden Häuser an der Großen Theaterstraße und Fehlandtstraße zurück.

Am 21. November 1945 wurde die SPD durch die britische Militärregierung wieder zugelassen. 1957 zog die Parteizentrale in das neu erbaute Kurt-Schumacher-Haus in der Kurt-Schumacher-Allee 10.

78. STATION

Große Theaterstraße 41

Homosexuellenlokal „Theaterklausen“ (Standort: 1934 gekauft von Else Gössel bis 50er Jahre des 20. Jh.)

„Zu den Homosexuellenlokalen, die während der gesamten NS-Zeit existierten, gehörte neben der David-Klausen auf St. Pauli die ‚Theaterklausen‘ hinter der Staatsoper. Sie befand sich von 1934 bis in die 50er Jahre in den Räumen des jetzigen Friseursalons. Ein Zeitzeuge, der damals häufig in der ‚Theaterklausen‘ verkehrte, erinnert sich: ‚Bevor man in eine schwule Kneipe eintrat, ging man dreimal vorbei und guckte, ob einen jemand sehen würde. Leichter war es bei der Theaterklausen, weil die Theaterstraße abends unbelebt war. Das Lokal lag nicht in einer Wohngegend.‘³³⁶

Wann das Lokal eröffnet wurde, ist nicht bekannt. Auf jeden Fall hat die am 21. März 1900 in Neustadt geborene Else Gössel, später verheiratete Aßhauer, es 1934 gekauft.³³⁷ Aus Polizeiakten geht hervor,



Große Theaterstraße 41. Hier befand sich von 1934 bis in die 50er Jahre des 20. Jh. das Homosexuellenlokal „Theaterklausen“. PHOTO: JÜRGEN BRÖMME

dass das Lokal vorher ‚Bei Tante Lene‘ genannt wurde, wahrscheinlich ein Spitzname für den Wirt. Die ‚Theaterklausen‘ bestand aus einem kleinen lang gestreckten Raum. Rechts neben der Tür fand der Tresen an, an dem acht bis zehn Personen auf Barhockern sitzen konnten. Hinter dem Schankraum waren in einem kleinen Raum Tische aufgestellt. Das Lokal konnte betreten werden, ohne dass vorher geklingelt werden musste. In dem bürgerlichen Lokal wurden Strichjungen nicht geduldet.

334 Zit. nach: Frauen im Faschismus, Frauen im Widerstand. Hamburger Sozialdemokratinnen berichten. Hrsg. von der ASF Hamburg. Hamburg 1983.
335 Vgl.: „Siebzig Jahre Hamburger

Parteigeschichte“, a. a. O.
336 Gespräch zwischen Bernhard Rosenkranz und dem Zeitzeugen C. am 24.9.2004. Name auf Wunsch des Zeitzeugen geändert.

337 Staatsarchiv Hamburg, Zentralgewerbetarbei.

„Else war eine eiskalte, resolute Geschäftsfrau. Sie war immer dann amüsant, wenn es sich für ihr Geschäft lohnte. Sie machte den Laden, weil sie schwule Männer liebte und sie mit einer Schwulenkneipe mehr Geld verdienen konnte als mit einer x-beliebigen, von denen es damals genug gab. Sie animierte zum Feiern. Am Heiligabend hatte sie geöffnet. Das war für alle Schwulen ohne Familie oder Freund wichtig. Else machte es nicht nur aus Nächstenliebe, aber sie hat es getan“, erinnert sich ein Zeitzeuge.³³⁸⁾

Im Krieg spielte sie offensichtlich eine zwiespältige Rolle. Einerseits war sie für die Stammkunden so etwas wie eine Kontaktbörse. Wurde jemand an die Front eingezogen, teilte er Else seine Feldpostnummer mit. Diese gab sie an die Freunde weiter, so dass sich die Männer zumindest per Post nicht aus den Augen verloren. „Als die Verletzten aus dem Polenfeldzug nach Hamburg zurückkamen, war der erste Verletzte, der aus dem Zug getragen wurde, eine Tunte, Fred Kienbaum („Tante Frieda“). Else Gössel stand mit einem Blumenstrauß am Hauptbahnhof und holte ihn ab.“³³⁹⁾

Neben dieser fürsorglichen Art schien sie aber auch mit der Polizei kooperiert zu haben. Dafür spricht, dass sie von einigen Stammgästen „Nazi-Hexe mit der Scholtz-Klink-Frisur“ genannt wurde.³⁴⁰⁾

Unter der Hand kursierten Gerüchte, dass sie im Krieg Gäste denunziert haben soll. Aktenkundig ist, dass im Februar 1941 die Polizei von der Kellnerin Marie Schütt gerufen wurde, weil sich zwei Männer im Lokal küssten und sie trotz ihres Einschreitens damit nicht aufhören und das Lokal verlassen wollten. Etwas später wurden sie verhaftet. Vor Gericht gaben sie an, die „Theaterklausur“ seit Jahren als Treffpunkt für Homosexuelle gekannt zu haben. Deshalb hätten sie das Lokal aufgesucht und sich hier frei ihren Gefühlen hingeeben. Else Gössel sagte aus, dass sie ein derartiges Benehmen und Gespräche über Homosexualität in ihrem Lokal nicht dulde.³⁴¹⁾

Später heiratete sie den homosexuell veranlagten Rudolf („Rudi“) Aßhauer nach seiner Rückkehr aus dem Krieg. „Er war so schwul, da hätte man ein Paar

draus machen können. Else war für Rudi interessant, weil sie ihm eine neue wirtschaftliche Grundlage anbot. Er war nicht nur ausgebombt, sondern auch ohne Arbeit.“³⁴²⁾

Im Gegensatz zu der berechnenden Geschäftsfrau Else war Rudi ein Charmeur, der wusste, wie man mit den Gästen umzugehen hatte. „Alle Tuntinnen liebten Rudi, er hatte sehr viel Charme, er war reizend und entzückend.“³⁴³⁾ Er sorgte allabendlich für Stimmung, so dass die Gäste nach dem Krieg seinetwegen in die „Theaterklausur“ kamen.

Über lange Zeit war die kleine Bar auch eine Anlaufstelle für einen Teil der Ballettkompanie. Die Zweckehe zwischen Rudi und Else war nicht von langer Dauer. Anfang der 50er Jahre kam die Scheidung, und die beiden gingen fortan auch geschäftlich getrennte Wege. Else Aßhauer führte die „Theaterklausur“ bis zu ihrem Tode weiter. Rudi eröffnete in St. Georg das Lokal Koppelklausur.

In der Adenauerära war das Lokal [Theaterklausur] auch wegen seiner versteckten Lage beliebt. Abends begegnete man kaum Passanten, und seit Kriegsende wohnten nur noch wenige Menschen in diesem Viertel.“

Text mit freundlicher Genehmigung der Autoren aus: Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. 2. überarbeit. Auflage. Hamburg 2006, S. 52–53 und S. 319.

338 Gespräch zwischen B. Rosenkranz und dem Zeitzeugen C., a. a. O.

339 ebenda.

340 ebenda.

341 Vgl.: Stefan Micheler: Selbstbilder

und Fremdbilder der „Anderen“. Eine Geschichte der Männer begehrenden Männer in der Weimarer Republik und der NS-Zeit. Dissertation im Fachbereich Philosophie und Geschichtswis-

senschaft der Universität Hamburg. Hamburg 2005, S. 285 ff.

342 Gespräch zwischen B. Rosenkranz und dem Zeitzeugen C., a. a. O.

343 ebenda.

79. STATION

Große Theaterstraße 10

(alte Nummerierung)

„Frauenclub Hamburg 1909 für erwerbstätige, gebildete Frauen“ (Standort: 1909–1911)

Gegenüber der Parteizentrale der SPD hatte von 1909 bis 1911 in der Großen Theaterstraße 10 der „Frauenclub Hamburg 1909 für erwerbstätige, gebildete Frauen“ seine Klubräume. Seine Initiatorin, die Zahnärztin Dr. Thea Sutoris, wollte ein Netzwerk für gebildete erwerbstätige Frauen schaffen. „Es lernen sich Frauen kennen, die einander nützen können im Leben, sie gewinnen hier Fühlung miteinander und können ihre beruflichen Angelegenheiten besprechen und fördern, können sich gegenseitig empfehlen“,³⁴⁴ erklärte sie die Motive für die Vereinsgründung.

In dem täglich zwischen 16 und 22 Uhr geöffneten Klub trafen sich die Mitglieder zum Tee, lasen die in den Klubräumen ausliegenden Zeitschriften und Bücher und hörten wissenschaftliche und musikalische Vorträge. Gleichzeitig gab es eine Rechtsauskunftsstelle, die auch Nichtmitgliedern kostenlos Auskunft in Rechtsfragen erteilte. 1911 wurde der Klub umbenannt in „Vereinigung gebildeter erwerbender Frauen“.

80. STATION

Große Theaterstraße 22

(alte Nummerierung)

Stolpersteine für Ursula und Otto Westphal (NS-Zeit)

An der Ecke Gustav Mahler Platz/Große Theaterstraße steht das neue Betriebsgebäude der „Hamburgi-

schen Staatsoper“. Vor dem Eingang zum Ballett liegen die Stolpersteine für Ortrud Gerda Ursula Westphal, (25.6.1906–5.5.1944 in der Heil- und Pflegeanstalt Wien, „Wagner von Jauregg“ (Steinhof)) und Otto Christian Friedrich Westphal, (28.5.1883–13.4.1946 an den Folgen der Inhaftierung). Hier stand früher das Wohnhaus Große Theaterstraße 22, in dem die Familie Westphal wohnte.

Ursula Westphal

Ursula Westphal kam im Sommer 1906 während eines Urlaubs des Ehepaars Otto (1876–1946) und Friederike (Frieda), geb. Bruns, auf der Nordseeinsel Spiekeroog zur Welt. Sie war das zweite Kind des Ehepaars, welches 1904 in Mühlhausen im Elsass geheiratet hatte. Ursulas Vater war Zahnarzt und hatte die Praxis seines Vaters in der Großen Theaterstraße in Hamburg übernommen sowie das dazugehörige Etagenhaus, in dem die Familie lebte. Ursulas Großvater, Karl Bruns, war Schriftsteller und arbeitete für den „Hamburger Correspondenten“.

1919 starben zwei von Ursulas jüngeren Schwestern, Ruth und Christa. Gleichzeitig erwartete ihre Mutter das achte Kind.

Ursula Westphal besuchte die Klosterschule am Holzdamm, ein Realgymnasium für Mädchen. Ihre Nichte Roswitha Klau-Westphal berichtete 1998 auf einem Symposium „Zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien“ über den Leidensweg ihrer Tante Ursula und beschrieb sie als eine schöne junge Frau mit vollen roten Haaren, die wie eine Löwin um Selbstbestimmung und persönliche Freiheit kämpfte. Zu Hause wurden Ursula viele Hausfrauenpflichten übertragen, so hatte sie mit ihren kleineren Geschwistern an der Alster spazieren zu gehen oder ihrer Mutter bei der Hausarbeit zu helfen. Dagegen rebellierte Ursula. Sie sah es nicht ein, dass immer nur sie und nicht etwa auch ihre Brüder im Haushalt mithelfen sollte. Warum sollte sie z. B. ihrem älteren Bruder, der im Hinterzimmer über seinen Büchern saß, einen Teller mit Butterbrot bringen, sie hatte doch selber Schularbeiten zu machen. Für ihre Aufmüpfigkeit wurde Ursula hart gezüchtigt.

344 Zit. nach Kirsten Heinsöhn: Politik und Geschlecht. Zur politischen Kultur bürgerlicher Frauenvereine in Hamburg. Hamburg 1997.

Nach der Mittleren Reife besuchte Ursula die Berufsschule und begann 1924 mit dem Studium an der Kunstgewerbeschule am Lerchenfeld.

1929 mietete der Maler und Graphiker Karl Kluth (1898–1972), einer der führenden Köpfe der Hamburgischen Sezession, das Atelier im Dachgeschoss von Ursulas Elternhaus. Hier malte er ein Bild von ihr, als Akt, auf einem roten Sofa liegend. Dieses Gemälde, Öl auf Leinwand, befindet sich heute in der Hamburger Kunsthalle und galt nach nationalsozialistischer Auffassung als „Entartete Kunst“. Es war mit einer der Gründe, warum die 12. Sezessionsausstellung 1933 abgebrochen wurde.

Vielleicht hat Ursula sich zum ersten Mal frei und unabhängig gefühlt, als sie als junge Frau nach Düsseldorf ging, um zur Probe in einem graphischen Betrieb zu arbeiten, doch die Anstellung kam nicht zustande. Sie geriet in finanzielle Not und wurde wegen einer psychischen Erkrankung in die Anstalt Grafenberg eingewiesen und kam anschließend im Sommer 1932 in die Staatskrankenanstalt Friedrichsberg. Ihr eigentlicher Leidensweg aber begann in der Silvesternacht 1932, in der sie nach einer erneuten Erkrankung in die Alsterdorfer Anstalten eingewiesen wurde. Von dort wurde sie zehn Jahre später, am 16. August 1943, zusammen mit 228 Frauen und Mädchen mit Behinderung im Rahmen der „Aktion Brand“ in die Wiener Euthanasieanstalt am Steinhof verbracht. Dieser letzte große Transport fand nach den schweren Luftangriffen auf Hamburg statt. Ca. acht Monate später verstarb Ursula angeblich an einer Lungenentzündung.

Dr. Michael Wunder, Historiker und heute leitender Mitarbeiter der „Evangelischen Stiftung Alsterdorf“, erwähnte in seinem Vortrag auf dem oben genannten Symposium 1998 in Wien, nachzulesen in der Publikation „Spurensuche Irma“ von Antje Kosemund: „Sie [Ursula] galt in Alsterdorf immer als lebenslustig, aber auch als wild und unruhig, was wahrscheinlich auch der Grund ihres Abtransportes war. Sie wog 45 Kilo, als sie in Alsterdorf selektiert wurde. Wenige Monate später heißt es in der Wiener Akte: liegt im Bett, ängstlich, unrein, zupft Wäsche. Ein halbes Jahr später: ganz pflegebedürftig, spricht

nichts, liegt immer unter der Decke, immer ruhig. Kurz vor ihrem Tod liest sich der Eintrag: reagiert nicht auf Ansprache. Gewicht 33 Kilo.“

Die Tötungsmethode in der Wiener Anstalt war eine rasche Entkräftung durch „Verhungernlassen“, gezielte Unterkühlung und Verabreichung von Medikamenten wie z. B. Luminal. Stets wurde ein „natürlicher Tod“ wie Lungenentzündung als Todesursache angegeben.

Durch die Bemühungen ihrer Mutter konnte Ursulas Urne im Familiengrab auf dem Friedhof in Hamburg-Bergedorf beigesetzt werden. Dort wurde am 8. Mai 2001 auf Initiative von Roswitha Klau-Westphal und mit Unterstützung der „Evangelischen Stiftung Alsterdorf“ sowie der „Geschwister-Scholl-Stiftung“ ein Gedenkstein aufgestellt, der an das Schicksal Ursula Westphals erinnert.

Otto Westphal

Ursula Westphals Vater Otto Westphal, in Hamburg geboren, hatte nach seiner Ausbildung am Lehrinstitut des RVB der Deutschen Dentisten in Berlin einige Jahre in der Schweiz und Österreich als Assistent und Techniker gearbeitet, bevor er die Praxis seines Vaters in der Großen Theaterstraße übernahm. Schon vor seiner Teilnahme am Ersten Weltkrieg als Landsturmmann gründete er im Herbst 1911 als Anthroposoph ein „Zentrum“ innerhalb der deutschen Sektion der „Theosophischen Gesellschaft“. Am 12. Juni 1912 wurde dieses „Zentrum“ unter dem Namen „Christian-Rosenkreuz-Zweig“ eingeweiht. Die Anthroposophie, ihr Begründer war Rudolf Steiner (1861–1925), ist eine gnostische Weltanschauung, die an die christliche Theosophie des Rosenkruzertums und deren idealistische Philosophie anschließt, und war eine von den Nationalsozialisten bekämpfte Weltanschauung. Nach ihrem Verbot 1935 traf Otto Westphal sich weiterhin heimlich mit Gleichgesinnten in seiner Wohnung oder in extra dafür angemieteten Räumen. Nach einer anonymen Anzeige wegen Verstoßes gegen das „Heimtückegesetz“ stand er unter Beobachtung. Zwei in seiner Praxis als Patienten getarnte Gestapoagenten

345 Quellen:
Staatsarchiv Hamburg 351-11 AfW
(Amt für Wiedergutmachung Hamburg), Abl. 2008/1, 7676, Westphal, Frieda.

Staatsarchiv Hamburg 352-817 Abl.
2/1995, 33722.
Stiftung Alsterdorf, Patientenakten der
Alsterdorfer Anstalten, V214 Ursula
Westphal.

Roswitha Klau-Westphal: Vortrag auf
dem Symposium zur Geschichte der
NS-Euthanasie in Wien, gehalten am
30.1.1998.
Detlef Garbe, Jens Michelsen: Gedenk-

versuchten, an den „illegalen“ Zusammenkünften teilzunehmen. Am 10. Juli 1944 wurde Otto Westphal wegen verbotener anthroposophischer Betätigung festgenommen und in das Polizeigefängnis Fuhlsbüttel gebracht. Am 12. April 1945, kurz vor Kriegsende, wurde das Gefängnis geräumt. Ein Teil der Gefangenen, unter ihnen Otto Westphal, wurde in mehrere Transporte eingeteilt und nach einem Fußmarsch in das „Arbeitserziehungslager Nordmark“ in Kiel-Hassee gebracht. Zwei Tage vor der

Befreiung durch die englischen Truppen wurde er dort von dem Lagerkommandanten aufgrund seines Alters und seiner Erkrankung entlassen. Er kehrte bis auf das Skelett abgemagert nach Hamburg zurück. Der Anthroposoph Otto Westphal starb am 13. April 1946 an den Spätfolgen der unmenschlichen Inhaftierung. Friederike Westphal, die den „Zweig“ ihres Mannes als „Kaffeekränzchen“ getarnt weitergeführt hatte, verstarb am 22. November 1958.³⁴⁵⁾

Text: Susanne Rosendahl

81. STATION

Große Theaterstraße 23

(alte Nummerierung)

„Neuer Frauenklub Hamburg“ (Standort: 1910 für einige Jahre); Hedwig Weidemann (1864–?); Rednerinnenschule (Standort: 1910 für einige Jahre)

Neben dem damaligen Haus Große Theaterstraße 22 stand das Haus mit der Hausnummer 23, in dem 1910 der „Neue Frauenklub Hamburg“ seine Pforten eröffnete. Heute befindet sich hier das neue Betriebsgebäude der „Hamburgischen Staatsoper“.

Der „Neue Frauenklub Hamburg“ war vom Kaufmännischen Verband für weibliche Angestellte gegründet worden und bot seinen Mitgliedern zwei Klubzimmer mit Erfrischungsbüffett, Büchern, Zeitschriften und einem Klavier. Der Klub hatte 1912 150 Mitglieder, die hauptsächlich aus dem kaufmännischen Bereich kamen. Aber auch Telephonistinnen, Hausdamen und Kindergärtnerinnen waren vertreten. Frauenklubs boten ihren Klubmitgliedern, die meistens alleinlebend waren, eine Alternative zum klassischen Familienleben. So hatte denn auch der „Neue Frauenklub Hamburg“ an den Weihnachtstagen geöffnet, um ledigen Klubschwestern die Gelegenheit zum gemeinsamen Feiern zu geben.

Damit Frauen parlamentarische Regeln und Rhetorik erlernten, eröffnete Hedwig Weidemann, geb. Reishaus, 1910 eine Rednerinnenschule in den Klubräumen. Sie, Ehefrau eines Kapitäns, Mutter zweier Kin-

der, lebte mit ihrer Familie in der Parkallee 10 und gehörte dem radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung an. Sie war Mitglied des „Vereins Frauenwohl“, der „Förderung“ und ab 1908 im Vorstand des „Vereins der Vereinigten Liberalen“. 1912 gründete sie den „Fortschrittlichen Frauenverein Hamburg“, eine Nachfolgeorganisation des „Vereins Frauenwohl“. 1913 wurde sie zur Vorsitzenden des „Hamburgischen Landesvereins für Frauenstimmrecht“ gewählt.

stätten in Hamburg, Ein Wegweiser zu Stätten der Erinnerung an die Jahre 1933–1945. Hrsg. im Auftrag der Hamburgischen Bürgerschaft und des Senats, von der KZ-Gedenkstätte Neuen-

gamme und der Landeszentrale für politische Bildung, Hamburg 2003, S. 15. Michael Wunder, Ingrid Genkel, Harald Jenner: Auf dieser schiefen Ebene gibt es kein Halten mehr. Die Alsterdorfer

Anstalten im Nationalsozialismus. Hamburg 2002.

Spurensuche Irma, Berichte und Dokumente zur Geschichte der „Euthanasie-Morde“ an Pflinglinge der Alsterdorfer

82. STATION

Große Theaterstraße 32

(das Haus soll 2010/2011 abgerissen werden)

Homosexuelle Literatur in der „Buchhandlung an der Staatsoper“ (60er Jahre des 20. Jh.–1970); Martin Reinecke (20. Jh.)

Gegenüber dem Betriebsgebäude der Staatsoper befand sich im Haus Große Theaterstraße 32 „eine Buchklub-Buchhandlung, deren Leiter Martin Reinecke (1930–2002) in den 60er Jahren zum Leidwesen der Eigentümer das Sortiment eigenmächtig um homosexuelle Belletristik erweiterte.

Bald nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen wieder Zeitschriften und Literatur für Homosexuelle. Die Schwierigkeit bestand darin, an diese Bücher heranzukommen, ohne sich in einer ‚normalen‘ Buchhandlung als Homosexueller erkennen geben zu müssen. Im Vergleich zu anderen Städten war die Situation in Hamburg günstig. In der Hansestadt waren die Redaktionen der Szene-Zeitschriften ansässig; und die ‚Buchhandlung an der Staatsoper‘ hatte homosexuelle Literatur im Sortiment. (...)“ Die Buchhandlung war Anfang der 60er Jahre „ein Geheimtipp für Freunde homosexueller Literatur. Der damalige Geschäftsführer Martin Reinecke nutzte seine Position, um immer mehr einschlägige Buchtitel anzubieten. Außerdem erweiterte er das Sortiment um die Rubriken Kunst, Photographie, Musik und Schallplatten. Durch Mundpropaganda und Veranstaltungen mit bekannten Sängern und Balletttänzern der Staatsoper bekam er regen Zulauf. Als immer mehr Homosexuelle zu seinem Kundenkreis gehörten, wurde die Geschäftsleitung auf diese ‚merkwürdigen Männer‘ aufmerksam. Reinecke wurde zur Rede gestellt; er konnte sich mit dem Argument der Umsatzsteigerung herausreden. Bald darauf verkaufte ihm die Eigentümer das Geschäft.

Ende 1968 eröffnete er eine Filiale in den Colonna-

den 15 (‚v. Fromberg’sche Buchhandlung‘, nach dem Namen einer Ur-Ur-Großmutter benannt, später ‚Buchhandlung an der Staatsoper‘), weil er mehr Laufkundschaft erreichen wollte, denn durch das Ende der Zusammenarbeit mit der Buchgemeinschaft fielen zahlreiche Stammkunden weg. 1970 folgte der endgültige Umzug in die Colonnaden – dieses war fortan das Stammgeschäft. Parallel zu seiner Buchhandlung gründete er den Bücherstand im Foyer der Staatsoper, um das Nützliche mit seinem Hobby, der Oper, zu verbinden.

Martin Reinecke wurde am 30. August 1930 in Hamburg geboren. Aufgewachsen ist er zusammen mit seinem Bruder in der elterlichen Villa Dryade in Volksdorf. Hans-Jürgen John erinnert sich an seinen langjährigen Freund: ‚Martin war mit seinen 1,90 m für damalige Verhältnisse ein Riese. Schon sehr früh bekam er wegen seiner effeminierten Art Probleme. Die Schulzeit war für ihn ganz schrecklich, da er oft von Mitschülern auf dem Nachhauseweg verprügelt



Große Theaterstraße 32. In diesem Haus bot der Inhaber der dortigen „Buchhandlung an der Staatsoper“ in den 60er Jahren des 20. Jh. ein Sortiment homosexueller Belletristik an. Das Haus soll 2010/2011 abgerissen werden (Stand: Oktober 2010). PHOTO: MARINA BRUSE

wurde. Als Erwachsener wurde er in der U-Bahn wegen seines auffälligen Verhaltens überfallen.³⁴⁶⁾

Bereits als Jugendlicher organisierte er Filmmatineen in dem Volksdorfer Stadtteilkino Koralle und veranstaltete zu Hause gesellschaftliche Salons. „Er war kein schüchterner Mensch; gefiel ihm jemand, so sprach er ihn an und lud ihn zu sich ein. In der alten Villa gab es Konzerte, Filmvorführungen und kleine Theateraufführungen. Vor allem saßen dort ‚500‘ alte Damen, die großzügig waren und einen Flügel spendierten. Hinzu kamen natürlich die jungen Leute, die Martin durch seine Veranstaltungen kennen gelernt hatte“,³⁴⁷⁾ so Dr. Hans Ramm über den Freund.

Martin Reinecke lebte, mit Ausnahme der letzten Lebensjahre, ausschließlich bei seinen Eltern. Über seine Homosexualität wurde nicht gesprochen. Ramm: „Seine Mutter mochte seine flamboyante Art, während sein Bruder ihm empfahl, sich ärztlich behandeln zu lassen. Ihm war es offenbar unangenehm, dass Martin ein stadtbekannter Homosexueller war. Wenn jemand in die schwule Ecke seiner Buchhandlung kam und den Eindruck vermittelte, er käme aus der höheren Gesellschaft, war Martin Feuer und Flamme. Dort lernte er seine Männer kennen, in schwule Lokale ist er nicht gegangen.“³⁴⁸⁾

Wegen angeblicher Verführung eines Minderjährigen musste er sich einmal vor Gericht verantworten. Da man ihm nichts nachweisen konnte, wurde das Verfahren eingestellt. Ramm: „Martin setzte sich sehr für junge Männer ein, die noch nicht 21 Jahre alt waren. Damals war man dann noch minderjährig. Er sprach mit den Eltern, überwiegend mit den Müttern, die er durch seine freundliche und vornehme Art für sich gewinnen konnte. Ich bin sicher, dass er in den 60er und frühen 70er Jahren vielen schwulen Männern den Weg zum Coming-out geebnet hat. Durch ihn lernten sie, zu ihrer Homosexualität zu stehen, auch ich; so habe ich mich zu keinem Zeitpunkt diskriminiert gefühlt.“³⁴⁹⁾

In seiner Buchhandlung stellte Martin Reinecke nur Mädchen als Lehrlinge ein, um wegen seiner Homosexualität nicht in Verruf zu geraten. Trotzdem bekam er Ärger mit den Eltern eines Lehrlingmädchens.

Diese erstatteten Anzeige wegen des Vertriebs pornografischer Literatur. Daraufhin organisierte Reinecke eine Veranstaltung zum Thema ‚Was ist obszön in der Kunst?‘ mit Prof. Hans Giese [1920–1970] vor einem Kreis von Stammkunden und dem zuständigen Staatsanwalt. Giese hielt einen flammenden Vortrag über den Stellenwert des Buches als Kunstobjekt. Daraufhin stellte die Staatsanwaltschaft das Verfahren ein.

1976 verkaufte Reinecke die Buchhandlung. Ramm: „Er führte sein Geschäft nicht nach kaufmännischen, sondern nach privaten Interessen, diese Verbindung erwies sich auf Dauer als ungünstig. Sobald jemand ihn auf eine Platte oder ein schwules Buch aufmerksam machte, kaufte er diese und blieb oft genug darauf sitzen. Allmählich wurden die schwarzen Zahlen rot.“³⁵⁰⁾

Martin Reinecke starb am 15. Januar 2002 im Alter von 71 Jahren. Er wurde auf dem Anatomiefeld des Öjendorfer Friedhofes beigesetzt, da er seinen Körper der Wissenschaft zur Verfügung gestellt hatte. Martin Reinecke kann mit seiner Buchhandlung als ein Vorreiter der ‚schwul-lesbischen Buchläden‘ angesehen werden, die ab Ende 1978 in vielen Großstädten eröffnet wurden.“

*Text mit freundlicher Genehmigung der Autoren aus:
Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg
auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen
Lebens der Hansestadt. 2. überarb. Auflage.
Hamburg 2006, S. 245–246, S. 319.*

346 Gespräch zwischen Bernhard Rosenkranz, Dr. Hans Ramm und Hans Jürgen John am 18.5.2005.

347 ebenda.

348 ebenda.

349 ebenda.

350 ebenda.

83. STATION

Große Theaterstraße 33*(alte Nummerierung)***Antonie (Toni) Petersen, Kunstförderin und Wohltäterin (19. Jh.)**

Neben dem Haus Große Theaterstraße 32 stand das Haus mit der Hausnummer 33. Hier lebte Antonie Petersen (23.3.1840–20.9.1909) zwischen 1876 und 1892 mit ihrem Vater, dem Bürgermeister Dr. Carl Friedrich Petersen (1809–1892).

Toni Petersen war eine engagierte Kunstförderin und Wohltäterin. Sie leitete das Stadtteilbüro St. Pauli des 1899 gegründeten „Hauspflegevereins“ und hielt für Hilfesuchende Sprechstunden ab. Der Verein half besonders armen Familien, wenn die Hausfrau durch Wochenbett oder Krankheit ihren hausfrau-lichen Pflichten nicht nachkommen konnte. In solchen Fällen schickte er eine Pflegerin – meist eine ältere Frau „von gutem Ruf“ – ins Haus, die nach dem Rechten sah.

Toni Petersen war auch Mitglied der Ortsgruppe Hamburg des 1900 gegründeten „Deutsch-Evangelischen Frauenbundes“ (DEF), der Teil der bürgerlichen Frauenbewegung war und in dem eher die konservativen evangelischen Gesellschaftskreise Hamburgs vertreten waren. Der DEF kümmerte sich um die Armen und Schwachen. Ein Schwerpunkt war die Arbeiterinnenbetreuung. Hier verstand sich der DEF als Gegenpol zu der von der Sozialdemokratie getragenen Arbeiterinnenfürsorge. Die Helfenden legten großen Wert auf die Konfessionszugehörigkeit. Auch hatte ihre Klientel den sittlichen und moralischen Vorstellungen des DEF zu entsprechen.

Ob Toni Petersen sich aus gesellschaftlicher Opportunität der Wohltätigkeit widmete oder ob es ihr ein Herzensbedürfnis war – zumal sie selbst an einem körperlichen Handicap litt, was ihr vielleicht ein größeres Verständnis für Menschen, die am Rande der Gesellschaft standen, eröffnete –, ist nicht mehr zu ermitteln. Sie litt seit ihrer Kindheit an einem schmerzhaften Hüftleiden und hatte schon als

junges Mädchen nach dem Tod der Mutter die Hausfrauenrolle übernommen. Später dann, nachdem ihr Bruder verwitwet war, übernahm sie auch in dessen Haushalt die Hausfrauenpflichten.

Da die Petersens kunst- und musikliebend waren, richtete Toni Petersen oft Gesellschaften aus, zu denen z. B. Richard Wagner (1813–1883), Johannes Brahms (1833–1897) und Hans von Bülow (1830–1894) eingeladen wurden. Sie und Hans von Bülow waren auch gern gesehene Gäste im Salon von Frau Lazarus, die gleich um die Ecke an der Esplanade 37 (siehe S. 283) wohnte.

Ihrer Herkunft entsprechend war es selbstverständlich, dass Toni Petersen zusammen mit einem „Damen-Comitee“, dessen erste Vorsitzende sie war, dem neuen Rathaus zu seiner Eröffnung im Jahre 1897 ein Geschenk überreichte: Das „Comitee“ stiftete der Ratsstube einen mit dem großen Hamburger Wappen bestickten Wandbehang, der noch heute unter dem Baldachin hängt, unter dem der Erste Bürgermeister und die Zweite Bürgermeisterin ihre Plätze haben. Auch die Bürgerschaft wurde nicht vergessen. Sie erhielt für den Bürgerschaftssaal einen bestickten Panneau für die Wand hinter dem Sitz des Bürgerschaftspräsidenten.

Anlässlich des Todes von Toni Petersen würdigte die Presse ihre karitative Tätigkeit und lobte ihre stille und bescheidene Art – Eigenschaften, die einer Frau in der damaligen Zeit auch in ihrer karitativen Ausübung gut zu Gesicht standen. Ein Jahr nach ihrem Tod gründeten Damen und Herren der Hamburger Gesellschaft die „Toni-Petersen-Freibettenstiftung“ im Bad Oldesloer Auguste-Viktoria-Pflegeheim.

84. STATION

Große Theaterstraße 34/35*(alte Nummerierung)***Alma del Banco (Aline Henriette), Malerin, Graphikerin, Modelliererin (20. Jh.)**

Vor dem Zweiten Weltkrieg stand an der Stelle der heutigen Großen Theaterstraße 34/35 ein Haus, in

dem Alma del Bancos Halbbruder Sigmund, mit dem sie seit 1919 in verschiedenen Wohnungen, am Neuen Jungfernstieg 2, am Gänsemarkt 61 und am Jungfernstieg 50, gewohnt hatte, der Malerin ein Atelier gemietet hatte, das bald ein beliebter Künstlertreffpunkt wurde. Ab 1934 wohnte Alma del Banco auch in diesem Atelier.

Aus einer alten jüdischen, zum Christentum konvertierten Kaufmannsfamilie stammend, begann Alma del Banco (24.12.1862–8.3.1943) ihre künstlerische Ausbildung erst um 1895, als gut Dreißigjährige. Ernst Eitner (1867–1955) und Arthur Illies (1870–1952) waren ihre Lehrer an der Malschule Valesca Röver (1849–1931); in Paris, kurz vor dem Ersten Weltkrieg, war es dann u. a. Fernand Léger (1881–1955). Nach der Auseinandersetzung mit ihnen fand die Künstlerin um 1918 zu einem eigenständigen Malstil.

1919 wurde Alma del Banco Gründungsmitglied der „Hamburgischen Sezession“, die sich zum Ziel setzte, in Hamburg ein geistig lebendiges Klima zu schaffen, wie es in Paris, Berlin und München herrschte. Es ging nicht um ein neues künstlerisches Programm, sondern um „Duldsamkeit gegenüber jeder Richtung“, Unduldsamkeit dagegen gegenüber „leichtfertigem Schlendrian, (...) geistlos herabgeleiertem Handwerk, (...) gewissenlosem Sichgehenlassen“. Dennoch entwickelte sich ein eigenständiger Malstil mit expressionistischen, fauvistischen und kubistischen Tendenzen. Mit den Sezessionskolleginnen und -kollegen Kurt Löwengard (1895–1940), Karl Kluth (1898–1972, siehe zu ihm auch S. 250), Erich Hartmann (1886–1974), Willem Grimm (1904–1986), Lore Feldberg-Eber (1895–1966), Gretchen Wohlwill (1878–1962), Friedrich Ahlers-Hestermann (1883–1973) und Alexandra Povorina (1885–1963) verband Alma del Banco bald Freundschaft. Man traf sich zum gemeinsamen Modellzeichnen und beteiligte sich an den Jahresausstellungen der Sezession. Ihre Studienreisen führten die Künstlerin nach Frankreich, Italien, Jugoslawien, Dalmatien und Rumänien.

1929 bekam Alma del Banco eine schwere Lungenentzündung und geriet zunehmend in wirtschaftli-

che Bedrängnis, zumal sie bald nicht mehr ausstellen durfte. 1933 wurde sie aus der Hamburgischen Künstlerschaft ausgeschlossen, vor Juni 1938 dann auch aus der Reichskulturkammer. Sechs Bilder und acht Graphiken wurden bei der Aktion „Entartete Kunst“ in der Hamburger Kunsthalle beschlagnahmt. Weitere im Deutschen Reich.

Nach dem Tod des Bruders musste Alma del Banco Wohnung und Atelier aufgeben. Sie zog zu ihrem Schwager Dr. Hans Lübbert nach Dockenhuden. Als Richthofen-Flieger konnte er sie zunächst vor der Deportation bewahren, nicht jedoch vor dem Hausarrest. Als dann aber doch der Deportationsbescheid ins KZ Theresienstadt kam, nahm Alma del Banco sich mit Morphium das Leben. Zur Auswanderung hatte sie sich zu alt gefühlt.

Text: Brita Reimers

85. STATION

Fehlandtstraße 40

Benannt 1827 nach dem Bauunternehmer und Grundeigner Christian Detlef Fehlandt, Bebauung zwischen 1830 und 1832 „Urania“-Kino (Standort: 1927–1980)

Ab 1910 nutzte der „Hamburger Verein für bildende Volksunterhaltung“ für seine Filmvorführungen zunächst das Botanische Institut, den Hörsaal A der Universität und das Gewerbehau. An einem Sonntag im September 1920 präsentierte der Verein ein eigenes Programm im „Bahnhofs-Kino“ im Bieberhaus, einige Jahre war man mit Filmvorführungen zu Gast in der Universität, im Curiohaus oder auch in der Detaillistenkammer, später auch in den „Kammerlichtspielen“ an der Grindelallee. Im Februar 1924 gründete sich die „Deutsche Kulturfilm-Gesellschaft e. V.“, die mit einem Kostenaufwand von 120 000 RM aus Mitgliedsbeiträgen und Spenden 1926/27 eine von den Architekten [Hermann] Geißler [1859–1939] & Wilkening konzipierte Kulturfilmbühne errichten ließ. Am 5. Oktober 1927 eröffnete das „Urania“-Kino mit 638 Plätzen in der Fehlandtstraße: Die Kulturfilm-Freunde

hatten nun endlich ihren eigenen Filmpalast – es war das erste täglich spielende Kulturfilm-Kino Deutschlands. Ein reich verzierter Turm schmückte die Fassade in der Blickachse des nordsüdlichen Straßenabschnittes. Das Erdgeschoss war sehr schlicht umgebaut (Schriftzug als einziges Dekor), während das erste Obergeschoss noch die historisierende Pracht der Tanzsaalarchitektur zeigte. Der rechteckige Saal soll einen feierlich sakralen Charakter besessen haben; ein Rang umlief ihn an drei Seiten. Zur Eröffnung zeigte man den Film „Geheimnisse einer Seele“ von G. W. Pabst [1885–1967], der mittels einer Spielhandlung über die Psychoanalyse aufklärte.

Auf rund 600 Veranstaltungen brachte man es im Jahr; „Freude, Unterhaltung, Bildung“ lautete das Motto. „Der Zweck der Kulturfilmbewegung ist nicht das Geschäftemachen“, erklärte E. W. M. Lichtwarck, (1887–1962) der Gründer und Leiter der „Urania“, „sie muss nur so viel haben, dass sie sich behaupten und ihre volksbildnerischen Ziele durchführen kann.“ Er war die treibende Kraft des gemeinnützigen Vereins, und sein Credo lautete: „Begeisterung ist alles!“

Getragen von einem Verein mit immerhin 14 000 Mitgliedern (1934) blieb die „Urania“ auch in der NS-Zeit selbstständig – eine seltene Ausnahme, wurden doch im „Dritten Reich“ nahezu alle kulturellen Institutionen in den „Kampfbund für deutsche Kultur“ eingegliedert. Dies war ein Verdienst des rührigen, geschickt taktierenden Leiters Lichtwarck. Allerdings öffnete er die „Urania“ für Veranstaltungen des Kampfbundes (bzw. dessen Nachfolge-Organisation, der NS-Kulturgemeinde), der in der Fehlandtstraße Premieren und Feierstunden durchführen konnte.

Als nach einer Verordnung vom 12. Februar 1942 Filmtheater nicht mehr von Vereinen und Organisationen, nur noch von „natürlichen Personen“ betrieben werden durften, wurde die Kulturfilmbühne im Oktober 1942 von der „Deutschen Kulturfilm-Gesellschaft e. V.“ auf den bisherigen Geschäftsführer Fritz Frisch übertragen. Besonders beliebt waren die Film-Konzerte, die Kulturfilme mit musikalischen Darbietungen oder literarischen Rezitationen

verbanden. Angesichts der brutalen Realität des Krieges war das Bedürfnis groß, für ein paar Stunden sich in die Innerlichkeit deutscher Klassik und Kultur zu flüchten. Das Programm „Einkehr bei Goethe“ erlebte siebzehn ausverkaufte Häuser. Selbst am Ostersonntag 1943, in der Nacht zuvor hatte es einen schweren Luftangriff gegeben, waren alle 650 Plätze in der Urania besetzt.

Am 22. Juli 1943 inserierten im „Hamburger Anzeiger“ noch 100 Kinos; als am 19. August, erstmals nach den verheerenden Bombennächten Ende Juli, wieder Kinoanzeigen erschienen, waren es nur noch 21. In der Innenstadt waren ganze drei Filmtheater – „Ufa-Palast“ (siehe S. 78), „Passage“ und „Urania“ – übrig geblieben.

Nach Kriegsende wurde die „Urania“ zu einem Truppenkino für die britischen Besatzer, deutschen Zivilisten war der Zutritt streng verboten. Am 28. September 1945 wurde das Kino mit dem Märchenfilm „Der kleine Muck“ wiedereröffnet, doch blieb es zunächst teilbeschlagnahmt: Vormittags liefen Märchenfilme und Kulturfilm-Matineen, nachmittags und abends war es für die britischen Soldaten re-



In der Fehlandtstraße 40 befand sich von 1927 bis 1980 das „Urania“-Kino. STAATSARCHIV HAMBURG

serviert. Dafür genoss das Kino bei seinen traditionellen Sonntagmorgen-Matineen ein besonderes Privileg: Man durfte sich aus dem im Dammtor-Bunker lagernden Kulturfilm-Material das Programm selbst zusammenstellen, unabhängig davon, ob der Film den Prüfungsvermerk der englischen Zensur trug. Die „Urania“ kooperierte mit der „Brücke“ (siehe S. 272), am 5. Januar 1948 kam es zur Gründung der deutsch-englischen „Hamburg Film Society“. Zum 20. Dezember 1948 hob die Film Section die Beschlagnahme der „Urania“ ganz auf. Friedrich Frisch, der schon vor 1945 zeitweise Geschäftsführer gewesen war, betrieb das Kino, später seine Frau Ingrid Melzner. 1951 fand eine Sanierung durch den Architekten Carlos Dudek statt; 1956 erfolgte eine Umstellung auf CinemaScope und eine Modernisierung mit Verkürzung des Seitenranges durch den Architekten Helmut Fischer (geb. 1915) (danach hatte das Kino noch 543 Plätze). 1967 wurde ein zweiter Saal mit 122 Plätzen durch den Architekten Joachim Glüer [1917–2001] geschaffen: das „Atelier im Urania“. Zeitgleich fand eine umfassende Renovierung des großen Saals mit neuer Bestuhlung statt – nunmehr gab es nur 419 Plätze, mit einem wesentlich erweiterten Reihenabstand.

Im Atelier lief vom Januar 1971 bis März 1973 genau 114 Wochen lang Sergio Leones [1929–1989] Film „Spiel mir das Lied vom Tod“ – eine der längsten ununterbrochenen Spielzeiten eines Filmes in Hamburg. Das Kino lag in der Innenecke der L-förmigen Fehlandtstraße; viele Jahre warb eine große Plakatwand für das Filmprogramm, das sich ab den 1960er Jahren kaum noch von dem anderer Kinos unterschied: In der einstigen Kulturfilm-Bühne liefen James-Bond-Filme ebenso wie Softpornos („Tropische Sinnlichkeit“). In den letzten Jahren wurde das Kino durch Robert Billerbeck betrieben. Zerstört wurde es durch einen spektakulären Großbrand am 6. Juni 1980 – vermutlich durch einen Defekt der Neon-Außenreklame verursacht. „Gegen dieses Feuer hatte James Bond keine Chance“, berichtete das „Hamburger Abendblatt“ am 7. Juni 1980.

Text: Michael Töteberg/Volker Reißmann

86. STATION

Fehlandtstraße 26–30

(alte Nummerierung: heute bei Nr. 6)

**Christliches Kellnerheim
(Standort: 1906–1920)**

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gründete der Christliche Verein junger Männer (CVJM) die „Stiftung Christliches Kellnerheim zu Hamburg“, denn es hatte sich gezeigt, dass die Kellner, die zum größten Teil im Sommer in den Seebädern saisonal beschäftigt waren, im Winter in Hamburg wohnten, dort aber nur unzureichende Unterkünfte fanden. Durch eine Geldschenkung des Ehepaares Hermann und Regina Fölsch (Hermann Fölsch: 1845–1920) und ihrer Schenkung von Grundstücken an der Fehlandtstraße konnte der CVJM dort ein Kellnerheim errichten lassen.

Hermann Fölsch war durch Salpeterhandel (Salpeter brauchte man für Kunstdünger und zur Herstellung von Schießpulver) mit Chile zu Reichtum gelangt. In der Chronik zum hundertjährigen Bestehen des Hotels „Baseler Hof“, das sich aus dem Kellnerheim entwickelt hatte, heißt es dazu: „Über die Herkunft des Geldes machte der beim CVJM engagierte ehemalige Oberkellner [und Gründungsmitglied der Stiftung Christliches Kellnerheim in Hamburg [Richard] Schilde [gestorben um 1910] sich wenig Gedanken.“³⁵¹) Im Gegensatz zum Oberkellner Schilde setzte sich später der Urenkel Hermann Fölschs kritisch mit den geschäftlichen Aktivitäten seines Urgroßvaters auseinander. Der ehemalige Leiter der „Evangelischen Akademie Hamburg“ (siehe S. 276) und heutige Leiter der „Christlichen Akademie des Vereins Christlicher Hoteliers e. V.“ (VCH) Wolfgang Teichert lässt in seiner Chronik über das Hotel „Baseler Hof“ den Urenkel dazu zu Wort kommen: „Mein Urgroßvater, der keinen Anstoß daran nahm, dass in seinen Minen Kinder arbeiteten, war Calvinist. Nachdem er mit seiner Familie von Hamburg

351 Wolfgang Teichert: Hotel Baseler Hof, Esplanade Hamburg: 100 Jahre Hotelgeschichte, 1907–2007. Hamburg 2007, S. 17.

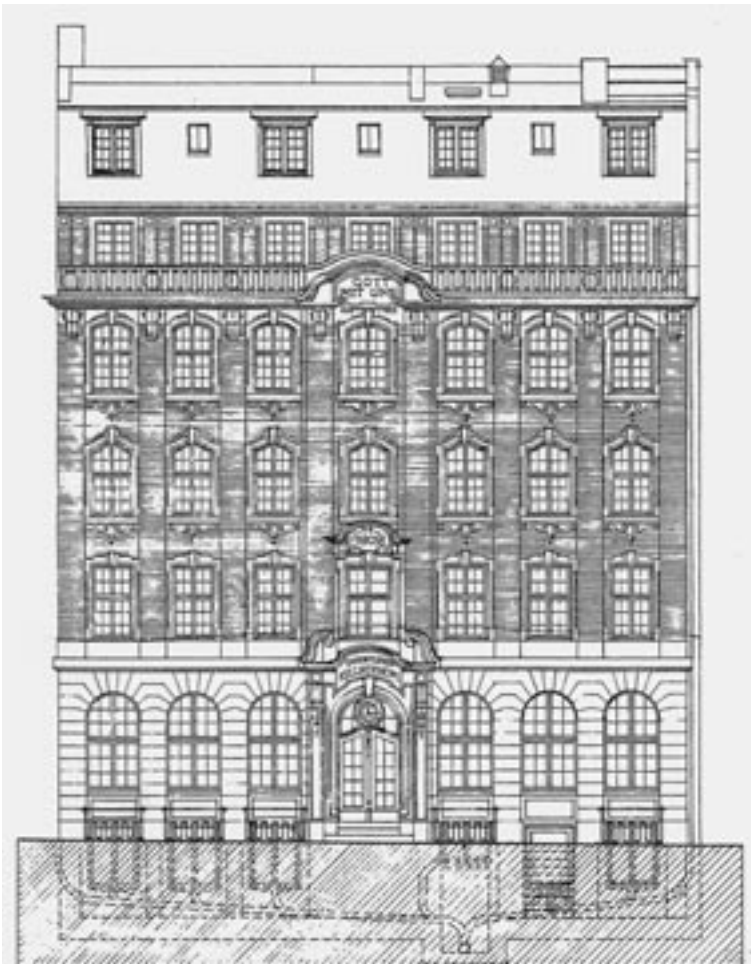
auf das Gut Moholz bei Görlitz in Schlesien umgezogen war, schloss er sich dort der Herrenhuter Brüdergemeinde an, die sich zu einem tätigen Christentum bekannte. Als Freund von Johannes Wichern [1808–1881] unterstützte er ihn finanziell beim Aufbau der Inneren Mission [siehe zur Inneren Mission auch S. 179] und des ‚Rauhen Hauses‘ (...). Er gründete das Christliche Kellnerheim ‚Baseler Hospiz‘ und die ‚Schrippenküche‘ in Berlin, die Missionierung und Speisung verarmter Menschen verband. Unter Calvinisten findet man viele sehr tüchtige, aber auch harte Geschäftsleute. Sie glauben an die Gnadenwahl und vertreten die Ansicht, dass das

Verhalten und der Erfolg des Einzelnen in dem Maß von Gott vorherbestimmt ist, in dem er den Guten wohlgesonnen ist. In der Familie wird erzählt, dass H. C. Fölsch davon überzeugt war, in den Himmel zu kommen. (...) Ich frage mich, ob ein Zusammenhang besteht zwischen der großen Selbstgewissheit, zu den Auserwählten Gottes zu gehören, und dem Verhalten der Europäer bei ihren Eroberungszügen im 19. Jahrhundert, als die verbliebene Welt nahezu vollständig unter den Kolonialmächten aufgeteilt wurde.“³⁵²⁾

Das christlich-soziale Engagement des CVJM für das Kellnerheim zeigte sich u. a. in der Zahlung fester Gehälter für die Mitarbeiter des Kellnerheims. „Feste Gehälter für Mitarbeiter im Hotelfach hieß die Devise dieser Frommen. Denn bis dahin lebten Kellner nur von Trinkgeldern. Bereits 1904 wurden im gesamten christlichen Hotelverband – der Verein Christliche Hoteliers e. V. ist der älteste deutsche Hotelverband – die notwendigen Gelder für die Gehälter der Kellner auf die Rechnung aufgeschlagen. (...) Erst 31 Jahre später wurde dies zur allgemeinen Regel gemacht“,³⁵³⁾ so Wolfgang Teichert weiter.

Als durch den Ersten Weltkrieg das Kellnerheim in finanzielle Bedrängnis geriet, wurde versucht, durch Vermietung von Hotelzimmern an der Esplanade das benötigte Geld für das Kellnerwohnheim an der Fehlandtstraße zu verdienen.

An der Esplanade 12 baute der CVJM einen Neubau, der 1905 eingeweiht wurde. „Der ‚große Saal‘ wurde später das ‚Urania Kino‘ [siehe S. 255] (...). Vorne zur Esplanade hin, wurde das Hotel ‚Alsterhof‘ gebaut und im März 1930 eröffnet (...). Es besaß außer seinen 85 Zimmern mit 120 Betten im Neubau (...) im Anhang Esplanade 16 Zimmer (...)“³⁵⁴⁾ Damit begann die Epoche des „Hospizes Baseler Hof“ an der Esplanade 11 (siehe dazu S. 273).



Fehlandtstraße 26–30: Christliches Kellnerheim. Zeichnung aus: Wolfgang Teichert: Hotel Baseler Hof, Esplanade Hamburg: 100 Jahre Hotelgeschichte, 1907–2007 Hamburg 2007.

352 ebenda.

353 Wolfgang Teichert, a. a. O., S. 23.

354 Wolfgang Teichert, a. a. O., S. 24.

87. STATION

Fehlandtstraße 11–19*(alte Hausnummerierung)*

Gebäude der „Auer-Druckerei“; Redaktionsräume des „Hamburger Echo“, der Zeitung der Hamburger Sozialdemokratie (Standort: um 1900–1933); Louise Wegbrod (19. Jh.), Redakteurin des „Hamburger Echo“ (vor 1933); letzte Sitzung der SPD-Parteifunktionäre vor dem Verbot der SPD (1933); Buchhandlung Auer & Co. (Standort: ca. 1900–1933)

Gegenüber dem Christlichen Kellnerheim, wo heute moderne Bürogebäude stehen, befand sich das Gebäude der „Auer-Druckerei“, das im Besitz der Sozialdemokratischen Partei war. In dem Haus waren auch die Redaktionsräume des „Hamburger Echos“ (siehe auch S. 245). Die beiden Gebäude, Parteizentrale der SPD in der Großen Theaterstraße (siehe S. 245) und die Redaktionsgebäude, grenzten rückwärtig aneinander und waren miteinander verbunden.

Das „Hamburger Echo“

Die „Auer-Druckerei“ war 1875 gegründet worden und hatte damals ihren Sitz in der Amelungstraße gehabt. In der „Genossenschafts-Buchdruckerei zu Hamburg“, wie die „Auer-Druckerei“ vor 1891 hieß, erschien ab 1875 das „Hamburg-Altonaer-Volksblatt“. Drei Jahre später war die Druckerei vom Sozialistengesetz betroffen. „J[ohann] H[einrich] W[ilhelm] Dietz [1843–1922], ihr Leiter, meldete den Betrieb daraufhin als eigene Druckerei an, die als Privatbesitz nicht beschlagnahmt werden konnte. Vom 10.11.1878 an druckte er die bald verbotene ‚Gerichtszeitung‘. Mit dem Schriftsteller J[ohannes] Wedde [1843–1890] fand sich erneut ein Sozialdemokrat, der die ‚rote‘ Presselücke mit dem verharmlosenden Titel ‚Bürgerzeitung‘ schloss. Auch sie bestand nicht lange. Schon am 2.10.1887 wagte sich Wedde mit dem ‚Hamburger Echo‘ erneut an die Öffentlichkeit. Noch während des Sozialistengeset-

zes ging man im November 1887 das Wagnis eines neuen Druckhauses in der Großen Theaterstraße ein [siehe S. 245]. Nach dem Außerkraftsetzen des Gesetzes (30.9.1890) löste Dietz ‚seine‘ Firma auf und überschrieb alles Auer & Co (1891). Kompagnons waren August Bebel [1840–1913], Dietz, P[aul] Singer [1844–1911] und der Parteisekretär und Reichstagsabgeordnete I[gnaz] Auer [1846– 1907].“³⁵⁵) Die Firma war eine der größten Druckereien in Norddeutschland.

Einer der Autoren des „Hamburger Echo“ war der sozialdemokratische Politiker und Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft Gustav Stengele (1861–1917). Jeden Sonntag zwischen 1898 und 1914 erschienen im „Hamburger Echo“ seine „Sonntagsplaudereien“. „Sein Zweck war, die Zeit zu schildern und die Zustände dieser Zeit. Er sprach zu den Frauen und Männern des Arbeitsvolkes, wollte ihre Augen öffnen, damit sie sich sehen in ihren Beziehungen zum Staat und zum Wirtschaftsleben und wollte in ihre Herzen die Sehnsucht säen, eine neue Zeit heraufführen zu helfen, in der die Proletarier nicht nur in ‚gottgewollter Abhängigkeit‘ Objekte von Politik und Wirtschaft wären, sondern freie, allen andern gleichgeachtete Staatsbürger und gleichberechtigte Faktoren im Wirtschaftskörper (...)“, hieß es in ei-



In der Fehlandtstraße 11–19 stand das Gebäude der Auer-Druckerei, in der von ca. 1901 bis 1933 die Zeitung der Sozialdemokratie – das „Hamburger Echo“ – gedruckt wurde. Das Gebäude steht nicht mehr. Heute befindet sich hier der begrünte Hof der Berenberg Bank.

PHOTO: MARINA BRUSE

355 Klaus Tornier: Auer-Druck. In: Franklin Kopitzsch, Daniel Tilgner (Hrsg.): Hamburg Lexikon. Hamburg 1998, S. 41.

nem 1924 von dem Sozialdemokraten, Schulsenator und Reformpädagogen Emil Krause (1870–1943) herausgegebenen Büchlein über Gustav Stengeles Satiren und andere Zeitgedichte. Ein Beispiel aus den „Plaudereien“ und anderen Gedichten, die in den Jahren 1898–1914 im „Hamburger Echo“ erschienen:

Patriotenlied

*Wir haben gepanzerte Schiffe
Und haben auch Kreuzer zum Spaß,
Wir haben Kanonen in Menge –
Die Mittel erlauben uns das!*

*Wir haben ein Heer von Soldaten,
Wie nie noch ein Reich es besaß,
Wir haben viel Mausergewehre –
Die Mittel erlauben uns das!*

*Auch haben wir schon Kolonien,
Da wächst zwar kein Strauch und kein Gras,
Doch gibt es dort Galgen und Peitschen –
Die Mittel erlauben uns das!*

*Und gibt irgendwo es zu graben,
zu kaufen, zu pachten etwas,
Dann werden wir sicherlich eilen –
Die Mittel erlauben uns das!*

*Und setzt es mal irgendwo Händel,
Gefundenes Fressen ist das!
Dann schicken wir Schiffe, Soldaten –
Die Mittel erlauben uns das!*

*Den Schnurrbart gesträubt à la Haby,
den tragen wir unter der Nas,
Den Koller der Weltmacht im Hirne –
Die Mittel erlauben uns das!³⁵⁶⁾*

Louise Wegbrod: Redakteurin des „Hamburger Echo“

Vor der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten arbeitete im „Hamburger Echo“ das SPD-Mitglied Louise Wegbrod (7.12.1884–29.11.1966) als Redaktionssekretärin. Nach dem Besuch der Volksschule und einer Ausbildung auf einer privaten Han-

delsschule hatte sie den Beruf der Kontoristin ergriffen. Louise Wegbrod hatte enge Kontakte zu den „Hamburger Linksradikalen“ und wurde 1918 mit dem Vorwurf des „Landesverrats“ verhaftet. 1919 avancierte sie als erste Frau zur Redakteurin des „Hamburger Echo“ und betreute bis 1933 den Kulturteil und die Frauen- und Arbeiterjugend-Beilage.

Redakteure des „Hamburger Echos“ waren auch Theodor Haubach (1896–1945 gehängt in Berlin-Plötzensee), Gustav Dahrendorf (1901–1954) und Herbert Wehner (1906–1990).

1928 kaufte die SPD drei weitere Grundstücke in der Fehlandtstraße und Große Theaterstraße für ihre Druckerei.³⁵⁷⁾

Nach Machtantritt der Nationalsozialisten diente „der Reichstagsbrand am 28. Februar 1933 (...) als Vorwand zur Aufhebung der Pressefreiheit. Nach einem kritischen Bericht über die offiziellen Verlautbarungen zu den Hintergründen des Brandanschlags verlangte die Reichsregierung vom Hamburger Senat das Verbot des „Hamburger Echos“. Wohl wissend, dieser Forderung nicht widerstehen zu können, traten die SPD-Senatoren am 3. März 1933 zurück. An diesem Tag erschien die letzte Ausgabe des Echos. Von der Beschlagnahme des Parteivermögens durch die Nationalsozialisten am 10. Mai 1933 [siehe dazu S. 246 Große Theaterstraße 44/45] waren auch die partei-eigenen Druckereien und Zeitungen betroffen.“³⁵⁸⁾

Nachdem das „Hamburger Echo“ von den Nationalsozialisten verboten worden war, ließen die Nationalsozialisten die Rotationsmaschinen in das von ihnen erbaute Pressehaus an der Steinstraße transportieren, um darauf ihr „Hamburger Tageblatt“ drucken zu lassen.

1946 erhielt Auer-Druck die „Zulassung für das Gebiet der brit. Besatzungszone. Lizenznehmer für die SPD war P[aul] Bugdahn [1890–1948], Sitz der Redaktion das Pressehaus“.³⁵⁹⁾ Die erste Nummer des „Hamburger Echo“ erschien am 3. April 1946. Doch „wie fast alle Parteizeitungen vermochte sich das Hamburger Echo im Pressewettbewerb nicht zu behaupten und wurde 1966 im 91. Jahrgang eingestellt“.³⁶⁰⁾

356 Gustav Stengele: Satiren und andere Zeitgedichte. Hrsg. von Emil Krause. Hamburg 1924.

357 Hinweis von Angelika Voß-Louis.

358 Text mit freundlicher Genehmi-

gung des Redaktionsteams: Dr. Helga Kutz-Bauer und Dr. Holger Martens, entnommen aus der Schrift: Wegweiser zu den Stätten von Verfolgung und sozialdemokratischem Widerstand in

Hamburg. Teil I: Die innere Stadt. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten (AvS). Texte und Recherche: Dr. Holger Martens. Hamburg 2005, S. 37f.

Letzte Sitzung der SPD-Parteifunktionäre vor dem Verbot der SPD

Wenige Tage vor dem allgemeinen Verbot der SPD am 22. Juni 1933 hatten sich am 15. und 16. Juni 1933 im Redaktionsgebäude des „Hamburger Echo“ noch einmal alle Hamburger Spitzenfunktionäre der SPD zusammengefunden. Anlass der Zusammenkunft war „ein Angebot von NS-Gauleiter [Karl] Kaufmann [1900–1969], das Echo unter nationalsozialistischer Führung wieder erscheinen zu lassen. Dafür sollte der Reichstagsabgeordnete und Echo-Redakteur Gustav Dahrendorf gewonnen werden. Dahrendorf ließ Kaufmann wissen, dass ein solches Angebot in einem größeren Kreis diskutiert werden müsse und erhielt dazu die Genehmigung. Die Hamburger SPD-Führung nutzte die Gelegenheit, um zum letzten Mal in einem größeren Kreis die politische Lage zu diskutieren. Nachdem am 15. Juni bis Mitternacht beraten worden war, vertagte sich die Versammlung auf den nächsten Tag.

Am 16. Juni waren neben den beiden Hamburger SPD-Reichstagsabgeordneten Dr. Hans Staudinger [1889–1980] und Gustav Dahrendorf die Bürgerchaftsmitglieder Adolph Schönfelder [1875–1966], Heinrich Eisenbarth [1884–1950], Karl Meitmann [1891–1971], Hans Podeyn [1894–1965], Grete Zabe [1877–1963] und Walter Schmedemann [1901–1976] anwesend. Mit dem Landesvorsitzenden Meitmann, dem Fraktionsvorsitzenden Podeyn und den Ex-Senatoren Schönfelder und Eisenbarth nahmen langjährige Spitzenfunktionäre der Hamburger SPD an den Beratungen teil. Darüber hinaus waren außer einigen Parteiangestellten und Echo-Mitarbeitern etwa 15 Distriktvorsitzende oder deren Stellvertreter anwesend. Damit war ein Großteil der Parteigliederungen vertreten. Die Anwesenheit von Vertretern zahlreicher Stadtteile kann als Beleg dafür gewertet werden, dass die SPD immer noch über eine funktionierende Organisationsstruktur verfügte.

Die Versammlung wurde von Adolph Schönfelder geleitet. Aus den Notizen, die bei den Teilnehmern später sichergestellt wurden, zog die Polizei den Schluss, dass eine eingehende Debatte über das Für

und Wider der Bildung des Prager Exilvorstandes stattgefunden hatte. Von Karl Meitmann war ein vierseitiges Papier zur Diskussion gestellt worden, das er zusammen mit seinem Freund, Professor Dr. Paul Hermberg [1888–1969], in Jena entworfen hatte. Die allein für die Hamburger Vorstandsmitglieder verfasste ‚Situations-Analyse‘ war in Berlin noch einmal mit Staudinger durchgesprochen worden. Der in der Hauptstadt verbliebene Teil des SPD-Vorstands war jedoch nicht beteiligt. Hans Staudinger bezeichnete das Papier rückblickend als Aktionsprogramm.

Um 22.30 Uhr drangen Polizei und SA in das Redaktionsgebäude ein und verhafteten 30 Anwesende. Dr. Alfred Mette [1898–1985] konnte sich verstecken, Walter Schmedemann hatte die Sitzung vorzeitig verlassen, so dass insgesamt 32 Personen an der Versammlung teilgenommen hatten. Die Polizei beschlagnahmte zahlreiche Exemplare des Diskussionspapiers, von dem nach Angaben von Meitmann 40 bis 50 im Hektografiervorgang hergestellt worden waren. Die 26 Männer und vier Frauen wurden in die Kellerräume des Stadthauses (Polizeipräsidium) gebracht. Bei den anschließenden Verhören wurden insbesondere die Männer schikaniert und misshandelt.

Der renommierte Rechtsanwalt Dr. Herbert Ruscheweyh [1892–1965], ehemaliger Bürgerschaftspräsident, übernahm die Vertretung der Sozialdemokraten. Am 27. Juni 1933 wurde er bei dem NS-Polizeisenator persönlich in der Angelegenheit vorstellig. Dabei gelang es ihm offensichtlich, die Freilassung von Paula Karpinski [1897–2005], Irma Schweder (später Keilhack) [1908–2001], Hedwig Günther [1896–1966] und Grete Zabe [1877–1963] zu erreichen. Alle vier wurden jedenfalls noch am gleichen Tag aus der Haft entlassen. An die übrigen Versammlungsteilnehmer richtete Ruscheweyh den dringenden Apell, dass derjenige, der das Papier mitgebracht hatte, sich melden möge. Karl Meitmann schwieg jedoch, weil er Maßnahmen gegen die jüdische Ehefrau von Hans Staudinger fürchtete, auf deren Schreibmaschine der Text geschrieben worden war. Dennoch kam nach Ruscheweyhs Angaben am

7. Juli Bewegung in die Angelegenheit. Der als Autor verdächtige Hermberg gab das Papier als Seminarvortrag über modernen Sozialismus aus. Tatsächlich wurden in der zweiten Juli-Hälfte die meisten Teilnehmer aus der Haft entlassen. Gustav Dahrendorf blieb bis Anfang August im Gefängnis. Karl Meitmann wurde bis Ende Oktober inhaftiert und als letzter frei gelassen. Er war besonders verdächtig, weil ein aufgefundenes Exemplar mit Randnotizen seine Handschrift trug. Als Ergebnis der Besprechung mit dem Generalstaatsanwalt am 29. November 1933 konnte Ruscheweyh seinem Klienten dann mitteilen, dass die Angelegenheit nicht weiter verfolgt und die Ermittlungen eingestellt wurden. Auf Reichsebene hatten die Vorgänge im Juni 1933 weitreichende Folgen. In seinem Bericht an den Reichsinnenminister vermutete NS-Polizeisenator [Alfred] Richter [1895–1981] als Urheber den in Berlin verbliebenen Teil des Parteivorstands, insbesondere Paul Löbe [1875–1967]. Staudinger und Dahrendorf wurden verdächtig, das Papier mitgebracht zu haben. Dass sich Staudinger zunächst als Urheber ausgab, interpretierte Richter als Schutzbehauptung, um Maßnahmen gegen die Gesamtpartei abzuwenden. Den neuen Machthabern in Berlin diente die Hamburger Versammlung jedenfalls als weiterer Vorwand, um die SPD am 22. Juni 1933 endgültig zu verbieten.³⁶¹

Buchhandlung Auer & Co.

Im Neubau des Gebäudes der „Auer-Druckerei“ befand sich auch die Buchhandlung Auer & Co. Johannes Schult schreibt in seinem Buch „Die Hamburger Arbeiterbewegung als Kulturfaktor“ über die Buchhandlung Auer & Co.: „Weit in die Zeit vor 1914 geht die Buchhandlung Auer & Co. zurück. Sie hatte ursprünglich nur die Aufgabe, Arbeiter mit sozialistischer Literatur zu versorgen. Die Hamburger Buchhandlungen wagten es nicht, ihren Käufern solche Schriften anzubieten. Sie befürchteten den stillen Boykott des Bürgertums (...). Um die Jahrhundertwende wuchs die Nachfrage nach Büchern unter der Arbeiterschaft. Der Hamburger Prüfungsaus-

schuss für Jugendschriften, eine Einrichtung des Lehrervereins, verteilte jährlich vor Weihnachten an alle Volksschüler ein Verzeichnis guter Jugendliteratur. Das belebte das Geschäft der Buchhändler. Schon bald nach 1900 trat der Verein für Kunstpflege und auch der Jugendschriften-Ausschuß an die Firma Auer & Co. mit der Anregung heran, sich an den Weihnachtsausstellungen zu beteiligen. Die Buchhandlung erhielt im Neubau an der Fehlandtstraße große und schöne Räume und erzielte durch eine eifrige Werbearbeit beträchtliche Umsätze.

An ihrer Spitze stand viele Jahre Karl Heinrich, der zwar kein gelernter Buchhändler war, aber zu einem der Tüchtigsten in diesem Fach wurde.

Er entwickelte mit der Zeit aus kleinen Anfängen eine Abteilung für Kunstgegenstände, so dass sich die Firma mit Recht ‚Buch- und Kunsthandlung‘ nennen durfte. Bilder, Bildermappen und Bilderrahmen, Vasen und kleine Gebrauchsgegenstände für die Wohnung verkaufte die Firma in großen Mengen. Nach 1919 errichtete sie in verschiedenen Stadtteilen Zweiggeschäfte.“³⁶²

88. STATION

Neuer Jungfernstieg 19

(früher: Nr. 18)

„Jenisch-Haus“ (Standort: 1833–1900); Emilie Jenisch, Wohltäterin (19. Jh.); „Amsinck-Haus“ (Standort: 1900–1925); „Frauenklub Hamburg“ (Standort: 1910 für einige Jahre); „Übersee-Club“ (Standort: seit 1970)

Das „Jenisch-Haus“

Noch heute steht hier das von Franz Gustav Forsmann (1795–1879) für den Hamburger Bankier Gottlieb Jenisch (1797–1875) zwischen 1831 und 1833 errichtete Patriziergebäude. Auf einer am Haus angebrachten blauen Denkmaltafel ist nachzulesen, dass es das einzige erhaltene Patrizierhaus aus dieser Zeit in der Hamburger Innenstadt ist und von

³⁶¹ Wegweiser zu den Stätten von Verfolgung und sozialdemokratischem Widerstand in Hamburg, a. a. O., S. 38–40.

³⁶² Johannes Schult: Die Hamburger

Arbeiterbewegung als Kulturfaktor. Hamburg o. J. S. 116f.



Neuer Jungfernstieg 19: „Jenisch-Haus“, erbaut 1831/33 – das einzige erhaltene Patrizierhaus aus dieser Zeit in der Hamburger Innenstadt. Heute residiert hier der „Übersee-Club“. PHOTO: MARINA BRUSE

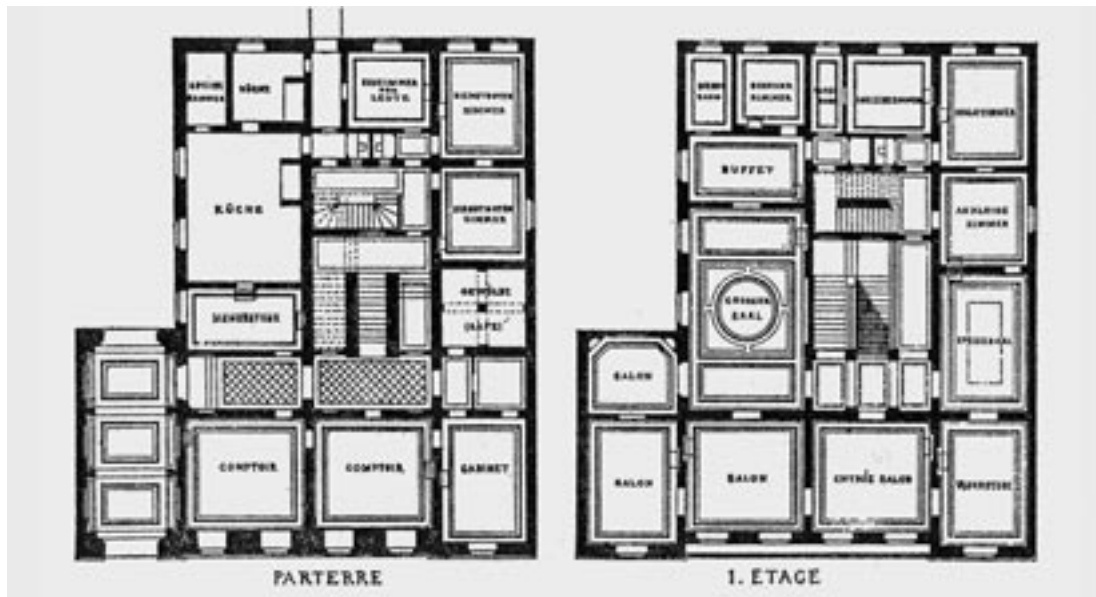
1899 bis 1925 im Besitz von Gustav Amsinck (1837–1909) war.

Bevor dieser der Besitzer des Hauses wurde, hatte Gottlieb Jenisch das Grundstück 1829 erworben und einen palaisartigen kubischen Bau errichten lassen. „Der Eingang befand sich (...) seitlich von einer Durchfahrt aus; die Toröffnung [war] früher mit ei-

ner doppelflügeligen geschnitzten Tür geschlossen (...). Von hier aus konnten die einfahrenden Wagen rückwärts durch den Garten und die Fehlandtstraße das Haus wieder verlassen. (...) Im Parterre befanden sich die Kontorräume, ein ‚Cabinet‘, sowie ein feuerfestes ‚Gewölbe‘ mit dem Safe, außerdem zwei Küchen und die Räume für das zahlreiche Dienstpersonal.

Ein verhältnismäßig schmaler Flur führte zu dem großzügigen, von einem Oberlicht erhellten Treppenhaus in der Mitte des Hauses. (...) Ein zweiter Treppenaufgang für das Personal befand sich im rückwärtigen Teil des Hauses.

Die Aufteilung der 1. Etage mit den Salons, deren Fenstertüren den Blick auf die Binnenalster freigeben, und dem seitlich zur Durchfahrt gelegenen großen Saal ist noch heute die gleiche, während die übrigen Räume durch Umbauten völlig verändert wurden. Decken und Wände waren mit ornamentalen Stukkaturen nach Entwürfen von Forsmann geschmückt (...)³⁶³ schreibt Renata Klée Gobert in ihrem Aufsatz über die Geschichte des Hauses Neuer Jungfernstieg 18.



Grundriss des für Gottlieb Jenisch errichteten Hauses am Neuen Jungfernstieg Nr. 18 (heute Nr. 19), aus: Kommerz und Kultur im Amsinck-Haus am Neuen Jungfernstieg. Der Übersee-Club 1922–1972 Hamburg 1972, S. 63.

363 Renata Klée Gobert: Geschichte des Hauses Neuer Jungfernstieg 18. In: Kommerz und Kultur im Amsinck-Haus am Neuen Jungfernstieg. Der Übersee-Club 1922–1972. Hamburg 1972, S. 64.

Emilie Jenisch, Wohltäterin

Nach dem Tod von Gottlieb Jenisch (gest. 1875) und seiner Frau Caroline, geb. Frein von Lützow (1804–1882), bewohnte die älteste der drei Töchter des Ehepaars Jenisch, die ledige Emilie Jenisch (1838–1899), bis zu ihrem Tode das große Haus. Sie lebte dort aber nur im Winter. Im Sommer bevorzugte sie das elterliche „Weiße Haus“ an der Elbchaussee.

Emilie Jenisch, die krank, verwachsen und taub war, widmete sich ganz der Wohltätigkeit. 1883 gründete sie das Emiliestift, das zunächst in einer Wohnung in der Eppendorfer Landstraße untergebracht war. Das Stift bot sittlich gefährdeten – aber noch nicht „gefallenen“ – konfirmierten, 14- bis 21-jährigen Mädchen Unterstützung durch die Ausbildung zur Dienstinne. 1886 gründete Emilie Jenisch den Stiftskomplex St. Anscharhöhe an der Tarpenbekstraße in Hamburg-Eppendorf (Stiftung St. Anscharhöhe) (siehe auch S. 178 St. Anschar Platz), in den das Emiliestift einzog und der heute als Seniorensitz genutzt wird. Einige alte Stiftsgebäude sind noch erhalten, so z. B. das Haus Emmaus (heute Seniorensitz), das ehemalige Waschhaus, das Haus Bethanien und die „Kirche zum Guten Hirten“.

Da es keine direkten Erben gab, wurde das Haus am Neuen Jungfernstieg 18 verkauft. Der Käufer war der Hamburger Kaufmann Gustav Amsinck, der Mitbegründer der „Bank of New York“. Er ließ das Haus von den Hamburger Architekten Martin Haller (1835–1925) und Hermann Geißler (1859–1939) umbauen und neu ausstatten. Das Mezzaningeschoss wurde erhöht, ein zweigeschossiger Bibliothekssaal mit Galerie eingebaut. „Im Erdgeschoss verschwanden die Kontorräume, die Halle wurde mit Säulen aus Stuckmarmor repräsentativ gestaltet (...). In der 1. Etage wurden die Salons zum größten Teil mit neuen Stukkaturen dekoriert. (...) Nach der Garten- seite wurde das Haus durch neue Räume erweitert. Der umfangreiche Umbau war 1901 beendet. Das Amsinck'sche Wappen schmückte nun das Oberlicht des Einfahrtstores.“³⁶⁴

Gustav Amsinck, der 1904 im Alter von 67 Jahren eine Amerikanerin geheiratet hatte, bewohnte das

Haus nur während seiner gelegentlichen Besuche in Hamburg. Nach seinem Tod 1909 zog seine Witwe von Hamburg fort. „Das Haus blieb in ihrem Besitz (...).“³⁶⁵

„Frauenklub Hamburg“

Ab 1910 wurde das Haus für einige Jahre zur Adresse des exklusiven „Frauenklub Hamburg“, der 1906 vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein (ADF), Ortsgruppe Hamburg zum geselligen Beisammensein unter Gleichgesinnten gegründet worden war.

Für die Mitglieder des Frauenklubs, die hauptsächlich aus der oberen, der „tonangebenden“ Gesellschaftsschicht kamen, stand die Verfolgung der eigenen Interessen im Mittelpunkt des Klublebens und nicht – wie es bei den vielen Frauen-Wohltätigkeitsvereinen der Fall war – die Hilfe für andere. So hieß es in der Klubsatzung: „Der Frauenklub Hamburg bezweckt, die geistigen, sozialen und materiellen Interessen seiner Mitglieder zu fördern.“ Hierfür gab es: „Lese- und Schreibzimmer, Gesellschaftsräume, Erfrischungsräume, Schlafzimmer für Mitglieder oder von diesen eingeführte Gäste; Ausstellungsräume für schriftstellerische, künstlerische und kunstgewerbliche Erzeugnisse seiner Mitglieder.“³⁶⁶ Drei- bis viermal die Woche bot der Klub nachmittags und abends kulturelle Veranstaltungen, Diskussionsabende und Bildungskurse an. Die Lese- und Schreibzimmer wurden rege genutzt, hauptsächlich von denjenigen Frauen, die außerhalb Hamburgs wohnten und den Klub in der Innenstadt als standesgemäße Aufenthaltsmöglichkeit nutzten. Wer Mitglied werden wollte, musste von zwei Mitgliedern schriftlich empfohlen werden. Männer hatten als Gäste nur zu bestimmten Veranstaltungen Zutritt, und dann auch nur zu den Erfrischungsräumen.

Vorsitzende des Klubs war Bertha Rohlsen (1852–1928), Ehefrau des Konsuls Gustav Rohlsen und Schwester von Martha Rauert (1869–1958), die mit dem Juristen Paul Rauert (1863–1938) verheiratet und passives Mitglied der Künstlervereinigung „Brücke“ war (gegr. 1905 in Dresden von Malern des Expressionismus). Martha und Paul Rauert besaßen

364 R. Klée Gobert, a. a. O., S. 66.

365 R. Klée Gobert, a. a. O., S. 67.

366 Zit. nach: Kirsten Heinsöhn: Politik und Geschlecht. Zur politischen Kultur bürgerlicher Frauenvereine in

Hamburg. Hamburg 1997.

eine große Kunstsammlung und luden zu Musikabenden und Lesungen in ihr Haus ein. Auch Bertha Rohlsen war seit 1908 Mitglied der „Brücke“, und so wurde der Frauenklub Treffpunkt für Kunstliebhaberinnen. Luise Schiefler (1865–1967), eine der Gründerinnen des Frauenklubs, hielt dort Vorträge über Graphik. Weitere Mitglieder des Klubs waren u. a. Helene Bonfort (1854–1940), Bertha Wendt (1859–1937), die Lehrerin Marie Kortmann (1851–1937), Ida Dehmel (1870–1942) und die Kunsthistorikerin Rosa Schapire (1874–1954). 1911 besaß der Klub 765 Mitglieder. 1939 musste er seine Tätigkeit im Zuge der „Gleichschaltung“ einstellen.

Weitere Hausbesitzer: der „Übersee-Club“

1925 erwarb die „Janus-Versicherung“ (später von der „Nordstern-Versicherung“ übernommen) das Haus. Die Einrichtung wurde versteigert und die Räume zu Büros umfunktioniert. 1944 wurde das Haus unter Denkmalschutz gestellt. Als besonders das Innere des Hauses, bedingt durch dessen Nutzung für Büro Zwecke, immer mehr in Mitleidenschaft geriet, wollte die „Nordstern-Versicherung“, die mittlerweile Besitzerin der anliegenden Grundstücke geworden war, das Gebäude abreißen, um Platz für einen Büroneubau zu erhalten. Nach Verhandlungen mit dem Denkmalschutzamt wurde zwar die Errichtung eines elfgeschossigen Bürohochhauses hinter dem „Amsinck-Haus“ gestattet, die Versicherung bekam aber nicht die Erlaubnis, das „Amsinck-Haus“ am Neuen Jungfernstieg 18 abzureißen. Nur in seinem rückwärtigen Teil durfte das Gebäude verkürzt werden. Dadurch erhielt es eine geringere Tiefe, wodurch Platz für das neue Bürogebäude geschaffen wurde.

„Die Bauarbeiten begannen 1967 (...). Der von Haller eingebaute Bibliothekssaal verschwand. Durch die Kriegszerstörung des Nebenhauses Nr. 19 (...) war die rechte Brandmauer freigelegt. Hier wurden im Angleich an die historische Fassade die Fenster herumgeführt, der Eingang wurde an diese Seitenfront verlegt. Das Grundstück Nr. 19 wurde nicht wieder bebaut, sondern als freier Platz gestaltet“,³⁶⁷ schreibt Renata Klée Gobert.

1970 mietete der von dem Bankier Max M. Warburg (1867–1946) initiierte und mit weiteren Hamburger Kaufleuten, Industriellen und leitenden Männern der Verwaltung am 27. Juni 1922 gegründete exklusive „Übersee-Club“ das „Amsinck-Haus“ von der „Nordstern-Versicherung“.

„Man betritt das Haus heute durch den neuen Eingang an der rechten Seitenfront. (...) Durch die Garderobe geht man in die große Halle, die, nach dem Herausbrechen der Zwischenwände, heute das übrige Erdgeschoss einnimmt. Die architektonische Gliederung durch die Türen mit den alten geschnitzten Dreiecksgiebeln aus der Erbauungszeit und die vom Umbau von 1900 stammenden Stuckmarmorsäulen blieb bewahrt. (...) Die schöne breite Treppe führt, wie zur Zeit von Jenisch, in das Obergeschoss. (...) Im 1. Stock sind die Salons und der große Esssaal zu Restaurationsräumen des Clubs eingerichtet. (...) Der große Saal mit seinen ornamentalen Stukaturen und den feinen geschnitzten Türbekrönungen nach Entwürfen von Forsmann ist der am besten erhaltene Raum aus der Erbauungszeit.

Im 2. Obergeschoss sind die Geschäftsräume des Clubs untergebracht.“³⁶⁸

Der „Übersee-Club“, gegründet zu einer Zeit, als die Wirtschaft in einer großen Krise steckte, hatte sich damals 1922 zur Aufgabe gemacht, „die Einheit wirtschaftlichen und politischen Handelns [zu] gewährleisten, sich für den Wiederaufbau der Weltwirtschaft ein[zusetzen], der Erneuerung des Freihandels [zu] dienen – und das als ‚Zusammenschluss von Wirtschaft und Wissenschaft, wo auch die Kunst ihre Stätte finden wird‘: ‚Alle Kreise, die Kaufleute, die Industriellen und Techniker, die Gelehrten und Beamten, die Presse und die Lehrerschaft, die unsere Auffassung in den nachstehenden Generationen weiterpflanzen können, müssen in der von uns zu gründenden Vereinigung zusammenwirken‘“, erklärte Max M. Warburg die Prinzipien des „Übersee-Clubs“.³⁶⁹

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten beschloss der „Übersee-Club“ im Dezember 1933 seine Auflösung, was dann zum 3. Mai 1934 auch geschah. Hierzu heißt es in der Chronik zum fünfzigjährigen Bestehen des Clubs: „Der Übersee-

367 R. Klée Gobert, a. a. O., S. 67f.

368 R. Klée Gobert, a. a. O., S. 69–72.

369 Rolf Stödter, damaliger Präsident des „Übersee-Clubs“, in seinem Geleitwort in der Publikation: Kommerz und

Kultur im Amsinck-Haus am Neuen Jungfernstieg, a. a. O., S. 3.

Club ist keinem direkten politischen Eingriff erlegen. Er hätte aber (...) nur durch politische Anpassung aktiv weiterarbeiten können. Die Satzung und das ursprüngliche Programm hätten durchaus entsprechend ‚interpretiert‘ werden können, nicht aber die Grundsätze der weltweiten Verständigung und einer freiheitlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung, nach denen der Club gegründet worden war. Dennoch wäre eine Gleichschaltung natürlich möglich gewesen, und Überlegungen dazu hat es gegeben, wenn auch offenbar noch keine Pressionen. Auch im Übersee-Club selber war im Jahre 1933 nicht jedermann frei von der Verlockung, den Club zu retten, indem man ihn für ‚die neuzeitlichen Gedanken‘ öffnete.“³⁷⁰⁾

1948 wurde der „Übersee-Club“ wieder neu gegründet. Wesentlich daran beteiligt war Erik Blumenfeld (1915–1997). In der neuen Clubsatzung hieß es nun: „Der Club verfolgt ausschließlich und unmittelbar den Zweck, die internationale Zusammenarbeit auf allen Gebieten zu pflegen, die Erkenntnis von der Verflechtung aller Volkswirtschaften in einer Weltwirtschaft zum Wohle der Gesamtheit der Völker

zu verbreiten und zu vertiefen und damit auch der Toleranz auf allen Gebieten der Kultur und der Verständigung der Völker zu dienen.

Er will die Bestrebungen fördern, die auf den wirtschaftlichen Wiederaufbau und die Pflege der Auslandskunde in Deutschland gerichtet sind. Im Sinne dieser Zielsetzung will er insbesondere dem Auf- und Ausbau des deutschen Außenhandels dienen. Die Einbeziehung wissenschaftlicher Forschung sowie des wissenschaftlichen Meinungs-austausches soll die Arbeit des Clubs erweitern.

Seinem Zweck dient der Club durch Veranstaltung von Vorträgen und Herausgabe von Publikationen. Auswärtigen Besuchern wird der Club mit Rat und Tat zur Seite stehen.“³⁷¹⁾

Weit über 1200 Vorträge wurden seit der Gründung des Clubs von Mitgliedern und Gästen gehalten. Die Themen sind breit gefächert und haben alle einen gesellschaftspolitischen Anspruch.

Seit rund zehn Jahren können auch Frauen Mitglied des „Übersee-Clubs“ werden. Eine der ersten Frauen war Maria Luisa Warburg (geb. 1938).

89. STATION

Neuer Jungfernstieg 20

(alte Nummerierung)

**Photoatelier von Emilie Bieber
(Standort: 1872–ca. 1938);
Leonhard Bieber (19. Jh.); Emil
Bieber (20. Jh.)**

Nachdem Emilie Bieber (26.10.1810–5.5.1884) 1872 von Friedrich Karl Prinz von Preußen (1828–1885) zu seiner Hofphotographin ernannt worden war, verlegte sie ihr Atelier von der Großen Bäckerstraße 26 in ein repräsentatives fünfstöckiges Haus am Neuen Jungfernstieg 20.

1852 hatte Emilie Bieber in der Großen Bäckerstraße 26 ein daguerreotypisches (photographisches) Atelier

eröffnet. In dieser Frühphase des Mediums Photographie arbeiteten fast ausschließlich Männer in diesem Metier. Der Beruf der Photographin entwickelte sich erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Emilie Bieber war eine der ersten Berufsphotographinnen ihrer Zeit und avancierte zu einer erfolgreichen Portraitphotographin, deren Spezialität handkolorierte Portraits waren.

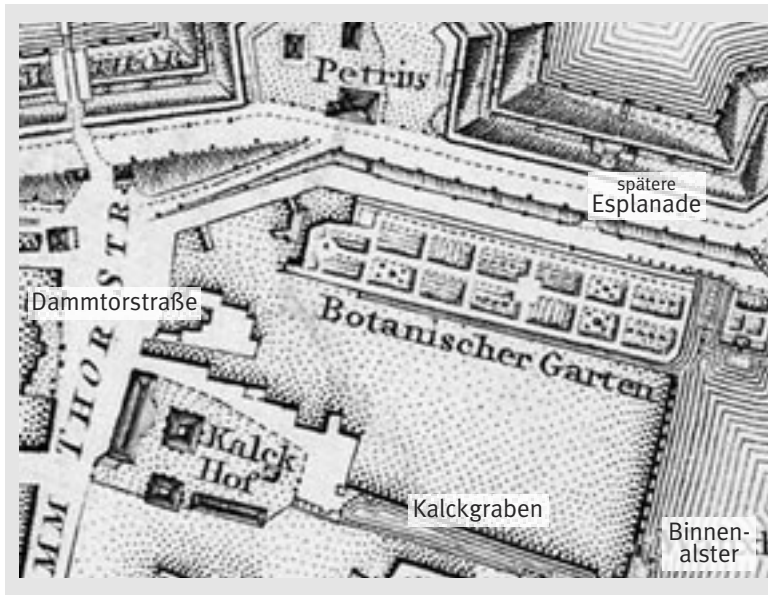
Die ledig Gebliebene bestimmte ihren Neffen Professor Leonard Bieber (1841–1931) zu ihrem Nachfolger. Er führte das Atelier am Neuen Jungfernstieg erfolgreich weiter, ebenfalls mit dem Titel „Königlicher Hofphotograph“. Um 1892 eröffnete er dann eine Filiale in Berlin. 1904 übergab er das Hamburger Geschäft an seinen Sohn Emil Bieber (1878–1962). „Dieser modernisierte das Atelier und die Technik und präsentierte seine Werke in eigenen Ausstellungsräumen. (...) In den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts lieferte das Atelier Bilder von Personen des öf-

³⁷⁰ Ludwig Gelder: Der Übersee-Club 1922 bis 1972. In: Kommerz und Kultur im Amsinck-Haus am Neuen Jungfernstieg, a. a. O., S. 28.

³⁷¹ Ludwig Gelder, a. a. O., S. 34f.

fentlichen Lebens an alle Hamburger Zeitungen. Nach 1933 wurde Emil Bieber, der nicht der jüdischen Gemeinde angehörte, und seine Familie aufgrund der rassistischen Gesetzgebung drangsaliert und verfolgt. Erste Versuche zur Emigration 1936 scheiterten am Gesundheitszustand Emil Biebers, der erst 1938 nach

London und wenig später nach Kapstadt fliehen konnte. Sein gesamter Besitz sowie sein Geschäft blieben in Hamburg zurück und wurden versteigert. In Südafrika baute sich Bieber erneut eine Existenz als Porträtfotograf auf“, schreibt die Historikerin Kirsten Heinsohn.³⁷²⁾



18.–Anfang 19. Jh.

Hinter dem Kalkgraben – heute: Große Theaterstraße – bei der heutigen Esplanade, erstreckte sich der Garten von Kapitän Buek. Dieser Garten war wegen seiner amerikanischen Gewächse bekannt und wurde später Hamburgs erster botanischer Garten. (Siehe zum alten Botanischen Garten am Dammtor S. 298). Kartenausschnitt aus: C. L. B. Mirbek, B. Baker Sculps. Hamburg. London 1813.

STAATS- UND UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
 HAMBURG Kt H36

90. STATION

Neuer Jungfernstieg 21

„Hamburgisches Welt-Wirtschafts-Archiv“ (HWWA) (Standort: 1971–2006); „Deutsche Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften“ (ZBW) (Standort: seit 2007)

„Hamburgisches Welt-Wirtschafts-Archiv“ (HWWA)

An der Straßenecke Esplanade/Neuer Jungfernstieg steht mit Blick auf die Binnenalster ein 1937/38 erbautes kantiges Sandsteingebäude, hinter dessen „Fassade“ sich noch Teile des ehemaligen Ver-

waltungsgebäudes der ‚Deutsch-Amerikanischen-Petroleum-Gesellschaft‘ von 1908 verbergen“. Der Eckturm „wurde als Standort für Flakgeschütze konzipiert“,³⁷³⁾ so Ralf Lange in seinem „Architekturführer Hamburg“. In diesem Gebäude war von 1971 bis einschließlich 2006 das „Hamburgische Welt-Wirtschafts-Archiv“ (HWWA) untergebracht. Bevor es dort seinen Sitz fand, hatte es verschiedene Standorte gehabt, z. B. in der „Alten Post“ in der Poststraße und ab 1965 im DAG-Haus am Johannes-Brahmsplatz (siehe zum DAG-Haus, S. 146).

Das HWWA „erhielt seinen Namen 1919, nach dem Verlust der deutschen Kolonien, die das Archiv seit dem 20.10.1908 als ‚Zentralstelle‘ [damaliger Sitz: Dammtorstraße 25] des Kolonialinstituts erforscht und dokumentiert hatte. Während es zunächst Informationsmaterial über die deutschen Kolonien

³⁷² Kirsten Heinsohn: Emil Bieber. In: Das jüdische Hamburg. Ein historisches Nachschlagewerk. Hrsg. vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden. Göttingen 2006, S. 36.

³⁷³ Ralf Lange: Architekturführer Hamburg. Stuttgart 1995.

sammelte und auswertete, erweiterte sich der Aufgabenbereich des Archivs innerhalb weniger Jahre zur globalen Informationsbeschaffung.³⁷⁴

Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurden auch missliebige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des HWWA und des 1937 als private Rechtsform gegründeten „Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Instituts“ (HWWI), dessen Aufgabe es u. a. war, „(...) in Übereinstimmung und ständiger Fühlung mit den maßgebenden Stellen des Reiches und der NSDAP, das im Hamburgischen Welt-Wirt-



Neuer Jungfernstieg 21, erbaut 1937/38. Sitz der „Deutschen Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften“. PHOTO: MARINA BRUSE

schafts-Archiv anfallende Nachrichtenmaterial, insbesondere soweit es ausländischen Ursprungs ist, zum allgemeinen Nutzen auszuwerten,³⁷⁵ verfolgt und vertrieben. Helmut Leveknecht nennt in seiner 1998 verfassten Chronik über das HWWA folgende Namen von Verfolgten: „Dr. Georg Sacke (Osteuropa-Referent im HWWI), Rosemarie Sacke (Übersetzerin im HWWI), Dr. Ulrich Küntzel [geb. 1904] (USA-Referent im HWWI), Prof. Dr. Carl Rathjens [1887–1966] (wissenschaftlicher Mitarbeiter im HWWA), Dr. Eduard Rosenbaum [1887–1979] (Hauptschriftleiter des ‚Wirtschaftsdienst‘), Prof. Dr. Paul Heile [1884–1958] (Hauptschriftleiter des ‚Wirtschaftsdienst‘ und danach Bibliotheksleiter im HWWA), Prof. Dr. Fritz Terhalle [1889–1962] (Direktor des

HWWA), Max M. Warburg [1867–1946] (Leiter des kaufmännischen Beirates des HWWA und Mitglied des Verwaltungsrates des ‚Wirtschaftsdienst‘) und Prof. Dr. Kurt Singer [1886–1962] (ehemaliger Hauptschriftleiter des ‚Wirtschaftsdienst‘).³⁷⁶

Das Ehepaar Sacke soll hier näher dargestellt werden: Bevor es nach Hamburg kam, wohnte es in Leipzig, wo der arbeitslose Historiker Dr. Georg Sacke (1902–1945 auf Räumungsmarsch) einem Widerstandskreis linker Intellektueller und Künstler angehörte. Das Ehepaar lebte von Rosemarie Sackes Lehrerinnengehalt. Im April 1934 wurde Georg Sacke verhaftet und ins KZ Sachsenhausen gebracht. Angeklagt wurde er wegen „Hochverrat“, doch er erhielt einen Freispruch und wurde im Dezember 1935 aus der Haft entlassen. 1940 bekam Georg Sacke eine Anstellung im „Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Institut“ (HWWI) als Referent für Ost- und Südosteuropa. 1942 folgte Rosemarie Sacke (1921–1997) ihrem Mann nach Hamburg, nachdem das Arbeitsamt sie verpflichtet hatte, ebenfalls im HWWI zu arbeiten. Dort war sie als Englisch-Übersetzerin tätig.

Auch in Hamburg schlossen sich die Sackes einem Widerstandskreis an. Sie nahmen Kontakt zu Georg Sackes ehemaligem Studienfreund Hans Ketzscher (1903–1958) auf, der seit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in der illegalen Lehrergruppe der Hamburger KPD mitarbeitete. „Durch ihre Tätigkeit am HWWI hatten sie [die Sackes] Zugang zu Informationen über die Situation in der Sowjetunion, die für die Widerstandsarbeit genutzt werden konnten.“³⁷⁷

Am 15.8.1944 wurden Rosemarie und Georg Sacke in den Räumen des HWWI verhaftet und ins Polizeigefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel eingeliefert. Infolge der Vernehmungsmethoden erlitt Rosemarie Sacke einen schweren Nervenzusammenbruch. Im Februar 1945 wurde sie in das „Arbeitserziehungslager Kieler Nordmark“ verbracht, aus dem sie Anfang Mai 1945 von britischen Truppen befreit wurde. Ihr Mann blieb bis zum Frühjahr 1945 im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel und kam am 24. März 1945 ins KZ Neuengamme, wo er im April 1945 auf einem Räumungsmarsch ums Leben kam.

374 Oliver Korn: HWWA. In: Franklin Kopitzsch, Daniel Tilgner (Hrsg.): Hamburg Lexikon. Hamburg 1998, S. 250.

375 Hamburgisches Welt-Wirtschafts-Institut, Satzungen, 1937, §2. Zit.

nach: Helmut Leveknecht: 90 Jahre HWWA. Von der Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts bis zur Stiftung HWWA. Eine Chronik. Hamburg 1998, S. 22.

376 Helmut Leveknecht: a. a. O., S. 3.
377 Herbert Diercks: „Die Freiheit lebt!“ Widerstand und Verfolgung in Hamburg 1933–1945. Hamburg 2010, S. 56.

Nach Kriegsbeginn wurde das HWWA für das Publikum geschlossen, doch die Sammeltätigkeit ausländischer Zeitschriften ging weiter.

Im Mai 1945 ließ die britische Militärregierung das HWWA und das HWWI schließen. Der Bestand wurde gesichtet und dann ca. 20 Prozent von ihm beschlagnahmt. Ein Jahr später, im Oktober 1946, wurde die Sperre für das HWWA aufgehoben. Ehemalige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die NSDAP-Mitglieder gewesen oder nach 1933 eingestellt worden waren, wurden weder erneut eingestellt, noch durften sie das Archiv betreten. Ab dem 1. Oktober 1948 stand das HWWA der Öffentlichkeit wieder zur Verfügung.

„Nach 1945 begann das HWWA, eigene Forschung zu betreiben. Im Zuge eines zunehmend sich verbreiternden Tätigkeitsfelds in der Wirtschafts- und Politikberatung wurde das Institut 1970 in ‚HWWA-Institut für Wirtschaftsforschung‘ umbenannt.“³⁷⁸⁾ Im Juni 2000 erhielt es den Status einer Stiftung des öffentlichen Rechts.

Das HWWA, das der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz (WGL) angehörte und durch den Bund und die Länder finanziert wurde, bestand aus einem Forschungs- und einem öffentlich zugänglichen Informationsbereich. „Die wissenschaftliche Öffentlichkeitsarbeit des Forschungsbereichs bestand in der Herausgabe wirtschaftspolitischer Zeitschriften (Wirtschaftsdienst und Intereconomics), periodischer Berichte und des Hamburger Jahrbuchs für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik.“³⁷⁹⁾ Zum Informationsbereich gehörten die Bibliothek, die Pressedokumentation und die Dokumentations- und Informationsdienste.

Nachdem im Jahre 2003 die Leibniz-Gemeinschaft (WGL) das HWWA turnusmäßig evaluiert und als Ergebnis der Evaluation Kritik an der Führungsebene des HWWA-Informationsbereichs geübt hatte, empfahl der WGL-Senat „daraufhin im März 2004 der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung, den Arbeitsbereich Bibliothek des HWWA in die Deutsche Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften (ZBW) in Kiel einzugliedern. (...)

Im Juni 2005 legte der Senat der Leibniz-Gemeinschaft (WGL-Senat) als abschließende Empfehlung zum HWWA-Forschungsbereich fest, dass das HWWA als eigenständige Einrichtung nicht weiter gefördert werden sollte und dass seine Forschungsabteilungen nicht in das Institut für Weltwirtschaft integriert werden sollten. Die Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung beschloss auf der Grundlage dieser Empfehlung am 21. November 2005, die Förderung des HWWA mit Ende des Jahres 2006 auslaufen zu lassen“³⁸⁰⁾ und entschied, den Bibliotheksbereich des HWWA zum 1. Januar 2007 in die „Deutsche Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften“ (ZBW) zu integrieren, die ebenfalls der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz (WGL) angehört und damals bereits einen Standort in Kiel hatte.

„Deutsche Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften“ (ZBW)

Zum 1. Januar 2007 war es dann so weit: Der Bibliotheksbestand des HWWA wurde in den der „Deutschen Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften“ (ZBW) aufgenommen „(...) und ergänzt den bisherigen Sammelschwerpunkt der ZBW, der auf Volkswirtschaftslehre lag, um die Literatur zur Betriebswirtschaftslehre sowie der Branchenliteratur.“³⁸¹⁾

Die Zentralbibliothek, die mit ihrem Bestand von vier Millionen Medieneinheiten die weltweit größte Spezialbibliothek für Wirtschaftswissenschaften ist, hat seitdem zwei Standorte: in Kiel und in Hamburg. Die Bibliothek ist für jeden offen. Es gibt wunderschöne Arbeitsplätze mit Blick auf die Binnenalster, und es werden sogar Seminarräume für Gruppenarbeit etc. zur Verfügung gestellt. 2008 wurde die Bibliothek als „Ausgewählter Ort“ im Wettbewerb „Deutschland – Land der Ideen“ ausgezeichnet. In der Ehrung sagte Henning Oldenburg von der Deutschen Bank, die „Deutsche Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften“ sei ein „Symbol für die Demokratisierung des Wissens und damit eine unmittelbare Investition in die Zukunft“.

378 http://de.wikipedia.org/wiki/Hamburgisches_Welt-Wirtschafts-Archiv

379 ebenda.

380 ebenda.

381 ebenda.

Auch die „Landeszentrale für politische Bildung“ hat die Zentralbibliothek durch Mietung von Räumlichkeiten schon als Standort für Veranstaltungen genutzt. So führte dort Abut Can von der „Landeszentrale für politische Bildung“ im Herbst 2009 die Veranstaltungsreihe „Vielfalt in der Stadt: Kultur,

Religion, Ethnien“ durch, in der in Hamburg lebende kulturelle Gruppen wie Aleviten, Armenier, Syrier, Zaza, Tscherkessen, Nusarier, Kurden etc. vorgestellt wurden.

91. STATION

Esplanade 3

Benannt 1827; französisch: freier, geebener Platz. Die Straße wurde zwischen 1827 und 1830 nach der Abtragung des Festungswalles zwischen Lombardsbrücke und Dammtor als klassizistische Prachtstraße nach dem Vorbild der Berliner Prachtstraße „Unter den Linden“ mit zwei doppelten Lindenreihen angelegt.

„Toni Milberg Kursusschule“ (Standort: 1888 für einige Jahre)

Biegt man vom Neuen Jungfernstieg kommend in die Esplanade ein, so befand sich gleich hinter dem Eckhaus der heutigen „Deutschen Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften“ die „Toni Milberg Kursusschule“. Die Lehrerin Antonie (Toni) Milberg (13.11.1854–1.9.1908) hatte das dortige Schulhaus 1888 gekauft, um dort mit ihrer Schule einzuziehen. Heute stehen hier Kontorhäuser.

Toni Milberg, aus einer Kaufmannsfamilie stammend, verlor schon im Kindesalter ihren Vater. Die Waise erhielt einen Schulunterricht, den sie als so anregend empfand, dass sie schon als Kind den Wunsch hegte, Lehrerin zu werden. Doch ihre Mutter war dagegen. Erst auf ihrem Sterbebett stimmte die Mutter dem Herzenswunsch ihrer Tochter zu. Toni Milberg besuchte das Kö-

nigliche Lehrerinnen-Seminar in Callenberg und machte dort 1876 ihr Lehrerinnenexamen. Dann wurde sie Lehrerin im Hause des Hamburger Hauptpastors an St. Jakobi, Pastor Hermann Julius Robert Calinich (1834–1883), und leitete den damals für höhere Töchter – oder wie man auch sagte: für Töchter gebildeter Familien – üblichen Privatunterricht im kleinen Kreis. Diese Unterrichtsstunden wurden auch Kurse genannt und waren von Pastor Calinich für seine Töchter erarbeitet und eingerichtet worden.

In der Zeit dieser Tätigkeit machte Toni Milberg ihr Vorsteherinnen-Examen und erhielt nach dem Tod Calinichs von der Oberschulbehörde am 19.2.1883 die Erlaubnis, die Kurse zu übernehmen und fortzuführen. Toni Milberg entwickelte weitere Kurse und eröffnete am 13.3.1883 eine eigene Schule – die Milberg'sche Kursusschule. Sie befand sich am Raiboisen 53. Fünf Jahre später kaufte Toni Milberg ein eigenes Schulhaus an der Esplanade 3. Als die



Die Esplanade von der Seite des Neuen Jungfernstiegs aus gesehen, 1830.

STAATSARCHIV HAMBURG

Räume auch dort nicht mehr ausreichten, erwarb sie ein Grundstück in der Klopstockstraße 17 (heute: Warburgstraße).

Über 25 Jahre bis zu ihrem Tod leitete Toni Milberg die Schule zusammen mit ihrer Freundin Martha Krecke, der sie sie vermachte. Als Toni Milberg starb, hieß es in einem Nachruf, dass für sie nicht der

Lehrstoff und die Schulregeln das Wesentliche gewesen waren. Sie sei im besten Sinne Erzieherin gewesen und hatte besonderen Wert auf die Bildung von Charakter und Gemüt gelegt.

Toni Milbergs Grabstein befindet sich heute im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

92. STATION

Esplanade 6

Teestube im „Bauzentrum“

(50er/60er Jahre des 20. Jh.);

Kriegsgefangenenlager (1944);

Begegnungsstätte „Die Brücke“

(Standort: 1946–Anfang der

50er Jahre des 20. Jh.)

In dem noch heute vorhandenen 1912/19 erbauten Kontorhaus „Esplanadebau“ befand sich das „Bauzentrum“ – ein Ausstellungszentrum der Deutschen Baubedarf Musterschau G. m. b. H.

Die Teestube im „Bauzentrum“ war ein „Treffpunkt für Maler, Literaten, Theaterleute“, schreibt der Schriftsteller Robert Wohlleben (geb. 1937), der ebenfalls zu den Gästen der Teestube gehörte und dort seine Werke vortrug. „Das Bauzentrum schloss um sechs, dann war die Tür zu, alles dunkel. Aber es gab einen ganz kleinen Klingelknopf, man musste klingeln und es kam jemand – meistens einer der Gäste – mit dem Schlüsselbund und ließ einen rein. (...). Dort bekam ich zum Beispiel Max Bense [1910–1990] und ‚Ponderma‘ in den Blick. (...) Einmal lagen gleichzeitig und frisch erschienen auf dem Tresen: ‚Steinigung der Nacht‘ von Hans Herbert Schuldt (geb. 1941), ‚Hundepsalm‘ von Arie Goral [1909–1996] und meine ‚Psalmen für eine lebende Mumie‘.³⁸²⁾

In der Teestube des Bauzentrums trafen sich in den 50er/60er Jahren des 20. Jahrhunderts auch die „Exis“. Das waren meist Studierende und Oberschülerinnen und -schüler, deren geistige Vorbilder die

französischen Existenzialisten Jean Paul Sartre (1905–1980) und Albert Camus (1913–1960) waren. Die jungen Männer trugen kurze Haare im Cäsarschnitt, schwarze Hosen und schwarze Rollkragenspullover. Die jungen Frauen bevorzugten ebenfalls schwarze Kleidung und trugen entweder eine Pferdeschwanzfrisur mit Pony oder einen Kurzhaarschnitt à la Jean Seberg (1938–1979). Die „Exis“ gingen in Kunstakademien und in die verrauchten Jazzklubs (siehe auch S. 234), hörten Cool-Jazz, fachsimpelten kenntnisreich über diese Musikrichtung und führten Gespräche über Philosophie und Literatur.

Bewusst setzten sie sich von der Arbeiterjugend und den „Halbstarken“ und deren Vorliebe für den Rock and Roll ab. Sie lehnten sich gegen die Eltern-generation und deren Spießigkeit auf und wünschten sich mehr Freiräume.



Esplanade Nr. 6: Kontorhaus „Esplanadebau“, errichtet 1912/19.

PHOTO: MARINA BRUSE

382 Jan-Frederik Bandel, Lasse Ole Hempel, Theo Janßen: Palette revisited. Eine Kneipe und ein Roman. Hamburg 2005, S. 16.



Foyer des „Esplanadebaus“. PHOTO: MARINA BRUSE

Die Jugendkultur der „Exis“ kann als Zwischenglied zwischen der Bohème der 20er Jahre und der Protestbewegung der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts verstanden werden.

Kriegsgefangenenlager

Ebenfalls im „Esplanadebau“ war im September 1944 ein Lager für zwölf Kriegsgefangene des Kommandos 1175 eingerichtet worden.

„Die Brücke“

Nach der NS-Zeit richtete die englische Militärregierung die Begegnungsstätte „Die Brücke“ im Kontorhaus „Esplanadebau“ ein, ein neutraler Ort, u. a. für die sich neu und wieder gegründeten Hamburger Frauenverbände.

Am Donnerstag, dem 25. Juli 1946, eröffnete zunächst ein Leseraum in der Esplanade 6, in dem „die Hamburger Bevölkerung über Großbritannien, das britische Empire und die übrige Welt unterrichtet“ werden sollte. Ab Mitte 1947 wurde das Angebot neben der Bereitstellung von Zeitungen, Büchern und Vorträgen

auch um regelmäßige Filmabende erweitert, die zunächst in Kooperation mit dem ganz in der Nähe befindlichen „Urania“-Kino in der Fehlandtstraße (siehe S. 255) stattfanden. Später wurden auch in den Räumlichkeiten direkt vor Ort einmal in der Woche 15- bis 20-minütige Kurzfilme im 16-mm-Format vorgeführt, manchmal auch gleich mehrere thematisch passende Streifen hintereinander. Es waren Lehrfilme des britischen Erziehungsministeriums und Werke, die der so genannten „Re-education“, der Umerziehung der Deutschen zur Demokratie, dienen sollten.

Bis Mai 1949 lässt sich das Programm anhand von Handzetteln und Anzeigen nahezu komplett rekonstruieren. Leider wurde jedoch ganz offensichtlich versäumt, diese Filme rechtzeitig zu sammeln und somit für die Nachwelt zu sichern – häufig wurden sie vielmehr bei Verschleiß gleich ganz kassiert, das heißt vernichtet.

Mit dem Abzug der Briten Anfang der 1950er Jahre verschwanden diese Filme weitestgehend ganz aus dem Blick der Öffentlichkeit, wenngleich die Einrichtung „Die Brücke“ nach einem Umzug in die Neue Rabenstraße noch etliche Jahre weiterexistierte. Sie unterhielt allerdings kein eigenes Filmarchiv – und auch die ehemalige Staatliche Landesbildstelle mit dem ihr angeschlossenen Filmarchiv sammelte diese Werke nicht kontinuierlich.



Im „Esplanadebau“ befand sich von 1946 bis zu Beginn der 50er Jahre des 20. Jh. die von der britischen Militärregierung eingerichtete Begegnungsstätte „Die Brücke“. STAATSARCHIV HAMBURG

So ist es vor allem dem Enthusiasmus einiger weniger Personen zu verdanken, darunter vor allem Heiner Roß, dem langjährigen Leiter des „Metropolis“-Kinos in der Dammtorstraße (siehe S. 83), dass im Laufe der Jahre wieder etliche von diesen „Re-education“-Filmen aus den unterschiedlichsten Quellen zusammengetragen werden konnten. Aus heutiger Sicht sind diese Werke eine wichtige zeitgenössische Quelle für den Umgang und die Aufarbeitung der

nationalsozialistischen Vergangenheit. Unter dem Titel „Lernen Sie diskutieren! Re-education durch Film“ brachte die Hamburger „Landeszentrale für politische Bildung“ vor ein paar Jahren eine 177-seitige Publikation heraus, die sich ausschließlich der damaligen Film- und Kulturpolitik der Amerikaner, Briten und Franzosen widmete.

Text: Volker Reißmann/Michael Töteberg

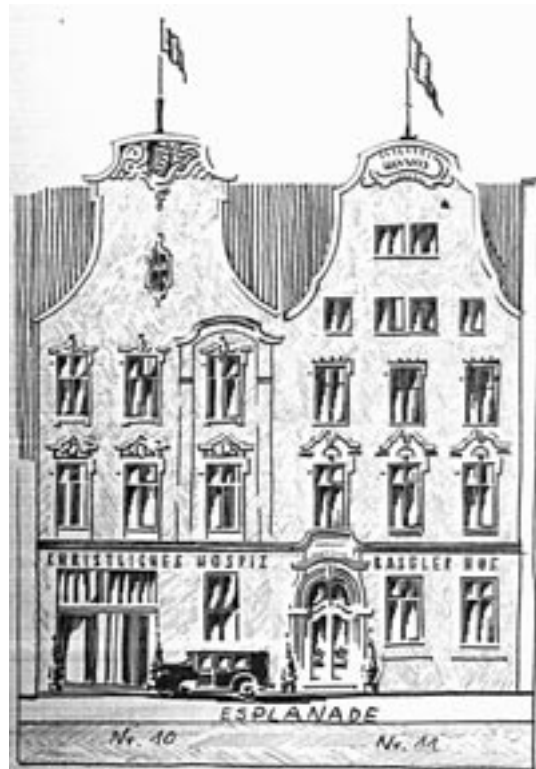
93. STATION

Esplanade 11

„Christliches Hospiz Baseler Hof“ (Standort: seit 1906, heute: Hotel „Baseler Hof“)

Am 6. Oktober 1906 wurde in der Esplanade 11 – dem heutigen Hotel „Baseler Hof“ – das „Christliche Hospiz Baseler Hof“ eröffnet. Die finanziellen Mittel für den Bau des Hauses schenkte 1903 Frau Rudolf Schröder, geb. Freiin von Schröder. Wolfgang Teichert schreibt in seiner Chronik zum 100-jährigen Bestehen des Hotels „Baseler Hof“: „Wie ist aus dem Kellnerheim ein Familienbetrieb geworden? Nach dem Ende des 1. Weltkrieges sucht die ‚Stiftung Christliches Kellnerheim‘ einen Sekretär. Beworben hatte sich der Schwabe Johann Jakob Kaltenbach [1881–1958].“³⁸³ Er hatte in England als Konditor und später als Chefkoch in einem vornehmen englischen Hotel an der Küste gearbeitet. Mit seiner englischen Frau Daisy (1886–1945) kam er dann später nach Hamburg. „Unter der Leitung der Familie Kaltenbach begann das Hotel zu florieren (...). Aufgrund des wirtschaftlichen Erfolges entschloss man sich 1927 zum Bau eines Mittelhauses in den Gärten zwischen der Fehlandtstraße und der Esplanade. Man wollte den Gästen den Luxus von fließend warmen Wasser auf allen Zimmern bieten. (...) 1930 wird der Bau fertig gestellt. (...) Die Betriebsergebnisse bis 1930 lesen sich glänzend. Man investierte nicht einfach neu, wie man es heute tun würde,

sondern – Geist der herrenhuterischen Frömmigkeit – man zahlte jährlich 18000 Reichsmark an den CVJM und steckte nicht unerhebliche Mittel in die ‚Mission‘“,³⁸⁴ so Wolfgang Teichert weiter. Das Hotel konnte mit folgenden Vorzügen aufwarten: „Erstklassiges Familienhotel in bester zentraler Lage der Stadt, große behagliche Gesellschafts-



Hotel „Baseler Hof“, 1907, aus: Wolfgang Teichert: *Hotel Baseler Hof, Esplanade Hamburg: 100 Jahre Hotelgeschichte 1907–2007*. Hamburg 2007.

³⁸³ Wolfgang Teichert: *Hotel Baseler Hof, Esplanade Hamburg: 100 Jahre Hotelgeschichte 1907–2007*. Hamburg 2007, S. 28.

³⁸⁴ ebenda.

räume, gute Küche, kein Trinkzwang, 225 Betten, fließendes kaltes und warmes Wasser, Zentral-Heizung, Fahrstühle, Bäder, Staatstelephon.“³⁸⁵⁾

Bedingt durch die Weltwirtschaftskrise und die Massenarbeitslosigkeit verringerten sich ab 1931 die Einnahmen erheblich. Als dann die Nationalsozialisten die Macht übernahmen, kam der Vorstand der Stiftung in Bedrängnis. 1941 wurde die Stiftung verboten und die „Liquidation des Vermögens verlangt. Die Stiftung verabredet mit dem langjährigen Direktor des ‚Baseler Hof‘ Johann Jakob Kaltenbach, inzwischen sechzig Jahre alt, dass er das Hotel für die ‚Dauer des tausendjährigen Reiches‘ als Privatvermögen führen soll.

Die Bausubstanz der Vorderhäuser ist marode, das Mobiliar abgenutzt und die Ertragslage so gut wie nicht vorhanden: Allerdings sind die Tilgungs- und Zinszahlungen für die Dauer des Krieges ausgesetzt, und die Wehrmacht zahlt eine pauschale Miete für die Einquartierung von Soldaten. (...) Nunmehr war das Hotel zum Familienbetrieb geworden, der mit seiner Aufgabe als Wehrmachts- und Flakheim zu recht kommen musste“.³⁸⁶⁾

Nach Kriegsende beschlagnahmte die Britische Militärregierung das Hotel, um dort ihre Soldaten unterzubringen. Im September 1949 erhielt die Familie Kaltenbach das Hotel zurück.

In den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts musste das Hotelgebäude abgerissen werden, weil das Fundament durch das Absenken der Alster für den 1927 erfolgten U-Bahnbau, stark beschädigt worden war. 1954 wurde mit dem Neubau begonnen, der ein Jahr später fertig hergestellt war. Weitere vier Jahre später wurde das Gebäude an der Fehlandtstraße bis zur Decke des Erdgeschosses abgerissen und dort ebenfalls ein Neubau errichtet.

Mitte der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde die Bezeichnung „Hospiz“ aus dem Namen gestrichen und stattdessen der Begriff „Hotel“ vor den Namen „Baseler Hof“ gesetzt.

Auch heute noch ist der „Baseler Hof“, geleitet in dritter Familiengeneration von Just Kleinhuis (geb. 1958), ein bewusst christliches Hotel.

94. STATION

Esplande 14, 15 und 16

Die Bischofskanzlei im Sprengel Hamburg und Lübeck (Standort: seit 2001); Maria Jepsen, Bischöfin (20. Jh.); „Evangelische Akademie“ (Standort: bis 2003); „Christliche Akademie des Vereins Christlicher Hoteliers“ (VCH) (Standort: seit 2004)

Bischofskanzlei

In der Esplanade 14 befindet sich seit 2001 die Bischofskanzlei für den Sprengel Hamburg, der 2008 zum Sprengel Hamburg und Lübeck erweitert wurde. Hausherrin war bis zum 16.7.2010 Bischöfin Maria Jepsen [geb. 1945], die dort ihren Dienstsitz hatte und bei ihrer täglichen Arbeit von einem kleinen Stab aus Referenten, Mitarbeitern und Sekretä-

rinnen unterstützt wurde. Außerdem sitzt in dem Gebäude auch die Landeskirchliche Beauftragte für die Kontakte zur Freien und Hansestadt Hamburg, Frau Dr. Elisabeth Chowaniec (geb. 1954).

Die Bischofskanzlei ist zuständig für alle Belange der Bischöfin bzw. des Bischofs – sie organisiert Termine und beantwortet Anfragen, öffentliche Auftritte der Bischöfin bzw. des Bischofs werden hier ebenso vorbereitet wie interne Sitzungen

Baulich gehört das Haus mit den Nachbarhäusern Nummer 15 und 16 zusammen. Alle drei wurden 1828/30 an der neu angelegten Prachtstraße Esplanade zunächst als großbürgerliche Wohnhäuser errichtet. Später wurden sie zu einem zusammenhängenden Komplex umgebaut. Mitte des 20. Jahrhunderts kaufte die Hamburgische Landeskirche die Gebäude und brachte verschiedene kirchliche Einrichtungen hier unter, zum Beispiel die Evangelische Studentengemeinde.

385 Wolfgang Teichert, a. a. O., S. 30.

386 Wolfgang Teichert, a. a. O.; S. 32.



Esplanade 14: Sitz der Bischofskanzlei für den Sprengel Hamburg und Lübeck. Gebäude erbaut um 1828/30.
PHOTO: THOMAS KÄRST

Die Bischofskanzlei, die vorher in der Innenstadt bei der Neuen Burg untergebracht war, wurde 2001 an die Esplanade verlegt. In den Häusern 15 und 16 war damals die „Evangelische Akademie“ ansässig. Sie wurde 2003 aus Kostengründen geschlossen, die Räumlichkeiten wurden an ein christliches Hotel vermietet.

Im Eingangsbereich der Bischofskanzlei schwebt ein hölzerner Engel, der Ende des 18. Jahrhunderts in Sachsen geschnitzt wurde. In seinen Händen trägt er die Inschrift „Friede auf Erden“. Unter diesem Motto steht auch die Arbeit der Bischofskanzlei – zur Verständigung und zum Frieden in der Stadt beizutragen.

Text: Thomas Kärst

Maria Jepsen: erste lutherische Bischöfin der Welt

Am 16.7.2010 trat Bischöfin Maria Jepsen von ihrem Amt zurück. Der Journalist Edgar S. Hasse schrieb dazu in der „Welt am Sonntag“ vom 18.7.2010 unter der Überschrift „Eine Enttäuschte tritt ab“ folgenden Artikel, der in dieser Stelle in schwach gekürzter Form wiedergegeben werden soll:

„Maria Jepsens Amtszeit als Hamburgs Bischöfin fand am Freitagnachmittag im Raum 9 des Altonaer Dorothee-Sölle-Hauses ein jähes Ende. Zum Schluss war es ein Satz, mit dem sie die persönliche Konsequenz aus den Entwicklungen der vergangenen Tage zog: ‚Hiermit erkläre ich meinen Rücktritt als Bischöfin im Sprengel Hamburg und Lübeck.‘

Ausgerechnet ihr, die sich stets für die Rechte von Opfern und Minderheiten eingesetzt hat, wurde das offenbar unzureichende kirchliche Krisenmanagement im Fall sexuellen Missbrauchs zum späten Verhängnis. Dazu kam eine kritische Medienöffentlichkeit, die auf eine schonungslose und zügige Aufarbeitung von Fällen sexuellen Missbrauchs in der evangelischen und katholischen Kirche drängt.

Die Bischöfin war verstärkt unter Druck geraten, nachdem die Schwester eines der Opfer sexuellen Missbrauchs eine eidesstattliche Erklärung über ihre Begegnung mit Jepsen Ende der 90er Jahre veröffentlicht hatte. Demnach hatte sie die Bischöfin damals sinngemäß über den sexuellen Missbrauch des Ahrensburger Pastors Dieter K. an Kindern und Jugendlichen informiert. Jepsen habe daraufhin erklärt, sie wolle sich darum kümmern.

Pastor K. soll von Ende der 70er bis Mitte der 80er Jahre mehrere männliche und weibliche Jugendliche sexuell missbraucht haben. Der heute pensionierte Seelsorger war nach ersten Hinweisen 1999 aus der Gemeinde genommen worden, hatte aber weiterhin in der Jugendstrafanstalt Schleswig als Seelsorger und an einem Ahrensburger Gymnasium als Religionslehrer gearbeitet.

In den vergangenen Tagen hatten Vertreter der Opfer und Teile der Medien der Bischöfin vorgeworfen, den Fall letztlich vertuscht zu haben. Für Maria Jep-

sen, die so viel Wert auf Authentizität und Integrität legt, war damit das Maß der Erträglichkeit überschritten. ‚Meine Glaubwürdigkeit wird angezweifelt. Von daher sehe ich mich nicht in der Lage, die frohe Botschaft so weiterzusagen, wie ich es bei meiner Ordination und bei meiner Bischofseinführung vor Gott und der Gemeinde versprochen habe‘, erklärte sie. Nachdem sie diese Erklärung auf der eilends einberufenen Pressekonferenz verlesen hatte, nahm sie den Treppenaufgang im Dorothee-Sölle-Haus – und verschwand.

Hamburg verliert mit diesem unter tragischen Umständen herbeigeführten Rücktritt das weibliche Gesicht der Nordelbischen Kirche. Seit 1992 leitet die inzwischen 65 Jahre alte Theologin den Sprengel Hamburg – als weltweit erste lutherische Bischöfin. Das war damals eine Sensation und ein Signal dafür, dass nun auch Frauen in der evangelischen Kirche herausragende Ämter übernehmen können. Sehr viele Augen richteten sich nach ihrer Wahl am 4. April 1992 im Hamburger Michel auf jene sanfte Feministin, die sich anschickte, die Männerdomäne in der Kirche zu brechen. In den Anfangsjahren musste sie häufig dem kirchenpolitischen Gegenwind aus konservativen Kreisen trotzen. So sorgte sie mit ihrem Plädoyer für nichteheliche Lebensgemeinschaften (‚Homosexualität ist weder sündhaft noch krankhaft‘) für heftige Irritationen im bibeltreuen Flügel. Einer ihrer schärfsten Kritiker war der Eppendorfer Pastor Ulrich Rüß, Vorsitzender der Kirchlichen Sammlung um Bibel und Bekenntnis in Nordelbien. Nach dem Rücktritt würdigte der lutherische Geistliche Maria Jepsen jetzt so: ‚Bei aller Kritik und theologisch kontroverser Standpunkte habe ich immer die außergewöhnliche Menschlichkeit und Integrität von Bischöfin Jepsen geschätzt.‘

Tatsächlich war sie, die in den vergangenen Jahren immer zerbrechlicher zu wirken schien, stets eine Zuhörende, eine Seelsorgerin. Ihren Sprengel leitete sie nicht mit harter Hand, sondern im Dialog. Ihre Sprache war nicht klerikal, theologisch abgehoben, sondern verständlich.

Ihr Auftreten im öffentlichen Raum inszenierte sie nicht. Sie kam, gern auch in lila Kleidern, und lä-

chelte leise. Auf diese Weise suchte Maria Jepsen den Kontakt zu Börsianern und Unternehmern genauso wie das seelsorgerliche Gespräch mit Obdachlosen und Aids-Kranken, mit Prostituierten und Waisenkindern. Sie sprach mit Hindus und Muslimen, sie praktizierte als Bischöfin den interreligiösen Dialog aus tiefster Überzeugung.

Als Prinzip ihres Führungsstils bezeichnete sie die persönliche Präsenz. ‚Sprachfähig sein und zuhören können – das ist mir wichtig‘, sagte sie. Fast 18 Jahre lang war sie Bischöfin, mehr als ein Viertel ihrer Lebenszeit. Ihre Amtszeit war die bisher längste aller evangelischen Bischöfe in Deutschland.

Bis zu 70 Stunden in der Woche arbeitete die Theologin, die die hebräische Sprache liebt, gern Pfeife raucht und von 1972 bis 1990 Pastorin in den schleswig-holsteinischen Gemeinden Meldorf und Leck war. Dass ausgerechnet sie als Hamburger Bischöfin sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen in der Kirche habe vertuschen wollen – dieser Vorwurf traf sie mitten ins Herz. ‚Es ist daher eine besondere Tragik, dass Bischöfin Jepsen mit ihrem Rücktritt Verantwortung für etwas übernimmt, dass ihr in keiner Weise als persönliche Schuld angelastet werden kann und darf‘, erklärte Bischof Gerhard Ulrich, Vorsitzender der Kirchenleitung, nach ihrem Rücktritt.

Die Lücke, die ihr Rückzug von diesem Amt in die Nordelbische Kirche reißt, ist groß. Die Kirche zwischen den Meeren wurde durch Maria Jepsen weiblicher, toleranter, moderner, politischer und sozialer – und damit für viele konservative Kirchenmitglieder auch unverbindlicher. (...)“³⁸⁷

Esplanade 15/16: „Evangelische Akademie“

Viele Jahre bis 2003 hatte die „Evangelische Akademie“ hier ihren Sitz. Heute befinden sich im Erd- und Obergeschoss die „Baseler Hof Säle“: Festsäle für Feierlichkeiten und Tagungen.

2006 wurde die „Evangelische Akademie“ neu eröffnet, nun ohne eigenes Haus und ohne eigenen Mitarbeiterstab.

Auch die „Landeszentrale für politische Bildung“ hatte in den Räumen der „Evangelischen Akademie“

387 abgedruckt mit freundlicher Genehmigung der Redaktion „Welt am Sonntag“; Edgar S. Hasse: Eine Enttäuschung tritt ab. In: Welt am Sonntag, Nr. 29, 18. Juli 2010, S. 5.

– besonders im dortigen „Gartensaal“ – öfter Veranstaltungen durchgeführt, so z. B. 1998 einen Vortragsabend zum Thema „Israel“, und im selben Jahr gemeinsam mit dem „Landesfrauenrat Hamburg“ eine Podiumsdiskussion mit Politikerinnen zum Thema „Frauenpolitik in Hamburg“.

Esplanade 15/16: „Christliche Akademie des Vereins Christlicher Hoteliers“ (VCH)

Im August 2004 gründeten Just Kleinhuis und Nikolaus Kaiser für den „Hotelverband der Christlichen Hoteliers e.V.“, Deutschlands ältestem Hotelverband, in dem heute ca. sechzig Hotels Mitglied sind,

eine „Christliche Akademie“. Die Akademie ist eine transkonfessionelle gemeinnützige „Denk-, Förder- und Fortbildungseinrichtung des VCH.“ Sie führt z. B. gemeinsame Mahlzeiten, Reisen und Veranstaltungen durch. „So ist der letzte Montag im Monat (...) zur ‚Institution‘ geworden. ‚Lebenswerte‘ heißt der Treffpunkt, eine Mischung aus Gespräch, Kurzreferat und philosophischem Austausch. Von ‚Gastfreundschaft‘ bis ‚Zufriedenheit‘ reicht das Tableau, aber auch so schwierige und im Alltag eher nicht angesprochene Themen, wie ‚Wahrheit‘ und ‚Sinn‘ stehen auf der Tagesordnung“,³⁸⁸) schreibt Wolfgang Teichert in seinem Buch über das Hotel Baseler Hof.

95. STATION

Esplanade 23

Redaktionsräume des R. Putziger Verlages, Herausgeber der Homosexuellenzeitschrift „Die Insel, Monatsblätter für Freundschaft und Toleranz“ (Standort: 1951–1952)

Im Kontorhaus „Esplanaden-Hof“ an der Ecke Esplanade/Colonnaden hatte die Redaktion der Zeitschrift „Die Insel“ ihr Büro.

„Die ab 1950 erscheinenden Freundschaftszeitschriften erfüllten vielfältige Funktionen: An oberster Stelle stand der Kampf gegen den § 175 StGB. Sie informierten über den Stand der Diskussion, über die Reformierung und Abschaffung des Strafrechtsparagrafen, über Prozesse sowie über das Verhalten bei Erpressungen. Zudem gaben sie Auskunft über verschiedene Veranstaltungen und Adressen von Freundschaftslokalen; sie waren Ratgeber und trugen dazu bei, das Gefühl der Isolierung vieler homosexueller Männer zu überwinden. Diesem Ziel dienten auch die zahlreichen Kontaktanzeigen. Aus einem Leserbrief von H. Dohm an ‚freund‘: ‚Allein die Tatsache, dass wir Homosexuellen eine Zeitschrift haben und uns aussprechen dürfen, ist verheißungsvoll für die Zukunft. ‚freund‘ ist in Wahr-

heit ein täglich stärker werdendes Kampforgan für die Verwirklichung eines wesentlichen Teiles derjenigen Menschenrechte, die allen Bürgern durch das Grundgesetz zugebilligt sind (...). Unsere Zeitschrift



Esplanade 23: Kontorhaus „Esplanaden-Hof“. Hier befanden sich in den 50er Jahren des 20. Jh. die Redaktionsräume der Homosexuellenzeitschrift „Die Insel“.

PHOTO: MARINA BRUSE

388 Wolfgang Teichert: Hotel Baseler Hof, Esplanade Hamburg: 100 Jahre Hotelgeschichte 1907–2007. Hamburg 2007, S. 138.

bedeutet für jeden ihrer Leser eine kräftige seelische Stützung im Daseinskampf. Viele Leser haben durch ‚freund‘ neuen Lebensmut geschöpft. Das Gefühl, nicht allein zu stehen und in unserer gerechten Sache Vorkämpfer und Verbündete zu haben, ist für jeden Homoeroten von unschätzbarem Wert.³⁸⁹⁾

Die Zeitschriften enthielten Texte, die zum Nachdenken anregen oder unterhalten wollten. (...)

Zielgruppe der im Folgenden genannten Zeitschriften waren – ausgenommen ‚Aphrodite‘ als Beilage für Frauen zum ‚Ring‘ – nahezu ausschließlich homosexuelle Männer. Im Unterschied zur Weimarer Republik wurden sie alle in Hamburg herausgegeben, wodurch Hamburg die ‚homosexuelle Pressehauptstadt‘ Deutschlands wurde und bis Mitte der 50er Jahre blieb. Bis auf die Zeitschrift ‚Der Weg‘ stellten alle anderen ihr Erscheinen nach relativ kurzer Zeit, manchmal schon nach wenigen Ausgaben, wieder ein. (...)

Als erste westdeutsche Homosexuellenzeitschriften erschienen 1950 ‚Die Freundschaft‘ und 1951 ‚PAN‘, ‚Die Freunde‘ und ‚Die Insel‘. ‚Die Freundschaft‘ und ‚Die Insel‘ knüpften an Vorgängerzeitschriften gleichen Namens der Weimarer Republik an. ‚Die Insel‘ war damals eine auflagenstarke Zeitschrift (150 000 Exemplare monatlich) (...).

Die Verlage waren vielfach Ein- oder Zweimannbetriebe. Nennenswerte Gewinne warfen sie nicht ab; verdient wurde vermutlich an den in den Zeitschriften

angepriesenen Fotoserien und Fotobänden aus dem eigenen Verlag und am Versandbuchhandel. (...)

Anders als die genannten Periodika, deren Lebenszeit kurz bemessen war und nicht selten nur wenige Monate betrug, gab es die Monatsschrift ‚Der Weg zu Freundschaft und Toleranz‘ fast 18 Jahre lang von September 1952 bis Anfang 1970.

Gegründet wurde diese Zeitschrift im November 1951 unter dem aus der Weimarer Republik bekannten Namen ‚Die Insel‘. Herausgegeben wurde sie zunächst vom Verlag ‚Die Insel‘, seit Dezember 1951 vom Verlag Rolf Putziger [geb. 1926] in Hamburg. Verleger, Herausgeber und Redakteur war Dr. Rolf Putziger. Hieß die Zeitschrift mit vollem Titel zunächst ‚Die Insel – Monatsblätter für Freundschaft und Toleranz‘, so änderte sie diesen im Juni 1952 in ‚Die Insel der Freundschaft und Toleranz. Monatsschrift‘. Ab Februar 1952 vermerkte der Titel zudem ‚Bundesorgan des Weltbundes für Menschenrechte angeschlossen Internationale Freundschaftsloge (IFLO)‘ zu sein. ‚Der Weg‘, als Nachfolgezeitschrift, übernahm bis Mai 1953 diese Funktion als Bundesorgan.“

Text mit freundlicher Genehmigung der Autoren aus: Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. 2. überarb. Aufl., Hamburg 2006, S. 80, S. 319 und S. 85.

96. STATION

Stephansplatz 10/ Ecke Esplanade

„Hotel Esplanade“ (Standort: 1908–1939);
„Staatskommissar für die Ausschaltung von Nationalsozialisten“ (unmittelbare Nachkriegszeit);
„Esplanade-Theater“ (Standort: 1948–1982);
„Spielbank Hamburg“ mit Spielkasino, Restaurationsbetrieb und Bar (Standort: seit 2006)

„Hotel Esplanade“

Gegenüber dem Haus Esplanade 23 steht das Gebäude des ehemaligen „Hotel Esplanade“. Seit 2006 residiert hier die „Spielbank Hamburg“ mit ihrem Spielkasino.

1906 waren die Häuser Stephansplatz 10–12 („Meyers Hotel“) und Esplanade 32–36, die 1827 nach Zeichnungen des Stadtbaumeisters Carl Ludwig Wimmel (1786–1845) erbaut worden waren, abgerissen worden, um das „Hotel Esplanade“ zu errichten. „Die Schauseite dieses vornehmen Hotels ist in französischem Barockstil aus rheinischem Tuffstein aufge-

389 Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung. Hrsg. Schwules Museum Berlin und Akademie der Künste Berlin. Berlin 1997, S. 196.



Stephansplatz 10/Ecke Esplanade: Im 19. Jh. stand dort, wo heute die „Spielbank Hamburg“ residiert, „Meyer’s Hotel“. Links im Hintergrund ist der alte Dammtorbahnhof zu sehen. POSTKARTE.

führt; in Betrieb kam das von der Deutschen Hotel-Aktiengesellschaft errichtete Gebäude Anfang April 1908; es enthält außer Festräumen und dem Wirtschaftsbetrieb 35 Wohn- und 80 Schlafzimmer mit zusammen 125 Betten. Ende 1915 wurde das Hotel, das angeblich 7,7 Millionen Mark gekostet hatte, da es keinen Nutzen abwarf, für 2,2 Millionen Mark verkauft, die Festräume sind zum Kaffeehaus ‚Esplanade‘ eingerichtet“,³⁹⁰ schrieb Wilhelm Melhop 1923 in seiner „Historischen Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg“. Und Udo Pini berichtet in seinem Buch „Zu Gast im alten Hamburg“: „Die Besitzer wechselten fortan. (...) Aber von Platz zwei unter den Ersten vor dem Krieg rutschte das ‚Esplanade‘ langsam aber sicher ab, nur 1936 fing Martha Langer [1884–1973] vom ‚Reichshof‘ den Trend für kurze Zeit ab. Oben lockte nun ein ‚Kabarett Esplanade‘, im Keller eröffnete sie die Tanzbar ‚Tarantella‘, die immer nach dem Derby komplett für den Sommer nach Westerland verlagert wurde. In der ‚Tarantella‘ lockte Horst Winters Band [Horst Winter: 1914–2001] ungeniert mit Swing, sie war auch im Krieg gut besucht.“³⁹¹ 1939 ging das Hotel in Konkurs. Nach dem Zweiten Weltkrieg begann in der „Tarantella Bar“ die musikalische Karriere von Bert Kaempfert (1923–1980). Eine, von der Patriotischen Gesellschaft, am Eingang zur heutigen Spielbank angebrachte

Tafel erinnert an den in Hamburg-Barmbek geborenen Komponisten, Arrangeur und Bandleader.

„Staatskommissar für die Ausschaltung von Nationalsozialisten“

Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte während der Zeit der britischen Militärregierung die Senatskommission „Staatskommissar für die Ausschaltung von Nationalsozialisten“ ihren Sitz im ehemaligen „Hotel Esplanade“.

Gut zwei Monate nach der militärischen Zerschlagung des „Dritten Reiches“ tagte vom 17. Juli bis zum 2. August 1945 auf Schloß Cecilienhof bei Potsdam die Potsdamer Konferenz der „Großen Drei“: Harry S. Truman (1884–1972), Josef W. Stalin (1879–1953) und Winston Churchill (1874–1965). Als Ergebnis formulierte das Potsdamer Abkommen für die vier Besatzungszonen gemeinsame programmatische Zielsetzungen, die ein Alliiertes Kontrollrat zeitnah umsetzen sollte. Neben Demilitarisierung, Dezentralisierung und Demokratisierung ging es den Alliierten vor allem um eine umfassende Denazifizierung Deutschlands, das heißt, die deutsche und österreichische Gesellschaft sollte in allen Bereichen von nationalsozialistischen Einflüssen gesäubert, aus Politik, Ökonomie, Jurisdiktion, Kultur und Presse sollten sämtliche Nationalsozialisten entfernt werden. NS-Organisationen wurden verboten, NS-Gesetze aufgehoben, jede Erinnerung an das „Dritte Reich“ in der Öffentlichkeit untersagt. Allerdings enthielt das Abkommen kein einheitliches Verfahren für alle Besatzungszonen, so dass jede Besatzungsmacht in ihrer Zone nach eigenen Prämissen und mit unterschiedlicher Härte agierte. Während sich 22 führende Repräsentanten des NS-Regimes seit dem 20. November 1945 vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg verantworten mussten (gegen zwölf von ihnen wurde am 1. Oktober 1946 die Todesstrafe verhängt), diente den Besatzungsmächten zur Einschätzung der deutschen Bevölkerung ein fünf Kategorien umfassendes Grobraster: Hauptschuldige, Belastete, Minderbelastete, Mitläufer und Entlastete. In einem 131 Fragen

³⁹⁰ Wilhelm Melhop: Historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg. Hamburg 1923, S. 111.

³⁹¹ Udo Pini: Zu Gast im alten Hamburg. Hamburg 1997, S. 72.

umfassenden Fragebogen hatte jeder erwachsene Deutsche sein Verhältnis zum Nationalsozialismus offenzulegen. Ein Verfahren, das einen enormen bürokratischen Aufwand bedeutete, ohne von den Deutschen, die sich nach Kriegsende kaum noch zum Nationalsozialismus bekannten, akzeptiert zu werden. Zudem zeigte sich schnell, dass eine wirklich umfassende Entnazifizierung, die alle Nationalsozialisten aus ihren Funktionen entfernt, interniert und bestraft hätte, in der Praxis kaum durchführbar war. Zum einen existierte in Deutschland keine ausreichend große Ersatzelite, die durch ihre Distanz zur NS-Herrschaft nicht diskreditiert war, zum anderen war insbesondere Großbritannien angesichts



1906 wurden die Häuser Stephansplatz 10–12 und Esplanade 32–36 abgerissen und das Gebäude für das „Hotel Esplanade“ erbaut. PHOTO: MARINA BRUSE

seiner kriegsbedingt gebeutelten Ökonomie und der hohen Besatzungskosten daran gelegen, den Zeitraum der Besatzung möglichst kurz und die Zahl seiner Truppen möglichst gering zu halten, um – wie es Churchill formulierte – in Deutschland nicht auf Dauer „an einen Leichnam gefesselt zu sein“. Immerhin hatten die Briten mit knapp 23 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern nicht nur die bevölkerungsreichste, sondern auch die am wenigsten zur Selbstversorgung fähige Besatzungszone übernommen, wobei Hamburg als größte Stadt mit 1946 wieder mehr als 1,4 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern ein besonderes Versorgungsproblem darstellte. Insgesamt ein Gebiet, das langfristig von

außen am Leben erhalten werden musste, wenn es nicht gelang, über die politische auch die wirtschaftliche Lage zu stabilisieren. Praktisch bedeutete das: keine Experimente, sondern politischer Pragmatismus auf einer Ebene, die es möglichst vielen Deutschen ermöglichen sollte, ihren Frieden mit einer demokratisierten Gesellschaft zu machen.

Um nicht einen Großteil der deutschen Bevölkerung vom politischen Leben auszuschließen, lag es nahe, die Hürde für eine Beteiligung an der verordneten Demokratie nicht zu hoch zu bauen. Zunächst galt es, exponierte Nationalsozialisten ihrer Funktionen zu entheben, was in Hamburg bis zum Herbst 1945 mit der Entlassung einiger Tausend Beamten und Angestellten aus der öffentlichen Verwaltung geschah (siehe zum Thema „Öffentlicher Dienst in der NS-Zeit“ S. 75), und einige Hundert besonders belastete Funktionäre zu internieren. Nach Angaben der Militärregierung lag die Zahl der Entlassenen in Hamburg-Mitte August 1945 bei 6,4 Prozent (ca. 2800 von insgesamt 43 330 Personen), wobei der Anteil unter den höheren Beamten mit ca. 20 Prozent deutlich höher ausfiel. Annähernd 200 000 Personen waren 1946 in den drei Westzonen interniert und warteten auf ihre Verfahren vor den Spruchkammern. Dabei diente in Hamburg das Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Neuengamme zur Unterbringung der Häftlinge, bei denen es sich vor allem um höhere Funktionäre der NSDAP und ihrer zahlreichen Unterorganisationen handelte. Bis zum 1. Januar 1947 war knapp die Hälfte wieder entlassen, wobei das verhängte Strafmaß in der Regel mit der Internierungszeit abgegolten war. Zu diesem Zeitpunkt wurde die amerikanische und britische Besatzungszone zum „Vereinigten Wirtschaftsgebiet“ der „Bizone“ zusammengefasst. Für die Briten Anlass genug, die meisten staatlichen Tätigkeiten, wie z. B. die Fortführung der Entnazifizierung, an deutsche Stellen zu übergeben und sich künftig auf deren Kontrolle zu beschränken. Ein Jahr später war die Entnazifizierung im britischen Einflussbereich faktisch beendet. Ausgenommen waren lediglich Verfahren, die vor dem 1. Januar 1948 eingeleitet oder zur Wiederaufnahme – etwa wegen erwiesener

Fragebogenfälschung – zugelassen worden waren. Nach Auffassung der Militärregierung war der größte Teil der ehemals aktiven Nationalsozialisten seiner Ämter enthoben und bestraft. Eine abschließende Statistik der Entnazifizierung in Hamburg legt allerdings andere Vermutungen nahe. Betrug die Zahl der insgesamt bearbeiteten Fälle 327 157, so lag die Zahl der „Entlasteten“ bei 131 119, die der „Mitläufer“ bei 15 052 und die der „Minderbelasteten“ bei 1084. Als „unbelastet“ galten 179 902 Personen. Die Statistik wurde dadurch verzerrt, dass die Militärregierung auch Zuordnungen in die beiden ersten Gruppen („Hauptschuldige“ und „Belastete“) vorgenommen hatte, deren Gesamtzahl jedoch nicht veröffentlichte. Als Beispiel dafür, welche milden Maßstäbe bei der „Entnazifizierung“ im Zeichen des heraufziehenden Kalten Krieges Verwendung fanden und die Verfahren in den Augen etlicher Zeitgenossen endgültig zur Farce machten, mag der Prozess gegen den ehemaligen Hamburger Bürgermeister, Carl Vincent Krogmann (1889–1978), vor der Spruchkammer in Bielefeld dienen, der am 14. April 1948 begann. Krogmann, angeklagt in seiner Eigenschaft als Mitglied des Korps der Politischen Leiter, verstand es, seine Befugnisse und Kenntnisse während der NS-Herrschaft zu bagatellisieren, indem er dem ehemaligen Gauleiter und Reichsstatthalter von Hamburg, Karl Kaufmann (1900–1969), die alleinige Verantwortlichkeit zuschrieb. Der Prozess endete mit der Verurteilung zu einer Geldstrafe von 10 000 Reichsmark, die durch die Internierungshaft als verbüßt galt. Obwohl es das Gericht für erwiesen hielt, dass Krogmann erhebliche Kenntnisse von den Verbrechenkomplexen Judenverfolgung und Verfolgung politischer Gegner hatte, hieß es in der Urteilsbegründung, man habe ihm unter Würdigung seiner einwandfreien Persönlichkeit, seines Werdegangs und seiner Tätigkeit eine entehrende Freiheitsstrafe ersparen können. Nach Überzeugung des Gerichts habe der Angeklagte auch mannhaft zugegeben, was er wusste. Es sei möglich, dass er sich keine besonderen

Gedanken darüber gemacht habe, ob das politische Führerkorps bei verbrecherischen Maßnahmen mitwirkte. Nach der Urteilsverkündung schrieb die „Hamburger Freie Presse“: „Am Sonntagmittag aß Herr Krogmann noch im Uhlenhorster Fährhaus zu Mittag, herzlich begrüßt von zahlreichen Gästen. Er wusste wohl, dass ihm nicht viel bevorstand.“

Text: Joachim Szodrzynski

Das „Esplanade-Theater“

Im Nachkriegsjahr 1948 wurde der ehemalige Tanzsaal des Esplanade-Hotels zu einem Luxus-Kino umgebaut. Nicht weit davon entfernt, in der Dammtorstraße, gab es bereits das „Waterloo-Theater“ (siehe S. 27): Dessen Betreiber, Heinz B. Heisig (1899–1984), suchte schon seit einiger Zeit nach einer weiteren Abspielstätte, insbesondere für die von ihm bevorzugte anspruchsvolle Kinokost. Zudem spielte er offenbar mit dem Gedanken, wie auch in der Vorkriegszeit, wieder „Internationale Filmtage“ in Hamburg zu veranstalten. Dafür brauchte er das neue „Esplanade-Theater“ als zusätzliches Urauführungskino.



Vor dem „Esplanade-Theater“. 1948 war der ehemalige Tanzsaal des „Hotel Esplanade“ zu einem Luxus-Kino umgebaut worden. STAATSARCHIV HAMBURG, PLANKAMMER



Der Kinosaal im „Esplanade-Theater“ hatte 500 Sitzplätze. Die Innenausstattung gestaltete der renommierte Hamburger Architekt Cäsar Pinnau.

PHOTO: JANKE. STAATSARCHIV HAMBURG



1950: Premierenfeier im 1948 eröffneten und 1982 geschlossenen „Esplanade-Theater“ mit Jean Cocteau zum Film „Orphée“. PHOTO: JANKE. STAATSARCHIV HAMBURG

Der renommierte Hamburger Architekt Professor Cäsar Pinnau (1906–1988) setzte seine große Erfahrung und Liebe zur räumlichen Struktur und Ausgestaltung beim Ausbau der Innenräume ein. Der neoklassizistische Stil mit barocker Stuckarchitektur (aus Gips) des zunächst ohne Rang knapp 500 Plätze umfassenden Saales war einmalig für einen Lichtspieltheaterbau in der Hansestadt und verlieh dem

Ganzen den gewünschten festlichen Charakter. Das Kino besaß sogar eine Café-Bar mit eigenem Wintergarten. Bei der Vorstellung der Räumlichkeiten am 17. August 1948 für Presse und geladene Gäste betonte Heisig in der Eröffnungsansprache seine angestrebten Ziele: „Das Programm des Esplanade-Theaters wird also zu einem großen Teil Filmwerke aufweisen, die zu betrachten und besprechen sich lohnt, auch wenn ihnen vielleicht das Dekor großer Stars und des großen Aufwandes fehlen sollte. Darüber hinaus soll in diesem Theater die Anonymität des Betrachters gelegentlich fallen. Ich plane geschlossene Veranstaltungen, vornehmlich für den Sonntagvormittag, an denen wir die Diskussionen zwischen Herstellern, Schauspielern, Journalisten und Publikum haben werden. Es sollen in diesem Rahmen nicht nur die Produzenten ihren Film verteidigen oder erläutern, sondern auch Kritiker und Zuschauer ihre Ansicht und ihr Urteil.“

Zum speziellen Profil des „Esplanade-Theaters“ gehörte die französische Filmkunst. Und wenn es ihm auch nicht in vollem Umfang möglich war, den gewünschten Austausch zwischen Publikum und Filmschaffenden in Gang zu bringen, so gelang es Heisig zusammen mit seinem Geschäftsführer Alfred Goerlich (1912–1956) doch in den folgenden Jahren, viele deutsche und ausländische Filmschaffende zu glanzvollen Premieren nach Hamburg zu holen: Regisseure und Schauspieler wie O. W. Fischer (1915–2004), René Clair (1898–1981), Julien Duvivier (1896–1967), Jacques Becker (1906–1960) und Jean Cocteau (1889–1963). Spektakulär war auch die umstrittene Premiere des Willi-Forst-Films (1903–1980) „Die Sünderin“ mit Hildegard Knef (1925–2002) Ende Januar 1951, bei der nur die Polizei einen ordnungsgemäßen Ablauf der Veranstaltung durch Absperren der gesamten Esplanade und Zurückdrängen der wütenden, gegen den „sittlich wie moralisch bedenklichen“ Film Demonstrierenden garantieren konnte.

Kassenschlager waren im „Esplanade-Theater“ Werke wie die „Kinder des Olymp“, mit einer Spielzeit von über drei Monaten, oder „Das Haus von Montevideo“, welches nach mehr als fünfzehn Wochen Rekordspielzeit und 396 Vorstellungen mit einer beson-

deren Plakette gewürdigt wurde. Auch die Zwangsversteigerung des Phrix-Gebäudes 1951 und der plötzliche Tod des Geschäftsführers Goerlich 1956 konnte dem Erfolg des „Esplanade-Theaters“ keinen Abbruch tun. Mitte der fünfziger Jahre wurde das Kino für „CinemaScope“-Breitleinwandfilme umgerüstet, wodurch man hoffte, den Kampf gegen das aufkommende Fernsehen und die allgemeine Kinomüdigkeit der Bevölkerung aufnehmen zu können. Das Niveau wurde gehalten, weiterhin kamen Stars wie Yves Montand (1921–1991) („Das Geständnis“, 1970) oder Sergio Leone (1929–1989) („Spiel mir das Lied vom Tod“, 1972). 1973 wurde im ehemaligen Wintergarten ein zweiter Saal eingerichtet, das „Intime im Esplanade“ (91 Plätze). Ein bei den Bauarbeiten im Dachstuhl ausgebrochenes Feuer führte zum Einsturz der großen Glaskuppel im Foyer und schweren Schäden am Kinosaal, so dass erst am 17.4.1974 der Spielbetrieb wieder aufgenommen werden konnte.

Da die Zentralkasse der Norddeutschen Volksbanken, der das Haus seit 1972 gehörte und in dem es seine Büros untergebracht hatte, Anfang der achtziger Jahre Platz für weitere Büroflächen und den Ausbau des bankinternen Computer-Rechenzentrums benötigte, wurde der Vertrag zum Betrieb des Kinos gekündigt – und das trotz 150 000 Zuschauenden allein im Jahre 1981! Auch ein letzter Versuch zur

Rettung des Nobelkinos von über 1100 Hamburgerinnen und Hamburgern, unter Führung des Sprechers der Ärztekammer, Dieter W. Schmidt (1935–2005) („Das einzige Kino, wo man sich noch gut anzieht“), war zum Scheitern verurteilt: Die Drohung der Bank, Arbeitsplätze aus Hamburg zu verlagern, zeigte Wirkung und verhinderte eine Unter-Denkmalenschutz-Stellung. Am 22. August 1982 öffnete sich mit der 23.15 Uhr-Vorstellung von Luchino Viscontis (1906–1976) „Tod in Venedig“ zum letzten Mal der Vorhang. „Die Welt“ schrieb in ihrem Nachruf auf Hamburgs schönstes Kino: „Erst beides zusammen, die gepflegte Atmosphäre (hier legte kein Zuschauer die Füße auf die Lehne) und das kultivierte Programm, hatten dem Esplanade sein Stammpublikum verschafft, das nach der Schließung ‚seines‘ Kinos wohl kaum in die ‚Zigarrensachteln‘ mit den Action-Filmen abwandern, sondern gar nicht mehr ins Kino gehen wird.“ Einige Jahre später, im Zeitalter moderner EDV-Technik, wurde das riesige Rechenzentrum Ende der 1990er Jahre überflüssig und die Räumlichkeiten schließlich an die „Spielbank Hamburg“ veräußert. Im hinteren Bereich des im November 2006 eröffneten Kasinos befindet sich der „Spiegelsaal“, in dem die noch erhaltenen Teile der alten Stuckdecke aus dem Esplanade, aufwendig restauriert und integriert wurden.

Text: Michael Töteberg/Volker Reißmann

97. STATION

Esplanade 37

Emma Alessandra, gen. Henriette Lazarus, Saloniere (19. Jh.)

Von den von Carl Ludwig Wimmel (1786–1845) an der Esplanade erbauten klassizistischen Gebäuden ist nur noch das Haus mit der Hausnummer 37 erhalten. Hier führte Dr. Emma Alessandra, gen. Henriette Lazarus, geb. Schiff (14.8.1834–13.9.1903), die zusammen mit ihren unverheirateten Schwestern Schiff in der Hamburger Gesellschaft scherzhaft

„der Dreimaster“ genannt wurde, ein offenes Haus. Ein lebendiges Bild dieses Salons vermittelt der Kritiker der „Hamburger Nachrichten“ Ferdinand Pfohl (1862–1949), der durch Gustav Mahler (1860–1911) dort eingeführt wurde, in seinem Erinnerungsbuch: „Im ersten Monat meiner Anwesenheit in Hamburg, im November 1892, begegnete ich Mahler einmal auf dem Jungfernstieg, er sagte zu mir: ‚Haben Sie schon Beziehungen zur Hamburger Gesellschaft? Es wird Sie sicherlich ebenso interessieren wie es Ihnen erwünscht sein muss, Fühlung mit den gebildeten Kreisen dieser Art zu finden. Ich werde Sie bei einigen dieser Familien einführen. Zuerst bei Frau Dr. Lazarus, der ich schon von Ihnen gesprochen habe.



Esplanade Nr. 37. Von den von Carl Ludwig Wimmel an der Esplanade erbauten klassizistischen Gebäuden ist nur noch das Haus Nr. 37 erhalten. Hier lebte im 19. Jh. Henriette Lazarus mit ihrer Familie.

PHOTO: MARINA BRUSE

Ich habe der außerordentlich geistvollen und klugen Frau den Mund nach Ihnen schon wässrig gemacht. Sie werden da ein entzückendes Haus auf der Esplanade kennen lernen. Sie werden dort die geistvollsten Menschen von Hamburg treffen: Hans von Bülow [1830–1894], Julius Rodenberg (1831–1914) aus Berlin, der Schwager der Frau Dr. Lazarus, einer verwitweten Dame, die aus Triest stammt, in der Sie also eine österreichische Landmännin finden werden; auch Toni Petersen [siehe S. 254] ist regelmäßig dort, eine alte überaus geistvolle Freundin Hans von Bülows, die Tochter des Bürgermeisters von

Hamburg, die in dieser Republikstadt fast die Ehren einer Fürstin genießt. Fast alle großen durchreisenden Künstler pflegen im Salon der schöngeistigen Frau und ihrer beiden unverheiratet gebliebenen Schwestern Schiff einzukehren.‘

Nachdem ich in dem ebenso reichen wie gastfreien Haus auf der Esplanade Nr. 37 den Damen meinen Besuch gemacht hatte, war ich dort zusammen mit Mahler ständiger Gast der opulenten Gastmahle und der lebendigen und temperamentvollen Abendgesellschaften, jederzeit mit größter echt österreichischer Liebenswürdigkeit aufgenommen, immer willkommen.

Ich pflegte nach Opernaufführungen, denen ich beigewohnt hatte, Mahler am Bühneneingang in Empfang zu nehmen und dann wandelten wir hinüber auf die Esplanade, erschienen bei den Damen und erquickten uns mit einer Tasse Tee, entzückenden Kaviar- und Lachsbrötchen und ähnlichen Leckerbissen, mehr noch an dem geistvollen Gespräch, das dort das österreichische Temperament der drei Damen immer fesselnd, immer geistreich zu führen wusste. Mehr als einmal geschah es, dass sich Mahler im Musiksalon an den Flügel setzte und die ‚Hammerklavier Sonate‘ Beethovens oder eine der letzten Sonaten in der ihm eigentümlichen sachlichen Darstellung zum Vortrag brachte.“³⁹²

Text: Brita Reimers

98. STATION

Esplanade 39

(alte Nummerierung)

Charlotte Embden, Schwester und Unterstützerin Heinrich Heines (19. Jh.)

Heinrich Heines (1797–1856) Schwester Charlotte Embden, geb. Heine (18.10.1800/1804–14.10.1899), wohnte mit ihrem Mann Moritz (1789–1866), einem reichen Textilkaufmann, und ihren gemeinsamen vier Kindern in einem Haus, das zu der von Carl

Ludwig Wimmel (1786–1845) mit klassizistischen Gründerzeithäusern einheitlich bebauten Nordseite der Esplanade gehörte, das aber 1958 abgerissen wurde. Anstelle des hochherrschaftlichen Embden-Palais‘ mit seiner antiken Tempelfront wurden an dieser Stelle zweckmäßige Hochhäuser gebaut.

Charlotte Embden war 1820, nachdem ihr kranker Vater, der Kaufmann Samson Heine (1764–1828), in Düsseldorf bankrott gemacht hatte, mit ihrer Mutter Betty Heine, geb. von Geldern (1771–1859), nach Hamburg gezogen. Hier lernte sie ihren zukünftigen Mann kennen, den sie drei Jahre später heiratete. Heinrich Heine, der seine Schwester in seinen Schriften erwähnt, war oft Gast im Hause Embden. Char-

³⁹² Ferdinand Pfahl: Gustav Mahler. Eindrücke und Erinnerungen aus den Hamburger Jahren. Hrsg. von Knud Martner. Hamburg 1973.

lotte Embden arbeitete ihrem Bruder zu, beschaffte ihm aus Hamburger Bibliotheken notwendige Bücher und führte häufig die Verhandlungen mit Heines Verleger Julius Campe (1792–1867). Sie selbst schrieb viele Briefe, aus denen ihr Lebenswandel erfahrbar wird. Ihre Erinnerungen an ihren Bruder liegen als unveröffentlichtes Manuskript vor. Charlotte Embden führte auch einen Salon, wo sich Literaten, Künstler und Musiker trafen. Nach Heinrich Heines Tod besuchten viele Schriftsteller und Literaturhistoriker und 1887 sogar Kaiserin Elisabeth von Österreich (1837–1898) Charlotte Embden, um mehr über den Bruder zu erfahren.



Die Esplanade vom Walle am Dammtor gesehen. Links im Bild sieht man die von Wimmel erbaute Häuserzeile um 1830. Im Haus Nr. 39 wohnte Charlotte Embden, Heinrich Heines Schwester, mit ihrem Mann und den Kindern. Das Embden-Palais wurde 1957 abgerissen und an dieser Stelle nüchterne Hochhäuser erbaut. STAATSARCHIV HAMBURG

99. STATION

Hans-Grahl-Weg

Hans Grahl, Heldentenor
 (NS-Zeit)

Hinter den schlichten Bürohochhäusern an der Esplanade 39, dort wo einst das Embden-Palais (siehe S. 278) stand, führt der Hans-Grahl-Weg zum Gustav-Mahler-Park (siehe S. 287).

Der Heldentenor Hans Grahl „ist eines der prominentesten homosexuellen NS-Opfer aus Hamburg. Von 1930 bis zu seiner Verurteilung 1937 war er Ensemblemitglied der Staatsoper und sang vor allem die großen Wagnerpartien. Zeitweilig war er der Einzige, der den Tristan an den großen Bühnen des Deutschen Reiches sang.

Am 19. Januar 1937 geriet er durch den Schauspieler Peter Schröder, der wegen Vergehens nach § 175 festgenommen worden war, in das Visier der Gestapo. Dieser gab Hans Grahl als einen seiner Partner an. Die beiden hatten sich auf der Terrasse des Alsterpavillons kennengelernt und sich ein paar mal getroffen, wobei es zwischen ihnen zu ‚unsittlichen Handlungen‘ gekommen war. Im Gegensatz zu nicht-prominenten Männern sah die Gestapo bei

Grahl zunächst von der Bearbeitung der Bezichtigungen ab. Am 12. April 1937 wurde dann aber auch Hans Grahl zum polizeilichen Ermittlungsfall. Nach einer Hausdurchsuchung erfolgte seine Vernehmung im Stadthaus.

Hans Grahl wurde am 30. März 1895 als Sohn des Opernsängers Maximilian Grahl [1854–1944] und seiner Frau Margarethe in Braunschweig geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums absolvierte er eine Drogistenlehre und war bis zum Ersten Weltkrieg als Kaufmann tätig. Von August 1914 bis November 1918 diente er als Freiwilliger an der Front.



Der Hans-Grahl-Weg: Er verläuft hinter den Häusern der Esplanade 36, 37, 39 und führt zum Gustav-Mahler-Park. Er ist Teil des Grünzuges entlang des ehemaligen Wallles. PHOTO: MARINA BRUSE

Anschließend heiratete er Cläre (Kläre) Falke.³⁹³ Nach Beendigung des Krieges studierte er Gesang am Konservatorium in Dresden. 1921 gab er sein Debut als Tenor am Städtischen Theater in Leipzig. Anschließend hatte er Engagements am Landestheater Weimar und in Darmstadt. 1929 übernahm er die Tenorpartie bei der Uraufführung von Kurt Weills [1900–1950] ‚Berliner Requiem‘ durch das Radio-Sinfonie-Orchester Frankfurt. Am 12. Februar 1929 debütierte er am Hamburger Stadttheater [siehe S. 87]. Daraufhin wurde er an diesem Haus fest engagiert. Mit brutto 2500 RM im Monat verdiente er mehr als der Intendant und der Generalmusikdirektor. Als Heldentenor sang er hier fast alle Partien seines Fachs. Dazu gehörten die großen Wagner-Partien Lohengrin, Parsifal, Tannhäuser, Rienzi, Siegfried, Siegmund und Tristan.

1932 wirkte er neben Max Lohfing [1870–1953] und Mathieu Ahlersmeyer [1896–1979] in ‚Der Evangelimann‘ von Wilhelm Kienzl [1857–1941] mit. Außerdem war er als Max in Carl Maria von Webers [1786–1826] ‚Der Freischütz‘ und als Florestan in Ludwig van Beethovens [1770–1827] ‚Fidelio‘ zu erleben. Drei Ausflüge machte Hans Grahl ins italienische Fach: 1931 sang er den Radames in Verdis [1813–1901] ‚Aida‘, 1936 den Canio in [Ruggero] Leoncavallos [1857–1919] ‚Bajazzo‘ und übernahm die Titelpartie bei der deutschen Erstaufführung der Oper ‚Fra Gherardo‘ von [Ildebrando] Pizzetti [1880–1968].³⁹⁴

1936 wurde ihm der Titel Kammersänger verliehen. Hans Grahl sang auch als Gast im In- und Ausland, zum Beispiel bei den Salzburger Festspielen (1933), an den Opernhäusern in Philadelphia (1934) und Monte Carlo (1937), am Théâtre de la Monnaie in Brüssel (1938), an der Wiener Staatsoper (1934, 1939) und am Teatro Liceo in Barcelona (1940).³⁹⁵ Mit Ausnahme der Reichstheaterkammer gehörte er keiner NSDAP-Organisation an.

Am 13. April 1937 wurde Hans Grahl wegen Verdunklungsfahr und wegen der zu erwartenden hohen Strafe verhaftet. Der Richter Dr. Günther Riebow [1901–1980, ab 1933 Mitglied der NSDAP, bis 1939 einer der Hauptverantwortlichen bei der Homosexuellen-Verfolgung in Hamburg, ab 1939 Notar, 1953

Entlassung aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft, 1954 zum Landgerichtsdirektor ernannt] verurteilte ihn am 4. Mai 1937 wegen fortgesetzten Vergehens nach § 175 RStGB zu einer sechsmonatigen Gefängnisstrafe. Riebow bezeichnete ihn als ‚erfahrenen‘ Homosexuellen, beschuldigte ihn, mit einem jungen Opernsänger, der wegen Vergehens nach § 175 RStGB verurteilt worden war, eng befreundet gewesen zu sein, und warf Grahl vor, ‚eine Nacht mit ihm zusammen in einem Zimmer geschlafen‘ zu haben. Strafverschärfend wirkte sich aus, dass der verheiratete Hans Grahl kein ‚Rein homosexueller‘ sei.

Eine Woche nach der Urteilsverkündung wurde Hans Grahl in das Strafgefängnis Glasmoor eingeliefert, wo er in der Anstaltsgärtnerei arbeiten musste. Außer seinem Rechtsanwalt setzte sich auch [Heinrich] Karl Strohm [1895–1959], der Intendant der Hamburgischen Staatsoper, für seine vorzeitige Freilassung ein. Dieser sah als Ursache für Grahls gleichgeschlechtliche Kontakte eine depressive und nervöse Stimmung, in Folge einer längeren Krankheit. Schließlich waren die Gnadengesuche von Hans Grahl und seiner Ehefrau erfolgreich. Der Gefängnisvorsteher von Glasmoor befürwortete einen Straferlass von zwei Monaten, weil der Inhaftierte ‚fleißig‘ war und ihn der ‚Ausschluß aus der Reichstheaterkammer getroffen‘ habe. Nach Ablauf der Bewährungsfrist am 31. August 1937 wurde Grahl die Reststrafe von 61 Tagen erlassen.

Nach seiner Freilassung ist Hans Grahl nie wieder in Hamburg aufgetreten. Er emigrierte nach Prag, wo er zwei Jahre lang zum Ensemble des Deutschen Theaters gehörte. Zurück im Deutschen Reich wurde er wieder in die Reichstheaterkammer aufgenommen und trat bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs am Opernhaus in Breslau auf. Ende 1939 bis 1941 gastierte er bei den Festspielen im besetzten Danzig als Siegmund, Tannhäuser, Erik und Walther von Stolzing.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs ging Grahl nach Berlin, wo er 1946 und 1947 an der Staatsoper auftrat und sich als Gesangslehrer betätigte. Zu seinen Schülern gehörten u. a. Margarethe Klose [1899/

393 Staatsarchiv Hamburg, 213-11, 6919/37.

394 SUCvO GrahlH, Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl-von-Ossietzky, <http://www.sub.uni-ham>

[burg.de/informationen/sodnersammlungen/theatersammlung.html](http://www.operissimo.com/burg.de/informationen/sodnersammlungen/theatersammlung.html) enthält in der Theatersammlung: Kritiken-sammlung.

395 <http://www.operissimo.com/>

(Nachschlagewerk für Opernsänger, Komponisten, Opernhäuser, Agenturen etc.)

1902–1968], Ernst Krukowski [1918–1982] und Ludwig Suthaus [1906–1971], für den er 1947 als Pedro in Eugen d’Alberts [1864–1932] ‚Tiefland‘ an der Städtischen Oper Berlin einsprang. Hans Grahl starb am 31. August 1966 im Alter von 71 Jahren in Berlin. Ob Grahls Stigmatisierung als vorbestrafter ‚Hundertfünfundsiebziger‘ daran schuld war, dass es von ihm keine Schallplattenaufnahmen gibt, kann nicht mehr geklärt werden. Lediglich ein fragmentarischer Live-Mitschnitt der Parsifal-Aufführung an der Wiener Staatsoper vom 6. April 1939 unter Hans Knapertsbusch [1888–1965] vermittelt einen Eindruck von seiner Stimme.³⁹⁶⁾

Auf Initiative des Psychotherapeuten Uli Rimpler und politisch durchgesetzt von dem GAL-Bürgerschaftsabgeordneten Farid Müller (geb. 1962) und dem GAL-Bezirksabgeordneten Jörg Ebel (geb. 1968) beschloss die Bezirksversammlung Hamburg-Mitte am 13. November 2007 einstimmig, dass der Grünweg im Gustav-Mahler-Park den Namen Hans-Grahl-Weg tragen soll.³⁹⁷⁾ Im Mai 2010 war es dann so weit, der Hans-Grahl-Weg wurde eingeweiht.

Text mit freundlicher Genehmigung der Autoren aus: Bernhard Rosenkranz/Ulf Bollmann/Gottfried Lorenz: Homosexuellen-Verfolgung in Hamburg 1919–1969, Hamburg 2009, S. 88–90.

100. STATION

Gustav-Mahler-Park am Dammtordamm

1817 wurde die Straße „Dammtordamm“ als Damm angelegt. Vor dem heutigen CinemaxX-Kino befindet sich eine kleine Grünfläche, die 1987 den Namen Gustav-Mahler-Park bekam. Diese Anlage ist Teil des Grünzuges entlang des ehemaligen Walls. Der Park verläuft vom Dammtordamm zum Alsterufer entlang des nördlich begrenzten Damms der Eisenbahn.

Denkmal für Friedrich Schiller (Standort: seit 1958)

Im Gustav-Mahler-Park steht das Bronzedenkmal für Friedrich Schiller (1759–1805), 1866 von dem Bildhauer Julius Lippelt (1829–1864) geschaffen, der allerdings während der Ausführung im Alter von 35 Jahren an Schwindsucht starb, so dass das Denkmal von seinem Berliner Mitstudenten Carl Boerner (1828–1895) beendet wurde.

Im Zuge der Vorbereitungen zum Schillerfest im Jahre 1859, das anlässlich des 100. Geburtstages von Friedrich Schiller und der zehnjährigen Wiederkehr der 1848/49er Revolution gefeiert werden sollte, war auch die Forderung nach einem Schiller-Denkmal laut geworden.

Die Schillerfeiern, die in über 440 deutschen und 50 nichtdeutschen Städten mit Umzügen stattfanden, verdeutlichten das Ende der politischen Reaktionsära nach der bürgerlichen Revolution von

1848/49. Die Festteilnehmenden sahen sich der Einheit und Freiheit Deutschlands ein Stück nähergekommen. Doch Senat und Bürgerschaft behinderten die Vorbereitungen des Festes. So bot sowohl das Schillerfest als auch ein Schiller-Denkmal Anlass für „politische Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit der bürgerlichen Revolution nach 1848. Der Senat versuchte, den Umzug zum 100. Geburtstag Schillers und die Denkmalplanung zu unterbinden, umso deut-



Im Gustav-Mahler-Park steht seit 1958 das 1866 von Julius Lippelt geschaffene und von Carl Boerner vollendete Denkmal für Friedrich Schiller. PHOTO: MARINA BRUSE

³⁹⁶ Richard Wagner: Parsifal (Auszüge). Edition Wiener Staatsoper LIVE, Vol. 2. Koch Schwann. Koch International GmbH, Österreich, 1993.

³⁹⁷ CDU Bezirksfraktion Hamburg-

Mitte, Schreiben vom 30.1.2008.

licher wurde er [der Umzug] von den Aufbegehrenden gegen die konservative Verfassung zum Anlass für machtvolle Demonstrationen genommen. ‚Ans Vaterland, ans teure schließ Dich an‘, beruhigten die Konservativen. Freiheit im Sinne der Schiller’schen ‚Briefe zur ästhetischen Erziehung‘ forderten die Revolutionäre. In der Folge des Schillerfestes wurde dann endlich eine Liberalisierung der Hamburger Verfassung durchgesetzt.“³⁹⁸⁾

Auftraggeber für das Schiller-Denkmal war ein Hamburger Schiller-Verein. Besorgt um Hamburgs geistige Kultur schrieb der Zeitgenosse Bernhard Endrulat (1828–1886) 1860: „Ist irgendwo das Bedürfnis vorhanden, dass der Geist durch ein öffentliches Kunstwerk, durch das Denkmal eines großen Mannes, den alle kennen, ehren und lieben, mitten in der Hast des Alltagsgetriebes und Erwerbes, an das Schöne und Große erinnert werde, so ist das hier in Hamburg der Fall, wo nichts auf Plätzen und Straßen den Kaufmann, der zu seinen Speculationen, seinen Contobüchern und Zahlen eilt, daran mahnt, dass es noch höhere Güter in der Welt giebt, als Courant und Banco (...).“³⁹⁹⁾

Das Denkmal, das von allegorischen weiblichen Figuren der dramatischen und der lyrischen Poesie, der Geschichtsschreibung und der Philosophie flankiert wird, wurde in einem Park, der zur Lombardsbrücke führte, aufgestellt. Bei der feierlichen Denkmalsenthüllung wurde Schiller als Symbol für die „Entwicklung des menschlichen Geistes“ zur „sittlichen“ und dann zur „politischen Freiheit“ herausgestellt, Begriffe, die weder zu Lebzeiten Schillers noch in den Jahren vor und nach der Denkmalsaufstellung für Frauen Gültigkeit hatten, so auch nicht

für Schillers Frau Charlotte, geb. von Lengefeld (1766–1826), die zwar selbst schriftstellernd tätig war, doch ihre Hauptaufgabe in der Erziehung ihrer vier Kinder und in der Haushaltsführung sehen musste. Schiller rühmte die „kindliche Reinheit ihrer Seele“ und die „Innigkeit ihrer Liebe“.

Nachdem das Schiller-Denkmal viele Jahre in diesem Park an der Alster gestanden hatte, wurde es auf einen Parkplatz gegenüber der Kunsthalle verbannt. Dieser Standort war dem damaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss (1884–1963) bei einem seiner Hamburg-Besuche unangenehm aufgefallen. Und so schrieb er 1958 einen Brief an den damaligen Ersten Bürgermeister Max Brauer (1887–1973): „Dies ist ein Bittgesuch, das ich ohne Auftrag, aber doch stellvertretend für meinen Landsmann Friedrich Schiller an Sie richte.“ Angesichts dieses für Friedrich Schiller unwürdigen Platzes empfand Theodor Heuss, dass „Schiller zu einem Parkplatzwächter in der Besoldungsklasse soundso“ degradiert worden sei. „Ich glaube kaum, dass ein Privatmann überhaupt wagt, noch vor das Denkmal hinzutreten, das irgendwann einmal ja die Aufgabe hatte, sich betrachten zu lassen, denn jeder, der dort steht, ist nach meinem Eindruck gefährdet. Ich glaube“, schloss Theodor Heuss seinen Brief, „Sie tun, wenn Sie ihn woanders hinstellen, ein gutes Werk. Ich glaube, dass ich mit diesem Bittgesuch bei Friedrich Schiller selber einiges Verständnis finden kann. Schöne Grüße, Ihr Theodor Heuss.“⁴⁰⁰⁾

Noch im selben Jahr wurde Herr Schiller in die Grünanlage, den späteren Gustav-Mahler-Park, umgesetzt.

398 Volker Plagemann: Denkmäler. In: Volker Plagemann (Hrsg.): Die Kunst in Hamburg von der Aufklärung in die Moderne. Hamburg 2002, S. 177.
399 Zit. n.: Hermann Hipp: Freie und

Hansestadt Hamburg. DuMont Kunst-Reiseführer. 2. Aufl. Köln 1990, S. 209.
400 Zit. nach Erik Verg: Vierzig Jahre Hamburger Abendblatt. Hamburg 1988, S. 96.

101. STATION

Dammtordamm

Alter Dammtorbahnhof (Standort: 1866–1903); „CinemaxX-Kino“ (Standort: seit 1996)

Alter Dammtorbahnhof

Auf der Höhe des heutigen „CinemaxX-Kinos“ im Gustav-Mahler-Park wurde am 16. Juni 1866 der Personenbahnhof für die am selben Tag in Betrieb genommene Verbindungsbahn von Altona nach Klostertor („Hamburg-Altonaer-Verbindungsbahn“) eröffnet. Der im spätklassizistischen Stil erbaute Bahnhof am Dammtor war als Paradebahnhof für Staatsbesuche vorgesehen, deshalb gab es damals auch ein Abstellgleis für Sonderzüge, z. B. des Kaisers, und spezielle Fürstenräume im Erdgeschoss des Bahnhofes.

Als Kaiser Wilhelm II. (1859–1941) im Juni 1895 nach Hamburg reiste, war der Dammtorbahnhof reich geschmückt. Der „Hamburgische Correspondent“ berichtete am 20. Juni 1895 über den Staatsbesuch: „Die breite Terrasse mit der bequemen Treppe leitet aus einem wundervollen Blumenparquet zu dem Empfangssaal, der in seinen schönen Verhältnissen und mit seinem noblen Figurenfries ein wahrhaft vornehmer Raum ist. Schöne Teppiche waren hinein-



Der 1866 eröffnete alte Dammtorbahnhof auf dem Platz des heutigen CinemaxX-Kinos. 1903 wurde das Bahnhofsgebäude abgerissen. Photo von 1890.

gelegt, und einige Divans hoben die Behaglichkeit und charakterisierten den Saal als den Punkt kurzen Verweilens für die Begrüßung der ankommenden Gäste.“⁴⁰¹) Und weiter heißt es im „Hamburgischen Correspondenten“: „Unruhe und gespannte Erwartung unter den ca. 175 Vertretern der in- und ausländischen Presse steigerten sich, als die Ankunftszeit näherrückte, die Delegation des Senats, bestehend aus den beiden Präsidenten und sechs Senatoren (aber ohne die drei Damen) sich eingefunden hatte, kurz vorher der Bruder des Kaisers Prinz Heinrich [1862–1929], zur Begrüßung eingetroffen war, und auch der preußische Bundesratsbevollmächtigte [Alfred] v. Kiderlen-Wächter [1852–1912] sich an der Rampe bereitstellte.“⁴⁰²)

Nachdem der Zug in den Bahnhof eingerollt war, verließ der Kaiser „in der Uniform der Gardes du Corps mit blinkendem Stahlhelm und silbernem fliegendem Adler, geschmückt mit einem breiten rothweiß-rothen Ordensbande, (...) elastischen Schrittes seinen Wagen und wandte sich mit herzlicher Freundlichkeit zu Herrn Bürgermeister Dr. [Johannes Christian Eugen] Lehmann [1826–1901], der ihn ehrfurchtsvoll bewillkommnete (...). Unterdeß waren die vier ältesten Prinzen, in weißem Flanell-Matrosenanzug gekleidet, dem Wagen entstiegen und reichten ihrem Oheim, den Herren Bürgermeistern und Senatoren sowie den Herren Officieren, die mit dem commandirenden General des IX. Armeecorps [in Altona], Grafen [Alfred] Waldersee [1832–1904], zur Begrüßung erschienen waren, die Hand.“⁴⁰³)

„Im Gefolge des Kaisers befanden sich außer dem Oberhofmarschall [August] Graf Eulenburg [1838–1921] fast nur Armee- und Marineoffiziere (...); Gäste und Gastgeber wurden bei einem kurzen Aufenthalt im Pavillon miteinander bekannt gemacht, bevor die publikumswirksame militärische Begrüßung vonstatten ging: Graf Waldersee überreichte den Rapport der auf der großen Rasenfläche vor dem Bahnhof angetretenen Ehrenkompanie des 76. Infanterieregiments, der Kaiser schritt mit Bür-

401 Hamburgischer Correspondent, Nr. 422, 20.6. 1895. Zit. nach: Tobias von Elsner: Das Hamburger und das Wilhelmische Deutschland. Anpassung und Integration des Hamburger

Bürgertums im Spiegel öffentlicher Festkultur 1871-1914. Dissertation. Frankfurt a. M. 1991, S. 292 ff.

402 ebenda.

403 ebenda.

germeister Lehmann die Front ab (...). In wohlgeordneter Reihenfolge wurden die bereitgestellten vierspännigen Wagen bestiegen (...) und, einer Triumphfahrt vergleichbar, bewegte sich der Zug durch die Innenstadt nach den St. Pauli Landungsbrücken zum Aviso Kaiseradler. An der Esplanade bildete eine Abteilung des Husarenregiments Nr. 15 und eine Abteilung des Artillerieregiments Nr. 24 Spalier, doch im weiteren Verlauf bestimmten die ‚lebhaften Ovationen‘ der dicht gedrängt die Straßen säumenden Bevölkerung die Atmosphäre des Empfangs. (...)

Die Festkommission des Senats hatte beschlossen, dass an der Fahrtstrecke Tausende von Schulkindern dem Kaiser zuzubeln sollten. Sie war dabei (...) auf scharfe Kritik der Sozialdemokraten gestoßen: ‚Eltern hütet Eure Kinder!‘, hatte das Hamburger Echo [siehe zum „Hamburger Echo“ S. 259] gewarnt, dagegen protestiert, dass die ‚Kinder der Volksschulen als Staffage am ‚Kaisertage‘ benutzt werden‘ [Hamburger Echo, Nr. 138, 16.6.1895] und auf die gesundheitlichen Gefahren stundenlangen Stehens in praller Sonne oder im Regen hingewiesen“,⁴⁰⁴ schreibt Tobias von Elsner in seiner Dissertation über das „Hamburger und das Wilhelminische Deutschland“. 1903 wurde das Bahnhofsgebäude abgerissen und durch den wenige Schritte entfernt liegenden „neuen“ Dammtorbahnhof ersetzt.



Das CinemaxX-Kino. PHOTO: MARINA BRUSE

„CinemaxX-Kino“

Nachdem auf dem ehemaligen Gelände des ersten Dammtorbahnhofes einige gastronomische Gebäude gestanden hatten, wurde 1996 an dieser Stelle das „CinemaxX-Kino“ eröffnet. Es hat 2728 Plätze in acht Sälen und einen Premiersaal für 1001 Besuche und war damit der größte Kinobau in Deutschland seit den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts.

Das Kino gehört zu den 37 Multiplex-Kinos der Marken „CinemaxX“ und „MaxX“. 2009 begann das „CinemaxX-Kino“ mit dem Einbau der Technik zum Vorführen von 3D-Filmen.

102. STATION

Edmund-Siemers-Allee

Benannt 1907 „nach dem Stifter des hier 1909/11 errichteten Universitätsvorlesungsgebäudes sowie zahlreicher anderer Bauten und des sonst hochverdienten Kaufmanns Edmund J. A. Siemers (1840–1918)“.⁴⁰⁵

Neuer Dammtorbahnhof (Standort: seit 1903)

Im Zuge des Ausbaus der „Hamburg-Altonaer Verbindungsbahn“ wurde das Gebäude des „alten“ Dammtorbahnhofs (siehe S. 289) ersetzt durch den noch heute bestehenden Jugendstil-Hallenbau auf dem Bahndamm. Am 7. Juni 1903 wurde der „neue“ Dammtorbahnhof eröffnet. „Das repräsentative Gebäude diente als Empfangsbahnhof der Staatsgäste und erhielt den Beinamen ‚Kaiserbahnhof‘.“⁴⁰⁶

Der nach Plänen von Ernst Moeller (1858–1936) errichtete Bahnhof hat eine Länge von 112 Metern, eine Breite von 25 Metern und eine Höhe von 23,5 Metern. Zwischen 1999 und 2002 wurde er aufwändig restauriert.

⁴⁰⁴ Tobias von Elsner, a. a. O., S. 292 ff.

⁴⁰⁵ Horst Beckershaus: Die Hamburger Straßennamen. Woher sie kommen und was sie bedeuten. Hamburg 1997, S. 88.

⁴⁰⁶ Franklin Kopitzsch, Daniel Tilgner (Hrsg.): Hamburg Lexikon. Hamburg 1998, S. 117.

Der 1903 eröffnete neue Dammtorbahnhof, wenige Schritte entfernt vom ehemaligen Standort des alten Dammtorbahnhofes.

PHOTO: MARINA BRUSE



103. STATION

Dag-Hammarskjöld-Platz

Benannt 1962 nach dem im Kongo tödlich verunglückten langjährigen UNO-Generalsekretär Dag Hammarskjöld (29.7.1905–18.9.1961).

Der Platz befindet sich an der Südwestseite des Dammtorbahnhofes zum alten Botanischen Garten hin. Ebenso wurde die Brücke, die von dort zum Eingang der U-Bahnstation Stephansplatz und zum Gustav-Mahler-Park (siehe S. 287) führt, nach dem UNO-Generalsekretär benannt.

Dag Hjalmar Agne Carl Hammarskjöld war der jüngste von vier Söhnen des schwedischen Premierministers Hjalmar Hammarskjöld (1862-1953). Nach seinem Studium der Rechtswissenschaften, Philosophie und Wirtschaftswissenschaften habilitierte er, war dann von 1936 bis 1945 Staatssekretär im schwedischen Finanzministerium, von 1941 bis 1948 Präsident des schwedischen Reichsbankdirektoriums, 1949 Unterstaatssekretär im Außenministerium, von 1951 bis 1953 stellvertretender Außenminister und von 1953 bis 1961 Generalsekretär der Vereinten Nationen.

1954 gelang es dem Parteilosen nach Gesprächen in Peking, amerikanische Kriegsgefangene des Koreakrieges freizubekommen. Als zwei Jahre später, 1956, die Gefahr eines erneuten Weltkriegs wegen des Konflikts um den Suezkanal bestand, gelang es Hammarskjöld innerhalb von 48 Stunden, eine internationale Friedens- und Polizeitruppe zu schaffen und mit ihr den Konflikt zu entspannen. Dag Hammarskjöld starb bei einem ungeklärten Absturz seines UN-Flugzeuges in den Kongo.

104. STATION

Dammtordamm 2

Polizeiwachgebäude (Standort: seit 1879)

„Die letzte Spur des Dammtors ist das Polizeiwachgebäude, das dort [am Dammtordamm 2] 1879 errichtet wurde. Es bewachte den Verkehr zwischen der Innenstadt und den vornehmen Stadtteilen Rotterbaum und Harvestehude.“⁴⁰⁷ 1972 wurde das Gebäude unter Denkmalschutz gestellt. Heute wird es für gastronomische Zwecke genutzt.



Das ehemalige Polizeiwachgebäude am Dammtor.

PHOTO: MARINA BRUSE

105. STATION

Dammtordamm

So genanntes 76er Denkmal (Standort: seit 1936); Gegendenkmal zum so genannten 76er Denkmal (Standort: seit 1985)

Das so genannte 76er Denkmal

Zwischen Stephansplatz und Dammtorbahnhof steht seit 1936 das so genannte 76er Denkmal: „Ein sieben Meter hoher Block aus Muschelkalk, entworfen von dem Bildhauer Richard Kuöhl [1880–1961], wurde auf Initiative ehemaliger Angehöriger des Infanterie-Regiments 76 errichtet. Um den Block läuft ein Relief von 88 lebensgroßen Soldaten, die in den Krieg marschieren. Die Inschrift lautet: ‚Deutschland muss leben und wenn wir sterben müssen.‘ Obwohl dieses Denkmal in Vorbereitung eines neuen Weltkrieges entstand und nicht an gefallene Soldaten erinnert, wurde es von der britischen Militärregierung nach 1945 nicht wie andere NS-Denkmäler abgetragen.

Im Laufe der 1970er Jahre wurde die öffentliche Kritik am Denkmal immer lauter, und Anfang der 1980er Jahre schrieb der Senat einen Wettbewerb zur ‚künstlerischen Umgestaltung der Denkmalsanlage‘ aus. 1983 wurde schließlich der Entwurf eines

vierteiligen Gegendenkmals des Wiener Bildhauers Alfred Hrdlicka (1928–2009) zur Ausführung bestimmt.“⁴⁰⁸

Das so genannte 76er Denkmal wurde in den letzten 30 Jahren immer wieder mit Farbbeuteln beworfen und beschmiert. So hieß es am 26. Juni 1981 in einem Artikel des „Hamburger Abendblattes“: „Die Hamburger werden sich daran gewöhnen müssen: Das Ehrenmal für die Toten des Infanterie-Regiments 76 am Stephansplatz bleibt vorläufig mit Farbe beschmiert – dem Bezirksamt Hamburg-Mitte fehlt das



Das so genannte 76er Denkmal, 1936 entworfen von Richard Kuöhl auf Initiative ehemaliger Angehöriger des Infanterie-Regiments 76. Um den Block läuft ein Relief von 88 lebensgroßen Soldaten, die in den Krieg ziehen. Die Inschrift lautet: „Deutschland muss leben und wenn wir sterben müssen“. PHOTO: MARINA BRUSE

407 Hermann Hipp: Freie und Hansestadt Hamburg. DuMont Kunst-Reiseführer. 2. Aufl. Köln 1990, S. 210.

408 Detlef Garbe, Kerstin Klingel: Gedenkstätten in Hamburg. Ein Wegwei-

ser zu Stätten der Erinnerung an die Jahre 1933 bis 1945. Hrsg. von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme und der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg. Hamburg 2008, S. 81.

Geld zur Reinigung. Um die Farbe von dem umstrittenen Denkmal fachgerecht zu entfernen, müssten nach Schätzungen von Fachleuten weit mehr als 10 000 Mark hingebältert werden.

Unbekannte hatten das Ehrenmal im Verlauf der großen Kirchentags-Friedensdemonstration am Sonnabend mit Farbbeuteln beworfen und versucht, die heftig kritisierte Inschrift: ‚Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen‘ mit Hammer und Meißel zu zerstören. (...)

Der (...) Steinklotz war schon häufig ein Stein des Anstoßes. SPD-Politiker sahen in der Inschrift, die der Arbeiterdichter Heinrich Lersch [1889–1936] 1914 unter dem Eindruck des Kriegsausbruchs formuliert hatte, eine Gefährdung des Rufs der Stadt: Ausländische Gäste könnten den Satz missverstehen und sich ein falsches Bild von dem heutigen Deutschland machen.

Manche Hamburger bringen ihre Ablehnung dem Ehrenmal gegenüber zum Ausdruck, indem sie kiloweise Farbe auf dem Monument verteilen, kaum dass es gereinigt ist.“⁴⁰⁹⁾

1999 wurden alle Stiefel der Soldaten abwechselnd rot und grün gefärbt. Wahrscheinlich wollte man damit die Beteiligung Deutschlands am Kosovo-Krieg unter der damaligen rot-grünen Koalitionsregierung kritisieren.

Das Gegendenkmal

„Der erste Teil des Gegendenkmals von Alfred Hrdlicka wurde am 8. Mai 1985 eingeweiht und trägt den Namen ‚Hamburger Feuersturm‘: Eine Wand aus Bronze, unregelmäßig und nach oben immer brüchiger werdend, mit herausgearbeiteten brechenden Balken und verbrannten Leichen aus Bronze und Marmor. Die Einweihung des zweiten Teils ‚Fluchtgruppe Cap Arcona‘ fand am 29. September 1986 statt: Dieser aus Marmor gearbeitete Teil zeigt eine Menschengruppe, die von einer großen Welle erfasst wird. Er erinnert an 7000 KZ-Häftlinge aus Neuen-gamme, die nach der Lagerräumung von der SS auf Schiffe, darunter die ‚Cap Arcona‘, verbracht wurden und bei der irrümlichen Versenkung durch britische Bomber in der Lübecker Bucht am 3. Mai 1945 den Tod fanden.

Auf Grund hoher Herstellungskosten war das vorgesehene Budget für das Gegendenkmal bereits nach der Vollendung der ersten beiden Teile aufgebraucht. Die beiden geplanten Teile ‚Soldatentod‘ und ‚Frauenbild im Faschismus‘ kamen nicht zur Ausführung.“⁴¹⁰⁾

Am Gegendenkmal finden häufig von verschiedenen Organisationen durchgeführte Kundgebungen statt, so z. B. auch Auftaktveranstaltungen zum jährlichen Antikriegstag am 1. September.



Das Gegendenkmal zum so genannten 76er Denkmal, geschaffen von Alfred Hrdlicka.

PHOTO: MARINA BRUSE

409 Manfred von Thien. Zit. aus: Erik Verg: Vierzig Jahre Hamburger Abendblatt. Hamburg 1988, S. 306.

410 Detlef Garbe, Kerstin Klingel, a. a. O., S. 81.

106. STATION

Gorch-Fock-Wall 11

Der Gorch-Fock-Wall wurde 1879 unter dem Namen Ringstraße angelegt und erhielt 1925 nach dem Tod des ersten deutschen Reichspräsidenten (1871–1925) den Namen Friedrich-Ebert-Straße. 1933 gaben ihr die Nationalsozialisten den Namen Gorch-Fock-Wall, benannt nach dem Finkenwerder Heimatdichter Gorch Fock (Johann Kinau, 1880–1916).

Die Straße wurde „zum Standort der Institutionen und Bauten, die nach der Gründung des Kaiserreichs 1871 in Hamburg notwendig wurden. Die städtebauliche Fernbeziehung dieser Reichsfolgebauten am Wallring – gemeinsam mit der Speicherstadt – zum Rathaus, das gleichzeitig im Herzen der Stadt als Manifestation hamburgischer Eigenstaatlichkeit entstand, vergegenwärtigt im gründerzeitlichen Stadtbild das Verhältnis Hamburgs zum Reich.“⁴¹¹⁾

Zu diesem Ensemble von Bauten, die für das Kaiserreich von Bedeutung waren, zählen auch die Gebäude der Oberpostdirektion und des Telegraphenamtes, die ebenfalls mit einem Teil ihrer Hausfronten am Gorch-Fock-Wall stehen (siehe zu diesen Bauten S. 117).

Ehemalige Generalzolldirektion (Standort: seit 1893)

Das dreigeschossige Gebäude wurde zwischen 1891 und 1893 nach Plänen des Baudirektors Carl Johann Christian Zimmermann (1831–1911) erbaut, im Krieg teilzerstört und zwischen 1946 und 1948 verändert ausgebaut.

Bis zum Übergang des 1871 gegründeten Deutschen Reiches zur Schutzzollpolitik betrieb Hamburg eine selbstständige Zoll- und Handelspolitik. Doch nun sah die Sache anders aus: „Hamburg konnte nicht Teil des Reiches sein und zugleich Zollausland und Freihandelszone bleiben. Durch die 1881 geschlossenen und 1888 vollzogenen Vereinbarungen mit dem Deutschen Reich lag der hbg. Staat nun in dessen Zollgebiet, wobei mit dem Freihafen ein zollfreies Areal geschaffen wurde.“⁴¹²⁾ Dieser Sonderstatus Hamburgs zeigt sich an dem im Neorenaissancestil erbauten palastartigen Gebäude der Generalzolldirektion. „Den Stolz“ der Hamburger auf ihre eigene Zollverwaltung im Freihafen „drückt der Tempelgiebel mit

dem Hamburger Wappen an diesem Dienstgebäude des Reichsbevollmächtigten für Zölle und Steuern aus.“⁴¹³⁾

Heute befindet sich hier das Finanzamt für Verkehrssteuer und Grundbesitz.

Der Gorch-Fock-Wall, als er noch „Ringstraße“ hieß, vom Stephansplatz aus gesehen. Angelegt wurde die Straße im Jahre 1879.

STAATSARCHIV HAMBURG



411 Hermann Hipp: Freie und Hansestadt Hamburg. DuMont Kunst-Reiseführer. 2. Aufl. Köln 1919, S. 210.

412 Franklin Kopitzsch, Daniel Tilgner (Hrsg.): Hamburg Lexikon.

Hamburg 1998, S. 538.

413 Hermann Hipp, a. a. O., S. 210.



Gorch-Fock-Wall 11: Haus der ehemaligen Generalzolldirektion, erbaut 1893. PHOTO: JÜRGEN BRÖMME

107. STATION

Gorch-Fock-Wall 15–17

Ehemaliges Dienstgebäude der „Behörde für das Versicherungswesen“ (Standort: seit 1895); „Hygienisches Institut“ (Standort: 1930–1986); heute hier Sitz der „Generalstaatsanwaltschaft“

Nachdem 1884 die Hamburgische Krankenversicherungsbehörde und 1891 die Invaliditätsversicherung gegründet worden waren, wurde 1894/95 am heutigen Gorch-Fock-Wall das Dienstgebäude der „Behörde für das Versicherungswesen“ erbaut, welches 1906 erweitert wurde.

„Die Einführung der Sozialversicherungspflicht im Kaiserreich dokumentiert das Dienstgebäude Gorch-Fock-Wall 15–17, das sich mit seiner zurückhaltenden Backsteinarchitektur ostentativ von den Werkstättenpalästen in seiner Nachbarschaft abhebt und somit gestalterisch wieder den freiwilligen karitativen Einrichtungen zugeordnet wird – z. B. Stifte oder Heime –, von denen [Otto von] Bismarck [1815–1898] die Sozialfürsorge mit seiner Reform ja gerade emanzipieren wollte.“⁴¹⁴

1930 zogen in das Gebäude Teile des „Hygienischen Instituts“ ein, nachdem aus dessen 1899 unter den Geschehnissen der Cholera (1892) erbautem Gebäude an der Jungiusstraße aus Platzgründen einige Abteilungen woanders untergebracht werden mussten. So wurden die Abteilungen „Serologie“ und „Gewerbehygiene“ in das Gebäude der „Behörde für das Versicherungswesen“ am Gorch-Fock-Wall ausgelagert und in den folgenden Jahren einige Räume im Parterre für den Unterricht der Studentinnen und Studenten umgewandelt. Nach im Jahre 1932 erfolgten Umbauarbeiten zogen auch die Direktorialabteilung und die „Sammlung hygienischen



Gorch-Fock-Wall 15–17: Ehemaliges Dienstgebäude der „Behörde für das Versicherungswesen“, erbaut 1895.

PHOTO: MARINA BRUSE

414 Ralf Lange: Architekturführer
Hamburg, Stuttgart 1995.



Anschauungsmaterials“ des Institutsdirektors Rudolf Otto Neumann (1868–1952) an den Gorch-Fock-Wall 15–17.

Über die Arbeit am „Hygienischen Institut“ in der NS-Zeit heißt es in der Dissertation von Ralph Bojar aus dem Jahre 1987: „Trotz aller äußeren Zwänge fand aber gerade ein damals aktueller Bereich der am Gorch-Fock-Wall vertretenen Wissenschaft, die Rassenhygiene, bei R. O. Neumann keine Gegenliebe.“⁴¹⁵)

1935 trat der damalige Direktor des „Hygienischen Instituts“ Rudolf Otto Neumann von seinem Amt zurück, musste aber noch bis 1937 das Institut kommissarisch leiten, bis sein Wunschnachfolger Karl Süpfle (1880–1942) die Nachfolge antreten konnte. Süpfle, der kein Mitglied der NSDAP war, wurde zu Beginn des Krieges als Hygiene-Berater eines Truppenverbandes in den Krieg geschickt und 1942 bei Stalingrad getötet.

Neumann hatte ihn zu vertreten. Im Juni 1943 wurde die jüdische Mitarbeiterin Frau Welker ins KZ Theresienstadt deportiert. Im Oktober desselben Jahres

Zwischen 1930 und 1986 hatte das „Hygienische Institut“ im ehemaligen Gebäude der „Behörde für das Versicherungswesen“ Räumlichkeiten, so z. B. den Kursraum. Aufnahme aus den 30er Jahren des 20. Jh., aus: Ralph Bojar: Das Hygienische Institut der Freien und Hansestadt Hamburg. Hamburg 1987.

übernahm das SS-Mitglied Prof. Dr. Horst Habs (1902–1987) die Leitung des Instituts.

Im Juli 1944 zerstörten Bomben einen Teil des Gebäudes an der Jungiusstraße, so dass die Tätigkeit am Institut fast ganz eingestellt werden musste. 1946 zogen dann auch die bis dahin an der Jungiusstraße noch verbliebenen Institutsabteilungen an den Gorch-Fock-Wall. Das Haus an der Jungiusstraße wurde später abgerissen.

In den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde das „Hygienische Institut“ in vier Anstalten gegliedert: Lehranstalt für Allgemeine und Soziale Hygiene, Medizinaluntersuchungsanstalt, Chemische- und Lebensmitteluntersuchungsanstalt, Untersuchung für Städtehygiene. 1971 erfolgte eine weitere Neugliederung: Anstalt für Hygiene, Medizinaluntersuchungsanstalt, Chemische- und Lebensmitteluntersuchungsanstalt, Zentralinstitut für Arbeitsmedizin.

Als in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts das Gebäude am Gorch-Fock-Wall renovierungsbedürftig wurde und eine Renovierung zur Labornutzung zu teuer gekommen wäre, entschloss sich der Senat, das ehemalige Kinderkrankenhaus Rothenburgsort als neuen Standort für das „Institut für Hygiene und Umwelt“ (so die Bezeichnung seit 2003) umzubauen. Im Februar 1986 bezog das Institut die neuen Räumlichkeiten.

108. STATION

Wallanlagen

(Standort: seit 17. Jh.)

Gegenüber den Gebäuden Gorch-Fock-Wall 11–17 befindet sich ein Teil der Wallanlagen. Sie entstan-

den aus der 1240 erbauten Befestigungsmauer, die damals die gesamte Hamburger Alt- und Neustadt umfasste.

Im Laufe der nächsten Jahrhunderte wurden die Wall- und Bastionsanlagen in Folge veränderter Kriegstechnik aufwändiger gebaut: „Aus dem schmalen Mauer- und Grabengürtel wurde eine breite Umbauung mit gewaltigen militärischen Anlagen. (...)“

⁴¹⁵ Ralph Bojar: Das Hygienische Institut der Freien und Hansestadt Hamburg. Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors der Zahnmedizin am Fachbereich Medizin der Universi-

tät Hamburg. Hamburg 1987, S. 126.

Nach der Reformation und der Erstarkung der Territorialfürsten war die Bedrohung noch stärker geworden und wurde es dann im 16. und 17. Jahrhundert mit dem Dreißigjährigen Krieg noch mehr. Die Städte, die sich keine starke Befestigung bauen und finanzieren konnten, verloren ihre Selbstständigkeit. (...) Nur Bremen und Lübeck hatten wie Hamburg eine Befestigung, mit der sie überstehen konnten. Zu den Besonderheiten, die der gemeinsame Befestigungsarchitekt Johan van Valckenburg [1575–1625] in Hamburg und Bremen anlegte, gehörte das noch unbebaute Gebiet einer Neustadt, die er in die Bastionsbefestigung von 1625 einbezog.⁴¹⁶

Ein sechs bis neun Meter hoher Wallring mit 22 kanonenbespickten Bastionen wurde um die Stadt gezogen. Nur beim Hafen lief der Wall flach ab. Dem Wall vorgelagert waren tiefe und breite Wassergräben. Auf dem Wallring patrouillierten Wachen.

Auf der Strecke des heutigen Gorch-Fock-Walls gab es drei von elf Bastionen mit Namen: Joachimus; Ulricus und Rudolphus.

Im Zuge einer modernen Stadtentwicklung wurde nach 1814 der Wallgraben an den Torausfahrten Millerntor, Dammtor und Steintor zugeschüttet und breite Ausfallstraßen wurden angelegt. Die engen Festungstore wurden durch pfeilerbegrenzte Durchfahrten, an deren Seiten ein Torhäuschen stand, er-

setzt. Ab 1819 wurden dann die „Bollwerke abgetragen und Ecken und Winkel der Wälle und Gräben abgerundet und ausgefüllt. Die gesamte Anlage wurde zu einem Ring von Alleen um die Altstadt, denen die Bastionen, wie natürliche begrünte Hügel mit englischen Anlagen hergerichtet wurden, und der ehemalige Graben wie ein gewundenes Wasserbecken vorgelagert waren.

Der zu einem Park umgewandelte Festungsgürtel selbst wurde zunächst Standort verschiedener Freizeiteinrichtungen, etwa (...) eines botanischen Gartens mit Baumschule am Dammtor [siehe S. 298] (...). Der Ring der Alleen wurde zu einem Straßen- und Verkehrszug, der vom Millerntor mit Holstenwall, Gorch-Fock-Wall, Esplanade, Lombardsbrücke, Glockengießerwall, Steintorwall, Klosterwall bis zum Deichtorplatz noch heute erhalten (...) ist“⁴¹⁷ schreibt der ehemalige Senatsdirektor der Kulturbehörde Hamburg Volker Plagemann in seinem Buch „Die Kunst in Hamburg von der Aufklärung in die Moderne“.

Die drei oben genannten Bastionen blieben noch bis zur Aufhebung der Torsperre mit Bürgermilitär besetzt – die Ulricus-Wache noch bis 1878. Danach wurde der Wall zwischen Damm- und Holstentor abgetragen und die Ringstraße (heute: Gorch-Fock-Wall) errichtet.



Die Wallanlagen. Ansicht des Dammtorwalles vom Botanischen Garten. STAATSARCHIV HAMBURG

416 Volker Plagemann: Entfestigung und Stadtplanung der „weißen“ Stadt. In: Volker Plagemann (Hrsg.): Die Kunst in Hamburg von der Aufklärung in die Moderne. Hamburg 2002, S. 76 ff.

417 Volker Plagemann, a. a. O., S. 81 f.

109. STATION

Wallanlagen

„Alter Botanischer Garten“ (Standort: seit 1821)

Am Eingang (vom Dammtorbahnhof kommend) trifft man im 25 ha großen „Alten Botanischen Garten“ auf eine große alte Platane. Eine Tafel erinnert an den Gründer und ersten Direktor des Gartens, Professor Johann Lehmann (1792–1860), seit 1818 Professor der Physik und Naturgeschichte am „Akademischen Gymnasium“.

Die Errichtung des „Botanischen Gartens“ war seine Privatinitiative gewesen und sollte ursprünglich wissenschaftlichen Zwecken dienen. Doch der 1821 nach der Abtragung des Festungswalles beim Dammtor angelegte „Botanische Garten“ wurde bald ein beliebter Erholungsort für die Hamburgerinnen und Hamburger.

Im Mai 1833 wurde der Garten von der Stadt Hamburg übernommen und der Schulbehörde unterstellt (ab 1919 mit der Gründung der Universität Hamburg dann dieser zugeordnet). Der „Botanische Garten“ wurde zu einem Staatsinstitut und Prof. Lehmann zum Direktor ernannt. Der Garten diente auch als Lehranstalt zur Ausbildung von Gärtnern, und es wurden zu einem kostengünstigen Preis Pflanzendoubletten verkauft. Dieser Pflanzenhandel musste allerdings 1867 aufgegeben werden, weil die freien Gärtner gegen die staatliche Konkurrenz protestiert hatten. Die sich daraus ergebenden Einnahmeverluste für den „Botanischen Garten“ mussten die Steuerzahler übernehmen, indem die staatlichen Mittel für den „Botanischen Garten“ entsprechend erhöht wurden. Dieser notwendigen Erhöhung stimmte die Hamburgische Bürgerschaft damals nur sehr zögerlich zu.

Über die Anlage des „Botanischen Gartens“ schrieb 1848 der Zeitgenosse F. G. Buek: „Durch die reizen-



Botanischer Garten und das Gebäude der Oberpostdirektion, Ende des 19. Jh. Gleich hinter der ehemaligen Oberpostdirektion befindet sich heute der Infoladen der Landeszentrale für politische Bildung und des Jugendinformationszentrums. STAATSARCHIV HAMBURG

den Wallanlagen, fortschlendernd begrüßen wir von dort aus schon eine wissenschaftliche Anstalt, den botanischen Garten, den wir vom Dammtor aus betreten, da wir zu dem anständigen Publicum gehören, welchem vom 6 Uhr Morgens bis zur Thor-sperre, also bis zum Abendwerden, der Eintritt ohne Weiteres gestattet ist. Der Garten cultivirt jetzt etwa 14 000 Pflanzenarbeiten (...). In den vielbesuchten, reizenden Baum- und Blumengängen ist eine Stelle, (...) die uns einen Blick auf den Stadtgraben und die Esplanade eröffnet.“⁴¹⁸⁾

Heute befinden sich im „Alten Botanischen Garten“ z. B. Mittelmeerrassen und Tropenschauhäuser, die zur Internationalen Gartenbauausstellung 1963 angelegt wurden.

Verlässt man den „Alten Botanischen Gartens“ zum Stephansplatz hin, kann man noch ein Stück des alten Wallgrabens bewundern. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der größte Teil des Wallgrabens mit Schuttmassen aufgefüllt. Es verblieb nur ein kleines Stück des Grabens zwischen Jungiusstraße und Stephansplatz.



Eingang/Ausgang des Botanischen Gartens Ende des 19. Jh. Nach einem Besuch im Infoladen der Landeszentrale für politische Bildung und des Jugendinformationszentrums bietet der nur wenige Schritte entfernt liegende Alte Botanische Garten eine Oase der Ruhe, um in den aus dem Infoladen mitgenommenen Publikationen zu stöbern und sich mit einem Imbiss zu stärken. STAATSARCHIV HAMBURG

– Ende –



418 F. G. Buek: Hamburg und seine Umgebungen im 19. Jh. Hamburg 1844.

Adressregister

- ABC-Straße Nr. 55, 202–203
 Bäckerbreitergang Nr. 7, 133
 Bäckerbreitergang Nr. 49–58,
 161–163, 154, 159
 Büschstraße, 209–210
 Büschstraße Nr. 9, 210
 Caffamacherreihe, 170–173
 Caffamacherreihe Nr. 37/39 und
 43–49, 165
 Colonnaden Nr. 5, 233–234
 Colonnaden Nr. 11, 234–235
 Colonnaden Nr. 15, 252
 Colonnaden Nr. 17/19, 211–219
 Colonnaden Nr. 25/27/Ecke
 Büschstraße, 236
 Colonnaden Nr. 40a, 235
 Colonnaden Nr. 47, 237–239
 Colonnaden Nr. 49, 182
 Colonnaden Nr. 104, 239–240
 Dag-Hammarskjöld-Platz, 291
 Dammtordamm, 289–290,
 292–293
 Dammtordamm Nr. 2, 292
 Dammtorstraße Nr. 1/Ecke Va-
 lentinskamp, 78–81
 Dammtorstraße 1/Ecke
 Drehbahn, 61
 Dammtorstraße Nr. 12, 59–60
 Dammtorstraße Nr. 13, 56–57,
 170
 Dammtorstraße Nr. 14, 23–55
 Dammtorstraße Nr. 20, 110–111
 Dammtorstraße Nr. 25, 104–110
 Dammtorstraße Nr. 27, 102–104
 Dammtorstraße Nr. 28, 86–102,
 218
 Dammtorstraße Nr. 30, 83–85
 Dammtorstraße Nr. 32, 195
 Dammtorstraße Nr. 35, 83
 Dammtorstraße Nr. 36, S. 81–82
 Dammtorstraße Nr. 40, 81
 Dammtorstraße/Riemanns Platz,
 111–112
 Dammtorwall Nr. 1, 121–122
 Dammtorwall Nr. 7, 123–124
 Dammtorwall Nr. 9–13/Ecke
 Caffamacherreihe, 125–126
 Dammtorwall Nr. 11, 126–127
 Dammtorwall Nr. 15, 135–139
 Dammtorwall Nr. 41, 127–129
 Dammtorwall vor Hausnummer
 46, 140
 Dragonerstell Nr. 11, 160–161
 Dragonerstell Nr. 13, 159–160
 Dragonerstell Nr. 14, 151–153
 Drehbahn Nr. 3–5, 62–67, 175
 Drehbahn Nr. 7, 67–70
 Drehbahn Nr. 11, 70–71
 Drehbahn Nr. 36–39, 71–72
 Drehbahn Nr. 36, 72–78
 Edmund-Siemers-Allee, 290–291
 Esplanade Nr. 3, 270–271
 Esplanade Nr. 6, 271–273
 Esplanade Nr. 11, 258, 273–274
 Esplanade Nr. 12, 258
 Esplanade Nr. 14,15,16, 274–277
 Esplanade Nr. 23, 277–278
 Esplanade Nr. 32–36, 278
 Esplanade Nr. 37, 283–284
 Esplanade Nr. 39, 284–285
 Fehlandtstraße Nr. 11–19,
 259–262
 Fehlandtstraße Nr. 26–30,
 257–258
 Fehlandtstraße Nr. 40, 255–257
 Fürstenplatz, 134–135
 Gänsemarkt, 183–202, 204–210,
 211–221
 Gänsemarkt Nr. 21/23, 195–202
 Gänsemarkt/Büschstraße,
 209–210
 Gänsemarkt Nr. 36, 188–194
 Gänsemarkt Nr. 35, 194
 Gänsemarkt Nr. 40, 188
 Gänsemarkt Nr. 44, 204
 Gänsemarkt Nr. 45, 205–209
 Gänsemarkt Nr. 50, 221–227
 Gänsemarkt Nr. 53/55, 220–221
 Gänsemarkt Nr. 62, 255
 Gänsemarkt Nr. 66–69, 211–219
 Gänsemarkt Nr. 71–74, 219
 Gorch-Fock-Wall Nr. 11, 294
 Gorch-Fock-Wall Nr. 15–17,
 295–296
 Große Theaterstraße Nr. 10, 249
 Große Theaterstraße Nr. 22,
 249–251
 Große Theaterstraße Nr. 23, 251
 Große Theaterstraße Nr. 32,
 252–253
 Große Theaterstraße Nr. 33, 254
 Große Theaterstraße Nr. 34/35,
 254–255
 Große Theaterstraße Nr. 41,
 247–248
 Große Theaterstraße Nr. 42/43,
 245
 Große Theaterstraße Nr. 44/45,
 245–247, 260
 Gustav-Mahler-Park, 287–288,
 289
 Hans-Grahl-Weg, 285–287
 Johannes-Brahms-Platz, 141–146
 Johannes-Brahms-Platz Nr. 1,
 146–151, 267
 Jungfernstieg/Ecke Neuer
 Jungfernstieg, 227
 Jungfernstieg Nr. 50, 221–227
 Kalkhof, 205
 Neuer Jungfernstieg Nr. 1,
 228–232
 Neuer Jungfernstieg Nr. 2, 255
 Neuer Jungfernstieg Nr. 11,
 240–242
 Neuer Jungfernstieg Nr. 16, 228
 Neuer Jungfernstieg Nr. 19 (18),
 262–266
 Neuer Jungfernstieg Nr. 20,
 266–267
 Neuer Jungfernstieg Nr. 21,

267–270
 Schier's Passage, 156
 Speckstraße Nr. 60, 134
 Speckstraße Nr. 83–87, 157
 St. Anscharplatz Nr. 1 und 2,
 178–181
 Stephansplatz, 113–114
 Stephansplatz/Dammtordamm,
 115–116
 Stephansplatz Nr. 1, 117–120
 Stephansplatz Nr. 10 /Ecke Es-
 planade, 278–283
 Stephansplatz, Nr. 10–12, 278
 Ulricusstraße, 129–134
 Ulricusstraße Nr. 17, 132 f.
 Ulricusstraße Nr. 91, 134
 Valentinskamp 1 und 2/Ecke
 Dammtorstraße, 182, 188
 Valentinskamp Nr. 28 a/28 b, 157
 Valentinskamp Nr. 30, 165
 Valentinskamp Nr. 32, 157
 Valentinskamp Nr. 35–39, 156
 Valentinskamp Nr. 34 a, 159
 Valentinskamp Nr. 38 und 34,
 155, 169
 Valentinskamp Nr. 40–42, 155,
 156, 164–168
 Valentinskamp Nr. 47, 163
 Valentinskamp Nr. 57, 176–177
 Valentinskamp Nr. 148, 134
 Valentinskamp Nr. 274, 177
 Valentinskamp/Ecke
 Caffamacherreihe, 174–175
 Wallanlagen, 296–299
 Welckerstraße Nr. 6, 57
 Welckerstraße Nr. 8, 58–59

Straßenregister

ABC-Straße, 26, 40, 42, 201–203
 Axel-Springer-Passage, 172
 Bäckerbreitengang, 11, 133,

153–155, 159, 161 f.,
 Büschstraße, 11, 182, 205, 207,
 209 f., 219, 236
 Caffamacherreihe, 11, 72–78,
 125–127, 132, 135 f., 138, 153,
 157, 170–176
 Colonnaden, 11, 14, 21, 90, 182,
 210–219, 222, 233–240, 252,
 277
 Dag-Hammarskjöld-Platz, 291
 Dammtordamm, 11, 13, 90,
 115–121, 160, 287–290,
 292–293
 Dammtorstraße, 11 f., 14, 18–61,
 70, 78–112, 117 f., 121, 123,
 127, 170, 182, 195, 212, 218,
 222, 228, 267, 273
 Dammtorwall, 11 f., 15, 20, 23,
 24, 41, 53, 72–78, 117–129,
 131 f., 134, 135–140, 144, 297
 Dragonerstell, 11, 13, 59, 128,
 140 f., 151–153, 159–161, 169,
 175
 Drehbahn, 11, 13–15, 58, 60–78,
 120, 125–126, 138, 153, 164,
 174 f.
 Edmund-Siemers-Allee, 290–291
 Esplanade, 11–14, 17, 21, 112,
 116, 137, 182, 228, 233, 254,
 258, 267, 270–285, 290, 297,
 299
 Fehlandtstraße, 11, 182, 247,
 255–262, 263, 272–274
 Fürstenplatz, 11, 134 f.
 Gängeviertel, 11 f., 66, 79, 129,
 132, 135–140, 145, 151, 153–
 159, 161, 168 f., 181
 Gänsemarkt, 11–14, 18–21, 73,
 78, 81, 87, 103, 176–178,
 183–210, 211–221, 227, 255
 Gänsemarktviertel, 182
 Gorch-Fock-Wall, 11, 21,
 117–121, 294–297
 Große Theaterstraße, 11 f., 86 f.,

182, 228, 245–255, 259, 260,
 267
 Gustav-Mahler-Park, 11, 90, 285,
 287–289
 Hans-Grahl-Weg, 11, 285–287
 Johannes-Brahms-Platz,
 140–151, 172
 Jungfernstieg, 11 f., 14, 113,
 221–227
 Kalkhof, 11, 18, 86 f., 204 f., 207,
 218, 229, 245
 Kleine Theaterstraße, 11, 86, 182
 Neuer Jungfernstieg, 11 f., 180,
 182, 227–233, 240–242,
 262–270
 Schwiererstraße, 182, 205
 St. Anscharplatz, 81, 178–181,
 264
 Stephansplatz, 11, 15, 18, 20 f.,
 79, 113–121, 188, 227,
 278–283, 291–292, 294, 299
 Riemanns Platz, 111–112
 Ringstraße, siehe Gorch-Fock-
 Wall
 Ulricusstraße, 11, 127, 129–134,
 135
 Valentinskamp, 11–13, 18, 60,
 62, 73, 78–81, 83, 132, 134–
 136, 138 f., 140, 153–157,
 163–169, 174–177, 178–180,
 182, 188, 198, 206
 Wallanlagen, 11, 18, 139,
 296–299
 Welckerstraße, 23, 57, 58,
 59–60, 62
 Wüppermanns Platz, 71 f.
 Wüppermannscher Hof, 71 f.

Sachregister

1848/49er Revolution, 287 f.
 Abteilung „Allgemeine Weiter-

- bildung“, siehe „Allgemeine Weiterbildung“
 Adel, 25, 61, 62, 132f., 134, 211, 212–215, 243–244, 266, 285, 289–290
 Aktuelle Schaubude, 59–60
 Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein, 165
 Allgemeiner Deutscher Frauenverein, 38, 170, 264
 Allgemeine Weiterbildung (Abteilung, Referat), 23, 42 ff., 51–52
 Alsterhalle, 228–232
 Alsterpavillon, 46, 231, 240, 285
 Ampel, 113
 Amt für Weiterbildung, 42 ff.
 Amtsgericht Hamburg, 125f., 188
 Anthroposophie, 250f.
 Antiquitätengeschäft Hecht, 236
 Apollo Saal 63, 64–67, 175
 Apollo Theater, siehe Französisches Theater
 Arbeiter- und Soldatenrat, 105 ff., 206, 241
 Arbeiterbewegung, 51, 68 ff., 105 ff., 165 ff., 170–173, 245 f.
 Arbeiterbildungsvereine, 165 ff.
 Arbeiterkneipen, 12, 169, 170–173
 Arbeiterschaft, 38, 66f., 68 ff., 105 f., 154, 159, 161–162, 165 ff., 170–173, 181, 243–244, 259, 262
 Arbeitsstelle Vielfalt, 126–127
 Arisierung, 81–82
 Arme, 38, 40, 72, 115, 129, 132–133, 161–162, 179, 180, 220, 254
 Auer-Druckerei, 259 f.
 Baret (Jazzklub), 234–235
 Bauzentrum, siehe Teestube im Bauzentrum
 Beatgeneration, 163, 202 f.
 Behörde für das Versicherungswesen, 295 f.
 Behörde für Schule und Berufsbildung, 42 ff.
 Beratungsstelle für Wiedergutmachung, 15, 128–129
 Berlin Krise, 220–221
 BFN (British Forces Network), 143–144
 Bildende Kunst, 13, 81, 157 ff., 181, 225, 236, 254–255 (siehe auch: Kunstausstellungen, Künstlerateliers)
 Bildungsurlaub, 23, 50–51
 Binnenalster, 13, 211, 228, 242–244
 Bischofskanzlei, 14, 274–275
 Böckmann'scher Garten, 211, 228, 229
 Bohème (Bar), 176–177
 Boheme, 13, 81, 181, 272
 Botanischer Garten (Alter), 21, 130, 267, 297, 298–299
 Brahms-Denkmal, 145–146
 Brahms-Kontor, 146–151
 Brahms-Monument, 140
 Branchenorgan für die Filmwirtschaft der britischen Zone, 36
 Brandenburger Tor, 220–221
 Britische Besatzung, 33 f., 81, 109, 143–144, 150, 153, 202, 207, 242, 256, 260, 269, 272–273, 274, 279–280, 292
 „Die Brücke“, 17, 257, 272–273
 Buchhandlung Agentur des Rauhen Hauses, 14, 221–225
 Buchhandlung am Jungfernstieg Anneliese Tuchel, 221 ff.
 Buchhandlung an der Staatsoper, 252–253
 Buchhandlung Auer & Co., 262
 Buchhandlung Conrad Kloss, 14, 222
 Bücherstube Felix Jud, 14, 222, 239–240
 Buek'scher Garten, 211, 267
 Bürgerliche Revolution von 1848/49, 287–288
 Bürgermilitär/Bürgerwache, 183–184
 Bürgerschaft (auch: Wahl; Auseinandersetzungen zwischen Rat und Bürgerschaft), 25 f., 39, 42, 46, 49, 87, 101, 105 f., 114, 115, 130–131, 149, 159, 173, 184, 189, 209, 220, 254, 261, 287, 298
 Bürgertum, 67, 102, 130, 195, 203, 205, 231, 241, 243, 244, 262, 285
 Café L'Arronge, 32, 56–57
 Calvinisten, 258
 ChinemaxX, 207, 289, 290
 Christliche Akademie des Vereins Christlicher Hoteliers, 14, 277
 Christlicher Verein junger Männer, 257 f., 273
 Christliches Hospiz Baseler Hof, 14, 257, 258, 273–274
 Christliches Kellnerheim, 14, 257–258, 259, 273
 Colosseum, 63, 67
 Comödienhaus, 62, 87, 185, 211, 216–219
 Concertsaal Auf dem Kamp, 62, 64, 174–175
 Dammtor, 18, 115–116, 121, 227, 292, 297
 Dammtorbahnhof (alter), 26, 289–289; (neuer) 290–291, 298
 Dammtorhaus, 23–55
 Demonstrationen, 12, 20–23, 114, 136, 153, 155, 158, 184 f., 244
 Denkmal für Friedrich Schiller, 287

- Deutsch-Evangelischer Frauenbund, 254
- Deutsch-reformierte Kirche, 178–179
- Deutsche Angestellten Gewerkschaft, 149 f.
- Deutsche Kulturfilm-Gesellschaft, 255 f.
- Deutsche Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften, 269–270
- Deutsches Reich, 294
- Deutsches Theater, 62
- Deutschlandhaus, 14, 61, 78–81, 182, 222
- Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband, 146–149
- Dragonerstab, 140, 151, 175
- Emporio, siehe Unilever-Haus
- Engelsaal, 164, 168
- Englischer Reitstall, 219
- Entnazifizierung, 279–281
- „Erholung“, 59, 151–153
- Erster Weltkrieg, 68 f., 148, 189, 206, 244
- Esplanade-Theater, 29, 281–283
- Europamarkt, 184
- Euthanasie, 249 f.
- Evangelisch-Sozialer Hilfsverein, 132 f.
- Evangelische Akademie, 14, 275, 276–277
- Exis, 13, 271
- Filme: „Agra, die berühmte Affenstadt in Bengalen“ 27; „Anders als die Andern“ 208–209; „Arche Nora“ 35; „Bambi“ 36; „Bomben auf Monte Carlo“ 80; „Brief Encounter“ 34; „Broadway-Melodie“ 32; „Cornwall-Rhapsodie“ 34; „Dünnere Mann“ 32; „Ehe im Schatten“ 35; „Einkehr bei Goethe“ 256; „Das Flötenkonzert von Sanssouci“ 206; „Fluchtpunkt San Francisco“ 136; „Geheimnis einer Seele“ 256; „Das Geständnis“ 283; „Große Freiheit Nr. 7“ 22; „Das Haus von Montevideo“ 282; „Hitlerjunge Quex“ 206; „In jenen Tagen“ 35; „Jud Süß“ 35, 81; „Die Kameliendame“ 32; „Kinder des Olymp“ 282; „Der kleine Muck“ 256; „Der Kongreß tanzt“ 80; „Das Mädchen Irma La Douce“ 136; „Der Meister von Nürnberg“ 28; „Metropolis“ 84; „Meuterei auf der Bounty“ 32; „Mississippi-Melodie“ 32; „Morituri“ 34; „Musikpiraten“ 34; „Neo oder der Brand von Rom“ 27; „Die Nibelungen“ 206; „OmU“ 34; „Opfergang“ 206; „Rembrandt“ 33; „Die Rollschuhbahn“ 27; „Scampolo“ 207; „Seidenstrümpfe“ 35; „The Singing Fool“ 28; „Spiel mir das Lied vom Tod“ 257; „Die Sünderin“ 282; „Sündige Liebe“ 27; „Tod in Venedig“ 283; „Die Todesmühlen“, 33 f.; „Traum ohne Ende“ 34; „Tropische Sinnlichkeit“ 257; „Die weiße Hölle von Piz Palu“ 80; „York“ 206; „Zum halben Weg“ 34
- Film-Echo, 29, 35, 36
- Finanzbehörde/Finanzdeputation, 14, 91, 156 ff., 181, 188–192, 192–194, 233, (Finanzamt für Verkehrssteuer und Grundbesitz) 294
- Four Seasons Club, 242
- Französische Emigranten, 61, 62, 63, 64
- Französisches Theater/französische Schauspielertruppe, 61, 62–63, 64, 88, 164, 175,
- Frauenbewegung/Frauenalltag, 38, 45, 48, 51, 101–102, 123 f., 131, 149 f., 160 f., 161–162, 170, 173, 183, 201, 215, 246, 249, 251, 254, 264–265, 270 f., 272, 288
- Frauencafé „endlich“, 160 f.
- Frauenhotel „Die Hanseatin“, 159
- Frauenklub Hamburg, 264–265
- Frauenklub Hamburg 1909 für erwerbstätige, gebildete Frauen, 249
- Freimaurerkrankenhaus, 123–124
- Freimaurerloge, 61, 63, (siehe auch: Logenhaus der Vereinen fünf hamburgischen Logen)
- Gänsemarktoper, 23, 185, 211–216, 229,
- Gärten, 18, 23–26, 188, 212, 228, 267, 298–299
- Gegendenkmal zum 76er Kriegerdenkmal, 13, 293
- General-Anzeiger für Hamburg-Altona, 195
- Generalstaatsanwaltschaft, 295
- Generalzollamt, 294
- Gerichtsvollzieheramt, 125 f., (siehe auch Versteigerungshallen des Gerichtsvollzieheramtes)
- Geschlechterrollen auf der Opernbühne, 86, 101–102
- Gewerkschaften, 149 f., 170, 173, 185, 194
- Girardet-Haus, 195–202
- Gläsernes Studio der Aktuellen Schaubude, 59–60
- Gleichberechtigung, 45, 47–48, 101–102, 127
- Hamburger Abendblatt (Hauptgeschäftsstelle), 220

- Hamburger Anzeiger, 14, 196–202
- Hamburger Dom, 184
- Hamburger Echo, 68 f., 171, 233, 243–244, 245, 259 ff., 290
- Hamburger Ferienpass, 54
- Hamburger Gruppe (Künstlergruppe), 236
- Hamburger Jugendserver, 53
- Hamburger Kuratorium für staatsbürgerliche Bildung, 42 ff.
- Hamburger Presseball, 70
- Hamburger Spiegelaffäre, 113–114
- Hamburger Volkszeitung, 164, 166–167, 169
- Hamburgische Dramaturgie, siehe Nationaltheater
- Hamburgische Sezession, 255
- Hamburgische Staatsoper, 13, 20, 37, 46, 50, 86, 90–102, 173, 245, 249, 252, 285 f., (siehe auch Stadt-Theater)
- Hamburgisches Welt-Wirtschafts-Archiv, 267–269
- Hanzevast, 157 f.
- Hauptzollamt, 188, (siehe auch Post-Zollabfertigungsstelle und Zollpolitik)
- Hep-Hep-Krawalle, 231–232, (siehe auch Judenverfolgung/Antisemitismus)
- Homosexualität/Lokale, Treffpunkte/Zeitschriften/Verlage, Stolpersteine, 13, 70 f., 83, 93, 113–114, 127, 176–177, 208–209, 226–227, 234, 239, 244, 247–248, 252–253, 277–278, 285–287
- Hospiz Baseler Hof, siehe Christliches Hospiz Baseler Hof
- Hotel Alsterhof, 258
- Hotel Baseler Hof, siehe Christliches Hospiz Baseler Hof
- Hotel Esplanade, 278–283
- Hotel Potocky, 62
- Hotel de Rom, 164
- Hotel Vier Jahreszeiten, 241–242
- Hotel Waterloo, siehe Waterloo-Hotel
- Hotelverband der Christlichen Hoteliers, siehe Verein Christlicher Hoteliers
- Hygienisches Institut, 295 f.
- Innere Mission, 179–180, 258
- „Die Insel“, 277–278
- Isern Hinnerk, 227
- Jenisch-Haus, 262–266
- Judenverfolgung (Antisemitismus), 15, 37 f., 73 ff., 78, 80, 81–82, 90–99, 127–129, 132, 143, 148, 163, 190–194, 201, 222, 231–232, 255, 233, 235, 236, 237–238, 242, 267, 268
- Jugendgericht, 125 f.
- Jugendinformationszentrum, 11 f., 23, 52–55, 121–122
- Jugendmedienschutz, 54
- Justiz, 38 ff., 75–78, 127–128, 286
- Justizbehörde/gebäude, 14, 71 f., 72–78, 125–128
- Kaiserinsel, 243–244
- Kaiserreich/Hamburg, 294–295
- Kaiserverehrung, 243–244, 289–290
- Kalkhof, 86–87, 218, 229, 245, 267
- Kalkhofkanal/graben, 182, 229, 245, 267
- Kellertheater, 150
- Kinderveranstaltungskalender, 55
- Kinemathek Hamburg, 84
- Kinos: ChinemaxX, 207, 290; Kino in der „Die Brücke“, 272 f.; Esplanade-Theater, 29, 281–283; Liliencron-Filmtheater, 135 f.; Metropolis-Kino, 44, 48, 83–85; Lessing-Theater, 205–209; Neuer Ufa-Palast, 207–208; Ufa-Palast, 78–81, 83, 206; Urania-Kino, 255–257, 272, 258; Waterloo-Theater, 15, 23, 27–36, 56, 57
- Kirche/Kirchen, Glaubensgemeinschaften, 14, 22, 26, 175, 178–180, 212–213, 215, 226–227, 258
- Klingendes Museum, 144, 156
- Konditorei A. Giovanoly, 230
- Konditorei Perrini et Josty, 228
- Kontorhaus „Stadtbackerei“, 204
- Konzertsaal auf dem Kamp, siehe Concertsaal Auf dem Kamp
- Korsetthaus Gazelle, 81–82
- KPD, 12, 70, 110–111, 164, 166–169, 181, 182
- Kriegs- und Zwangsarbeiterlager, 57, 78, 272
- Künstlerateliers, 13, 81, 157 f., 181
- Künstlerinitiative „Komm in die Gänge“, 158
- Kulturring der Jugend, 23, 49–50, 53, 55, 122
- Kunstaustellungen, 225, 236, (siehe auch: Bildende Kunst)
- Laeiszhalle, 99, 139, 141–144, Landeszentrale für politische Bildung, 11 ff., 23, 42–49, 85, 101–102, 121–122, 165, 225, 241, 270, 273, 276 f.
- Leo-Lippmann-Saal, 189–190
- Lessinghalle, 194
- Lessinghaus, 194
- Lessing-Theater, 205–207, 208–209

- Lichterketten, 244
 Liliencron-Filmtheater, 135 f.
 Literarische Gesellschaft, 205
 Literatur/Lesungen, 236, 253, 241, 264, 271, 283–284
 Lithographische Anstalt, 177
 Logenhaus der Vereinigen fünf hamburgischen Logen, 58 f., (siehe auch: Freimaurerloge)
 Lokale/Bars/Cafés/Jazzklubs/Kneipen/Restaurants/Teestuben: Alsterhalle, 228–232; Alsterpavillon 231, 241; Apollo Saal, 65; Jazzclub Baret, 234–235; Bar Bohème, 176–177; Coffeesaal, 62; Die „Erholung“, 59, 151–153; Deutschlandhaus, 79; Frauencafé „endlich“, 160 f.; Konditorei A. Giovanoly, 230; Café L'Arronge, 32, 56–57; Lessinghalle, 194; Palette, 135, 202–203, 234; Patzenhofer, 36; Konditorei Perrini et Josty, 228; Arbeiterlokal von Salzen, 171; Sagebiel's Etablissement, 67; Schlegel's Weltrestaurant, 182; Otto Steins Verkehrslokal der Arbeiter, 169; Tarantella (Tanzbar), 279; Theaterklausen, 247–248; Teestube im Bauzentrum, 271
 Lossaus Haus, 209–210
 Lustschützen, 242 f.
 Madhouse, 155, 163
 Mädchenhandel, 173
 Metro-Goldwyn-Mayer (MGM), 35 f.
 Metropolis-Kino, 44, 48, 83–85
 Michael-Naura-Quintett, 234
 Toni Milberg Kursusschule, 270–271
 Musikaufführungsorte: Französisches Theater/Apollo Theater, 63; Apollo Saal, 64–67; Jazzklub Baret, 234–235; Colosseum, 67; Concerthaus auf dem Kamp, 174–175; Deutschlandhaus, 78–79; Die „Erholung“, 151–152; Gänsemarktoper, 211–216; Hamburgische Staatsoper, 90–102; Laeiszhalle, 141–143; Madhouse, 163; Opera Stabile, 86; Stadt-Theater, 87–90; Sagebiel's Etablissement, 67–68, 70; Tütge's Etablissement, 165–166
 Musikhalle, siehe Laeiszhalle
 Nachkriegszeit, 33 f., 51, 99, 109, 143–144, 150, 202, 279–280
 Nationalsozialismus, 14, 28–34, 37–38, 40, 45, 47, 48, 51, 56, 58, 70 f., 73–75, 75–78, 80 f., 81–82, 83, 85, 86, 90–98, 108–109, 110–111, 127–129, 131–132, 142–143, 148, 154, 167, 181, 190–192, 192–194, 197–202, 206, 221–225, 233, 235, 236, 237–238, 239–240, 241 f., 246–247 (SPD in der NS-Zeit), 248, 249–251, 255, 256, 260–262 (Hamburger Echo und SPD in der NS-Zeit), 265, 268 f., 274, 279–280, 285–286, 292–293, 296
 Nationaltheater, 185–186, 205, 217
 Neue Hamburger Zeitung, 195 f., Neuer Frauenclub Hamburg, 251
 Neuer Union-Club, 232
 Neustädter Gesellschaftsräume, siehe Tütge's Etablissement
 Norddeutscher Bund, 117 f., 165
 NDR, 46, 59–60, 85
 Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen, 15, 127–128
 Novemberrevolution, 105 ff., 206, 241, 245
 Obdachlosenheim für Frauen, 129, 132–133
 Oberkommando der Küstenverteidigung, 241
 Oberpostdirektion, 117–120, 294
 Oberste Landesjugendbehörde für den gesetzlichen Jugendmedienschutz, 54
 Öffentliche Toilette, 113–114
 Öffentliche Rechtsauskunft (ÖRA), 23, 38–42
 Öffentlicher Dienst in der NS-Zeit, 15, 72, 75–78, 279–281
 Opel Dello, 57, 59–60
 Oper, siehe Hamburgische Staatsoper; Politik und Oper; Theater
 Opera Stabile, 86
 Opernhof, 211 ff., 216 ff., 219
 Palast des Grafen Felix von Potocki, 60–61, 62, 64
 Palette (Kneipe), 135, 202–203, 234
 Patzenhofer (Restaurant), 36
 Philharmon. Gesellschaft, 65, 90, 143
 Photoatelier Emilie Bieber, 266–267
 Politik und Oper, 88, 99, 101–102, 211–213, 215, 219
 Politische Polizei, 170 ff.
 Politische Veranstaltungen/Kundgebungen(-säle)/Auseinandersetzungen, 13, 25 f., 43 ff., 67 ff., 91, 153, 158, 165 ff., 184 f., 196, 212, 220, 243–244
 Polizei/Polizeipräsidium, 20–22, 113–114, 150, 176 f., 292
 Polizeiwachgebäude, 292
 Post(wesen), 117 f., 188, (siehe auch: Oberpostdirektion)
 Post-Zollabfertigungsstelle, 73, 125 f., 188, (siehe auch:

- Hauptzollamt, Zollpolitik)
 Prostitution, 67, 78, 129–132, 173, 183, 205
 Prügelstrafe, 110
 Putziger-Verlag, 234, 277–278
 Raffey & Co., 219
 Rat, siehe Senat
 Rauhes Haus, 258
 Rechtsberatungen, 38 ff.
 Rednerinnenschule, 251
 Re-education, 17, 85, 109, 272 f.
 Reitinstitut, 219
 Rocker, 163, 271
 Roma und Sinti, Verfolgung NS-Zeit, 15, 48, 73 f., 78
 Rubin Combo, 234
 Sagebiel's Etablissement, 63, 67–70, 91, 153, 172, 182
 Schahdemonstration, 18, 20–23
 Schillerdenkmal, 160
 Schillerfeste, 287 f.
 Schlegel's Weltrestaurant, 182
 Schulbehörde, 14, 42 ff., 104–110, 298
 Schulpolitik, 104–110
 Schwan-Apotheke, 102–104
 Sechsjährige Grundschule, 109
 76er Denkmal, 292–293
 Senat, 25 f., 35, 39, 42 ff., 61, 87, 105 f., 114, 115, 132, 151, 155 ff., 159, 167, 170, 173, 175, 176 f., 179, 181, 189, 209, 212–213, 220, 228, 243 f., 254, 260, 287 f., 289–290, 292–293
 Senatskanzlei, 42, 184
 Sozialistengesetz, 165, 171 f., 245, 259
 SPD, 12, 68 ff., 105 ff., 149, 165 ff., 170–173, 245–247, 259–262, 290, 293
 Spielbank Hamburg, 278, 279
 St. Anschar-Kapelle, 178–180
 Staatskommissar für die Ausschaltung von Nationalsozialisten, 15, 279–281
 Stadtbäckerei, 204
 Stadthaus der Familie Weber, 240–241
 Stadt-Theater, 86, 87–90, 130, 152, 182, 218, 245, (siehe auch: Hamburgische Staatsoper)
 Otto Steins Verkehrslokal der Arbeiter, 169
 Stiftung Denkmalpflege, 159 f.
 Stolpersteindatenbank, 49
 Stolperstein für Gustav Brecher, 92 f.
 Stolperstein für Günther Ehrich, 237, 239
 Stolperstein für Bruno Endrejat, 167
 Stolperstein für Charly Först, 70
 Stolperstein für Max Fraenkel, 37–38
 Stolpersteine für Flora und Edgard Francke, 235
 Stolperstein für Hermann Frehse, 93
 Stolperstein für Camilla Fuchs, 93 ff.
 Stolperstein für Alfred Jacobsohn, 237–238
 Stolperstein für Mauritz Kapper, 95
 Stolperstein für Jacob Kaufmann, 95
 Stolperstein für Otilie Metzger-Lattermann, 95
 Stolperstein für Jacob Sakom, 143
 Stolperstein für Abraham Salnik, 95
 Stolperstein für John Schickler, 163
 Stolperstein für Joseph Schmidt, 95 f.
 Stolperstein für Magda Spiegel, 96
 Stolperstein für Jonny Steffens, 83
 Stolperstein für Viktor Uhlmann, 96 f.
 Stolperstein für Hans Westermann, 110–111
 Stolpersteine für Ursula und Otto Westphal, 249–251
 Stolperstein für Bruno Wolf, 97
 Studentenbewegung, 20 ff., 56, 59, 160,
 Swing Kids, 32, 46, 56, 108 f.
 Tanzstätten/Ballettaufführungs-orte: Apollo Saal, 63, 64–67; Bar Bohème, 176–177; Colosseum, 67; Deutschlandhaus, 79; Erholung, 151–153; Gänsemarktoper, 211–216; Hamburgisches Staatsoper, 90–192; Madhouse, 163; Sagebiel's Etablissement, 67–70; Stadt-Theater, 87–102; Tarantella (Tanzbar), 279; Tütje's Etablissement, 165–166
 Tanzverbot, 176–177
 Tarantella (Bar), 279
 Taubstummenanstalt, 111–112
 Telegraphenamnt, 117–120, 294
 Teestube im Bauzentrum, 271
 Theater/Oper: Comödienhaus, 62, 87, 185, 211, 216–219; Concertsaal Auf dem Kamp, 62, 64, 174–175; Deutsches Theater, 62; Dragonerstell, 140; Engelsaal, 164, 168; Französisches Theater/französische Schauspieltruppe/Apollo Theater, 61, 62–63, 64, 88, 164, 175; Gänsemarktoper, 23, 185, 211–216, 229; Hamburgische Staatsoper, 13, 20, 37, 46, 50, 86, 90–102, 173, 245, 249, 252; Hotel de Rom, 164; Kellertheater, 150; Opera Stabile, 86;

Stadt-Theater, 86, 87–90, 130,
152, 182, 218, 245
Theaterklausur, 247–248
Torsperre, 115–116, 184, 297
Tütge's Etablissement, 164–166
Übersee-Club, 265–266
Ufa, 28 ff., 206, 207–208,
Ufa-Palast, 78–81, 83, 206;
 Neuer Ufa-Palast, 207–208,
Unilever-Haus, 132, 135–139,
 174
Urania-Kino, 255–257, 258, 272
USPD, 110
Variete, 65, 80
Verbandshaus des Deutschnatio-
 nalen Handlungsgehilfen-Ver-
 bandes, 146–149
Verein Christlicher Hoteliers,
 258, 277
Versteigerungshallen des
 Gerichtsvollzieheramtes, 15,
 72, 73–75, (siehe auch:
 Gerichtsvollzieheramt)
Volksbildung, 51
Volkshochschulen, 51, 52
Vormundschaftsbehörde, 125 f.
Wallanlagen, 296–299
Waterloo-Hotel, 23, 26–27
Waterloo-Theater, 15, 23, 27–36,
 56, 57
„Der Weg“, 234, 278
Weibliche Schutzpolizei, 150
Wiedergutmachung, 128–129
Widerstand gegen das NS-
 Regime, 14, 78, 110–111,
 128–129, 167–168, 197–202,
 221–225, 233, 239–240, 268
Widerstandskreis „Hamburger
 Zweig der Weißen Rose“, 47,
 221–225, 240
Horst Winters Band, 279
Wirtschaftsverband der
 Filmtheater, 36
W.O.M.A.N., 201

Zahlenlotto/Staatslotterie, 188,
 209–210
Zentralverband der Hausange-
 stellten Deutschlands, 38
Zollpolitik, 294
Zwangsarbeiter(-lager), 33, 57,
 78, 127

Namen

August Abendroth, 228
Charlotte Ackermann, 218
Dorothea Ackermann, 218
Konrad Ernst Ackermann, 216 ff.,
Sophie Charlotte Ackermann,
 217–218
Friedrich Adler, 70
Friedrich Ahlers-Hestermann,
 255
Mathieu Ahlersmeyer, 286
Peter Ahrweiler, 181
Georg Albert, 65
Albertine Friederike von
 Holstein-
 Gottorp, 134
Detlev Albers, 23
Hans Albers, 80
Gerd Albrecht, 144, 156
Wilhelm von Allwörden, 91
Max Amann, 197
Jacob und Otto Ameis, 102
Gustav Amsinck, 263, 264
Peter Anders, 91
Lale Andersen, 144
Christian Daniel Anderson, 61,
 64
Edgar André, 168
Albert Aronson, 193 f.
Rudolf Aßhauer, 248
Fred Astaire, 35
Hans Atmer, 137
Jacob Audorf, 68

Ignaz Auer, 259
Eduard Averdieck, 210
Lauren Bacall, 136
Max Bach, 28
Werner Baecker, 59
Georg Nikolaus Bärmann, 88
Alma del Banco, 254–255
Eduard Bargheer, 137, 199, 225
Ernst Barlach, 199
Johann Heinrich Bartels, 58
Felix Mandelsohn Bartholdy,
 143
Georg Henning Graf von Basse-
 witz-Behr, 168
Carl Alexander de Baur, 61
Wilhelm Baur, 179
Pina Bausch, 50
Beasty Boys, 163
August Bebel, 165, 246, 259
Helmuth Becker, 31
Jacques Becker, 282
Ludwig van Beethoven, 64 f.,
 286
Gert Hinnerk Behlmer, 20–23
Johann Heinrich Behrmann, 112
Ludwig Beil, 236
Max Bense, 271
Wilhelm Benz, 71 f.
Anita Berber, 208
Elsa Bernstein, 97–99
Max Bernstein, 98
Emil Bieber, 266 f.
Emilie Bieber, 266
Leonard Bieber, 266
Robert Billerbeck, 83
Otto v. Bismarck, 118, 165, 171,
 295
Fritz Block, 78
Erik Blumenfeld, 128, 266
Rose Bock, 91
Carl Boerner, 287
Karl Böhm, 90
Humphrey Bogart, 136
Walter Bohne, 168

- Helene Bonfort, 265
 Hertha Borchert, 81
 David Bowie, 163
 Albert Bozenhard, 206
 Johannes Bräger, 83
 Johann Jacob Brahms, 134
 Johannes Brahms, 134, 140, 141, 145, 146, 169, 254
 Otto Braun, 110
 Artur Brauner, 34
 Max Brauer, 76, 99, 136, 288
 Gustav Brecher, 92f.
 Bertolt Brecht, 93
 Gerhard Bucerius, 128
 Heinrich Wilhelm Buek, 112
 Hans von Bülow, 254, 284
 Johann Georg Büsch, 210
 Wilhelmine Büsch, verh. Sillem, 210
 Paul Bugdahn, 260
 Hermann Julius Calinich, 270
 Maria Callas, 57
 Julius Campe, 285
 Albert Camus, 271
 Angelica Catalani, 64
 Cyd Charisse, 35
 Alexis der Chateaufort, 228
 Madame de Chevalier, 63
 Monsieur de Chevalier, 63
 Frédéric Chopin, 65
 Elisabeth Chowanec, 274
 Christian Albrecht von Schleswig-Holstein, 211, 212
 Christian August von Holstein-Gottorp, 134
 Ferdinand Christophory, 90
 Nikita Chruschtschow, 221
 Winston Churchill, 279
 René Clair, 282
 Georg Wilhelm Claussen, 128
 Jean Cocteau, 282
 Stefan Conrad, 155
 Francesca Cuzzoni, 216
 Franz Czygan, 29
 William Dabelstein, 167f.
 Gustav Dahrendorf, 246, 260, 261f.
 Thekla Daltrop, 93
 Thomas Darboven, 140, 145
 Nigel Davenport, 144
 Louis-Nicolas Davout, 219
 Rudolf Degwitz, 224
 Ida Dehmel, 265
 Bertha Dehn, 90
 Alain Delon, 57
 Walter Detlefs, 93
 C. A. Devaux, 63f.
 Carsten Diercks, 44, 85
 Hermann Diestel 90
 Paul Dietrich, 166
 Johann Heinrich W. Dietz, 259
 Wilhelm Drexelius, 110
 Carlos Dudek, 257
 Julien Duvivier, 282
 Jörg Ebel, 287
 Friedrich Ebert, 294
 Pauline Eckhard, 94
 Günther Ehrich, 237, 239
 Heinrich Eisenbarth, 261
 D. D. Eisenhower, 221
 Ernst Eitner, 255
 Konrad Ekhof, 217
 Erich Elingius, 23
 Elisabeth von Österreich, 285
 Duke Ellington, 144
 Friederike Ellmenreich 63
 Charlotte Embden, 284–285
 Moritz Embden, 284
 Grete Erna Endrejat, 167f.
 Gustav Bruno Endrejat, 167f.
 Bernhard Endrulat, 288
 Edgar Engelhard, 59
 Matthias Erzberger, 189
 Rolf Eschenbach, 59
 Klara Esslen, 28, 29
 August Graf von Eulenburg, 289
 Carl Eulert, 106
 August Everding, 100
 Christian Detleff Fehlandt, 255
 Lore Feldberg-Eber, 255
 Hubert Fichte, 135, 202f.
 Hans W. Fischer, 195f.
 Helmut Fischer., 257
 O. W. Fischer, 282
 Ruth Fischer, 110
 Hugo Fischer-Köppe, 80
 Rudolf Fittig, 103
 Wilhelm Flitner, 223
 Peter Flohr, 204
 Gorch Fock, siehe Johann Kinau
 Hermann Fölsch, 257f.
 Charly Först, 70
 Gustav Forsmann, 262
 Willi Forst, 282
 Max Fraenkel, 23, 37f., 93
 Arnold Franck, 80
 Edgard Francke, 235
 Flora Francke, 235
 Hermann Frehse, 93
 Leon Freitag, 23
 Friedrich Karl Prinz von Preußen, 266
 Götz Friedrich, 100
 Friedrich Frisch, 257f.
 Willy Fritsch, 80
 Clemens Froitzheim, 95
 Camilla Fuchs, 93ff.
 Thorsten Fuchs, 156f.
 Clark Gable, 32
 Ludwig Ganghofer, 98
 Greta Garbo, 32
 Hermann Geißler, 255, 264
 Georg Ludwig von Holstein-Gottorp, 134
 Frederik Geussenhainer, 221, 225
 Otto Giering, 83
 Benjamino Gigli, 144
 Wilhelm Girardet, 195, 197
 Hans Giese, 253
 Emilie Glaser, 128
 Friedrich Johann Glitza, 112

- Willibald Gluck, 92
 Joachim Glüer, 257
 Joseph Goebbels, 33, 92
 Carl Friedrich Goerdeler, 93
 Alfred Goerlich, 282, 283
 Else Gössel, 247–248
 Wolfgang Goethe, 49
 Johann Melchior Goeze, 175
 Arie Goral, 271
 Friedrich Karl Gotsch, 225
 Joachim Gottschalk, 35
 Friedrich Hartmann Graf, 174f.
 Hans Grahl, 285–287
 Maximilian Grahl, 285
 Christoph Graupner, 215
 André Grétry, 63
 Gisela Griffel, siehe Gisela L'Ar-
 ronge
 Willem Grimm, 255
 Johannes Grotjan, 221
 August Grubitz, 90
 Gustav Gründgens, 176
 Friedrich W. Grund, 65
 Hedwig Günther, 261
 Johann Arnold Günther, 124
 Hedi Guru, 91
 Justus Gutmann, 91
 Alois Haba, 97
 Horst Habs, 296
 Georg Friedrich Händel, 92, 143,
 215
 Albin Hänseroth, 100
 Friedrich Haerlin, 241
 Fritz Haerlin, 241f.
 Erna Halbe, 105f.
 Martin Haller, 67, 89, 141, 232,
 264
 Dag Hammarskjöld, 291
 Wilhelm August Hammond-Nor-
 den, 81
 Witwe Handje, 164f.
 Johann Joachim Hanfft, 151
 Friedrich Hansen, 188
 Veit Harlan, 35, 81, 206,
 Erich Hartmann, 255
 Carl Hartung, 137
 Lilian Harvey, 80
 Theodor Haubach, 260
 Eva Hauptmann, 97
 Gerhart Hauptmann, 97
 Joseph Haydn, 63
 Werner Hebebrand, 136
 Edgar Hecht, 236
 Edith Hecht, 236
 Felix Hecht, 236
 Jacob Hecht, 236
 Paul Heile, 268
 Betty Heine, 284
 Heinrich Heine, 284–285
 Samson Heine, 284
 Samuel Heinecke, 112
 Andreas Heineke, 204
 Karl Heinrich, 262
 Wilhelm Heise, 241
 Heinz B. Heisig, 28, 29ff., 281
 Justus Hendel, 197, 198
 Carl-Peter Hennings, 41
 James Henschel, 27, 206
 Sophie Friederike Hensel, 185
 Helmut Hentrich, 136, 137
 Albert Henze, 108f.
 Paul Hermsberg, 261f.
 Volkmar Hertrich, 226
 Heinrich Herterich, 177
 Hermann Hesse, 234
 Theodor Heuß, 288
 Heinrich Himmler, 34, 242
 Abraham Hinckelmann, 26
 Paul von Hindenburg, 110
 Manfred Hirschel, 27ff.
 Gebrüder Hirschfeld, 235
 Magnus Hirschfeld, 208
 Franz Peter Hiß, 209–210
 Adolf Hitler, 40, 79, 98, 239
 Ernst Hochfeld, 78
 Fritz Höger, 236
 Konrad Hoffmann, 127
 Paul Hoffmann, 69
 Carlheinz Hollmann, 59
 Eduard Hopf, 236
 Bernhard Hopp, 225
 Johann Heinrich Horb, 26
 Chris Howland, 144
 Alfred Hrdlicka, 292–293
 Ricarda Huch, 98
 Alfred Hugenberg, 197
 Hummel, 71f.
 Engelbert Humperdinck 97f.
 Fritz Husmann, 225
 Maria Hussa, 90
 Henrik Ibsen, 97
 Arthur Illies, 255
 Ferdinand Isenberg, 81f.,
 Mike Jacker, 163
 Hans Jacobi, 197
 Alfred Jacobsohn, 237
 Marie-Luise Jahn, 222
 Hans Henny Jahnn, 236
 Emil Rudolf Janda, 195
 Emilie Jenisch, 180, 264
 Gottlieb Jenisch, 262f., 264
 Maria Jepsen, 274ff.
 Eugen Jochum, 90
 Celia Johnson, 34
 Al Jolson, 28
 Felix Jud, 14, 222, 239–240,
 Hermann Junker, 181
 Bert Kaempfert, 279
 Erich Kästner, 224
 Helmut Käutner, 35
 Nikolaus Kaiser, 277
 Walter Kaiser, 181
 Georg Kallmorgen, 146
 Werner Kallmorgen, 137
 Daisy Kaltenbach, 273
 Johann Jakob Kaltenbach, 273f.
 Sabine Kalter, 91
 Gustav Kampendonk, 34
 Gottfried Kappen, 135
 Mauritz Kapper, 90, 95
 Paula Karpinski, 261
 Gustav Karres, 73

- Richard Katz, 239
 Hannes Kaufmann, 39, 41
 Jacob Kaufmann, 95
 Karl Kaufmann, 76, 81, 197, 261, 281
 Karl Kautsky, 171
 Gottfried Otto Kayser, 216
 Johann Kayser, 216
 Margaretha Susanna Kayser, 215–216
 Irma Keilhack, 247, 261
 Reinhard Keiser, 215
 Brüder Kelling, 65ff.
 Hans Kellinghusen, 188
 Hans Ketzscher, 268
 Bertha Keyser, 132–134
 Annie Kienast, 149f.
 Alfred v. Kiderlen-Wächter, 289
 Johann Kinau, 294
 Wilhelm Kienzl, 286
 Konstantin Kleffel, 101, 149
 Just Kleinhuis, 277
 Erna Klingmann, 37
 Meta Klopstock, 187
 Hans Ulrich Klose, 114
 Margarethe Klose, 286
 Conrad Kloss, 14, 222
 Karl Kluth, 199, 250, 255
 Stefan Knapp, 137
 Hildegard Knef, 282
 Wilhelm Knochenhauer, 81
 Gustav Knuth, 33
 Uwe Köhnholdt, 101, 149
 Eva König, 186–187
 Jörg König, 60
 Johann Ulrich König, 215
 Käthe Kollwitz, 199
 Michael Komorowski, 181
 Walter Koppel, 35, 128
 Alexander Kordas, 33
 Marie Kortmann, 265
 August von Kotzebue, 219
 Emil Krause, 260
 Josef Krebs, 193
 Ernst Krenek, 93
 Carl Vincent Krogmann, 33, 76, 81, 281
 Hans Gisbert Krümmer, 197
 Ernst Krukowski, 287
 Heinz Kucharski, 223, 224
 Ulrich Küntzel, 268
 Paul Kuhn, 56
 Richard Kuöhl, 188, 292
 Ludwig Kunstmann, 147
 Rudolf von Laban, 200
 Carl Heinrich Laeisz, 141f.
 Sophie Laeisz, 141
 Traute Lafrenz, 47, 222, 224
 Wilhelm Lamszus, 201
 Heinrich Landahl, 109f.
 Werner Landers, 177
 Fritz Lang, 84, 139, 206
 Alexander Lange, 223
 Carl Albert Lange, 81
 Elisabeth Lange, 221, 223
 Martha Langer, 279
 Louwrenz Langevoort, 100
 Gisela L'Arronge, 56f.
 Paul L'Arronge, 56f.
 Ferdinand Lasalle, 68
 Theodor Lattermann, 95
 Käthe Latzke, 110f.
 Heinrich Laufenberg, 106, 241
 Charles Laughton, 32, 33
 Emma A. Lazarus, 254, 283–284
 Zarah Leander, 57
 David Leans, 34
 Caroline Lebrün, 63
 Thomas Lediard, 214
 Kurt Ledien, 225
 Fernand Léger, 255
 Johann Lehmann, 298
 Johannes C. E. Lehmann, 289f.
 Hans Leip, 23, 26, 196, 223, 236,
 Hans Leipelt, 221, 222, 223, 224
 Katharina Leipelt, 221, 223
 Konrad Leipelt, 223
 Maria Leipelt, 223
 Ruggero Leoncavallo, 286
 Sergio Leone, 257, 283
 Heinrich Lersch, 293
 Friedrich Leser, 233
 Gotthold Ephraim Lessing, 185–187
 Max Levy, 103
 E. W. M. Lichtwarck, 256
 Max Liebermann, 201
 Rolf Liebermann, 100
 Heinz Liepman, 233–234
 Ruth Lilienstein, 233
 Jenny Lind, 88
 Albert Lindhorst, 194
 Elisabeth Lingner, 227
 Hermann Link, 39
 A. Linnebach, 90
 Julius Lippelt, 160, 287
 Leo Lippmann, 91, 190
 Corny Littmann, 113–114
 Paul Löbe, 262
 Johann Friedrich Löwen, 185
 Kurt Löwengard, 255
 Max Lohfing, 286
 Albert Lortzing, 92
 Christoph Arnold Lossau, 210
 Erich Lüth, 43, 90, 197f.
 Willi Lütjen, 138
 Peter Lützens, 23 ff., 211, 212
 Werner Lundt, 146
 Angela Luther, 60
 Hellmuth Lux, 83
 Kurt Maetzig, 35
 Gustav Mahler, 90, 92, 283
 Rouben Mamoulian, 35
 Katia Mann, 98
 Klaus Mann, 234
 Thomas Mann, 98
 Mirjana Markovic, 138
 Jürgen Marlow, 137
 Oskar Martini, 40
 Arkadi Maslow, 110
 Walter Matthaei, 39, 181
 Johann Mattheson, 215

- Silvia Matthies, 85
 Hein Matz, 167f.
 Chéri Maurice, 164f.
 Johann Friedrich Mayer, 213
 Paul Mechlen, 236
 Wilhelm Meerwein, 141
 Karl Meitmann, 246, 261f.
 Ingrid Melzner, 257
 Milon de Mesnes, 61
 Alfred Mette, 261
 Ottilie Metzger-Lattermann, 95
 Ingo Metzmacher, 100
 Claus Meyer, 205
 Heinrich Meyer, 166
 Johannes P. Meyer, 225
 Reinhold Meyer, 221-222, 223, 224, 225
 Giacomo Meyerbeer, 95
 Johann H. F. W. Mielck, 103
 Wilhlem Mielck, 103
 Toni Milberg, 270-271
 Anna Milder-Hauptmann, 64
 Glenn Miller, 143
 Brüder Mingotti, 140, 216
 Ernst Moeller, 290
 Adolf Mönckeberg, 200
 Johann Georg Mönckeberg, 200
 Vilma Mönckeberg-Kollmar, 200f.
 Hermann Molkenbuhr, 171
 Margaretha Moller, 204
 Yves Montand, 283
 Hilda Monte, 191-192
 Amadeus Mozart, 63, 92
 Margarethe Mrosek, 221, 223
 Hans Much, 236
 Christian Müller, 60
 Farid Müller, 287
 Theodor Mumm, 69f.
 Caroline Neuber, 216, 218
 Rudolph Neugebauer, 236
 Otto Neumann, 296
 John Neumeier, 50, 100
 Paul Nevermann, 136
 Jochen Nicolassen, 174
 Carl Wilhelm Theodor Ninck, 179-180
 Christiane Nissen, 134
 Gustav Noske, 246
 Jacques Offenbach, 91
 Benno Ohnesorg, 20
 Karl Opfermann, 148, 199, 236
 Richard Oswald, 208
 William O'Swald, 188
 Perla Ovicí, 85
 G. W. Pabst, 256
 Björn Papay, 149
 Gady Parnass, 48
 Peggy Parnass, 48
 Dirks Paulun, 81
 Antonie Petersen, 254, 284
 Carl Petersen, 206
 Carl Friedrich Petersen, 254
 Rudolf Petersen, 128
 Hubert Petschnigg, 136, 137
 Roger Peysefitte, 234
 Rosamunde Pietsch, 150
 Cäsar Pinnau, 282
 Peter Pipis, 60
 Marianne Pirker, 216
 Maria Pirwitz, 145f.
 Ildebrando Pizzetti, 286
 Hans Podeyn, 261
 Josef Polak, 95
 Egon Pollack, 91
 Bernhard Pollini, 90
 Jürgen Ponto, 60
 Gabriele Porges, 98
 Heinrich Porges, 97f.
 Felix Graf von Potocki, 61, 62
 Gräfin von Potocki, 61
 Alexander Povorina, 255
 Karl Prahl, 81
 Max Predöhl, 141
 Prince, 163
 Rüdiger Proske, 44, 85
 Max Puls, 120
 Puttfarcken, 195
 Rolf Putziger, 278
 Will Quadflieg, 49
 Frieda Radel, 131
 Walter Raeke, 91
 César Rainville, 61, 64
 Julius Raschdorff, 117
 Carl Rathjens, 268
 Jörn Rau, 145
 Martha Rauert, 264
 Paul Rauert, 264
 Heinrich Reese, 221
 Max. H. Rehbein, 44, 85
 Elise Reimarus, 186
 Otto Reimer, 165
 Martin Reinecke, 252-253
 Adam Reinken, 23, 211
 Anton Reiser, 26, 212
 Harry Reso, 80
 Else Reuß, 201
 Harry Reuß-Löwenstein, 201
 Alfred Richter, 262
 Christian Richter, 212
 Günther Riebow, 286
 Heinz Riech, 207
 Karlheinz Riecke, 73
 Leni Riefenstahl, 80
 Jacob Rieper, 106
 Rainer Maria Rilke, 98
 Ulli Rimpler, 287
 Kurt Ritter, 201
 Julius Rodenberg, 284
 Henriette Röhl, 112
 Valeska Röver, 255
 Bertha Rohlsen, 264
 Jürgen Roland, 44, 59, 85
 Aleksandar Ronai, 138
 Eduard Rosenbaum, 268
 Ernst Rosmer, siehe Elsa Bernstein
 Gioacchino Rossini, 65
 Heiner Roß, 84f., 273
 Margaretha Rothe, 221, 223, 224f.
 Curt Rothenberger, 76

- Albert Ruch, 90 f.
 Heinz Rühmann, 57
 Paul Runge, 103 f.
 Herbert Ruscheweyh, 261 f.
 Valentin Russwurm, 163
 Valentin Ruths, 240
 Leopold Sachse, 90 f.
 Georg Sacke, 268
 Rosemarie Sacke, 268
 Abraham Salnik, 95
 Helma Sanders, 85
 Albert Sanneck, 111
 Günther Sare, 185
 Ulrich Sass, 27
 Jean Paul Satre, 271
 Heinrich Schacht, 65 ff.
 Schah von Persien, 20 ff.
 Fritz Schaper, 185
 Rosa Schapire, 265
 Edwin Scharff, 145
 Emil Schaudt, 194
 Conrad Hermann Schemmann,
 233
 John Schickler, 163
 Luise Schiefler, 265
 Otto Schierup, 181
 Richard Schilde, 257
 Hilde Schill, 167 f.
 Kurt Schill, 167 f.
 Charlotte Schiller, 288
 Friedrich Schiller, 287–288
 Karl Friedrich Schinkel, 87
 Werner Schlenther, 41
 Walter Schmedemann, 261
 Dieter W. Schmidt, 283
 Helmut Schmidt, 176
 Joseph Schmidt, 95 f.
 Hans Schmidt-Isserstedt, 144
 Uwe M. Schneede, 83
 Romy Schneider, 57, 207
 Johann Simon Schöffel, 226
 Arnold Schönberg, 96
 Adolph Schönfelder, 261
 Hans Scholl, 224
 Sophie Scholl, 224
 Gerhard Schott, 23, 211, 212, 215
 Gottfried Schramm, 61
 Wolf Schramm, 198 ff.,
 Anna Christina Schröder, 218
 Friedrich Ludwig Schröder, 62,
 123 f., 217 ff.
 Peter Schröder, 285
 Sophie Charlotte Schröder, siehe
 Sophie Charlotte Ackermann
 Sophie Schröder, 219
 Wilhelmine Schröder-Devrient,
 88
 Jacob Schuback, 175
 Johann Schuback, 187
 Hans Herbert Schuldt, 271
 Fritz Schumacher, 73, 78, 104,
 125, 188
 Clara Schumann, 65
 Paul Schwarz, 90
 Christian Diedrich Schwieger,
 205
 Ferdinand Sckopp, 146 f.
 Jean Seberg, 271
 Harald Seligmann, 242
 Daniel Heinrich Senß, 112
 Abel Seyler, 185, 217, 218
 Walter Siebelist, 181
 Hugo Sieker, 81, 198 f., 225
 Edmund Siemers, 290
 Wilhelm Sillem, 210
 Georg Singer, 91
 Kurt Singer, 268
 Paul Singer, 259
 Robert Miles Sloman, 89
 Kristina Söderbaum, 35, 205
 Hans Söhnker, 33
 Willy Sommerfeld, 84
 Ernst Georg Sonnin, 209
 Henriette Sontag, 65
 Heinrich Theodor Speckbötel,
 204
 Erwin Speckter, 177
 Johann Michael Speckter, 177
 Otto Speckter, 177
 Magda Spiegel, 96
 Dorothea und Ludwig Spohr, 65
 Axel Springer, 32, 57, 220, 240
 Bertold Spuler, 23
 Werner Staack, 114
 Erna Stahl, 224
 Heinrich Stahmer, 111
 Josef Stalin, 279
 Hans Staudinger, 261 f.
 Rainer Steffen, 145
 Richard Steffen, 181
 Jonny Steffens, 83
 Heinrich Stegemann, 199
 Rudolf Steiner, 97, 250
 Gustav Stengele, 259
 Heinrich von Stephan, 113, 118
 Otto Stolten, 172
 John Strang, 231
 Richard Strauss, 92
 Ferdinand Streb, 155
 Grete Streit, 28
 Hugo Streit, 27
 Karl Strohm, 286
 Franz von Struck, 98
 Karl Stüpfle, 296
 Albert Suhr, 222, 223, 224, 225,
 240
 Günther Suhrbier, 235
 Ludwig Suthaus, 287
 Thea Sutoris, 249
 Georg Syguda, 83
 Johann Teich, 219
 Georg Philipp Telemann, 174,
 215
 Fritz Terhelle, 268
 Ernst Thälmann, 110, 182
 Johann Theile, 212
 M. Thilbault, 63
 Adolf Tiedemann, 206
 Gustav Tolle, 181
 Gyula Trebitsch, 35, 128
 Harry S. Truman, 279
 Anneliese Tuchel, 221, 224–226

- Klaus Tuchel, 226–227
 Viktor Uhlmann, 96f.
 Claus Umland, 246
 Paul Gerson Unna, 103
 Walter Unruh, 92
 Johan van Valckenburgk, 297
 Conrad Veidt, 208
 Giuseppe Verdi, 92, 286
 Sophie Amalia Verocai, 216
 Luchino Visconti, 283
 Johann Heinrich Vogel, 215
 Ernst-Günter Voges, 149
 Caspar Voght, 63, 124
 Wilhelm Vortmann, 146
 Manfred Voss, 138
 Richard Wagner, 90, 92, 98, 254
 Eduard Wald, 111
 Alfred Graf von Waldersee, 289
 Felix Wallner, 181
 Berthold Walter, 190–192
 Jörn Walter, 139
 Maria Luisa Warburg, 266
 Max M. Warburg, 265, 268
 Finn Warncke, 149
 David Weber, 240f.
 Gerhard Weber, 99
 Henriette Weber, 240f.
 Karl Maria von Weber, 92, 286
 Johannes Wedde, 259
 Louise Wegbrod, 260
 Herbert Wehner, 260
 Herbert Weichmann, 22f.
 Hedwig Weidemann, 251
 Alfred Weidenmann, 207
 Kurt Weill, 93, 286
 Grethe Weiser, 57
 Karl Theodor Welcker, 57
 Frau Welker 296
 Bertha Wendt, 265
 Hans Peter Werner, 156f.
 Ilse Werner, 33, 57
 Hans Westermann, 110–111
 Gebrüder Wex, 233
 Johannes Wichern, 258
 Mary Wigman, 199
 Otto Wild, 181
 Wilhelm I., 243
 Wilhelm II, 243f., 289f.
 Hannelore Willbrandt, 222
 Carl Ludwig Wimmel, 87, 230,
 278, 283, 284
 Maria Wimmer, 49
 Alois Winbauer, 197
 Johann Winckler, 26
 Elisabeth Winter, 128
 Horst Winter, 279
 Hannelore Witkofski, 85
 Graf de Witt, 61
 Adolph Wittmaack, 201, 236
 Hans-Otto Wölber, 22
 Adolf Woermann, 148
 Gottlieb Woermann, 240
 Robert Wohlleben, 271
 Gretchen Wohlwill, 255
 Bruno Wolf, 90, 97
 Georg Wortmann, 188
 Adolf Wriggers, 81
 Hilde Wulff, 37
 Eugen York, 34
 Simone Young, 101
 Grete Zabe, 261
 Peter Zadek, 50
 Peter von Zahn, 44, 85
 Magnus Zeller, 241
 Alexander Zemlinsky, 97
 Luise Zietz, 245–246
 Carl Johann Zimmermann, 294
 Alexander Zinn, 181
 Reinhold Zulkowski, 81, 181

An diesem Buch wirkten mit:

Bernd Allenstein

geb. 1947; Studium der Germanistik, Geschichte, Soziologie und Erziehungswissenschaften in Hamburg; Tätigkeit als Lehrer, Referent für Medien- und Kulturarbeit im Jugendinformationszentrum; Publikationen zur Deutschen Gegenwartsliteratur und zur Architektur in Hamburg.

Rolf Appel

geb. 1920; Buchverleger (nach 1945 mit Britischer Lizenz); Freimaurer seit 1948; 1968–1981 auf Wunsch des Vatikans Teilnehmer eines offiziellen Dialoges zwischen Freimaurern und der Katholischen Kirche; Mitbegründer der „Lessing-Gesellschaft“; Buchautor von zahlreichen „Hamburg-Büchern“, u. a.: „Schröders Erbe, 200 Jahre Vereinigte Fünf Logen“ (2000), „Lessing am Gänsemarkt. Die Geschichte eines Denkmals“ (2004).

Angela Bähr

geb. 1964; Dipl. Sozialpädagogin, Master Gesundheitswissenschaften; Ausbildung in systemischer Organisationsentwicklung und Coaching; acht Jahre tätig in der Menschenrechtsarbeit in Nicaragua, Schwerpunkt: Frauen; fünf Jahre wissenschaftliche Mitarbeiterin bzw. Leiterin unterschiedlicher Projekte der Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ); seit Juli 2009 Leiterin der Arbeitsstelle Vielfalt in der Justizbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg.

Frank Bajohr

geb. 1961; Dr. phil.; habil.; wissenschaftlicher Mitarbeiter der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und Privatdozent am Historischen Seminar der Universität Hamburg; Verfasser zahlreicher Studien zur deutschen und hamburgischen Zeitgeschichte, zuletzt: „Hanseat und Grenzgänger: Erik Blumenfeld – eine politische Biographie“ (2010).

Rita Bake

geb. 1952; Dr. phil.; Dipl. Bibliothekarin, Studium

an der Hochschule für angewandte Wissenschaften, FB Bibliothek und Information; Studium der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der deutschen Altertums- und Volkskunde, der Vor- und Frühgeschichte an der Universität Hamburg; stellvertretende Leiterin der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg und der Abteilung Allgemeine Weiterbildung der Behörde für Schule und Berufsbildung; Gründerin des „Gartens der Frauen“ auf dem Ohlsdorfer Friedhof und Vorsitzende des Vereins „Garten der Frauen e. V.“; seit 2001 Konzeption und Durchführung von szenischen Rundgängen durch die Hamburger Innenstadt; zusammen mit Beate Meyer: Leitung des Projektes „Stolpersteine in Hamburg, eine biographische Spurensuche“; Vorträge, Konzeptionen von Ausstellungen und zahlreiche Veröffentlichungen zu Frauen-, Sozial- und Hamburggeschichte, so z. B.: „Als Fremde zu Hause in Hamburg. Ein Handbuch für Zuwanderinnen und Zuwanderer (1992), zusammen mit Birgit Kiupel: „Unordentliche Begierden – Liebe, Sexualität und Ehe im 18. Jahrhundert“ (1996), „Hier spricht Hamburg“. Hamburg in der Nachkriegszeit“. Rundfunkreportagen, Hörspiele etc. des Nordwestdeutschen Rundfunks, 6 CDs (2007), zusammen mit Birgit Kiupel und Lars Hennings: „Einblicke. Hamburgs Verfassung und politischer Alltag leicht gemacht“ (6. aktual. Auflage 2010).

Ulf Bollmann

geb. 1966; Diplom-Bibliothekar; seit 1992 Archivar im Staatsarchiv Hamburg und seit 2006 im Projektbeirat der Forschungsstelle Geschichte des Rundfunks in Norddeutschland; seit seiner Jugend Auseinandersetzung mit Genealogie, seit 1998 Vorsitzender der Genealogischen Gesellschaft Hamburg e. V. und im Beirat der Deutschen Arbeitsgemeinschaft Genealogischer Verbände; Autor verschiedener Aufsätze, u. a. über die Abschiebung Hamburger Strafgefangener im 18. Jh. (1998) und das älteste Gefangenbuch des Hamburger Spinnhauses des 17. Jh. (2006); seit längerem Beschäftigung mit der Erforschung der Biografien verfolgter Homosexueller in Hamburg, insbesondere des KZ Neuengamme; viele Jahre Vorstandsmitglied des Fachverbandes Homosexualität

und Geschichte; Anfang 2006 zusammen mit Bernhard Rosenkranz Begründer der Initiative „Gemeinsam gegen das Vergessen – Stolpersteine für homosexuelle NS-Opfer“.

Marina Bruse

geb. 1953; Dipl. Sozialpädagogin; Foto- und Videoprojekte.

Michael Conrad

geb. 1949; Aufnahmeleitungsassistent Film; diverse Tätigkeiten in der Filmwirtschaft; Studium der Sozialpädagogik; Anerkennungsjahr bei der Landesbildstelle Hamburg, Schwerpunkt Medienarbeit; Geschäftsführung Kulturring der Jugend; Gutachter und Jugendschutzsachverständiger für Film und allgemeine Medienfragen; tätig bei der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) und anderen Institutionen des Jugendmedienschutzes.

Jaqueline Gerhard

geb. 1983; Master of Arts in Public Management and Governance; seit 2010 Wirtschaftsreferendarin im Referat für Europapolitik der Senatskanzlei Hamburg.

Monika Hartges

geb. 1959; Dr. jur.; sozialwissenschaftliches und juristisches Studium, Erfahrung in beiden Berufsfeldern auch als Lehrbeauftragte und Trainerin; aktuell: Leiterin der Öffentlichen Rechtsauskunft und Vergleichsstelle (ÖRA); erfahrene Mediatorin (BAFM) in verschiedenen Konfliktfeldern und besonders interessiert an den philosophischen und gleichzeitig praktischen Kategorien „Recht“ und „Gerechtigkeit“.

Irina von Jagow

Geschäftsführerin Stiftung Denkmalpflege.

Thomas Kärst

geb. 1967; Studium der Evangelischen Theologie in Hamburg, Buenos Aires und Berlin; Vikarist in Hannover; 1998–2000 Volontär und dann Redakteur beim Evangelischen Pressedienst (epd) in Hannover;

2001–2008 Redakteur bei der Deutschen Presse-Agentur in Hamburg; seit 2008 stellvertretender Pressesprecher der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche für Hamburg.

Birgit Kiupel

geb. 1960; Dr. phil.; Studium der Geschichte, Literaturwissenschaften und Philosophie an der Universität Hamburg und Studium der visuellen Kommunikation an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg; Rundfunkautorin; Vorträge und Veröffentlichungen u. a. zur Sozial-, Geschlechter- und Musikgeschichte in Vergangenheit und Gegenwart; Zeichnerin und Diashowkünstlerin.

Helga Kutz-Bauer

geb. 1939 in Königsberg/Pr.; Dr. phil.; kaufmännische Lehre; Abendabitur; Studium in Hamburg; Diplom 1971; 1971–1974 Mitglied der Bezirksversammlung Eimsbüttel, anschließend bis 1978 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft; 1985–2003 Leiterin der Landeszentrale für politische Bildung in Hamburg; Promotion mit einer Arbeit über die Hamburger Arbeiterbewegung; diverse Veröffentlichungen z. B. zur Arbeiterbewegung; 2008 erschien ihr zweibändiger Roman „Königsberger Schnittmuster/Königsberger Kreuzwege“.

Uwe Lohalm

geb. 1939; Dr. phil.; Studium der Geschichte, Romanischen Philologie, Philosophie und Erziehungswissenschaften an der Universität Hamburg und der Sorbonne in Paris; Lehrer an einem Hamburger Gymnasium und Fachseminarleiter für Geschichte am Staatlichen Studienseminar in Hamburg; 1987 Wechsel als wissenschaftlicher Referent an die damalige Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg; von 1994 bis 1997 stellvertretender Leiter der Forschungsstelle für Zeitgeschichte, von 1997 bis 2004 deren Wissenschaftlicher Direktor; Arbeiten u. a. zur Geschichte der völkischen Bewegung und zur Judenverfolgung sowie zur Verwaltungs- und Sozialpolitik Hamburgs.

Gottfried Lorenz

geb. 1940; Dr. phil.; Staatsexamen; Studium der Geschichte, Germanistik, Soziologie und Skandinavistik; wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der „Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte“ in Bonn; bis Februar 2005 Tätigkeit als Studiendirektor am Gymnasium Glinde in Holstein; diverse Veröffentlichungen zu Geschichte und Skandinavistik; Co-Autor in Zusammenarbeit mit Bernhard Rosenkranz am 2005 erschienenen Buch „Hamburg auf anderen Wegen – Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt“; mit Bernhard Rosenkranz und Ulf Bollmann Herausgeber der Publikation „Homosexuellen-Verfolgung in Hamburg 1919– 1969“ (2009); Co-Autor der Ausstellung „Homosexuellen-Verfolgung in Hamburg“ in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg (2007), der KZ-Gedenkstätte Neuengamme (2008) und in der Diele des Hamburger Rathauses (2009); zahlreiche Vorträge und Führungen zur Verfolgung und Diskriminierung der Homosexuellen im Rahmen dieser Ausstellungen und im Rahmen der Stolperstein-Initiative von Bernhard Rosenkranz und Ulf Bollmann.

Beate Meyer

geb. 1952; Dr. phil.; wurde 1998 an der Universität Hamburg mit einer Arbeit über die Verfolgung „jüdischer Mischlinge“ in der NS-Zeit promoviert; leitete 1999/2000 das Ausstellungsprojekt „Juden in Berlin 1938–1945“ an der Stiftung Neue Synagoge – Centrum Judaicum in Berlin; war 2000/2001 Fellow in Yad Vashem; seit 2001 arbeitet sie mit Unterbrechungen als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für die Geschichte der deutschen Juden, Hamburg; Veröffentlichungen: „Jüdische Mischlinge‘ Rassenpolitik und Verfolgungserfahrungen 1933–1945“ (1999), Herausgeberin zusammen mit Hermann Simon: „Juden in Berlin 1938– 1945“ (2000), Herausgeberin zusammen mit Birthe Kundrus: „Die Deportation der Juden aus Deutschland. Pläne – Praxis – Reaktionen (1938–1945)“ (2004), Herausgeberin: „Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden. Geschichte. Zeugnis. Erinnerung“ (2006); zusammen mit Rita Bake: Leitung des Pro-

jektes „Stolpersteine in Hamburg, eine biographische Spurensuche“.

Thomas Nowotny

geb. 1960; Studium der Humanmedizin in Berlin; Kinder- und Jugendarzt in Stephanskirchen bei Rosenheim.

Ursula Pietsch

geb. 1939; von 1968–2002 Lehrerin für Deutsch und Französisch in Hamburg; seit 2003 im Projekt „Stolpersteine in Hamburg, eine biographische Spurensuche“ für die Walddörfer zuständig; Mitautorin der Publikation „Stolpersteine in Hamburg-Wandsbek mit den Walddörfern“ (2008); Lesungen, Rundgänge, Projekte zur Geschichte der Walddörfer 1933–1945 zusammen mit Eva Lindemann und Klaus Pietsch.

Brita Reimers

geb. 1949; Studium der Literaturwissenschaft, Philosophie und Kunstgeschichte an der Universität Hamburg; Magisterarbeit über Goethe; Verlagslektorin und zeitweilig Pressereferentin; Veröffentlichungen zu Kulturgeschichte, Biografien und Gärten; Herausgeberin der Buchreihe „Gartenkultur“; Konzeptentwicklung und Leitung von Vortragsreihen und Workshops; Mitarbeit an Symposien und Ausstellungen; seit 2008 freiberuflich tätig.

Volker Reißmann

geb. 1966; Diplom-Bibliothekar; Angestellter im Staatsarchiv Hamburg; Lehrbeauftragter an der Hochschule für angewandte Wissenschaften (HAW); Vorstandsmitglied im Verein Film- und Fernsehmuseum Hamburg e. V.; Veröffentlichungen zur Film- und Mediengeschichte, u. a.: „Die Bild-Zeitung als Massenmedium“ (1986), „Fernsehprogrammzeitschriften – ein Überblick über die bundesdeutsche Programmpresse“ (1998), zusammen mit J. W. Frank, Iris Groschek und Reiner Hering: „Der Michel brennt“ (2006), zusammen mit Michael Töteberg: „Mach dir ein paar schöne Stunden – Das Hamburger Kinobuch“ (2009); freier Rezensent für diverse Tageszeitungen und Zeitschriften.

Friedrich Ropertz

geb. 1944; Medienreferent des Jugendinformationszentrums; Video- und Multimediaprojekte.

Susanne Rosendahl

geb. 1962; Grafikerin; seit 2008 im Projekt „Stolpersteine in Hamburg, eine biographische Spurensuche“ zuständig für die Neu- und Altstadt.

Bernhard Rosenkranz

geb. 1959, gest. 2010; Dipl. Ökotrophologe; von 1985 bis 2000 in der Verbraucherzentrale Leiter der Abteilung Verbraucherschutz; neben zahlreichen Broschüren Autor bzw. Co-Autor zahlreicher Sachbücher im Rowohlt-, Germa-Press- und Behr's Verlag; lange Jahre Beschäftigung mit der Geschichte der Homosexuellen in Hamburg; Herausgeber zusammen mit Gottfried Lorenz: „Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt“ (2005), Herausgeber zusammen mit Gottfried Lorenz und Ulf Bollmann: „Homosexuellen-Verfolgung in Hamburg 1919– 1969“ (2009); Anfang 2006 zusammen mit Ulf Bollmann Begründer der Initiative „Gemeinsam gegen das Vergessen – Stolpersteine für homosexuelle NS-Opfer“, die erfolgreiche Arbeit der Initiative wurde für das Engagement des Jahres 2006 mit dem „Goldenen hinnerk“ ausgezeichnet; Ausstellung „Homosexuellen-Verfolgung in Hamburg“ in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg (2007), der KZ-Gedenkstätte Neuengamme (2008) und in der Diele des Hamburger Rathauses (2009); als Co-Autor zusammen mit Folkert Bockentien: Theaterstück „Das Oberlicht. Zur Verfolgung homosexueller Männer“, Uraufführung an der Hamburger Staatsoper am 14. Mai 2007.

Markus Schreiber

geb. 1960; Studium der Mathematik, Chemie und Erziehungswissenschaften; seit Februar 2002 tätig als Bezirksamtsleiter von Hamburg-Mitte.

Katrin Struck

geb. 1965; Dipl. Verwaltungswirtin und Volljuristin; nach verschiedenen beruflichen Stationen in Bremen

(Referendariat), Hamburg (u. a. Senatsamt für die Gleichstellung) und Berlin (u. a. Geschäftsführung einer berufsständischen Kammer) nun Referatsleiterin im Amt für Weiterbildung der Behörde für Schule und Berufsbildung zuständig für den Bereich „Allgemeine Weiterbildung“, u. a. für Aufsicht und Steuerung der VHS, Grundsatzangelegenheiten und Projektförderung der außerberuflichen Weiterbildung.

Joachim Szodrzynski

geb. 1953; 1975–1980 Studium der Philosophie, Germanistik, Politik- und Erziehungswissenschaften an der Universität Hamburg; 1980/1983 Erstes und Zweites Staatsexamen Höheres Lehramt; seit 1984 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH), Arbeitsschwerpunkte: Nationalsozialismus (in Hamburg), Vor- und Frühgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Aspekte der westdeutschen Nachkriegsliteratur.

Michael Töteberg

geb. 1951; Lektor beim Rowohlt-Verlag; Veröffentlichungen u. a.: Monographien über John Heartfield, Fritz Lang, Fellini, Fassbinder und Romy Schneider sowie die Bücher „Filmstadt Hamburg“ (1997) und zusammen mit Volker Reißmann: „Mach dir ein paar schöne Stunden. Das Hamburger Kinobuch“ (2009); Herausgeber u. a. des „Metzler Film Lexikons“ (2005); Mitarbeiter am „Kritischen Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur“ (KLG) sowie am Filmlexikon „CineGraph“.

Hans Walden

geb. 1952; Dr. phil.; Studium der Mittleren und Neueren Geschichte, Politikwissenschaft und Kunstgeschichte mit Abschluss Magister 1981; Promotion 2000 mit einer Dissertation zur Grüngeschichte Hamburgs; seit 1986 Mitarbeiter des Bezirksamts Hamburg-Mitte in verschiedenen Funktionen, jetzt im Fachamt für Stadt- und Landschaftsplanung – Abteilung Bebauungsplanung, dort auch mit bau- und stadtteilhistorischen Fragen befasst; verschie-

dene Publikationen und Forschungen zur Geschichte Hamburgs.

Birgit Waltereit

geb. 1963; Referatsleiterin im Amt für Weiterbildung der Behörde für Schule und Berufsbildung zuständig für den Bereich „Bildungsurlaub/Bildungsfreistellung“.

Frauke Wiegmann

geb. 1952, Dipl. Sozialpädagogin und Dipl. Soziologin, Leiterin des Jugendinformationszentrums (JIZ). Jugendschutzsachverständige in den Selbstkontroll-einrichtungen für Film (FSK), Fernsehen (FSF) und Computerspiele (USK), Länderbeisitzerin bei der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien (BPjM), Mitglied der Kommission für Jugendmedienschutz (KJM).